
PROPERTY OF THE
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

# ARCHIV

FÜR

# LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

OBERBIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

XV. Band.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1887.

# Inhaltsverzeichniss.

## Eginhard und Emma.

### Eine deutsche Sage und ihre Geschichte[1]).

Ein Vortrag

von

HERMANN VARNHAGEN.

Karl d. Gr. war mit Töchtern reich gesegnet; er hatte deren ausser zwei, wie es scheint, früh verstorbenen sieben: Hruodrud, Bertha, Gisla, Theoderada, Hiltrud, Ruodhaid und Adaltrud, die alle von ungemeiner Schönheit gewesen sein sollen. Es wäre ihm ohne Zweifel ein leichtes gewesen, dieselben an seine Grossen oder anderweitig zu verheiraten. Um so auffallender muss es erscheinen, dass keiner derselben dieses Los zu Theil geworden ist. Karls Freund und Biograph Eginhard berichtet uns, der Kaiser habe erklärt, ohne ihre Gesellschaft nicht leben zu können. Aber die Historiker gehen wol kaum fehl, wenn sie hinter diesen Worten politische Gründe suchen: Karl mochte in seinen Schwiegersöhnen gefährliche Feinde befürchten.

Nur einmal scheint Karl Willens gewesen zu sein, eine Ausnahme zu machen, indem er seine Tochter Hruodrud dem griechischen Kaiser Konstantin VI. versprach. Aber auch aus dieser Heirat ist nichts geworden.

Doch wussten Karls Töchter oder wenigstens einige derselben, da ihnen die Pforten der Ehe verschlossen waren, sich auf andere Weise zu entschädigen, wozu bei ihnen um so

1) Der folgende Vortrag beruht auf meinen Untersuchungen über die Sage in meiner Schrift über Longfellows Tales of a Wayside Inn (1884). Dass manches aus dieser Arbeit wörtlich in diesen Vortrag übergegangen ist, muss erwähnt werden.

grössere Neigung und um so geringere Bedenken vorhanden sein mochten, als bekanntlich Karls Hof nichts weniger als ein Muster von Sittenreinheit war und der Kaiser selbst nicht in jeder Hinsicht das beste Beispiel gab. So stand die älteste, Hruodrud, in intimen Beziehungen zu dem Grafen Rorich, und die zweite, Bertha, in eben solchen zu Karls vertrautem Freunde Angilbert, dem sie zwei Söhne schenkte, von denen der eine der Geschichtschreiber Nithard ist.

Gewiss mit Recht hat man in diesen Liebeshändeln, speciell in dem schliesslich von Karl geduldeten Verhältnisse Angilberts zu Bertha, den Ursprung der Sage von Eginhard und Emma (Imma) zu erkennen geglaubt. Denn dass man es mit einer Sage zu thun hat, geht daraus hervor, dass Eginhards Frau Emma keine Tochter Karls war und dieser überhaupt keine Tochter dieses Namens gehabt hat. Man wird sich die Sache etwa folgendermassen zu denken haben. Es gieng am Hofe Karls die Rede — vielleicht auf Wahrheit begründet —, der Kaiser habe einst, als er von dem Verhältnisse noch nichts wusste, Angilbert bei seiner Tochter Bertha betroffen, worauf eine peinliche Scene, eine zeitweise Erkaltung der Beziehungen zwischen dem Monarchen und seinem Freunde, später aber eine Aussöhnung erfolgt sei, während jenes Verhältniss, fortan vom Kaiser geduldet, fortbestand. Dieses pikante Geschichtchen der chronique scandaleuse verbreitete sich, wie natürlich, weiter und erhielt sich auch, als die betheiligten Personen schon längst gestorben waren. Dabei trat aber im Volksmunde, wie das bei dergleichen Dingen häufig der Fall ist, eine Verwechselung der Personen ein: Eginhard trat an Angilberts Stelle. Nun lebte aber der Name und das Andenken der Gemahlin des ersteren im Volke noch fort, und so wurde Emma zu einer Tochter Karls.

Wie begreiflich eine solche Verwechselung Eginhards mit Angilbert ist, führt ein Historiker[1]) aus: „Von seiner frühesten Kindheit an lebte Angilbert an Karls Hofe, war wie Eginhard sein Umgang im täglichen Leben, sein treuer und brauch-

1) Otto Abel in seiner deutschen Uebersetzung von Eginhards Biographie Karls.

barer Diener in öffentlichen Geschäften, der Genosse seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Wie Eginhard war er ein Schüler Alkuins, der ihn sehr hoch stellte, und gab jenem, was gelehrte Bildung betrifft, wol kaum etwas nach. Auch er benützte sein schriftstellerisches Talent dazu, seinen Erzieher und Freund zu verherrlichen. Wie Eginhard endlich trat auch er später in den geistlichen Stand."

Erhalten ist uns die Sage von Eginhard und Emma in dieser ihrer ältesten, einfachsten Gestalt mehrfach, wenn auch meist die Namen der Personen verschwunden oder durch andere ersetzt sind. Es gibt eine im Mittelalter weit verbreitete und in den verschiedensten Sprachen bearbeitete Sage, welche die Thaten der beiden einander zum verwechseln ähnlichen Freunde Amicus und Amelius zum Gegenstande hat, die beide im Dienste Karls d. Gr. stehen. In derselben findet sich die folgende Episode. Belixenda, die Tochter Karls, hat ein heimliches Liebesverhältniss mit Amelius, der ihres Vaters Truchsess ist. Dasselbe wird durch Ardericus dem Kaiser verrathen. Aber Amelius leugnet. Zu dem in Folge dessen angesetzten Zweikampfe mit Ardericus begibt sich aber nicht Amelius, der schuldig war und deshalb unterlegen sein würde, sondern Amicus, auf dem Rosse und angethan mit den Kleidern seines Freundes. Er besiegt und tödtet den Verräther, worauf Karl ihm seine Tochter zur Frau gibt, die dann Amelius in Empfang nimmt. — Schält man sich hier heraus, dass eine Tochter Karls ein geheimes Liebesverhältniss mit einem in ihres Vaters Diensten stehenden Manne hat und der Vater endlich die liebenden vereinigt, so wird man nicht zweifeln, hier unsere Sage vor sich zu haben.

Dieselbe begegnet uns ferner auf der pyrenäischen Halbinsel in mehreren alten spanischen und portugiesischen Romanzen, die aber alle nur verschiedene Redactionen eines einzigen verloren gegangenen Originales sind; und zwar geben im allgemeinen die portugiesischen dieses Original treuer wieder als die spanischen. Eginhard hat seinen Namen hier in Eginaldo, Reginaldo, Gerinaldo oder ähnlich verwandelt. Der König und seine Tochter sind namenlos; nur einmal heisst letztere Enilda, eine Form, in welcher man eine Entstellung aus Emma ver-

muthen darf. Eine der portugiesischen Romanzen sei hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilt.

„Gerinaldo, Gerinaldo,
Lieblingspage deines Königs,
Möchtest du, o Gerinaldo,
Mit mir süsser Liebe pflegen?"

‚Meine hohe Herrin seid Ihr,
Ihr treibt Euren Scherz mit mir nur.'

„Scherz nicht treib' ich, Gerinaldo,
Ernst gemeint ist meine Frage."

‚Saget mir, o meine Herrin,
Welche Stunde darf ich kommen.'

„Komme zwischen ein und zwei Uhr,
Wenn im Schlafe liegt mein Vater."

Noch nicht ein Uhr war's, da stand schon
Gerinaldo an dem Pförtchen,
Ohne Schuh und ohne Strümpfe,
Dass Geräusch er nur nicht mache.

„Wer pocht da an meiner Thüre,
Wer ist der, der sich erdreistet?"

‚Gerinaldo ist's, o Herrin,
Der hier kommt, wie ihm geheissen,
Ohne Schuh und ohne Strümpfe,
Dass Geräusch er nur nicht mache.'

„Lege ab da deine Rüstung
Und belust'ge dich mit mir hier."

Einen Traum der König träumte;
In demselben sah er deutlich,
Dass entehrt die Tochter werde
Oder ihm das Schloss geplündert.
Er erhob sich aus dem Bette,
Angst und Schreck in seinem Herzen,
Nahm zur Hand das Schwert das scharfe
Und das ganze Schloss durchsucht' er.
Schlafend fand er die verliebten.

„Um zu tödten Gerinaldo,
Habe ich ihn aufgezogen?
Wenn ich tödte die Infantin,

Ist das Reich für mich verloren.
Zwischen sie leg' ich das Schwert hin,
Das als Zeichen ihnen diene."

Gerinaldo bald erwachte,
Todt vor Schreck mehr als lebendig.

„Nicht erschreck dich, Gerinaldo,
Dass mein Vater uns gesehen;
Hätte er uns tödten wollen,
Würd' er es gethan schon haben.
Nicht erschreck dich, Gerinaldo,
Such den König auf im Schlosse."

„Woher kommst du, Gerinaldo,
Woher kommst du, bleich im Antlitz?"

‚Von des Flusses Ufer komm' ich,
Herr, wo ich des Waidwerks pflegte.'

„Lüge nicht, o Gerinaldo,
Der du niemals mich belogen."

‚Herr, besprengt hab' ich die Blumen,
Die danach gar sehr verlangten.'

„Nimm die Tochter denn zum Weibe,
Und sie dich zu ihrem Gatten."

Auch auf italienischem und deutschem Boden kommt die Sage in Bearbeitungen des 14. bis 16. Jahrhunderts vor. So in Boccaccios Decameron (V, 4); doch ist sie hier mit zu obscoenen Details ausgeschmückt, als dass an dieser Stelle näher darauf eingegangen werden könnte. Dasselbe gilt von zwei metrischen Bearbeitungen, einer ebenfalls in italienischer, einer anderen in deutscher Sprache, beide „die Nachtigall" betitelt. Fern von solchen anstössigen Beigaben ist dagegen eine den angeführten nahe stehende Darstellung, welche Jörg Wickram von Kolmar, bekannt als der eigentliche Begründer des deutschen Prosaromans, im J. 1557 in die zweite Auflage seiner Schwanksammlung „Rollwagenbüchlein" aufnahm. Die Tochter eines Grafen von Paris wird von einem jungen Edelmanne, der in ihres Vaters Diensten steht, geliebt. Sie verabredet mit ihm ein nächtliches Rendezvous in ihres Vaters Garten, zu welchem sie ihm den Schlüssel gibt. Da der Graf früh am Morgen nicht mehr schlafen kann, macht er einen

Spaziergang in den Garten, wo er die liebenden schlafend findet. Ohne ein Wort zu sagen, kehrt er in das Haus zurück, befiehlt nachher der Tochter und dem Edelmanne in die Kirche zu gehen, um die Messe zu hören, lässt beide daselbst an den Altar treten und sie, ohne dass sie davon vorher etwas erfahren haben, von dem Caplane trauen.

Besonders interessant ist endlich noch die Erhaltung der älteren Gestalt der Sage in einer arabischen Quelle. Sie findet sich nämlich, zu einem umfangreichen Romane verarbeitet, der die Tendenz einer Verherrlichung des Islams gegenüber dem Christenthume verfolgt, in „Tausend und Einer Nacht", in der „Erzählung von Nureddin Ali und Maria der Gürtelmacherin". Maria — dies ist in Kürze der Inhalt dieser Erzählung[1]) — war die Tochter des Königs von Frankreich, welche eine ungemein sorgfältige Erziehung erhielt, in Beredsamkeit und Schreibkunst ebenso ausgebildet ward, wie in Ritterlichkeit und Tapferkeit, besonders aber Kunstfertigkeit in allerlei weiblichen Handarbeiten erlangte, von deren einer sie nachher ihren Beinamen „Gürtelmacherin" bekam. Viele Könige freiten um sie, doch alle wies ihr Vater zurück, weil er sie ungemein liebte und auch keinen Augenblick von ihr getrennt sein mochte. Einst erkrankte sie sehr und that das Gelübde, im Falle ihrer Genesung ein gewisses in hohem Ansehen stehendes Kloster, das auf einer Insel lag, zu besuchen. Als sie genesen war, sollte ein kleines Schiff sie in das Kloster bringen; doch dasselbe wurde von muhamedanischen Piraten gekapert, welche die Prinzess in Kairuwan an einen persischen Kaufmann verkauften. Diesen pflegte sie in seiner Krankheit so aufopfernd und treu, dass er ihr auf ihren Wunsch versprach, sie nur einem solchen Manne weiter zu verkaufen, den sie lieben würde. Der Perser führte sie in den Islam ein und verkaufte sie nachher in Alexandrien an Nureddin, mit dem sie ein sehr inniges und fröhliches Liebesleben führte. Doch der Frankenkönig schickte seinen einäugigen und lahmen, aber sehr listigen Vezier, um der geraubten auf die Spur zu kommen,

1) Nach Professor Bachers Mittheilung in der Zeitschrift d. deutsch. morgenländ. Gesellschaft 1880. Auch die Bemerkungen Bachers dazu sind verwerthet worden.

und es gelang diesem wirklich, dieselbe wieder in ihre Heimat zurückzubringen. Nureddin zog der verlorenen geliebten ins Frankenland nach und zum gefangenen gemacht, ward er als Diener bei einer Kirche verwendet und kam dann oft mit Maria zusammen. Endlich entschlossen sie sich zur Flucht. Der König aber setzte ihnen mit Heeresmacht nach, und Marias Bruder Bertot holte sie ein. Derselbe forderte seine Schwester zur Rückkehr auf, doch vergebens; sie fochten mit einander und die waffenkundige Königstochter tödtete jenen und nach ihm in derselben Weise noch zwei weitere ihrer Brüder. — Nun sandte der König von Frankreich ein Schreiben an den Kalifen, den Fürsten der Gläubigen Harun al-Raschid mit der Bitte, er möge in allen Ländern der Moslimen die flüchtige Maria suchen lassen und sie dem Vater zusenden. Der Kalif liess die nöthigen Befehle ergehen, und die flüchtigen wurden in Damascus eingebracht. Von hier führte man sie nach Bagdad vor den Kalifen, der an ihnen Gefallen fand und sich ihre Geschichte erzählen liess. Als er dann Maria den Wunsch ihres Vaters mittheilte, legte sie in begeisterten Worten das muhamedanische Glaubensbekenntniss ab und flehte um seinen Schutz. Harun verheiratete nun die beiden liebenden gesetzlich und wollte den abgesandten des Königs, der keck die Vollziehung seines Auftrags forderte, tödten. Doch Maria bat, selbst seine Enthauptung vornehmen zu dürfen. Nureddin liess nunmehr auch seine Eltern nach Bagdad kommen, und sie lebten vereint in Freuden und hochangesehen bis zu ihrem Tode.

Dass in dieser Erzählung mit dem Könige von Frankreich kaum ein anderer als Karl d. Gr. gemeint sein kann, geht daraus hervor, dass jener ein Zeitgenosse Harun al-Raschids ist, wie denn auch die Botschaft jenes an den Kalifen an die Gesandtschaft erinnert, welche Karl an diesen schickte. Dazu passt durchaus, dass der Vater Maria keinem Freier geben will, ganz wie Karl es mit seinen Töchtern machte. Nicht minder auch, dass Maria eine ungemein sorgfältige Erziehung erhält und Kunstfertigkeit in weiblichen Handarbeiten erlangt. „Die Erziehung seiner Kinder, sagt Eginhard in seiner Biographie, richtete Karl so ein, dass Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden. Dann mussten

die Töchter sich mit Wollarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen.“ Ausserdem wird man in der besonderen Hervorhebung der Geschicklichkeit Marias in Handarbeiten, sowie besonders in dem Beinamen „Gürtelmacherin“ einen Einfluss der Sage von Bertha der Spinnerin erblicken dürfen, während die Waffentüchtigkeit aus anderen Erzählungen von waffenkundigen Weibern auf sie übertragen ist. Die Charakteristik Nureddins, der als ein furchtsamer, unmännlicher, dem Waffenhandwerk abgeneigter Mann geschildert wird, darf man wol als ein vergröbertes Spiegelbild Eginhards betrachten, insofern als letzterer, wenn auch nicht der Geheimschreiber und Erzcaplan Karls, wozu ihn erst die spätere Sage gemacht hat, vielmehr, wie man es bezeichnet hat, eine Art von Minister der öffentlichen Arbeiten, doch jedesfalls ein Gelehrter war, der in der Handhabung der Waffen wol kaum besonders geschickt gewesen sein mag.

Die Sage von Eginhard und Emma hätte vielleicht in Wickrams Schwankbuche als der spätesten Darstellung, der wir begegnet sind, ihr Ende gefunden, hätte sie nicht durch Verschmelzung mit einer anderen, ihr ursprünglich ganz fern stehenden Erzählung einen erhöhten Reiz und neue Lebenskraft gewonnen. Diese Verschmelzung ist schon im 12. Jahrhundert oder noch früher erfolgt, während die Sage daneben in ihrer älteren, einfacheren Gestalt, wie wir gesehen haben, noch Jahrhunderte lang fortbestand. Ein unbekannter Mönch des Klosters Lorsch bei Worms, der im 12. Jahrhundert die auf sein Kloster bezüglichen Urkunden zusammenschrieb (die sogen. Lorscher Chronik), benutzte die Erwähnung einer von Eginhard gemachten Schenkung, um die Sage, wie er sie vermuthlich mündlicher Ueberlieferung entnahm, aufzuzeichnen. Was er berichtet, ist folgendes.

Eginhard, der Erzcaplan und Geheimschreiber des Kaisers Karl, am königlichen Hofe wegen seiner hervorragenden Dienste von allen werth gehalten, wurde von der Tochter des Kaisers selbst, Namens Emma, die mit dem Könige der Griechen verlobt war[1]), heiss geliebt. Einige Zeit war verflossen, und ihre

1) Wie bemerkt, war es Hruodrud, die mit Konstantin verlobt war.

gegenseitige Liebe wuchs von Tag zu Tag. Aber die Furcht vor dem Zorne des Königs hielt sie ab, die Gefahr einer Zusammenkunft zu wagen. Doch

„Heisse Liebe siegt über alles“[1]).

Als der treffliche Mann endlich von unheilbarer Liebe glühte und sich nicht durch einen Boten dem Ohre der Jungfrau zu nahen wagte, fasste er zuletzt Muth und schlich zur Nachtzeit zu dem Gemache des Mädchens. Dort klopfte er leise und wurde eingelassen, indem er that, als ob er der Jungfrau eine Botschaft vom Könige auszurichten habe; sobald er aber mit ihr allein war, wechselten sie trauliche Reden, küssten sich und folgten dem Drange der Liebe. Als er nun vor Anbruch des Tages in der Stille der Nacht dahin zurückkehren wollte, woher er gekommen war, bemerkte er, dass inzwischen unerwartet ein starker Schneefall gewesen war, und wagte nicht fortzugehen, um nicht durch seine männlichen Fussstapfen verrathen zu werden. Als sie nun in ihrer Noth beriethen, was zu thun sei, kam das schöne Fräulein, welchem die Liebe Kühnheit verlieh, auf den Einfall, sie wolle sich bücken und ihn auf ihren Rücken nehmen, ihn so noch vor Tag bis in die Nähe seiner Wohnung tragen, hier ihn niedersetzen und dann wieder genau in ihre Fussstapfen tretend zurückkehren. Dieselbe Nacht hatte der Kaiser, wie man glaubt nach einer besonderen göttlichen Schickung, schlaflos zugebracht. In der ersten Dämmerung stand er auf, und als er aus seinem Palaste schaute, sah er, wie seine Tochter unter ihrer Last dahinschwankte und kaum gehen konnte, dann, sobald sie ihre Bürde an dem bestimmten Orte abgesetzt hatte, schnellen Schrittes zurückkehrte. Der Kaiser sah sich, von Staunen wie von Schmerz ergriffen, den ganzen Hergang an, beherrschte sich jedoch, da er glaubte, es geschehe das nicht ohne göttliche Fügung, und beobachtete einstweilen Stillschweigen über das, was er gesehen. Unterdessen fand Eginhard, dem das Gewissen schlug und der wol wusste, dass die Sache auf keinen Fall seinem Herrn lang verborgen bleiben könne, endlich Rath in seiner Noth: er trat vor den Kaiser

1) Ein Citat aus Virgil, wo jedoch „Arbeit“ anstatt „Liebe“ steht.

und bat ihn auf seinen Knien um seine Entlassung, indem er erklärte, seine vielen und grossen Dienste würden nicht, wie sie es verdienten, belohnt. Auf diese Worte hin liess der Kaiser sich nicht das geringste merken und schwieg lang. Hierauf versicherte er ihn, er werde seiner Bitte baldmöglichst entsprechen, und setzte einen Tag fest, auf den er sogleich seine Räthe, die Grossen seines Reichs und die übrigen, die ihm sonst nahe standen, zu sich entbot. Als diese glänzende Versammlung seiner verschiedenen Würdenträger sich eingefunden hatte, hub er an, seine kaiserliche Majestät sei schwer beschimpft und missachtet worden durch die unwürdige Verbindung seiner Tochter mit seinem Schreiber, und er empfinde darüber keinen geringen Zorn. Dann forderte er sie auf, ihm ihren Rath und ihre Meinung darüber kundzugeben. Sie aber waren getheilt in ihren Ansichten und schlugen mancherlei harte Strafen gegen den vor, der sich so vergangen. Einige indessen zeigten sich um so milder, je verständiger sie waren, und baten den König inständig, er möge die Sache selbst prüfen und nach der ihm von Gott verliehenen Weisheit eine Entscheidung zu treffen geruhen. Als nun der König die verschiedenen Ansichten erwogen hatte, sprach er: „Ich will ob dieser betrübenden That über meinen Schreiber keine Strafen verhängen, durch welche die Schande meiner Tochter eher vergrössert als verringert werden würde. Vielmehr halten wir es für würdiger und dem Ruhme unseres Reiches angemessener, es ihrer Jugend zu verzeihen, sie durch eine rechtmässige Ehe zu verbinden und so eine schimpfliche Sache mit dem Schleier der Ehrbarkeit zu bedecken.“ Als der König diesen Spruch verkündet hatte, entstand eine grosse Freude. Inzwischen wurde Eginhard hereingerufen. Als er eintrat, grüsste ihn der König unerwartet freundlich und sprach zu ihm mit heiterem Gesichte: „Schon neulich ist Euere Klage uns zu Ohren gekommen, dass wir Euere Dienste bisher nicht so, wie es einem Könige geziemte, belohnt hätten. Ich werde Eueren Beschwerden durch das köstlichste Geschenk abhelfen, und damit ich Euch auch ferner wie bisher mir treu und wolgesinnt erfinden möge, will ich Euch meine Tochter in Euere Gewalt und zum Weibe geben, Euere Trägerin nämlich, die

schon neulich hochgeschürzt sich willfährig genug zeigte, Euer Joch auf sich zu nehmen.“ Sofort ward Emma, umgeben von zahlreichem Gefolge, hereingeführt und hocherröthend aus der Hand des Vaters in die Eginhards gegeben.

Neu ist in dieser — oben etwas gekürzten — Aufzeichnung des Lorscher Mönches der Zug des tragens durch den Schnee. Man darf annehmen, dass dies ein ursprünglich selbständiger Schwank ist, der aber durch den Volksmund mit der Sage von Eginhard und Emma in Verbindung gebracht worden ist. Man ist hiezu einmal dadurch berechtigt, dass in allen den früher besprochenen Quellen, der Sage von Amicus und Amelius, den spanisch-portugiesischen Romanzen, in „Tausend und Einer Nacht“ sowie bei Wickram und in den zunächst verwandten Darstellungen, sich keine Spur von einem solchen Zuge findet; dann aber auch weil jene Erzählung auch an andere Personen geknüpft auftritt. Der englische Chronist Wilhelm von Malmesbury, der ungefähr um dieselbe Zeit schrieb, in welcher die Lorscher Chronik entstand, wahrscheinlich noch mehrere Decennien früher, — und nach ihm spätere Chronikenschreiber — berichtet eben diese Schneegeschichte von einer Schwester Kaiser Heinrichs III. und einem Geistlichen desselben. Nur werden die leichtfertigen hier nicht durch die Ehe vereinigt.

Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Lorscher Chronik aus dem Staube der Klosterbücherei hervorgeholt und veröffentlicht wurde, erstand auch die Sage von Eginhard und Emma zu neuem Leben. Der berühmte Philologe Justus Lipsius hielt 1613 die „scherzhafte Erzählung“, wie er sie nennt, für passend zur Aufnahme in seine „Politischen Warnungen und Beispiele“, und Zincgref wies ihr 1626 einen Platz an in „Der Teutschen scharpfsinnigen klugen Sprüchen“. Der holländische Dichter Caspar Barlaeus († 1648) behandelte die Sage in fast 700 lateinischen Hexametern in seiner „Männertragenden Jungfrau“, wobei er mehrere neue Züge einfügte. Am Hofe findet ein grosses Fest mit allerhand Aufführungen und Reigentänzen statt. Bei den letzteren wirkt auch Eginhard mit, welcher — ganz im Gegensatze zur Wirklichkeit — als ein Wunder von Schönheit geschildert wird. Emma hat hier

Gelegenheit, seinen schönen Körperbau zu bewundern, und entbrennt in heftiger Liebe zu ihm. Nachdem sie eine Zeit lang ihre Leidenschaft bekämpft hat, citiert sie ihn endlich in einem langathmigen Briefe zu sich, unter dem Vorgeben, unter seiner Leitung sich in der Schreibkunst vervollkommnen zu wollen. Eginhard erscheint, und der Unterricht beginnt sogleich, jedoch nur um durch eine Liebeserklärung und, was ihr folgt, ein baldiges Ende zu finden. (Diesen ganzen Zug hat der Dichter der Liebesgeschichte von Abälard und Heloise entlehnt.) Als die schuldigen später vor den Gerichtshof geführt werden, nimmt ein jeder von ihnen, um den anderen zu retten, die ganze Schuld für sich in Anspruch, wodurch der Kaiser so gerührt wird, dass er ihnen verzeiht.

Im wesentlichen nichts als eine breitgetretene, durch Einführung einer neuen Person, Adelheid, Emmas Kammerfrau, sowie Einstreuung einiger poetischer Ergüsse erweiterte Prosaauflösung dieses lateinischen Gedichtes ist der deutsche Roman des Pegnitz-Schäfers Omeis, der norische Damon genannt: „Die in Eginhard verliebte Emma“ (1680).

Dass Hofmannswaldau in den ein Jahr früher erschienenen „Heldenbriefen“ sich die Sage nicht entgehen liess, ist zu erwarten; er brachte sie sogar an erster Stelle.

Nachdem noch Langbein in seinem ersten längeren Gedichte den Stoff behandelt und sich damit Bürgers Anerkennung erworben hatte, der ihm von einer Strophe schrieb: „Ich möchte Sie todtschlagen, um diese Strophe für die meinige ausgeben zu können“, eröffnete Benedicte Naubert die lange Reihe ihrer historischen Romane mit der „Geschichte Emmas“ (1785). Die eigentliche Sage ist hier, abgesehen von einem doppelten Quiproquo — Emma hält Eginhard für einen Fürsten und er sie für ein einfaches adeliches Fräulein — unverändert geblieben. Doch laufen mehrere andere Liebesgeschichten neben jener her, die aber mit derselben keinen inneren Zusammenhang haben. Die Entwickelung wird fortwährend durch unendlich lange Berichte und Briefe, die nur auf die Nebenpersonen Bezug haben, unterbrochen, wie überhaupt die Technik höchst unbeholfen und mangelhaft ist. Man fühlt sich erleichtert, wenn man die mehr als 700 Seiten pflichtschuldigst durchgelesen hat.

Sehr gewonnen hat der Stoff unter der Hand Millevoyes. Sein „Emma und Eginhard“ gehört zu seinen besten Leistungen. Der französische Dichter hat es verstanden, um das ganze — trotz dem Fehltritte — einen lieblichen Duft der Keuschheit zu verbreiten. Das Verhältniss Eginhards zu Emma hebt er sehr: edle, reine Liebe ist es, was sie zusammenführt. Nicht das Gemach Emmas ist der Ort, wo sie sich heimlich sehen, sondern ein stilles Plätzchen unter den Balcons des Palastes, wo das Laubwerk sie verbirgt.

Dorthin kam täglich unter die Balcons
Zu diesem stillen Plätzchen Eginhard,
Erzählte von des Tages Last und Mühe;
Dann schieden sie auf wiedersehn im Traume.

Aber ihr Glück soll gestört werden. Karl will in den Krieg ziehen, und Eginhard soll ihn begleiten. Traurig sucht dieser am Abend den bekannten Platz auf, um Emma zu sehen — vielleicht zum letzten Male, denn am folgenden Tage wird das Heer ausziehen. Aber der Sturm heult und macht es ihnen unmöglich, sich zu verstehen. Da bittet Eginhard, auf seine edle und reine Liebe sich berufend, mit ihr in ihrem Gemache Zuflucht suchen zu dürfen. Widerstrebend willigt sie ein. Beide betreten dasselbe ohne böse Absicht. Erst hier, im verführerischen Halbdunkel des Zimmers, bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung wird unter Küssen das Verlangen in beiden erweckt. Emma bittet ihren geliebten, zu fliehen. Er aber verweist darauf, dass es vielleicht das letzte Mal sei, dass sie sich sehen, und bleibt. Unter diesen Umständen erfolgt der Fehltritt. — Am folgenden Morgen verlässt Eginhard nicht „auf ihr sitzend“, wie in der Lorscher Chronik, das Haus; sondern der Dichter lässt, indem er diese komische und zu seiner Auffassung nicht passende Position modificiert, ihn von Emma auf ihren Armen hinausgetragen werden:

Sie nimmt auf ihre Arme den geliebten,
Indem vor Angst sie und vor Liebe bebt,
Und trägt ihn fort; der lose Schnee dumpf knarrend
Gibt nach dem Drucke ihrer zarten Füsse.

Recht effectvoll weiss Millevoye den Schluss zu gestalten. Nach der verhängnissvollen Nacht citiert Karl die liebenden

vor sich, hält Eginhard in strengem Tone sein Vergehen vor und verlässt den Sal mit der Erklärung, er werde sofort zurückkehren, um ihnen seinen Beschluss mitzutheilen. Sie bleiben allein, beide Eginhards Todesurtheil erwartend. Da erscheint der Kaiser wieder, von seinen Paladinen und Grossen begleitet, und nimmt auf dem Throne Platz:

„Gerecht ist der Beschluss, den ich verkünde;
Ich weiss zu strafen, ich weiss zu belohnen.
Wenn irgend wer von mir verdient hat Lohn,
Ist's Eginhard! Sei, Eginhard, mein Eidam!"

Dem schönen Gedichte Millevoyes tritt ein anderes französisches würdig zur Seite, „Der Schnee" von Alfred de Vigny, verfasst 1830. Vigny ist es in noch höherem Masse als seinem Landsmanne gelungen, die anstössige Seite des Motivs in den Hintergrund treten zu lassen. Dabei ist seine Behandlung eine eigenartige. Er entrollt eigentlich nur, indem er erst da einsetzt, wo der Fehltritt bereits geschehen ist, zwei Bilder vor unseren Augen.

I.

Wol sind sie klein, im Schnee die beiden Füsschen.
Doch, selbst nicht sichtbar, hinter seinem Fenster
Der König schaut und wünscht, er sähe nicht:
Er fürchtet seinen Zorn und seine Macht.

Die dunkle Stirn, von weissem Haar umwallt,
Mit tiefen Falten, trägt der Krone Eisen;
Sein reiches Kleid ist Purpursamt, und drüber
Hat er ein schweres Bärenfell geworfen.

Er starrt nach vorn gebeugt, die dunklen Scheiben
Bedeckt sein Seufzen ganz mit einer Wolke.
Der Marmor hallt, von schwerem Fuss getroffen,
Wol zwanzig Mal von der Sandale wieder.

Bist, weisse Emma, du's, Princess von Gallien?
Welch eine Liebeslast trägt deine Schulter?
Den Pagen Eginhard; ihn hat der Tag
In dem geheimen Thurme überrascht.

Sanft schlingt sein Arm sich um den Schwanenhals,
Sanft streift die Lippe eine schwarze Flechte,
Die Wange und den Rücken, dessen Weisse
Beschämt den Hermelin, der ihn bedeckt.

Erfüllt von Angst hält er zurück den Athem:
So meint er ihr die Mühe zu erleichtern;
Er seufzt ob seiner Last, beklagt die Füsschen,
Die seine Hand am Abend trocknen will.

Doch Emma rühmt, kurz rastend, ihren Gang,
Wie sicher der, beruhigt lächelnd ihn,
Fleht, dass durch einen Kuss er neu sie stärke;
Dann schwankt sie weiter und durchmisst den Hof.

Doch horch! Soldatenstimmen in den Hallen.
Bewaffnete versperren alle Wege.
Den Banden Eginhard entschlüpft und springt
Von Emmas Arm, die in den seinen sinkt.

II.

Auf hohem Thron mit reichem Purpurrücken,
Umwogt von deutschen Bannern sitzt der Kaiser.
Die Paladine — zwölf — stehn auf den Stufen
In ihrer goldgestickten Mäntel Pracht.

Es stützt den starken Arm ein langes Schwert,
Ins Blut der Sachsen neun Mal eingetaucht;
Auf ihren Schilden schlingt sich in drei Farben
Ihr Wahlspruch um besiegter Kön'ge Namen.

Rings unter dreigetheilten maur'schen Säulen
Sind hünenhafte Krieger aufgestellt;
Geschlossen ist der reichgeschmückte Helm,
Und kaum dringt durchs Visier der Augen funkeln.

Die Hände faltend, auf dem Boden knieend,
Eins für das andre suchend ein Gebet,
Die schönen Kinder zitterten, die Stirn
Gesenkt, bald bleich vor Furcht, bald roth vor Scham.

Die tiefste Ruhe, eis'ges Schweigen herrschte.
Im stillen segnend seine blonden Locken,
Wirft Eginhard, wie unter einem Schleier,
Nach der geliebten furchtsam einen Blick.

In ihren Händen Emma birgt ihr Haupt,
Erwartend das Gewitter, das im Anzug;
Doch da noch alles still bleibt, wirft sie kühn
Durch ihre schönen Finger einen Blick.

Der Kaiser lächelte, im Auge Thränen,
Die seine Züge unaussprechlich hoben;

Er rief Turpin, den Bischof seines Hofs,
Mit milder Stimme sprach er: „Segne sie!"

Auf französischem Boden hat die Sage ihre schönste und edelste Behandlung gefunden. An Millevoye und Vigny reicht keiner der übrigen Bearbeiter heran, denen in Deutschland noch Wolfgang Müller von Königswinter, in Amerika Longfellow hinzuzufügen sind.

Dass auch die Bühne sich einen so dankbaren Stoff nicht hat entgehen lassen, ist natürlich. Im J. 1801 veröffentlichte Franz Kratter „Eginhard und Emma, ein Schauspiel in fünf Aufzügen". Der Dichter hat — wol nach der Naubert — eine Werbung des eben bekehrten Wittekind um Emmas Hand in das Stück verflochten, ausserdem Alkuin sowie Angilbert Rollen in demselben zugetheilt. — Zehn Jahre später lieferte de la Motte Fouqué eine Dramatisierung in gebundener Rede. Die Personen sind durch den sächsischen Ritter Degenwerth, den griechischen Gesandten Arsaphius, der für seinen Kaiser um Emmas Hand zu werben gekommen ist, einen Köhler und einige Nebenpersonen vermehrt. Nicht ohne Geschick hat der Dichter die Thatsache, dass Karl an den alten Volksliedern Gefallen fand und sie sammeln liess, eingewoben. Sonst führt er, von Einzelheiten abgesehen, nur seine Vorlage weiter aus, wobei man allerdings öfter durchfühlt, dass es ihm nicht leicht geworden ist, dem Stoffe die nun einmal erforderliche Ausdehnung zu geben. — Auber componierte die Oper „Der Schnee", deren Libretto Scribe und Delavigne verfassten.

In einer Gruppe von Bearbeitungen liegt eine abermals erweiterte Gestalt der Sage, wie sie die Lorscher Chronik verzeichnet, vor, indem die beiden liebenden von Karl verbannt werden oder heimlich fliehen und längere Zeit in den dürftigsten Verhältnissen am Spessart in Mühlheim a. M., später Seligenstadt genannt, leben, wo sie eine Wirthschaft betreiben, bis sie von Karl, der sich auf der Jagd verirrt hat oder aber seine Tochter zu suchen ausgezogen ist, gefunden und an einer von Emma bereiteten Speise erkannt werden, worauf er alles verzeiht. Die Sage in dieser Form ist dem Volksmunde der Umgegend von Seligenstadt entnommen worden, wo Eginhard

und Emma eine Abtei gründeten und eine Kirche erbauten, in welcher sie begraben liegen und Verehrung geniessen. Daraus, dass die Sage mit diesem Schlusse sich nirgends in älterer Zeit aufgezeichnet findet, scheint man geschlossen zu haben, dieselbe habe sich in jener Gegend unabhängig von der schriftlichen Ueberlieferung durch mündliche Tradition von alten Zeiten her erhalten. Wenn man aber auf dem weiten Gebiete der Sagen Umschau hält, so gelangt man bald zu der Ueberzeugung, dass dieser Schluss ursprünglich eine selbständige, mit der Sage von Eginhard und Emma in gar keinem Zusammenhange stehende und erst in späterer Zeit mit derselben in Verbindung gebrachte Sage ist. Man findet dieselbe vom Kaiser Nero, seiner Tochter und einem Jäger desselben erzählt. Man begegnet ihr ferner in der Stammsage des württembergischen Königshauses, und in böhmischen Chroniken wird sie an die Tochter eines deutschen Kaisers und einen Grafen von Altenburg geknüpft. Sie tritt uns endlich auch entgegen in einem deutschen Volksliede, wo der Entführer ein Schreiber ist, eine in der deutschen erotischen Volksdichtung häufig vorkommende Persönlichkeit. Dasselbe lautet:

Der König zog wol über den Rhein
Zur Maienzeit.
Er dacht' ans liebe Töchterlein.
Zur Maienzeit das Herz erfreut, von dannen das Winterleid.

Der König ritt vor eine Thür,
Der junge Wirth der trat dafür.

„Herr Wirth, gib du mir Wein und Brot,
Vor Hunger leid ich grosse Noth."

Der Wirth sandte sein Töchterlein,
Das bracht dem König Fisch und Wein.

„Den Fisch konnt keiner kochen
So gut wie meine Tochter.

Sie ist davon gezogen,
Mit einem Schreiber geflohen."

Der Wirth und die Wirthin fielen aufs Knie,
Um Gnad' und Verzeihung baten sie.

‚Du wollst uns, Vater, vergeben,
Wir verdienen nicht zu leben.

Gieng ich um die Welt barfüssig,
So könnt' ich es nicht büssen.'

Der König sprach: „Was habt ihr gethan!
Ich hab getrauert so manches Jahr."

Der König sprach: „Solch edle Jagd!
Dran hätt ich nimmermehr gedacht."

Der König zog wol über den Rhein
Zur Maienzeit,
Mit dem Schreiber und mit dem Töchterlein.
Zur Maienzeit das Herz erfreut, von dannen das Winterleid.

In diesem Volksliede darf man das Original des Schlusses der Seligenstädter Version erblicken, mit welchem es vollständig übereinstimmt. Es war in der That gerade wie dazu geschaffen, um an die Sage von Eginhard und Emma, wie sie die Lorscher Chronik bietet, angeschweisst zu werden: in letzterer hat der Schreiber Karls ein Liebesverhältniss mit dessen Tochter — in dem ersteren hat ebenfalls ein Schreiber ein eben solches mit der Tochter seines Herrn, eines Königs, gehabt und ist mit ihr geflohen, worauf sie dann später vom Vater wiedergefunden werden.

Im J. 1811 lernte Helmina von Chézy, die Enkelin der Karschin, die Sage in dieser erweiterten Gestalt auf einer Rheinreise kennen und machte sich sofort an eine dramatische Bearbeitung derselben, die aber erst 1817 in der Urania erschien. Die Dichterin behandelt nur den zweiten Theil. Das übrige, also alles, was die Lorscher Chronik erzählt, legt sie einem — um ein par Jahrhunderte zu früh geborenen — Minnesänger in den Mund, welchen, als Karl die Tochter gefunden, aber noch nicht erkannt hat, der Zufall ebenfalls dorthin führt. Ausser diesem sind einige weitere Personen hinzugefügt, darunter auch eine erwachsene Tochter Eginhards und Emmas, welche einem Missverständnisse ihr Dasein zu verdanken scheint. Ferner hat die Dichterin die angebliche Abstammung der gräflich Erbachschen Familie von Eginhard und Emma in das Drama verflochten, indem sie Karl am

Schlusse seinen Schwiegersohn zum ersten Grafen dieses Namens erheben lässt. — Das Stück wurde 1812 auf dem Theater Dalbergs in Aschaffenburg sowie auf dem dem Fürsten von Leiningen gehörigen Schlosse Amorbach im Odenwalde aufgeführt.

Wenige Jahre darauf widmete der um Rheinische Geschichte verdiente Niklas Vogt der Sage eine ausführliche Darstellung, wobei er zwei neue Züge einwob. Der Kaiser überträgt Eginhard die Geistesbildung seiner Tochter, und in den Unterrichtsstunden entwickelt sich das Liebesverhältniss — eine Entlehnung aus Abälard und Heloise, die sich früher schon Barlaeus sowie die Naubert erlaubt hatten. Ferner ist bei dem Pfalzgerichte, das über Eginhard aburtheilen soll, dieser selbst zugegen, und als die übrigen Räthe in ihrem Urtheile schwanken, spricht er: „Er ist des Todes schuldig".

Diese Darstellung Vogts legte dann A. T. Beer der seinigen zu Grunde, wobei er jedoch auch seinerseits mancherlei selbständige Erweiterungen und Einschiebungen vornahm. So rührt von ihm besonders eine liebliche Scene her, die Vermählung der liebenden in der Waldeinsamkeit ohne Geistlichen und Zeugen. Dieselbe ist auch in Gruppes umfangreiche, hübsche Bearbeitung der Beerschen Darstellung in der Nibelungenstrophe übergegangen und mag hier eine Stelle finden. Nach mehrtägiger Wanderung sind die vom Kaiser verstossenen in den Odenwald gelangt und haben sich dort ein Häuschen gebaut.

Nun sah'n sie's an mit Freuden, doch ernster wurden sie:
Sollen wir mitsammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen selbst des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen über ihr schönes Gesicht.

Er aber macht aus Scheiten ein Kreuz und stellt es hin;
Da knieten vor dem Kreuze die beiden mit frommem Sinn:
„Lieber Gott im Himmel, gescheh der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und lass uns ehlich sein.

Wir haben nicht verdienet, dass du uns gnädig bist,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Frist.
Um deines Sohnes willen, der hingab seinen Leib,
Gib deinen heil'gen Segen und lass uns sein Mann und Weib."

Da schien die Sonn' aus Wolken mit rothgoldnem Strahl,
Verklärt in sel'gem Glanze lagen Berg und Thal,
Dann hörten sie ein flattern, das hoch vom Himmel kam:
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm[1]).

Sie knieten lang, dann standen sie auf, so frohbewusst,
Da gab es ein umarmen, ein pressen an die Brust,
Da gab es ein langes küssen, niemand hat's gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhard vermählt.

Ganz neuerdings hat die Sage wieder einen Bearbeiter gefunden in Thikötter. Doch hat sich der Dichter „nicht beschränkt auf eine Wiedergabe der Sage, sondern hat versucht, ein Lebensbild Eginhards und seiner Stellung zu Karl d. Gr. zu zeichnen". Für die Sage selbst — nur dieser Abschnitt der ganzen Dichtung interessiert uns hier — hat Thikötter einmal die Lorscher Chronik, dann aber, so besonders für den zweiten Theil, Gruppes Bearbeitung zu Grunde gelegt, sich dabei jedoch in den Details eine gewisse Freiheit gewahrt. Mancherlei Härten im Versbau dienen nicht eben dazu, die Wirkung der Dichtung zu steigern[2]).

---

1) Es war dies eine Taube, die Emma ehemals gezähmt hatte und die jetzt ihrer Herrin nachgeflogen kam

2) Siehe noch den Nachtrag am Schlusse des Bandes.

# Neue kleine Beiträge zur Kenntniss Chr. F. D. Schubarts.

Von

ADOLF WOHLWILL.

## I.

### Zu Chr. F. D. Schubart in seinem Leben und seinen Werken von Gustav Hauff (Stuttgart 1885)[1].

Das unter obigem Titel erschienene Buch ist als ein sehr verdienstliches zu bezeichnen. Der Verfasser erweist sich mit den Resultaten der bisherigen Schubart-Forschung wol vertraut; er ist ein trefflicher Kenner der Dichtungen Schubarts und hat auch die Lebensgeschichte desselben zum Gegenstande erneuter sorgsamer Studien gemacht. Die Befriedigung über seine Publication würde jedoch eine noch grössere sein, wenn er dieselbe, wie es anfänglich sein Vorsatz gewesen zu sein scheint, nur als „kritische Studien über Schubart" dargeboten hätte. Titel und Vorrede erwecken dagegen die Vorstellung, dass der Verfasser es auf ein abschliessendes Werk über Schubarts Leben und Dichten abgesehen habe. Von der Erfüllung einer solchen Aufgabe ist er freilich in mehr als einer Beziehung fern geblieben. Schon die äussere Anlage des Buches

1) Unter den anderweitigen Aufsätzen, welche durch das Buch von Hauff hervorgerufen worden, ist derjenige von K. Geiger: „Zu Schubarts Leben und Schriften" in der Besonderen Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg (1885 S. 244 ff.) der eingehendste. Derselbe konnte (soweit er im J. 1885 erschienen) noch bei der Revision des obigen Artikels verwerthet werden. — Ich benutze zugleich die Gelegenheit, um Herrn Dr. Geiger, Bibliothecar an der k. Univ.-Bibliothek in Tübingen, ebenso wie Herrn Prof. Veesenmeyer, Bibliothecar in Ulm, für die mir persönlich bei meinen Schubart-Studien gewährte Hilfsleistung meinen verbindlichsten Dank auszudrücken.

dürfte als eine nicht ganz glückliche zu bezeichnen sein. Wenn irgend ein Dichter des 18. Jahrhunderts, verdient Schubart eine für weitere Leserkreise bestimmte, mit einem gewissen epischen Behagen ausgeführte Lebensdarstellung. Es ist nicht zu bezweifeln, dass Hauff die Befähigung besitzt, eine populär gehaltene Biographie Schubarts zu schaffen, wie er dies ja im kleinen bereits in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Schubartschen Gedichte[1]) gethan hat. In dem vorliegenden Werke aber hat er sich vielfach damit begnügt, die Angaben seiner Vorgänger Revue passieren zu lassen und dieselben je nach Umständen zu billigen, zu verwerfen, zu ergänzen oder zu modificieren. Es begreift sich, dass hiedurch das Buch für den Laien an manchen Stellen recht unerquicklich wird, während es für den litteraturkundigen Leser nicht erforderlich war, so häufig, wie es geschehen, grössere Abschnitte aus früheren Bearbeitungen des Themas in extenso zum Abdruck zu bringen. Es macht ferner keinen günstigen Eindruck, dass sich Hauff bei der Kritik seiner Vorgänger allzusehr aufs hohe Pferd setzt. So werthvoll z. B. seine Berichtigungen und Ergänzungen des bekannten Werks von Strauss sein mögen, so dürfte dadurch doch die Hochschätzung, deren sich das letztere bisher bei allen Litteraturkennern erfreut hat, nicht erheblich verringert werden. Soll das, was Strauss für die Biographie Schubarts geleistet, überboten werden, so gilt es das Lebensbild des Dichters noch mehr, als es bisher geschehen, in den Rahmen der Zeitgeschichte einzufügen. Schubart gehört eben nicht bloss der Litteratur-, sondern auch der Culturgeschichte an. Seine Verdienste als Bildungsträger und als Verkünder patriotischer Denkungsart sind, wie zuvor von Strauss, auch von Hauff hervorgehoben worden; doch um die Entwicklung der Anschauungen und Gesinnungen Schubarts, sowie den Einfluss, welchen er auf seine Zeitgenossen geübt, vollkommen zu würdigen, wäre es erforderlich gewesen, den geistigen, socialen und politischen Zuständen Deutschlands im vorigen Jahrhundert ein noch umfassenderes und eingehenderes Studium

---

1) Chr. Fr. D. Schubarts Gedichte. Historisch-kritische Ausgabe von Gustav Hauff. (Leipzig, Reclam.)

zu widmen. — Dies schliesst jedoch nicht aus, dass wir Hauff für zahlreiche Belehrungen dankbar sein müssen und dass sein Buch jedem Litterarhistoriker und Litteraturfreund, der sich in Zukunft mit Schubart beschäftigt, ein unentbehrliches Hilfsmittel sein wird. Auch die folgenden Einzelerörterungen haben keineswegs den Zweck, den Werth seiner Leistung herabzusetzen; sondern es gilt nur einige Wünsche für den Fall einer künftigen Ueberarbeitung zu äussern, kleine Ergänzungen für eine solche beizusteuern und zugleich auf einige Bemerkungen näher einzugehen, in denen der Verfasser auf den Aufsatz „Beiträge zur Kenntniss Chr. Fr. D. Schubarts“ im 6. Bande dieses Archivs S. 343—391 Bezug genommen hat.

Unter den an letzterer Stelle vorgetragenen Ansichten wird von Hauff namentlich die Auslassung über Schubarts Stammesangehörigkeit bekämpft. S. 347 f. war von mir darauf hingewiesen worden, dass Schubarts Vater und Grossvater aus Altdorf bei Nürnberg stammten, seine Mutter aber in Sulzbach am Kocher zu Hause war, also in einer Gegend, wo fränkische und schwäbische Art in einander übergeht. Hieraus ward gefolgert, dass Schubart seiner Herkunft nach mehr dem fränkischen als dem schwäbischen Stamme angehöre. Zugleich wurde bemerkt, dass Schubart auch in seinem Naturell mehr die Eigenart des ersten als des zweitgenannten Stammes hervortreten lasse. Ich trage kein Bedenken zuzugestehen, dass ich auf den letzten Theil jener Aeusserung jetzt weniger Gewicht lege. Denn erwägt man, wie vielseitig sich der deutsche Volkscharakter innerhalb einer und derselben Stammesgemeinschaft offenbart, und vergegenwärtigt man sich anderseits die Originalität eines Mannes wie Schubart, der sich aller Orten von den Durchschnittsmenschen unterschieden haben würde, so wird man zu dem Resultat kommen, dass die Frage, ob unser Dichter in seinem Wesen mehr der Eigenart des einen oder des anderen Stammes entspreche, eine absolute Entscheidung überhaupt nicht zulässt. Soll aber auch die Bedeutung genealogischer Nachforschungen nicht überschätzt werden, so pflegt man es doch nicht ohne Grund zu den Obliegenheiten eines Biographen zu rechnen, sich über die Vorfahren der darzustellenden Persönlichkeit so genau wie möglich

zu unterrichten; und insofern dürften die von mir beigebrachten thatsächlichen Angaben ihren bescheidenen Werth behalten. — Was die freilich über den schwäbischen und fränkischen Stamm hinausweisende Notiz der Selbstbiographie Schubarts betrifft, dass sämmtliche Schubarte aus der Lausitz stammen, so findet sich für dieselbe ein gewisser Anhalt in dem „Anhange kurzer Nachrichten von den durch Gelehrsamkeit etc. merkwürdigen Schubarten“, welche T. H. Schubart, Archidiaconus zu St. Michael. in Hamburg, seiner Predigtsammlung „Weide der Herde Christi“ [1]) hinzugefügt hat. Unter den hier angeführten Namensverwandten gehört in der That ein nicht ganz geringer Bruchtheil der Lausitz an, während die übrigen der Mehrheit nach den benachbarten schlesischen und obersächsischen Gebieten oder auch Thüringen entstammen.

Bezüglich des Geburtsortes Obersontheim dürfte es nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, dass Schubart, der begeisterte Verkünder des deutschen Patriotismus, in einem Gebiete das Licht der Welt erblickte, in welchem die Zersplitterung der deutschen Territorien zufolge der wiederholten Theilungen unter den Erben der Schenke von Limpurg im Laufe des 18. Jahrhunderts vielleicht mehr als sonst irgendwo zur Caricatur geworden war [2]). — In Vergleich zu den winzigen Parcellen, in welche die Grafschaft Limpurg zerfallen, konnte die Reichsstadt Aalen für ein ansehnliches und lebensfähiges Territorium gelten. Auch auf die Verhältnisse dieser dem Dichter „so unaussprechlich theuern“ Stadt wäre näher einzugehen, weil dieselbe mehr als irgend ein anderer Winkel Deutschlands als die eigentliche Heimat Schubarts gelten kann; wie es sich denn auch aus den hier gewonnenen Eindrücken erklärt, dass er einerseits für die Reichsstädte, wie für die republicanisch regierten Gemeinwesen

1) Hamburg 1742. Auf dieses Verzeichniss ist bereits in der kurzen Biographie Schubarts hingewiesen worden, welche sich in Haugs Schwäb. Magazin v. 1777 S. 473 ff. befindet. — Ueber die von dem Dichter (Ges. Schriften, S. 12 f.) ausdrücklich als seine Vorfahren bezeichneten Andreas Christoph Schubart und Georg Schubart finden sich in der erwähnten Hamburgischen Publication S. 414 u. 431 genauere Angaben.

2) Vgl. Beschreibung des Oberamts Gaildorf, herausgeg. von dem k. statist.-topograph. Bureau. Stuttg. 1852. S. 94 ff.

überhaupt stets lebhafte Sympathie empfand, dass anderseits aber auch der Hang zur Kritik und Satire auf politischem Gebiet frühzeitig in ihm geweckt wurde.

Die Annahme Hauffs, dass der in Aalen weilende preussische Werbeoffizier, Herr von Maltitz, den Knaben Schubart nicht nur für Klopstock, sondern auch für Friedrich den Grossen enthusiasmiert habe, ist durchaus einleuchtend[1]).

Zu den befriedigendsten Abschnitten in Hauffs Buche gehört derjenige, welcher dem Geislinger Aufenthalte Schubarts gewidmet ist[2]). Es ist gewiss zutreffend, wenn Hauff bemerkt, dass Schubart seine damalige Lage in seiner Selbstbiographie mit zu freundlichen Farben, in seinen Briefen aber allzu ungünstig geschildert habe. Die Auslassungen in den letzteren, sowie in verschiedenen Dichtungen, in welchen Schubart sein Schulmeisterlos als ein ebenso würdeloses, wie unerträgliches hinstellt, sind offenbar zum Theil auf momentanen Missmuth, zum Theil aber auch auf den Hang des Dichters zurückzuführen, sich in humoristisch gefärbten Uebertreibungen zu ergehen. Die auch von Hauff herangezogenen, von Schubart dictierten Schulhefte, sowie seine Correspondenz mit dem jungen Wolbach beweisen zur Genüge, dass er nicht ohne Geschick und Erfolg und daher auch sicher nicht ganz ohne Freudigkeit und Befriedigung seines paedagogischen Amtes gewaltet hat.

Unter den Dichtungen dieses Zeitraums hätten namentlich

---

1) Mittlerweile hat Karl Geiger a. a. O. S. 279 f. auf einen verschollenen Artikel Ludwig Schubarts im „Freimüthigen" vom J. 1809 aufmerksam gemacht, aus welchem hervorgeht, dass schon der Aalener Diaconus Schubart, der Vater des Dichters, ein feuriger Verehrer Friedrichs des Grossen war.

2) Schubarts damalige äussere Stellung ist von Klemm (Beiträge zur Gesch. von Geislingen und Umgegend, in den Württ. Vierteljahrsheften, Jahrg. 7, 1884, S. 254) näher untersucht worden. Die genaue Bezeichnung seiner Titel und Aemter ergibt sich u. a. auch aus der Geburtsurkunde seines erstgeborenen (unter den Acten der Karls-Akademie im k. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart). Es heisst da: L u d w i g A l b r e c h t. Ao 1765 d. 17. Febr. zu Geißlingen gebohren. Vater C. F. D. Schubart, der h. Gottes Gelehrtheit Beflißener, auch Praeceptor Adj. bey der allhiesigen Latein- und deutschen Schul, Director Musicae u. Organist etc.

die Zaubereien eingehendere Erörterung verdient, als ihnen S. 67—69 zu Theil geworden ist. Das allerdings recht mittelmässige Gedicht auf Thomas Abbt ist inzwischen von Pentzhorn[1]) zu erneuter Kunde gebracht worden. Auch die übrigen, dieser Periode angehörigen Gelegenheitsgedichte hätten im biographischen Interesse möglichst vollständig berücksichtigt werden müssen. Abgesehen von dem S. 67 flüchtig erwähnten Gedicht „die Badcur", welches für die Beziehungen Schubarts zu seinem aufrichtigst verehrten Freund und Wolthäter, dem Ulmer Rathsconsulenten Häckhel[2]), in Betracht kommt, waren die dem Grafenhause Degenfeld-Schomburg gewidmeten Dichtungen zu nennen: einerseits ein der „Badcur" angehängtes Poem „auf die Geburth eines Herrn von Degenfeld-Schomburg", anderseits eine Ode, welche die Grundsteinlegung eines gräflichen Schlosses zu verherrlichen bestimmt war[3]). Bezeichnender Weise ist dieser Ode ein Pindarisches Motto vorgesetzt. Dieser, wie so mancher anderen der Schubartschen Dichtungen, gereicht es zum Nachtheil, dass der Verfasser, weder die Natur des zu behandelnden Gegenstandes, noch die Schranken der eigenen Begabung beachtend, einen allzu hohen Flug versuchte und daher das Pindarum quisquis studet aemulari in nur allzu augenfälliger Weise illustrierte. Es scheint, dass Schubart sich von diesen überspannten Bemühungen zu erholen suchte, indem er in seinen volksthümlichen Improvisationen einen um so ungezwungeneren Ton

1) Thomas Abbt. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Berlin 1884. S. 94 ff.

2) Auf dem Widmungsblatt dieser Dichtung und bei Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten und Künstlern etc. der vormaligen Reichsstadt Ulm, S. 151 findet sich die Namensform Haeckel oder Häckel. Richtiger ist wol die Schreibweise Häckhel. In dem erwähnten Extract des Geislinger Taufbuchs wird als Gevatter Ludwig Albr. Schubarts aufgeführt: Herr Ludwig Albrecht Häkhel, J. U. Dr. Raths-Consulent, bei wohllöbl. Reichsstadt Ulm, auch Statt-Ammann — Amts Vicarius allda.

3) Ode auf des Grafen von Degenfeld-Schomburg Hochgräfliche Excellenz. Als zu Eibach der Grundstein zu einem gräflichen Schlosse gelegt wurde. Verfertiget von Chr. F. D. Schubart etc. Ulm 1766. — Ich verdanke die Kenntniss dieses Gedichtes der Güte des Herrn Grafen Kurt von Degenfeld-Schonburg.

anschlug und gelegentlich selbst vor Trivialitäten nicht zurückschreckte. Ein Beispiel für letzteres bietet jener „lustige Neujahrswunsch“[1]), welcher den gewiss nicht ganz unberechtigten Unwillen des Ulmer Ministeriums hervorrief. Ein Exemplar desselben — es ist schwer zu entscheiden, ob ein echtes oder ein „durch schlimme Abschreiber verstümmeltes“ — ist mir vor Jahren mitgetheilt worden[2]). Es ist unerquicklich, aber unerlässlich für den Biographen, dem Dichter auch auf diesen Wegen zu folgen, um zu erkennen, wie tief derselbe gelegentlich herabsank.

Zur richtigen Würdigung der Ludwigsburger Periode Schubarts erscheinen mehrere von Hauff nicht berücksichtigte, der Verherrlichung des Herzogs Karl Eugen gewidmete dichterische Publicationen von Bedeutung: 1) Ein Paean auf das Geburtsfest des Durchlauchtigsten Herzogs von Würtemberg (1771). Aus dem Lat. des P. H. (Professor Haug), im Schwäb. Magazin v. 1775 S. 110—117[3]), 2) das (in diesem Archiv Band IX S. 173—176 wiederabgedruckte) Gedicht: Würtembergs Genius, den 11. Februar 1772; ausserdem ist möglicher Weise die Dichtung „Empfindungen eines Knaben bey dem Geburtsfeste Sr. Herzogl. Durchl. Carls von Würtemberg“ in der Sammlung „Schubartiana“ (Augsburg und Ulm 1775) hieherzurechnen[4]). Bekanntlich sind Schubarts Bemühungen, die

---

1) Vgl. Strauss I S. 198.

2) Um zu zeigen, welche Trivialitäten von Schubart geschrieben — oder ihm doch untergeschoben werden konnten, möge hier der Anfang des „Neujahrswunsches“ eine Stelle finden: „Was wünsch' ich Dir, Herr Bruder? Heut ist das neue Jahr. Ich bin so faul, wie Luder, Gedanken sind so rahr. Heut sind fast alle Menschen Von Komplimenten starr. Waß soll ich denn nicht wünschen? Heut wünscht ein jeder Narr; Drum wünsch' ich, daß Du Glüke In diesem Jahr erlangst, Daß Du an keinem Stüke Diß Jahr am Galgen prangst. Friß nicht, wie Schaf und Rinder Graß, Stroh und dürres Heu; Es hau Dir auch der Schinder Den Schädel nicht entzwei.“ Es folgen dann mancherlei Derbheiten und Unfläthigkeiten. Zum Schluss finden sich die Worte: Gemacht von H. Schubart, Prezeptor in Geißlingen.

3) Vgl. Weltrich, Friedrich Schiller S. 219 f., wo die Dichtung irrthümlich in das J. 1775 gesetzt wird.

4) Schubart hat allerdings diese von unbefugter Seite veranstaltete Sammlung in seiner „Deutschen Chronik“ (15. Mai 1775) „vor den Augen

Gunst des Herrschers zu erlangen, vergeblich gewesen, und ist es vielmehr wahrscheinlich, dass schon in Ludwigsburg zu dem verderbenbringenden Groll des Herzogs wider den Dichter der erste Grund gelegt wurde.

Manche Einzelheit aus diesem Zeitraume wird wol immer räthselhaft bleiben. Mit Recht betont Hauff, dass Schubart seine damalige sittliche Versunkenheit weder in der Selbstbiographie noch in den Briefen abgeleugnet hat. Indessen hat ihm unter den damaligen Verhältnissen am Ludwigsburger Hofe seine Immoralität vermuthlich weniger als seine Unvorsichtigkeit zum Verderben gereicht[1]). Beachtenswerth ist Hauffs Annahme, dass in der deutschen Chronik vom 11. Jan. 1776 ebensowol das für Schubart verhängnissvoll gewordene Lied auf einen wichtigen Hofmann, wie auch die Parodie auf die Litanei zum Abdruck gelangt sei[2]). Eine andere zur Illustrierung der Ludwigsburger Periode dienende Stelle dürften wir im 56. Stück des Jahrganges 1775 zu erblicken haben. Schubart theilt hier aus einer neu erschienenen Fabelsammlung als Probe ein Gespräch zwischen einem Uhu und einer Nachtigall mit und macht dabei die Bemerkung: Sie ist wie ein Dialog zwischen Z... und S... (schwerlich anders als „Zilling und Schubart" zu deuten).

Der Charakter Zillings wird von Hauff (S. 177) minder ungünstig beurtheilt als von Strauss. Ob Schubart im Recht

---

des Publikums als Missgeburten weggeworfen", dies jedoch, wie mir scheint, nicht um sie als unecht zu bezeichnen, sondern weil er sie für unwürdig erachtete, dem deutschen Publicum vorgelegt zu werden. An zweiter Stelle findet sich hier das „Lied eines Schwabenmädgen" in der Fassung des Ulmer Intelligenzblattes abgedruckt. Vgl. unten.

1) Dass Schubarts feuriges und genialisches Wesen bereits in der ersten Zeit seines Ludwigsburger Aufenthalts Anstoss erregte, ergibt sich aus einem vom Oberamtmann Kerner und Special Zilling erstatteten Bericht vom 8. Januar 1771, wo es heisst, „daß sein feuriges Temperament ihne jezuweilen zu einer allzufreyen Aufführung verleitet" und „daß er zu Zeiten seine Wißenschaften und sein gutes Genie mißbrauchet, und dadurch in das Lächerliche und Ungeräumte verfällt". Vgl. die (erst nach dem erscheinen von Hauffs Buch) von Schlossberger veröffentlichten Actenstücke in der Besonderen Beilage zum Staatsanzeiger f. Württemberg S. 129 ff.

2) Von ersterem könnte freilich nur ein Auszug mitgetheilt sein.

war, indem er diesen seinen geistlichen vorgesetzten als den Haupturheber seiner Ausweisung aus Ludwigsburg bezeichnete [1]), wird sich schwerlich mit Bestimmtheit feststellen lassen.

Für die von Hauff im Abschnitt V seines Buchs behandelte Periode der Kreuz- und Querzüge von Ludwigsburg bis München wäre Verarbeitung eines umfassenderen culturhistorischen Materials, sowie eine genauere Charakteristik der Männer, mit denen Schubart verkehrte, um so erwünschter gewesen, als letzterer die während dieses Zeitraums gewonnenen Eindrücke vielfach für seine Chronik verwerthet hat. Das gleiche gilt von dem im VI. Abschnitt geschilderten Augsburger und Ulmer Aufenthalt. Namentlich durfte der Biograph Schubarts sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die zahlreichen sich mit Gassner befassenden Flugschriften durchzusehen, insofern in denselben sowol von befreundeter, wie von befeindeter Seite auf Schubarts Polemik mit dem berühmten Wunderthäter und seinem Anhang Bezug genommen wird. Auch die litterarische Wirksamkeit Schubarts während der Ulmer Periode hätte wol eine noch eingehendere Würdigung verdient. Das Vorspiel „Thalias Opfer" ist nicht nur als erster uns bekannter dramatischer Versuch des freilich für diese Dichtungsgattung wenig beanlagten Verfassers beachtenswerth, sondern auch weil er darin seine Anschauungen über das damalige deutsche Bühnenwesen und die Ursachen des trostlosen Zustandes, in welchem sich dasselbe befand, dargelegt hat [2]). Geringeres Interesse haben natürlich die prosaischen Werke, welche Schubart jener Zeit neben der Chronik meist wol nur um des Erwerbs willen und in der resignierten Voraussicht, dass sie „unter Käspapier und Heringsumschlag

1) Die von Strauss (I S. 292) ohne genaueren Beleg wiedergegebene Aeusserung Schubarts, „der Bannstrahl des Papstes Zilling habe ihn aus Ludwigsburg weggeblitzt", stammt aus einem Brief an den Universitätssecretär Vischer v. 14. März 1789. Vgl. unten.

2) Zum Vergleich heranzuziehen wären die verschiedenen Notizen, welche die deutsche Chronik im Jahrgang 1775 über die Bernersche, im Jahrgang 1776 über die Reichardsche Schauspielergesellschaft enthält. — Bei dieser Gelegenheit sei der Druckfehler im Archiv VI S. 373 Z. 6 v. u. „Reinhardsche" in „Reichardsche" verbessert.

ihr Grab finden" würden, aufs Papier geworfen[1]). Immerhin ergibt sich auch solchen Schriften gegenüber dem Biographen die Aufgabe, das völlig bedeutungslose bei Seite lassend, hervorzuheben, was für die Charakteristik der Persönlichkeit oder der schriftstellerischen Eigenart des Autors beachtenswerth erscheint. Schubarts Neueste Geschichte der Welt auf das J. 1775, welche mannigfachen Anlass zu Vergleichen mit der deutschen Chronik darbietet, scheint Hauff unbekannt geblieben zu sein.

Sehr begründet sind die Zweifel, welche Hauff S. 137 ff. bezüglich des zusammentreffens Schubarts mit Goethe äussert[2]). Hätte wirklich eine persönliche Berührung der beiden Dichter stattgefunden, Schubart würde vermuthlich ausführlicher, öfter und in anderen Ausdrücken darüber berichtet haben. Sicher sind die Worte: „ein Genie, gross und schreklich, wie's Riesengebürg" leichter aus der Vorstellung, welche sich Schubart von dem genialsten aller Stürmer und Dränger gebildet hatte, als aus dem persönlichen Eindruck zu erklären. Auch abgesehen von diesem Fall erscheint Schubart verdächtig, seinem Bruder gegenüber in unberechtigter Weise mit seinen litterarischen Beziehungen geprahlt zu haben. Wenn er diesem z. B. am 13. Juli 1775 schreibt, dass ihm Lavater ein Exemplar seiner Physiognomik verehrt habe, so steht damit in Widerspruch, dass er am 6. Oct. 1776 gegen Kayser den sehnlichen Wunsch äussert, dies Werk eigen zu besitzen.

Den Ursachen der Verhaftung Schubarts nachzuspüren ist für Hauff, wie er in seinem Vorwort sagt, ein Hauptanliegen gewesen. Nach dem Vorgang von Schubarts Selbstbiographie und von Strauss scheint auch er daran festzuhalten, dass drei sehr verschiedene Factoren zum Verderben des Dichters zusammengewirkt haben: 1) der Hass der Jesuiten, 2) die Feindschaft des kaiserlichen Residenten Ried in Ulm und 3) der Tyrannenwille des Herzogs Karl Eugen. Bezüglich des ersten Punctes berichtet Schubart: seine Unvorsichtigkeit, den gefallenen Jesuitenorden anzugreifen, habe den einen, seine Einmischung

1) Vgl. unten Schubarts Brief an Kayser vom 6. Oct. 1776.

2) Vgl. übrigens auch Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode (Darmstadt 1880) S. 74 Anm.

in die Sache Gassners den zweiten Stein zu seinem Kerkergewölbe gebildet. Hiezu hatte ich Archiv Band VI S. 364 bemerkt: „Den auch an einer anderen Stelle der Selbstbiographie (a. a. O. S. 295) angedeuteten Zusammenhang des Zorns der Jesuiten und der Anhänger Gassners wider Schubart mit der nachmaligen Gefangenschaft desselben im einzelnen nachzuweisen, wird nicht leicht möglich sein. Dagegen ist es aus mannigfachen Gründen höchst wahrscheinlich, dass der erbitterte Groll jener Widersacher zu seiner Vertreibung aus Augsburg in erheblicher Weise beigetragen hat." Diese vorsichtig abgewogenen Worte recapituliert Hauff nicht ganz zutreffend, wenn er S. 155 schreibt: „Wohlwill meint zwar, der Priesterhass habe ihn (Schubart) aus Augsburg vertrieben, aber nicht auf den Asperg gebracht", um dann den Trumpf daraufzusetzen: „Jedoch Schubart musste es besser wissen". Nun ist ja keineswegs jedes Wort der Selbstbiographie Schubarts als unantastbare Wahrheit anzusehen; der Dichter konnte sich bezüglich der Ursachen seiner Gefangenschaft recht wol geirrt haben. Doch ist dies von mir an der angedeuteten Stelle gar nicht behauptet worden, sondern nur, dass der Zusammenhang zwischen der Feindschaft der Jesuiten gegen Schubart und dessen Gefangensetzung nicht leicht zu erweisen sei. Der Dichter selbst freilich, dem darin die meisten Biographen folgen, erblickt das von mir vermisste Mittelglied in dem eingreifen des kaiserlichen Residenten v. Ried und der Maria Theresia; doch scheint mir das, was über den Antheil der beiden letzteren an Schubarts Geschick überliefert wird, keineswegs so sehr über allen Zweifel erhaben zu sein, dass man daraus weitere Schlüsse ziehen dürfte[1]). Unter den Factoren,

1) Oesterreichs Antheil an Schubarts Gefangensetzung erörtere ich in Abschnitt II. Geiger S. 287 neigt in diesem Puncte auf Hauffs Seite; doch scheint mir in dem von ihm mitgetheilten Bruchstück des Gedichts „Ecce Schubart von Ala" kein wesentlich neues Moment beigebracht zu sein. Daraus, dass der Autor dieses Machwerks über das dem Dichter widerfahrene Missgeschick aufgejubelt, ergibt sich doch keineswegs, dass er zur Herbeiführung desselben beigetragen. — Von ähnlich fanatischen und schadenfrohen Gesinnungen zeugt u. a. das Elaborat desselben oder eines geistesverwandten Verfassers: „Poetische Gedanken über den schon aus drey ansehnlichen Städten verwiesenen

auf welche die Katastrophe in Schubarts Leben zurückgeführt wird, haben wir demnach nur die persönliche Gereiztheit und die despotischen Entschliessungen des Herzogs Karl Eugen als unumstösslich feststehend zu betrachten. — Beachtenswerth ist, was Hauff über die Motive des letzteren vorbringt.

Ueber Schubarts Aufenthalt auf dem Hohenasperg waren wir bereits früher dank dem umfangreichen Material, welches von Strauss gesammelt und verwerthet worden, trefflich unterrichtet. Dennoch hat Hauff auch in seinem VII., der Gefangenschaft des Dichters gewidmeten Capitel manche schätzenswerthe Ergänzung geboten. Eine Kleinigkeit möge hier zur

---

Chronikschreiber Schubart. 1776", welches ich in einem Miscellaneenband der Züricher Bibliothek gefunden. Es möge hier der charakteristische Schluss desselben folgen:

Fort in Siberien mit einem solchen Mann,
Der die Religion, und Gotteshaus entehret,
Die zarte Jugend führt auf seine Lasterbahn,
Hohn grossen Häuptern spricht, der Ruh, und Friede stöhret.
Man höre Gotteswort, so sieht man sonnenklar,
Dass er befiehlt den Greul der Aergerniss zu meiden,
Ja was noch mehrers ist, so heisst er uns sogar,
Um davon frey zu seyn, den Fuss vom Leibe schneiden.
Wo hätt er seine Füss, und sein der guten Zucht
So wiedrigs Augenpaar? wo hät er seine Hände,
Wenn ein so harter Spruch zur Straf hervorgesucht
Bey unsrer schlimmen Zeit im Gange sich befände?
Ach Gott! ob er schon auch ein Briareus wär,
Wurd er bald keinen Fuss, und keine Hand mehr finden,
Und gäb ihm Argus schon die Augen alle her,
So müsste Schubart doch in kurzer Zeit erblinden.
Man hätt ihm schon vorlängst, wie billig, einen Stein
Aus nächster besster Mühl an seinen Hals gehenket,
Und ihn ins tiefe Meer, damit von ihm kein Bein
Zum neuen Aergerniss mehr übrig sey, versenket.
Es wurd' auch besser seyn, wenn er in solcher Gruft
Sammt seiner Zunft ersäuft die starren Glieder streckte,
Und selbe lieber todt, als lebend unsre Luft
Durch seiner Schriften Gift so jämmerlich befleckte:
Allein ein solcher Mensch, wie er in Wahrheit ist,
Ist viel zu ungeschickt dergleichen was zu fassen,
Indem er den Verstand als wie ein Zugvieh misst,
Nachdem er sich so lang vom Satan reiten lassen.

Bestätigung einer von ihm ausgesprochenen Ansicht vorgebracht werden. Durchaus mit Recht polemisiert er gegen Boas und Palleske, indem er die Worte im Anfang des Hymnus auf Schiller: „Meines Berges Genius, der Riese“ nicht wie diese auf Rieger, sondern auf den Geist des Aspergs bezieht. Zu Gunsten von Hauffs Auffassung scheint mir insbesondere ein, wie ich vermuthe, bisher unbekannt gebliebenes Gedicht zu sprechen: „Der Berggeist an Herrn General und Kommandanten von Hügel — April 1784“, in welchem der Berggeist, aus des Aschbergs Bauch emporsteigend, redend eingeführt wird[1]).

Bezüglich der von Hauff nur flüchtig berührten Frage, in welcher Weise sich Schubarts Gedichte vom Asperg aus verbreiteten, dürfte uns vielleicht aus den Aufzeichnungen und Correspondenzen der Zeitgenossen noch die eine oder andere Notiz zu Theil werden. Es sei jedoch gestattet, hier auf einige Mittheilungen, welche von Schubart selbst stammen, hinzuweisen. In einem Verhör, welches nach dem erscheinen der ohne seine Mitwirkung entstandenen Züricher Ausgabe mit ihm vorgenommen worden, erklärte er bezüglich der Mehrheit der in diese Sammlung aufgenommenen Gedichte: „die meisten habe er während seines Arrests allhier verfertigt. Die nun verstorbenen Herrn Commandanten General Majors von Rieger und von Scheler haben hiervon Abschriften machen lassen und selbige wieder unter gute Freunde distribuirt“[2]). Un-

1) Vgl. Abschnitt IV dieser Beiträge.

2) Als nicht von ihm herrührend bezeichnete Schubart in diesem Verhör die folgenden vier Dichtungen der Züricher Sammlung: „An meinen Nachtigallruf“, „Der Emritz“, „Auf Sophiens, der regierenden Herzogin von Würtemberg Tod“ und, was allerdings selbstverständlich, „Antwort an Schubart“. Bezüglich der übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte erklärte er, manche derselben seien nicht zum Druck bestimmt oder nicht genügend ausgefeilt; dagegen seien viele des Drucks würdigere Gedichte nicht aufgenommen. Abgesehen von der schlechten Auswahl beklagte er die vielen Druckfehler. Ihm sei nichts vorher von dieser Ausgabe bekannt gewesen; „er hätte auch nie dazu eingewilligt, da er wohl wiße, daß ihm nicht erlaubt ohne höchste Erlaubniß etwas zum Druk zu befördern“. Nach dem Schreiben seines Sohnes sei der Herausgeber der ehemalige Eleve Armbruster, der sich der Zeit in der Schweiz aufhalte. Er kenne diesen gar nicht und habe niemals weder Briefe von solchem erhalten, noch an ihn geschrieben.

bestimmter äussert sich Schubart in der „Nachricht an's Publikum“[1]), welche er bald darauf als Ankündigung der von ihm selbst veranstalteten Sammlung verbreiten liess:

„Nie hatt' ich meine Gedichte so eigentlich für den Druck bestimmt. Ich dachte, sie mögen verhallen in den öden Zellen meiner Einsamkeit, mögen vom Flügel begleitet diesen oder jenen gefühlvollen Hörer auf Augenblicke unterhalten; mögen — gut deklamirt — dem oder jenem ein paar Feuerflocken in die Seele werfen[2]); so ist mein Endzweck erreicht. Ich habe damit den Dämon Langeweile gebannt und gute Empfindungen im Herzen des Hörers geweckt und unterhalten.

Allein der Wurf meines kleinen Sandsteinchens bildete weitere Kreise, als ich je vermuthen konnte. So viele grose und edle Seelen — mein Genius grüsst und seegnet sie in dieser heiligen Stunde des Wiedersehens — nahmen Antheil an meinem Schicksal; jeder Erguss meines Herzens, jeder Pinselstrich von der Nachtgrotte meines ehmaligen Gefängnisses, jeder der Menschheit so natürliche Aufschrei nach Freiheit — die allein die Wolke des Lebens vergüldet und die Menschen Gottähnlich macht — erweckte Aufmerksamkeit bei ihnen. Sie nahmen

---

Die meisten der Gedichte habe derselbe periodischen Schriften entnommen, in welchen sie ebenfalls ohne des Dichters Mit- und Vorwissen erschienen. Weder er noch seine Frau hätten ein Honorar erhalten. Zum Schluss betheuerte Schubart weder mediate noch immediate den mindesten Antheil an der Züricher Ausgabe zu haben; dafür wolle er eidlich einstehen. — Die obigen Auszüge entstammen dem Protokoll, welches mir der verstorbene Herr Postdirector von Scholl aus seiner Autographensammlung mitgetheilt: „Actum Hohen-Asperg, den 7. April 1785 in Gegenwart des Herrn General Majors und Commandanten von Hügels und Meiner des Lieutenants und Auditors Hahn“.

1) Vgl. Schubart an Seeger d. 25. April 1785 (Strauss II S. 184). Mir liegt ein Exemplar dieser „Nachricht“, auf Löschpapier gedruckt, vor.

2) Treffend hebt Hauff S. 367 hervor, dass Feuer, namentlich in Zusammensetzungen, zu den Lieblingswörtern Schubarts gehörte. Der ebenso kräftige, wie ungewöhnliche Ausdruck: „Feuerflocken in die Seele werfen“ hat offenbar die berühmte Stelle in dem Monologe des Marquis Posa (Don Carlos III. 9) veranlasst:

„Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen —“.

Kopien von einigen meiner Gedichte, und so fand ich sie auch da und dort im Drucke."

In dem VIII., die Stuttgarter Periode behandelnden Capitel hätte die Thätigkeit Schubarts als höfischer Festspieldichter nicht ganz übergangen werden dürfen[1]). — Nachdem der Verkehr des Dichters im Gasthof zum Adler und insbesondere mit dem Schieferdecker Baur ausführlich geschildert worden, hätte es sich ferner empfohlen, um eine einseitige Zeichnung zu vermeiden, die Stellung des Dichters zu den gewaltigen Zeitereignissen, welche während der letzten Jahre seines Lebens die Welt erschütterten, auch schon in diesem biographischen Zusammenhang zu erörtern.

Bezüglich der Sage, dass Schubart lebendig begraben worden, gedenkt Hauff der Auffassung von Strauss, ohne Stellung zu derselben zu nehmen. Die bildliche Anschauung von dem Gefangenen als einem lebendig begrabenen, die nach Strauss die erwähnte mythische Tradition hervorgerufen hat, tritt uns ergreifend in dem Gedicht „Tod und Gefangenschaft" entgegen, welches sich in Stäudlins Musenalmanach auf 1784 S. 173 befindet und unzweifelhaft auf Schubart selbst zurückzuführen ist[2]).

Auf die nächstfolgenden Abschnitte Hauffs, welche Schubart als Dichter, Kritiker, Patriot, Politiker, Stilist u. s. w. behandeln, kann hier nur in der Kürze hingewiesen werden. Sie enthalten insgesammt sehr schätzbare Bemerkungen, ohne jedoch ihren Gegenstand zu erschöpfen. Dass es erwünscht gewesen wäre, wenn Hauff bei der Erörterung von Schubarts dichterischer Eigenart sein Verhältniss zu früheren Dichtern mehr berücksichtigt hätte, ist bereits von anderer Seite[3]) hervorgehoben worden. Nicht minder vermissen wir eine ge-

1) Einige der von Weyermann, Neue Nachrichten etc. S. 506 aufgeführten Festdichtungen dürften in Stuttgart noch aufzutreiben sein. Des Prologs „Nekrine" gedenkt E. Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, S. 198 f.

2) Es ist T. d. ä. unterzeichnet. In den Schlusszeilen heisst es von dem Gefangenen:

Er sieht sein Kerkergrab, so oft es um ihn tagt
Und fühlt des Wurmes Zahn, der seinen Leib zernagt.

3) Von A. Sauer in der Deutschen Litt.-Ztg. 1885 Nr. 48.

nauere Darlegung des Einflusses von Schubart auf die jüngere Dichtergeneration. Die Einwirkungen Schubarts auf Schiller würden allerdings recht wol den Gegenstand einer besonderen litterarhistorischen Monographie bilden können. Als Kritiker ist Schubart zuerst von Seuffert mit Rücksicht auf seine congenialen Urtheile über den Maler Müller gebührend gewürdigt worden. Durch Heranziehung eines umfassenderen Materials war Hauff in der Lage, die trotz manchen Missgriffen vielfach bewundrungswürdige kritische Befähigung Schubarts auch von andern Seiten zu beleuchten. Das Citat aus Schubarts Brief an Müller vom 27. Nov. 1776 (Hauff S. 282) hätte vielleicht besser in dem Capitel, welches Schubart als Kritiker charakterisiert, als in dem Abschnitt über ihn als Dichter eine Stelle gefunden; denn das Ovidische video meliora proboque, deteriora sequor trifft auf ihn in aesthetischer kaum minder als in moralischer Beziehung zu. — Am wenigsten ausreichend dürfte erscheinen, was Hauff in dem Capitel „Schubart als Patriot und Politiker“ über die Chronik vorbringt. Hier schliesst er sich allzu eng an das an, was von seinen Vorgängern geboten war. Um darüber erheblich hinauszugehen, würde es sich vielleicht empfohlen haben, eine Uebersicht über alle wichtigeren in den verschiedenen Jahrgängen der Chronik behandelten Themata zu geben und im einzelnen zu verfolgen, wie weit die Ansichten des Autors für das Zeitalter im allgemeinen, für die damaligen deutschen oder speciell süddeutschen oder schwäbischen Verhältnisse, oder in wie fern sie für die Weltanschauung der Sturm- und Drangperiode, oder endlich für die Individualität des Dichters charakteristisch sind.

Dem auf S. 381 ausgesprochenen Gesammturtheil über Schubart ist völlig zuzustimmen. Alles in allem ist Hauffs Buch eine höchst anerkennenswerthe Leistung, aber es bedarf vielfacher Modificationen, Kürzungen und Erweiterungen, um vollkommen allen denjenigen Anforderungen zu genügen, welche sowol von dem grösseren Publicum, wie abseiten der cultur- und litterarhistorischen Forscher an eine abschliessende Schubart-Biographie gestellt werden können.

# Carl August und Gräfin O'Donell.

Ungedruckte Briefe mitgetheilt

von

RICHARD MARIA WERNER.

Am 2. Juli 1812 traf die Kaiserin Maria Ludovica in Töplitz zum Curgebrauche mit einem ganz kleinen Gefolge ein; Graf und Gräfin Althan als Obersthofmeister und Obersthofmeisterin, Gräfin Josephine O'Donell als dame du palais und Dr. Thonhauser als Leibarzt nahmen mit ihr Wohnung im fürstlich Claryschen Herrenhause. Gräfin O'Donell war die Stiefschwiegermutter der im Hause Clary erzogenen Enkelin des Prinzen de Ligne Titine, jung verwitwet und im Alter der fünfundzwanzigjährigen Kaiserin am nächsten stehend, nur um acht Jahre älter.

Fünf Tage nach der Kaiserin kam auch der Herzog Carl August mit seinem Secretär Vogel in Töplitz an und gehörte von da ab zur gewöhnlichen Gesellschaft der fröhlichen Herrscherin. Er berief am Tage nach seiner Ankunft den im Carlsbade weilenden und leidenden Goethe zu sich, welcher denn auch am 15. Juli in Töplitz anlangte. Die nächste Zeit mit ihren verschiedenen Zerstreuungen und geselligen Vergnügen ist in dem Buche „Goethe und Gräfin O'Donell" (Berlin 1884) eingehend geschildert. Es war ein Badeidyll, dessen Reiz allen betheiligten noch lange lebendig blieb. Am 10. August verliess die Kaiserin mit ihrer Begleitung Töplitz, um über Wien die Reise nach Baden bei Wien anzutreten; Goethe blieb wol auch nur noch kurze Zeit, am 14. August war er schon wieder in Carlsbad zurück, er trennte sich von seinem Herzoge, der noch kurz in Töplitz weilte, dann aber heimkehrte.

Dies schildert er uns selbst in dem ersten Briefe an die Gräfin O'Donell, welcher sich erhalten hat. Graf Moriz O'Donell bewahrt zu Lehen nächst Salzburg vierzehn Briefe des Herzogs an die Gräfin und hat mir in der freundlichsten Weise gestattet, diese wichtige Ergänzung der Goethischen Briefe zu veröffentlichen. Wer jemals einen Brief des Herzogs in Händen hatte, weiss aber, dass es nicht immer leicht ist, seine kühnen Schriftzüge zu entziffern; so blieben auch in den nachfolgenden Briefen einige Stellen unklar, obwol mir Graf O'Donell während köstlicher Stunden hilfreich beistand. Was ich allein nicht zu deuten vermochte, wurde von uns gemeinsam wiederholt betrachtet, und so hat sich die Anzahl der Lücken auf sehr wenige reduciert. Ich kann nicht umhin, für alle mir vom Grafen Moriz O'Donell während der letzten Weihnachts- und Neujahrszeit wiedererwiesene Freundlichkeit und Freundschaft auch öffentlich zu danken.

Ich bringe im folgenden die Briefe unverändert zum Abdrucke, lasse natürlich die orthographischen Kühnheiten und die Germanismen im Französischen unberührt, da man ohnedies weiss, dass man es zu jener Zeit mit diesen Dingen nicht allzugenau nahm. Da der Herzog immer eigenhändig schrieb, müssen die Eigenheiten seiner Schreibung um so mehr gewahrt werden. Er zeigt sich in diesen vierzehn Briefen als ein heiterer, lebenslustiger Mann, der gerne humoristisch den Hof macht, neckt und scherzt, dem aber auch ein ernstes Wort zur rechten Zeit nicht fremd ist. Auch hier tritt wieder der mächtige Eindruck zu Tage, welchen die junge Kaiserin auf ihre Umgebung ausübte, der Herzog gehörte zu ihren lebhaftesten Verehrern und deutet, wenn mich nicht alles triegt, sogar an, dass Gentz Unrecht hatte, von ihr zu sagen: „son influence est nulle". Der Herzog bespricht auch politische Fragen und macht die Gräfin zur Vermittlerin wichtiger Nachrichten, welche gar nicht der Post anvertraut werden können, sondern durch sichere Gelegenheit der österreichischen Gesandtschaft in Dresden zur Weiterbeförderung überschickt werden[1]). Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die ver-

1) Carl-August-Büchlein S. 127: „Der Herzog hatte mit der Kaiserin von Oesterreich selbst geheimen Briefwechsel."

änderte Haltung des Herzogs gegenüber Napoleon dem Einflusse der Kaiserin zuschreibe; sie machte Politik gegen Napoleon.

Die Briefe lassen den Herzog in aller seiner Liebenswürdigkeit erscheinen und beweisen von neuem, wie heiter und ungezwungen der Verkehr in Töplitz gewesen sein muss. Darum verdienten sie auch publiciert zu werden, mögen der Thatsachen, die sich neu aus ihnen ergeben, auch noch so wenige sein.

Das erste Schreiben des Herzogs ist falsch datiert, es wurde am 30. August 1812 geschrieben, wie sich aus meinem Buche „Goethe und Gräfin O'Donell" S. 66 ff. ergibt.

1.

30°. 7. 12.

Votre lettre Madame et trés chere Exellence, datée du 20 m'est parvenue hier au Soir, en rentrent d'une chasse heureuse a la quelle un Cerf a payé les fraix de la Coursse. Cette lettre du 20, m' a causée une vive joie, parceque j'en attendois une de Votre part, et qu'elle n'arivoit pas aussi vitte que je l'attendois; Enfin j'ai grande joie, a l'histoire de la Colique de Czaslau pres, que Vous ayez pensée a moi, et que j'ai reçu Votre trés gracieuse Mission. Mais c'est pourtant triste que cette Colique soit revenue[1]), et que Vous ayez souffert aussi de ces attaques Rheumatiques, qui, selon moi, seraient faciles a chasser, si Vous suiviez mes conseils; non en prennante les fameuses eaux dont je m'innonde encore comme jadis, mais en imitant le regime, que je me suis prescrit, et dont la maxime principale dit, qu'il faut se refuser aussi peu que possible. Quittant Tepliz, j'ai vecu quelques jours dans les montagnes de la Saxe jusqu'au 17 Soir, epoque ou je suis rentré dans ma veille tenpiniere, ayant eté reçu a 8 lieu d'ici par ma femme et par ma belle fille. C'etoit envain que je voulois confier aux Echos des bois mes soupirs, ils ne m'entendoient point; il pleuvoit tant que ma voix ne perçoit point: j'ai melé mes larmes avec celles que le Ciel laissait tomber sur moi, pendant que Vous etiez a sec a Czaslau; Je Vous jure que la fin de cette charmante saison de Tepliz a eté pour moi, comme si je quittois la vie: je suis toujours encore a me demander si c'etoit un reve que le tems passé, ou si le songe existoit apresent! *Göthe* n'a pas donné souffle de vie depuis qu'il est a Carlsbad[2]), ce

1) Diese Worte erklären uns eine Dunkelheit in Goethes zweitem Brief an die Gräfin S. 64, vgl. S. 67 zweiter Absatz.

2) Diese Stelle wurde Werner S. 68 citiert.

n'est qu'aujourd'hui que notre Ministre de Françe, j'ignore pourquoi justement celui la, a reçu une [2] de sa part[1]), ou il lui dit qu'il a eté trés souffrant, a son arrivée sa femme [dit?] partout qu'il reviendra le 15 7[br]. Veuliez dire a ma chere Titine[2]) combien je fais des voeux pour son bonheur, elle n'a qu'a y ajouter les details de ses voeux[3]). Le Pr. de Ligne a eté a Dresde pendant quelques jours! Mon fils reviendra demain au plus tard. *Unsere hütte habe ich an dem tage meiner Rückunft von Lauten schon entwejht gesehn; seit diesem Augenblick betrat ich sie nicht wieder, u. sah auch nicht, die entheiliger wieder: ich habe sie Christlich verflucht*[4]).

*Sollten der Kajserin Myst. meiner gedencken, so bitte ich Ew. Exellenz mich Ihr zu füßen zu legen. Kein tag vergeht wo ich nicht über die Maaßen ausgefragt werde, u. noch immer finde ich antworten! daß beweist wie reichhaltig der Gegenstand der unterhaltung ist, da ich bej meiner Maulfaulheit doch noch immer rede wie* Simeon *als er den Heyland gesehn hatte*[5]). *Einmahl werde ich mich doch unterstehn bej Ihrer Mast. Schriftl. aufzutreten. Eine Menge alter bekannten von mir, in der Sächsischen Armee haben ins Gras gebißen, ein verlust der mich recht betrübt hat.*

Faite bien mes amitiés aux chers et exellants Althans; je n'oublirai jamais, *das Er, die Exellenz, mein Wohlthäter war*[6]). Je lui ecrirai au premier jour. Je ne fais que chasser apresent, occupation innocente qui fait passer les jours et les souçis. Ma bien aimable dame, je Vous prie de me conserver un peu d'amitié, alors le souvenir s'y joindra, et croyez que je Vous venere au meme beaucoup, et que je Vous suis trés attaché. Ma femme est trés sensible a Vostre bonté, et me [3] charge de Vous dire, qu'elle desire beaucoup Vous voir, et qu'elle Vous porte toute sorte d'affection parcequ'elle connoit la pureté de mon gout, et la severité de mes principes. Adieu Excellence.

Ch A.[7])

---

1) Gemeint ist Baron Saint-Aignan, der französische Gesandte bei den sächsischen Höfen. Von Briefen Goethes an ihn war bisher nichts bekannt. Er hiess Etienne de Saint Aignan; über seine Gefangennehmung vgl. ausser Goethe 27, 212: Aus Metternichs nachgelassenen Papieren I, 177 f.

2) Titine, Gemahlin des Grafen Moriz O'Donell, Enkelin des Prinzen de Ligne. Sie hatte am 6. November 1811 geheiratet. Vgl. Werner S. 45 f.

3) Titine sah der Geburt ihres ersten Kindes entgegen, am 29. October 1812 wurde Graf Max geboren, der gegenwärtig in Salzburg lebt.

4) Die Anspielung ist mir unverständlich.

5) Lucas 2, 28 ff.

6) Worauf sich das bezieht, weiss ich nicht.

7) Die Unterschrift ist unleserlich, es könnte auch DdS heissen.

Mes respects je Vous prie a Mlle. Fanni, Mr. Josep chez Vous[1]) et a Zwekler[2]) pres de l'Imp.

Je n'ai joué depuis qu'une fois au Whist, et cela, prennant les cartes de ma femme. Mon talent pour le jeu et pour le vol, repose jusqu'a l'année prochaine. Adieu.

2.

Exellenz!

Votre trés aimable lettre, Madame la Comtesse, ayant eu la bonté d'arriver a bon part, je la remercie de cette complaisence, et je l'ai reçu comme un bon ami, dont la visite me fait grand plaisir.

*Da unsere Correspondenz nicht den Augen der Welt preyß gegeben werden darf, so wähle ich dieses mahl nicht den schnellsten, aber doch den sichersten weg um Ew. Exellenz die ausdrücke meiner Ehrfurchtsvollen Ergebenheit zu Füßen zu legen. Der F. K.*[3]) *legt diesen Brief bej seine diamanten, u. dann kommt er gewiß wohl behalten in Wien an.* Goethe est dans ce moment ci a Jena; le second tome de la quasi histoire de sa vie a paru; il est rempli d'objets trés interessants, d'observations remarcabilissimes, fines, instructives pour l'anatomie de l'ame; mais quelque fois fastidieuses, trop clairement filées pour porter droit au but, il y a beaucoup de mots empoulés que je n'aime point, et bien des details fort ennuyeux. *Indeßen ist dieser zwejte theil ein sehr merkwürdiges Werck, u. mir 10 mahl lieber wie der erste, den ich ihn gerne geschenckt hätte.* La Santé de l'auteur est trés bonne. Je suis persuadé qu'il Vous enverra lui même son livre, et c'est pour cela que je n'ose pas prendre cet envoi sur moi. *da Sie treuloß an mir geworden sind, so würden Sie nur auf* Göthens[4]) *Aufmerksamkeit, werth gelegt haben*[5]). Les bonnes nouvelles Madame que Vous avez daignée me donner de la Santé de notre chere et incomparable Imperatrice, ont remplis mon ame de contentement, que le Ciel la benisse, la conserve, et la rende toute aussi vigoureuse de Corps, comme elle l'est du coté de l'ame; je Vous supplis chere Comtesse de me mettre a ses pieds; Althan y aura mis une lettre de ma part; il m'a ecrit du moins

---

1) Diese beiden Worte sind über der Zeile nachgetragen.

2) Die Personen, welche in der Nachschrift genannt werden, vermag ich nicht festzustellen; wahrscheinlich ist die Dienerschaft gemeint, was ein Scherz des Herzogs wäre.

3) Wie sich aus dem folgenden ergibt: Fürst Kourakin; Fürst Alexander Kourakin war russischer Botschafter in Paris.

4) „Göthens" ist in der Hs. zweimal geschrieben, das erstemal gestrichen.

5) Die ganze Stelle über Goethe ist gedruckt Werner S. 69.

qu'il l'avoit reçu et expedié. S. M. J. sera comme [2] Dieu qui reçoit a chaque seconde les hommages des mortels —

Nous avons jouis d'un trés bel autumne, et quoiqu'il pleuvotte apresent assez frequement, l'on peut pourtant vouer les jours encore aux chasses, et les longues nuits a la meditation. Nous jouissons apresent de la presence du peintre Schoenberger et de ses beaux paysages; sa femme nous enchante par son chant et par son art dramatique qu'elle produit en habits d'homme. Vous savez peut-etre qu'ils sont tous les deux habitans de Vienne. Les sons que le gazier de Md. S. fait eclore, quoique trés peu nombreux, sont trés beaux, et elle possede assez du gout pour rester dans les limites assez etroites de la circonference de sa voix[1]): je m'etonne que Lobkowitz ne l'aye point accaperé pour son theatre, pendant qu'il n'y est pas bien riche au Tenor et Alt[2]). Je ne voudrois pas avoir une femme avec une voix pareille ni pour epouse ni pour maitresse; je craindrois, en l'entendent, qu'elle me batteroit. J'aime que mes Compagnes ayent le son doux et flexible. Que fait Titine, ou qu'a t-elle faite? je ne sçais rien de rien. daignez me rappeller a son souvenir. Le Pr. K. (Kourakin) porteur de celle ci, est resté dix jours avec nous; c'est un exellent mortel, qui est un rare reste du bon ton, et de cette amabilité bannale des anciennes Cours; il est a son aise avec tout le monde, et je trouve même que sa vanité en parure lui sied extremement bien; l'on sent combien il est heureux de se voir couvert de diamants et de perles sans insulter par ses richesses les Spectateurs qui ne peuvent se couvrire que de laine et du met al jaune. Il est trés galant envers les femmes, et je Vous l'adress[e] speciallement a Votre Exellence, par ce qu'il est rare que deux Exellences aimables se rencontrent. Même la quantité de ses pupiles le rend heureux, et il aime qu'on lui en parle; celui qui l'accompagnoit ici, est tombé malade d'un tordi colli[3]) qui l'a retenu tous ses jours ci au lit, il s'appelle Serdobin[4]), et fait un trés joli

---

1) Goethe, Tag- und Jahreshefte 27, 105 schreibt: „Die Anwesenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichsten Darstellungen". Gemeint ist der Landschaftsmaler Lorenz Sch. und seine Frau Marianne geb. Marconi, welche als Tenoristin auftrat. Sie sang in Weimar am 24., 28. und 31. October im „Unterbrochenen Opferfest", „Jacob und seine Söhne" und „Titus". Vgl. Biedermann 27, 472 f.

2) Der Herzog meint natürlich den bekannten Kunstmaecen Anton Isidor Fürst Lobkowitz (1773—1819); in einer von Wurzbach 15, 309 citierten französischen Reisebeschreibung heisst es von ihm: Il avait une chapelle composée de chanteurs qui pouvaient en quelque sorte lutter avec ceux de l'Empereur, et un nombreux orchestre formé tout exprès pour essayer les oeuvres de Beethoven avant leur publication.

3) l. torticollis.

4) Diesen Begleiter vermag ich nicht festzustellen.

garçon. Notre Ministre de France est trés [3] bien avec le Pr. Russe.

L'on vient de decouvrir a deux lieux d'ici, dans une charmante contrée boisée, montagneuse, arosée par une rivière dont les eaux sont trés limpides, des sources sulphureuses, qui sont si fortes qu'elle peuvent etre mises a coté de bains anti rheumatiques du premier ordre; nous sommes apres pour les encaisser et pour les rendre utiles, elles sont trés salutaires pour les nerfs irritables, et pour ceux qui ne le sont point; le local poetique, dans le Sein du quel elles jallissent, operera benignement sur tout etat nerveux, la proximité des nos poetes, en augmentera l'effet, et j'ose en bonne conscience y inviter Votre Exellence pour l'année prochaine, et d'autres personnes illustres de Votre Societé; la cure sulfureuse finie, nous irons ensembles a Wirtzbourg, a Carlsbad et a Töpliz. la Ville aupres de la quelle jallissent ces fontaines s'appelle Berka, notez cela dans Votre Album[1]), et ne le perdez pas; les plus belles chaussées y menent des quatre vents; on s'y rend en caleche en $^3/_4$ d'heures de Weimar. Les bois sont remplis de rossignols qui y chantent jusqu'apres la St. Jean: la verdure des prés y est incomparable, c'est un vray pays de Cocagne. Apropos! qu'avez Vous perdue, et retrouvée depuis notre separation[2])?

Si vous voyez la C^e. Esterhazy Roisin[3]), pincé la, je Vous prie, dans un de ses beaux bras de ma part, pour qu'elle pense a moi, mais un peu fort; fait-elle encore la partie du D. de Wirtbg? et fait-elle benigement et indulgement attention encore a la quantité incommensurable de ses reverences? Que fait Lichnofsky[4])? je n'en entens[5]) plus parler, n'y n'en lis rien.

*Da alle Dinge ein ende, u. hauptsächl. zur rechten zeit haben müssen, so schließe ich dieses geschwatze u. geschmiere,*

---

1) Ueber die Bemühungen wegen Berkas vgl. Goethe, Tag- und Jahreshefte 27, 207. 211 f. Man bemühte sich sehr das Bad zu heben.

2) In allen Briefen, auch denen Goethes wird auf die Vergesslichkeit und Zerstreutheit der Gräfin angespielt. Goethes Gedicht „Der liebenden Vergesslichen, zum Geburtstage“ (Hempel II, 423) ist bekannt und sagt ihr ausdrücklich:

Dem schönen Tag sey es geschrieben
Oft glänze dir sein heitres Licht
Und hörest du nicht auf zu lieben
So bitten wir: vergiss uns nicht.

Es wird jetzt erst die heitere Pointe der Goethischen Zeilen ganz klar.

3) Geborene Gräfin Festetics? Sie befand sich 1812 in Töplitz.

4) Fürst Karl Lichnowsky, welcher 1812 als Vorleser der Kaiserin in Töplitz war. Vgl. Werner S. 37. 67.

5) l. entends.

*mit der versicherung meiner Freundschaftlichsten Ergebenheit, hochachtung, u. sogar* respect *Mich Ew. Exellenz zu gnaden empfehlend.*

ce 4 nov. 12. C. A.

[4] Exellenz! Le Pr. Kourakin ne partant que demain et voyageant trés lentement, je faire partir cela ci par la poste, au risque de la faire ouvrir par tous les blancsbecgs de la Saxe de la Boheme, et de Vienne. Le Pr. Vous apporterra de ma part une Caisse remplie des membres apars du Cadavre de Göthe, que j'ai mis en pieces, parce que Vous m'avez trahis pour ses beaux yieux a Tepliz. Remetez les et faites en un nouvel homme: Que Vous sera trés facile. Adieu.

8. $9^{br}$ 12.

3.

Exellenz

J'ai l'honneur de Vous envoyer ci joint le reçu du chargé d'affaire d'Autriche a Dresde. Veuillez Madame m'accuser le reçue de celle ci, mais bien exactement, sans oublier la chose principale ni les accessoires, ni d'en perdre quelque chose. La Mission de Dresde m'avertit a cette occassion que la Chancellerie d'etat de Vienne est trés inexacte, a soigner les lettres qu'on confie a cette Chancellerie. Donc! que le Diable emporte la Chancellerie et le Chancellier! Amen. Le Pr. de Ligne m'a averti que Titine a mis un O'Ligne[1]) au monde, et que la mere se porte bien. Dieu benisse l'ensemble de cette epoque. Nous jouissons a la mi d'Autumne d'un hiver inconcevablement rude; les rivieres sont prises, et charient des glaces, le thermomêtre descent jusqu'a 11—12 degrez sous O. A quel point ce trouva t-il ce Soir a Vienne? Vos distractions Vous permettront-elles de me repondre exactement a me questions?

J'ai eté chercher hier ce miserable Göthe, qui m'a fait tant de tort, a Jena, en chassant dans cette contrée[2]): le voila de retour — et je ne Vous dis plus rien. Adieu la plus distraite des femmes — adieu — bon soir — a revoir.

25. 11. 12.

---

1) Der Herzog bildet diese Form scherzhaft aus O'Donell und de Ligne.

2) Goethe schreibt am 24. Nov. 1812 an die Gräfin (Werner S. 74): „Morgen erwarte ich den Herzog den eine Jagdpartie über den Schnee in diesen Musensitz führt."

4.

29t 12. 12.

Exellenz!

*Kein Gevatter Brief, aber ein Neujahrs* gratulatiönchen, *vertraue ich Ihren schönen, treuen, vortrefl. schreibenden Händen an! Es befinden sich einige anzüglichkeiten auf — darinnen*[1]*! mögen meine Wünsche erhört werden.*

*Ew. Exellenz lege ich ganz besonders meine Glückwünsche zum Neujahrsfeste zu Füßen, Mögen wir uns dieses Jahr wiedersehn! Daß ist der innbegrif alles meines Verlangens; bleiben Sie mir hold und gewärtig*[2]*; ich bin Ihr treuer Knecht, u. verehrer.*

Il faut apresent Madame la Comtesse que je Vous remercie exessivement de Votre charmante lettre, qui m'a fait un plaisir extreme, comme qui diroit, indisible. Vous etes réellement trés aimable personellement, et Epistolairement, et j'ai, si Vous le permettez, l'honeur de Vous en aimer beaucoup. Depuis le regne du Charles V il n'y a eu a Vienne de si bon correspondant que V. E. C'est que Vienne depuis Charles V est fameuse a cause de ses non reponçes: Vous en faits une exeption, et serez la graine d'une nouvelle epoque, et cela d'une communicativité infiniment interressante. S'il y avoit moyen de me detacher d'ici, endroit d'etappe de la route militaire, je volerai me rendre a Votre gracieuse invitation, pour voir toutes les nouvelles fleurs qui sont ecloses dans les seves de Vienne, et j'y jouirai des plaisirs de botaniçien; mais je suis, soufle respect, cul gelé sur mon territoire glaçé par cet enorme hiver, pour degeler les passans, qui arrivent heure par heure; le commencement du passage des gelés a eté le 14 de ce mois, jour ou le trés Gelé[3] a passé incognito par ici [2] dans la plus infame Caleche de poste, appartenante au Maitre de Poste, d'une Station a 6 lieux d'ici, endroit aupres du quel le malheureux Roy de Prusse perdit l'année 6 la bataille d'Auerstedt; la, a cette poste, le trés gelé cassa une voiture, que le bon Roy de Saxe lui avoit preté a Dresde le 13 de ce mois. La Caleche le transporta avec Mr. de Caulincourt jusqu'a Erfurth; arrive sur son territoire conquis, il accapera une voiture de son Ministre resident ici, Mr. de St. Aignant, dans la quelle il

1) Auf wen sich Anzüglichkeiten darin fanden, weiss ich nicht; vielleicht auf Napoleon?

2) Dieses Wort ist sehr undeutlich geschrieben, aber „gnädig“, was man vermuthen würde, kann es doch nicht gelesen werden.

3) Natürlich Napoleon. Die ganze Schilderung ist sehr interessant; vgl. Carl-August-Büchlein S. 127. Für Caulaincourt vgl. Aus Metternichs nachgelassenen Papieren II, 369.

fut dans sa bonne Ville de Paris, dont Vous avez les discours et les nouvelles plus recement que moi.

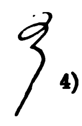
Voyons ce que cette année 13 anoncera! jamais Noel a conté tant de douleurs d'enfantement a la Vierge que celui de l'année 12. mais c'est sa faute; etant pres du grand Monarque, pourquoi n'influit-elle pas d'avantage sur le Coeur du tout puissant, pour donner des Sentiments d'humanité a la Majesté Eternelle?

Göthe ne sort point depuis quelques Semaines ayant peur du froid, qu'il fait a outrance chez nous: je me suis bien gardé de lui dire, que Vous pensiez a lui. Nous avons Iffland ici[1]), qui nous cause bien des bonnes soirées par la perfection de son jeu theatral et par l'amabilité de son esprit, en societé. J'ai ecrit a Titine[2]) pour lui reiterer les emmotions des Sentiments d'interet, qu'elle m'a inspirée depuis longues années; si la loi du Charles V le permet, elle reportera avec son amabilité habituelle epistolairement a ma mission. Adieu ma chere Exellence ne m'oubliez point, *u. bleiben Sie mir wohlgewogen. hier ist noch etwas an Gr. Althan. Der alte Ligne hat mir geschrieben, u. ist wüthend auf Rostopszien daß er* Moskau *angesteckt hat! daß ist recht possierlich! ich werde ihm ehestens* [3] *antworten. Wie tröstet sich die Bagration*[3]) *über den verlust ihres Mannes?*

*Sie glauben nicht Exellenz! was mich Ihr Brief gefreut hat, u. wie liebenswürdig er war, u. noch ist, denn ich hebe ihn auf, u. lege ihn in mein Schatzkästlein.*

*Wenn Sie auch alles dieses Jahr, wie in den vergangenen verlichren So heben Sie doch mir einen plaz in Ihrem Andencken auf.*

*Leben Sie recht glücklich und damit Gott befohlen.*

 4)

Ma femme Vous presente ses hommages.

---

1) Goethe, Tag- und Jahreshefte 27, 205: „Iffland schloss das Jahr auf das Erwünschteste, indem er mehrmals auftrat . . ."; vgl. Goethes Brief an Zelter 15. Januar 1813. Briefwechsel II, 65 ff. An Knebel II, 67.

2) Dieser Brief hat sich erhalten, bietet aber kein allgemeines Interesse, daher unterbleibt der Abdruck.

3) Die schöne Fürstin Bagration war 1812 Witwe geworden. Vgl. Biedermann 27, 1, 590. Der Herzog und Goethe waren mit ihr 1810 beisammen; vgl. Werner S. 36.

4) Ein solcher Schlussschnörkel findet sich in den meisten Briefen des Herzogs.

5.

Exellenz

*Nicht ehr wolte ich die Feder ansetzen biß daß ich hinlängl: aus denen von Ihnen an Göthe geschickten Büchern (auf schlecht papier gedruckt) Ihre Muttersprache gelernt hätte, um meine Ideen Ew. Exellenz deutl. vor die Füße zu legen; mein nächster Brief soll in der ächt Oesterreich Mundart sich* produciren[1]); *aber Beyl. zwang mich den Gänse Kiel wieder zu Ew. Exellenzigen plage zu erfassen. Bejgeschloßenes Briefchen, ist kein Brief, denn ich unterstünde mich nicht, so ofte zu schreiben; aber es sind* notizen *drinne, die zu wissen Ihre Mst. doch interreßant seyn können.*

Pardonnez donc mon aimable Comtesse que je Vous tombe a charge avec mes sottes lettres, mais depuis que le Souris a rongé les filets d'un lion, je ne me pardonnerai point si je me taisois, lorsque ma[2]) consçience m'inflige de parler. N'allez pas perdre ma lettre; je ne voudrais pas etre pendu, il y a des plus belles morts que cela.

Que fait Titien? elle m'a oubliée!

Göthe a eté de nouveau malade depuis le nouvel an: il ne sort point[3]). Wieland est trés mal, et s'il rechappe cette fois ci, alors l'accident, une indigestion, qu'il a eu, lui prendra bien des forces, qu'il aura pein de réaccapparer[4]).

Voici un reçu sur mon dernier paquet.

Adieu mon Exellence

17. 13.



---

1) Dieser Eingang wurde schon Werner S. 86 gedruckt.

2) ma über der Zeile nachgetragen.

3) Vgl. Goethe an Knebel 18. Januar 1813 (II, 71): „Ich bedaure, dass auch Du von der Jahreszeit angegriffen worden bist. Mir ging es nicht besser: denn kaum wagte ich mich aus meiner langen Verborgenheit hervor, ging einige Male nach Hofe und in die Stadt, so meldeten sich schon allerlei Mängel und ich muss wieder das Zimmer hüten; doch muss man mit jedem Zustande zufrieden seyn, in Betrachtung, dass so viele Menschen in diesem Augenblicke leiden und fernerhin auf das unsäglichste leiden werden."

4) Vgl. Goethe an Knebel am 18. Januar 1813: „Wieland hat auch einen Anfall gehabt, erholt sich aber wieder."

Daignez tourner la feullie. serri pri tasch[1]).

[2] 19. 13.

l'occassion sure qui porte ceci a Dresde dans les mains de la mission Autrichienne, ne partant que ce Soir, je rouvre ma lettre, pour dire a V. E. que Göthe va bien; Wieland a eu cette nuit des evacuations enormes, et le Medecin est sur qu'il sera retabli dans peu. Un Courrier russe a porté un paquet a Lemberg sous mon adresse, et le Pr. Reuss, Commandirender en Gallizie a eu la complaisance de me l'envoyer par Estaffettes; ce paquet contient la triste nouvelle de la mort du Pr. George d'Oldenburg marie a la Gr. D. Catherine. Il est mort d'une fievre putride avec des taches a Tiver le 27 Dec.[2]). Veulliez dire cela a S. M. en cas qu'elle ne le sache point. Je Vous baise les mains.

ʒ

je viens d'apprendre par une lettre de l'Imp. Mere a Md. sa fille que le Pr. d'Oldenburg est lui meme cause de sa mort; en visitant les mourants dans les hospitaux, et en refusant de pendre apres les remedes necessaires contre la contagion, comme emetique, &; au contraire il s'est ordonné lui même un bain tiede, et cela l'a tué d'apres ce qu'en dit notre Medecin. La Gr. D. est fort triste d'avoir perdu ce beau frere.

Je vous baise encore les mains.

ʒ

A propos! j'ai eu une lettre du Maurice Lichtenstein[3]), et j'ai trouvé dans son cachet les armes de Saxe, *den Rauten Cranz*. J'ai fait chercher partout et ai consulté mes Mages comment, quand, pourquoi les L. [3] usoient de ces armes la, mais toujours infortunement[4]). Je supplie donc V. E. et Votre profonde sapience, de

---

1) Der Brief ist vom 17. Januar 1813. Die Schlussworte dieser Seite vermag ich nicht zu deuten; der Herzog schreibt am 19. Januar weiter.

2) Vgl. Werner S. 94 f.

3) Vgl. Werner S. 126 f.

4) Dieses Wort ist ganz undeutlich geschrieben, aber infor . . . ist sicher zu erkennen.

decouvrir cette enigme, et de m'instruire: il faut que les L. dans leurs Archives puissent trouver tout ce que je desire savoir.

Adieu et encore!



A propos: nous avions depuis quinze jours un tems doux pres du degel; depuis hier au soir le Thermometre du Reaumur est desçendu jusqu'a 13° et les eaux prement. Si cela ferme la Vistule, alors les Russes qui sont a l'heure qu'il est devant Danzig, auront beau jeu, et Mr. Rapp sera Rappé[1]).

Encore Encore
pour la derniere fois.



6.

Exellenz!

Notre pauvre bien vieux Wieland est pourtant mort entre le 20—21 exactement a Minuit[2]); il est resté trés clair d'esprit jusqu'a 9 heure du Soir, alors il a perdu connoissance, s'est endormi, pour ne plus se reveiller! beni et honoré soyent ses Cendres et sa memoire! je Vous prie ma chere Comtesse de dire cette triste nouvelle a S. M. J. et avec quelque circonspection au Pr; de Ligne. W. avoit 80 ans passés. Il a vecu une belle vie, trés calme, existant continuellement dans ce bercement[3]) d'esprit qui soutient toujours la vie dans un etat poetique, sans que la realité aye pu en troubler la cadence; W. etoit toujours trés sobre, et se soutenoit avec des moyens trés modiques, sans avoir besoin de plus, et se resignant facilement au moins, lorsque les libraires payaient mal. C'etoit un etre que ce vieux W. qui avoit conservé la pureté de la sobrieté; qualité que peu d'humains comprennent; les femmes s'y entendent

---

1) Der bekannte General Napoleons Jean Rapp, langjähriger Commandant in Danzig. l. rapé.

2) Vgl. Werner S. 101 f.

3) Wol ein vom Herzog frei gebildetes Wort von bercer.

mieux que les hommes. On l'entere demain matin aupres de sa femme a la Campagne. bon soir.

23. 13[1]).

7.

Exellenz!

Daignez, je Vous prie, me dire bientot si Vouz avez reçu mon paquet que j'avais envoyé a[2]) P. Esterh.[3]) a Dresde, pour en avoir soin; c'etoit le 21 Janv. si je ne me trompe que mon estaffette partit pour Dresde: Esterhz. devoit Vous faire passer ma mission d'apres son bon plaisir. Veuillez donner Votre trés gracieuse reponse a Mr. Freege de Leipzig, qui Vous remettra celle ci en belles mains propres, mais ne la retenez point trop long tems, comme cela Vous arrive quelque fois. Je Continue aujourd'hui, mais par Systeme, c'est que parceque mes Entrailles me genent, et dans cet etat la l'on ne fait rien de bon, comme St. Paul a dit aux Corinthiens[4]), qui souffroit de ce mal, et c'est pour cela, que je n'ecris point aujourd'hui a notre Imperatrice dont j'ai baisé une lettre il y a apeine cinq[5]) jours, datée du 18. Janv. ma belle fille a eté plus pronte que moi. S. M. a daignée me dire dans sa charmante lettre qu'il y avoit encore un paquet en chemin, ou je trouverai sa reponce a ma lettre de Gratulation, mais ce paquet n'est point arrivé encore. Si S. M. confie des lettres a la Ch.[6]) d'Etat a Vienne alors elle peut etre sure d'etre mal servie, je Vous supplie de faire en sorte qu'on voue un peu d'attention a l'expedition de cette Chancellerie.

Nous attendons des grands evenements; la royaume de Prusse, et le Grand duché de Berg sont en pleine Insurrection; le premier organisé, le second point; dans ce dernier l'on crie vive Alexandre, et on a jetté le Prefet par les fenetres. Dite donc a Titine qu'elle me reponde, je suis trés irrascible[7]) sur cet article la. Adieu ma belle et bien aimable Exellence, ne me perdez point.

4. Fev. 13.

---

1) Gemeint ist der 23. Januar 1813, wie schon aus dem Zusammenhange hervorgeht, überdies bezieht sich der Herzog im 7. Brief darauf.

2) Steht statt au.

3) Prince Esterházy, wol Paul Fürst Esterházy, österreichischer Diplomat.

4) 1. Corinth. 11, 29.

5) cinq ist über ein durchgestrichenes trois geschrieben.

6) Chancellerie.

7) So steht geschrieben, gemeint ist irrassasiable.

8.

Exellenz

Ce sera peut etre la derniere lettre que Vous receverez de moi dans ce printems ci, mon aimable Comtesse, l'absence de tout etre Missionnaire Autrichien en Saxe, nous couppe toute connexion; nous sommes ici comme une troupe de harengs entouré des Monstres marins: je me sens trés gelé et tappé; la derniere blessure, c'est Vous qui me l'avez donnée. Un messager porte ceci a Tepliz. Faite Vous porter de S. M. un livret qui je lui envoi et qui contient un discours de feu Wieland, et un de Goethe sur Wieland, cela Vous interressera beaucoup, parceque cela est trés beau. Göthe a lu son discours lui même[1]). Au reste nous sommes trés mal a notre aise, des maladies pestilencielles infectent toute la contrée, il fait toujours froid, les rhumes ne discontinuent point, et même la chasse aux becasses va mal; je voudrois me pendre. Nous en avons pendu un dernierement, et le lende main il y a eu deux vols commis encore; comme la moralité de l'humanité est minuée! je vois rarement Göthe, il ne sort point et se dorlotte[1]). Ma femme, qui par la lecture de Vos lettres, a prise un tendre pour Vous Madame mon Exellence, me charge de Vous presenter ses hommages. Adieu ma belle, je me sens ennuyant et m'abstiens de Vous en faire participer. Adieu[2]).



9.

Exellenz

Votre Exellence a ecrit sur deux feullies du Papirus comme une veritable Greque, car je n'ai pu dechiffrer la quelle des deux

---

1) Diese Stellen stehen schon gedruckt Werner S. 102, wo auch das nötige bemerkt ist.

2) Der 8. Brief muss Ende März 1813 geschrieben sein, da Goethes Trauerrede: „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland", obwol am 18. Februar in der Loge gelesen, doch erst in der letzten Märzwoche verschickt werden konnte. Der Eingang des Briefes, besonders die Bezeichnung dans ce printems macht es auch möglich, an den Beginn des Aprils zu denken. Vgl. Werner S. 101.

feullies du papirus etoit la premiere ou la seconde; j'ai donné ces deux feullies a ma femme pour qu'elle prenne du respect pour Votre Exellence; et depuis ce moment la, ma femme est persuadée que Vous etes [1]) une descendante, en ligne directe, du bien heureux Confucius, et que Vous possedez toute la sapience a nous inconnue; en attendant ma femme me charge de Vous dire qu'Elle desire beaucoup faire Votre connoissance. Vos lettres ont dormies, et cette de S. M. jusqu'a aujourd'hui a Leipzig, et ce n'est qu' aujourd'hui que je les reçuis. Votre lettre a Göthe, je l'ai envoyé a sa femme; lui, corporellement, etant a Tepliz depuis quatre Semaines; il parait que Vous avez perdue totalement sa piste? hem? est-ce donc l'Anglois qui Vous occuppe tout? hem? God dam! l'on dit que Vous apprenez cette langue par Coeur[2]). Pourquoi n'ose je point ecrire comme je le voudrois. *lebens Wohl* Exel.[3]).

*F*

## 10.

Exellenz!

Sçavez Vous ce que cela veut dire, s'ennuyer jusqu'a en avaler sa langue? venez a Töpliz et Vous l'apprendrez; je m'y morfond depuis le 5 de Julliet au Soir[4]). *Nicht ein einziges bißchen Intereße.* Göthe habite la petite maison du petit jardin depuis le commencement de Mars[5]); moi j'enjambe les bel etages de l'Englische *Gemach* et des trois pommes, vis a vis des fenetres d'Althan.

1) Über der Zeile nachgetragen.

2) Die Goethe betreffenden Sätze sind gedruckt Werner S. 96.

3) Der Brief ist jedesfalls im Mai geschrieben; Goethe soll schon vier Wochen in Töplitz sein, das würde auf Ende Mai weisen, da Goethe am 26. April in Töplitz eintraf. Nun erhält er den Brief der Gräfin durch Vermittelung des Herzogs am Sonntag Exaudi, d. i. am 30. Mai 1813. Wir dürfen daher den Ausdruck „depuis quatre Semaines" nicht pressen oder müssen vom Tage seiner Abreise aus Weimar (17. April) rechnen. Der Brief des Herzogs kann am besten „Mitte Mai" datiert werden. Vgl. Werner S. 87. 101.

4) Durch diese Nachricht werden die Zweifel über den Tag seiner Ankunft in Töplitz (vgl. Werner S. 116) gehoben.

5) Das ist nicht richtig, Goethe traf erst am 26. April in Töplitz ein, nachdem er Weimar am 17. desselben Monats verlassen hatte (Werner S. 87 f.); Goethe theilte der Gräfin gleichfalls mit, „dass er in dem kleinen Gartenhause wohne" (Werner S. 91).

Venez donc nous voir. J'apprens que .....[1]) plait a quelqu'un qui s'appelle ou Manchette, ou Chapau, ou Jabot, et qu'elle souffre cela; je Vous prie de me mettre au fait, car il faut absolument que je clabaude ici quelque chose. La C^e Reitzenstein pres de la Pr. Marianne a un amoureux; je me suis apperçu de cela ayant eté 6 jours a Dresde; Vous ne parlerez plus qu'Anglais mon Exellence tout dit-on Vous etes Vous vouée pendant cet hiver a l'Anglomanie, Vous ne comprendrez plus Göthe; mais j'ai quelqu'un avec moi qui sçait mieux le Grand Breton que sa langue Maternelle, et Vous en serez trés contente[2]). J'attens avec impatience l'arrivée des Clary; je n'ai pas vu Leonhardi ni ses anticallies[3]) encore. Vos appartements sont occuppées par deux dames Livonniennes trés malades, qui ont demeuré pendant quelque tems chez nous: la demoiselle qui chantoit tant est derechef ici avec sa famille; l'on dit que Clary a fait oter dans le *Herrenhaus* la Cuisine, de maniere que l'Imperatrice y seroit plus a son aise apresent[4]). Que font les Althans? ou sont ils? ayez la bonté de leur protester mon tendre attachement. J'espere que ma belle fille viendra me voir ici, elle rode encore en Boheme: j'en attens tous les [2] jours de ses nouvelles de Carlsbad, j'y ai envoyé même un Courrier lundi, le 5, mais qui n'est pas revenu encore. J'ai supplié l'Imperatrice de Vous envoyer en Courrier ici, pour que je Vous confie les choses du monde les plus interressantes pour S. M. Peut etre que cette chere Majesté viendra encore cet eté en Boheme, si la paix se fait, evennement au quel je crois comme a l'Evangile.

Adieu mon Exellence, hates Vous d'atteindre Töpliz.

*Kiß die Hand.*

Töpliz a 10 Julliet
13.

1) Ein Name ist durchgestrichen, man könnte ihn Nolicki oder dgl. lesen.

2) Auf diesen Begleiter spielt auch der folgende Brief an; wer es war, weiss ich nicht.

3) l. antiquailles.

4) Auch Goethe berichtet (S. 91): „Das Fürstenhaus ist sehr hübsch neu eingerichtet und freundlich decorirt. Diess berechtigt zu den schönsten Hoffnungen."

11.

Exellenz

Votre trés gracieuse, sans date mais dressée a Laxburg[1]) m'a eté remise il y a trois jours, m'a eté remise par les belles mains de ma trés chere belle fille, qui me quittera demain. Ma langue, a la quelle Vous voulez tout de mal, est plus engourdie encore que mes pieds, car je suis devenu absolument muet, et il ne me reste plus a pecher que par[2]) les plumes d'oies.

*Was machen Sie denn in der Laxburg u. warum sind Sie nicht in Töpliz? bey der Mayestät zu Seyn ist freyl. ein unschätzbarer vorzug, der mit nichts auf der Welt aufzuwiegen ist, dem abgerechnet ists doch beßer sich manchmahl des besten zu enthalten u. etwas schlechteres zu genießen, u. hiezu hätte ich Ew. Exellenz meine stumme unterhaltung vorgeschlagen, u. zwar in Töpliz.* G ö t h e *ist auch stumm, dicktiert aber an zwey Schreiber, die er sich hier von der* Polizey *geliehen hat, seine lebens u. liebes Geschichte, u. ist eben jezt an der* Epoke *Wo Er Ew. Exellenz — Sah! er frägt mich dabey öfters um rath ob er auch nicht zu viel dem papiere anvertraue?, da predige ich ihn dann stets vorsicht, mäßigung, u. etwas verschwiegenheit. Sein kranck werden vor dem jahre, hat er gar artig einzuwickeln gewust; jeder leser fühlt die Ursache*[3])*!* Voici quelques empreintes d'une copie de la migniature que le bon A l t h a n m'a envoyé l'année passée, cela n'est pas bien parfait mais cela n'est pas tout a fait mauvais pourtant; je compte me [2] tenir en Boheme jusqu'a ce qu'on m'enchasse, de maniere que Votre Exellence pourra bien m'y trouver encore, ou en personne ou par ecrit, choisissez une de ces voies.

Je m'en vais ecrire une lettre a Cheval au Pr. de L i g n e qui me traite comme un chiffon.

Je vous demande pardon Madame, Vous avez mise la date a Votre lettre que je viens de relire, elle est du 14 Juin, mais je croyais que Vous l'aviez oublié.

Eh que de montagnes Vous faut-il pour Vous rendre B o n C o e u r?! l'amabilité seule est ce qu'il y a destable chez Vous! nous autres comme moi, nous sommes pas morte et pas plaine, remplis, lardis,

1) Laxenburg, das bekannte kaiserliche Lustschloss bei Wien.

2) Über der Zeile nachgetragen.

3) Diese Stelle habe ich S. 57 drucken lassen. Die Schwierigkeiten, welche sie bietet, lassen sich am besten durch die Annahme lösen, dass der Herzog die Gräfin O'Donell hier mit Goethe neckt, wie er sie im 9. Briefe mit dem Engländer neckte. Freilich bleibt auch dann noch räthselhaft, warum der Herzog das „kranck werden vor dem jahre" in so charakteristischer Weise hervorhebt. Vielleicht ergibt sich auch hier noch die Lösung.

ballancé, farçis de calume, de condem et d'amour bannal pour le prochaine, nous n'aimons point les Idilles, mais les bons romans Anglais et Tudesques. Ma femme ne verra point cette fois ci Votre lettre mon aimable Exellence, car elle n'est point ici, et je ne suis point la. Pour me desennuyer ici, je file le parfait amour avec Mlle. la C^e^ *Soltikof*[1]), dame d'honeure et dechiffre actuelle de feu L. M. J. lés Autocratrices Elizabeth et Catharine de tous les Russes. Fritz de Homburg, qui n'est pas si beau que son frere Philipp[2]), le quel Vous voit souvent, loge chez moi Vous salue avec ses enormes moustaches, et se pame de rire en faisant la lecture des Votre trés aimable lettre. Je reviens d'un tête a tête que j'ai eu avec ma belle fille dans le temple du *geschloßenen Garten* chez Clary. Comme, selon toute apparance je ne les verray par cette année ci, je Vous prie de leur faire insinuer que j'ai trouvé du Sucre et du Caffé dans le Cabinet du Prince, ou j'ai [3] eté avec le D. Capp, pour lui montrer les raretés du Chateau, les decouppures, et le Cadeau du M. Clary, qui ne flairait pas beaume[3]).

C'est je crois, le nom du Gaisruck qui Vous est inné qui donne a Votre Exellence le gout des monts, cela effleure l'instinc des Chamois[4]).

Dite je Vous prie quelque chose de facheux a Titine de ma part, quí m'a totalement jettée dans le rebut.

Mes respects et tendresses aux bons Althans.

*Kiss die Hand* Exellenz.



Ambrosi[5]) sort de chez moi, et me dit qu'on lui a envoyé trois malades, envoyez a lui, parce qu'ils Vous ont vus a Cheval; l'un a une estropiene a la jambe, qu'il a pris au cherchant Votre *Riechbüchschen* dans la fente d'un rocher. je ne nomme pas les masques,

---

1) So ist geschrieben, es muss aber heissen Soltikoff. Der Herzog bezieht sich wol auf ein Buch? .

2) Vermuthlich sind die Brüder Friedrich VI (geb. 1769, gest. 1829) und Philipp (geb. 1779, gest. 1846) von Hessen-Homburg gemeint.

3) l. natürlich baume.

4) Gräfin Josephine O'Donell war eine geborene Gräfin Gaisruck; der Witz mit diesem Namen liegt ziemlich nahe.

5) Vgl. Werner S. 37.

mais devinez qui c'est, il parle parfaitement la langue Grand Brettone, et dit souvement Goddam[1]).

12.

Exellenz!

Combien des montagnes Vous font-il grimper par jour avant que Vous[2]) mettiez une plume taillée entre Vos beaux doits, que Vous l'enfonçiez dans l'encrier, et que Vous tourniez dans figures noires sur le papier qui me fait tant de plaisir? Vous me laisserez sortir de Boheme sans me faire savoir si Vous avez reçue mes impertinences que j'avois composé ici, absolument pour Votre Exellence. Je Vous annonce que je pars d'ici le jour de la *Verklärung* Christi[3]) pour me rendre a Franzensbrunn, ou Vous m'y trouverez dans la societé de ma belle fille[4]) quelques jours apres la fete du Napoleon[5])! je veux absolument me rajeunir, et l'on dit que la source d'Eger est celle de Jauvence. Göthe[6]) Vous a ecrit a ce qu'il m'a dit; il va m'accompagner aujourd'hui chez la Pr. Leopoldine a Bilin[7]); entre nous soie dit, il ne Vous est pas fidele. Mais qui le seroit dans ce monde ci? nous en aurons tout le Tems dans la bien heureuse eternité. Töpliz n'est non plus stable dans ses agrements; il outrepasse cette année ci toute mesure d'enuy, de mauvais tems, et de maussadité.

1) Dieser Brief muss zwischen dem 10. und 28. Juli 1813 geschrieben sein; wann die Erbprinzess verreiste, kann ich leider nicht constatieren.

2) Ueber der Zeile nachgetragen.

3) Das ist der 6. August, dadurch wird das Ende des diesmaligen Aufenthaltes in Töplitz festgestellt (vgl. Werner S. 128); nach dem Carl-August-Büchlein S. 130 wäre der Herzog von Ende Juni bis Anfang Juli in Töplitz gewesen.

4) Ueber der Zeile nachgetragen.

5) Den 15. August.

6) Goethe hatte von der günstigen Wirkung des Töplitzer Bades auf den Herzog berichtet (S. 113).

7) Liechtenstein, geb. Esterhazy: vgl. Werner S. 126 f.

Adieu mon Exellence, Göthe et moi Vous quittent pour deux yieux bleus!

a 28 Jullien
1813
Tepliz [1]).

13.

Exellenz

*Ein junger Prinz von Sachsen Hildburghausen sagte hier, er werde nach Wien geschickt, u. da gab ich dieser zarten pflanze ein kleines Briefchen an Ew. Exellenz mit, Schreiben Sie mir doch meine geliebteste Staats u.* Palast *dame ob Sie mein Zettelchen bekommen haben* [2]*); mein* Mercur *ist so jung, daß er leicht mit samt dem Briefe, von einen* Cosaquen *hat können gefreßen werden.* Dans ce billet j'ai mis les expressions de ma vive reconnaissance a Vos pieds pour la superbe bourse que Vos belles mains [3]) ont daignez broder pour moi; je Vous en porterai toujours une eternelle reconnaissance; elle est uniquement belle, et l'Imperatrice des toutes les bourses: je ne me lasse point de la regarder et de la baiser tous le jours. Quels beaux et mauvais jours avons nous vecus depuis trois semaines! au point d'etre saccagés pas les Français, deux fois les Cosaques nous sauverent; nous avons eu un Combat assez vif dans la [4]) Ville même. Le lendemain l'Emp. Alex. entra en Ville [5]) et le lendemain Votre Monarque: celui ci a logé dans mes appartements, et j'ai posé sur son Secretaire, *den Schreibtisch* le portrait de l'Imp. dont je Vous envoi ci joint les empreintes commandées. En attendant les trouppes russes et Autrich. s'amusoient dans les villages de e~~~~~~ [6]) ils ont diablemen de l'appetit! et detruisent plus qu'ils ne mangent. Ces Sacré Payens nous ont mis bien a mal et nos filles; il n'y manquoit que le Pr. de Ligne. Demain on bombarde Erfurth. Göthe a eu dans [2] sa maison Jerome Colloredo, qui en quadrait point avec Votre Enfant gaté par rapport au Poetique: toute sa garde et sa Suite y logoit aussi. Tous les Lichtenstein, &.c. mes anciennes Connaissances ont eté chez moi; Mr. Votre Prince heredi-

---

1) Ein Theil dieses Briefes ist schon Werner S. 119 gedruckt.
2) Es hat sich nicht erhalten.
3) Ueber der Zeile nachgetragen.
4) Desgleichen.
5) Kaiser Alexander von Russland.
6) Ein e mit angehängter Zackenlinie statt eines Gedankenstriches.

taire Titin[1]) a aussi eté chez moi. Il avoit eu des mauvaises nouvelles de sa femme et Enfant, surtout de Mad. Sa belle mere, qui a ce que l'on dit ne parler que l'Anglois et cela trés coulement[2]). Nous avons eu aussi des Anglois ici, Lord Catqard, Vilson, — &.c.

*Nun meine Excellenz leben Sie wohl: ich muß noch einen Ungeheuren Großen Brief an Mays. die Kajserin schreiben u. den* Courir *abfertigen. Empfehlen Sie mich Althans u. der ungetreuen Titine die mich wie weg geworfne Schwarze Wäsche behandelt, dann Ligne, Clary. Schreiben Sie mir balde. Kis die Händ*[3]).

Mit diesem Brief endet für viele Jahre die Correspondenz des Herzogs mit der Gräfin; die Aufregungen der nächsten Zeit gestatteten dem Herzoge jedesfalls nicht, einen doch mehr freundschaftlichen Briefwechsel fortzusetzen. Bekanntlich wurde Carl August russischer General und Befehlshaber eines deutschen Bundescorps; er verlässt Weimar am 7. Januar 1814 und zieht an den Rhein, die nächste Zeit ist er bemüht, den Franzosen Unannehmlichkeiten in den Niederlanden zu bereiten und die Vereinigung der einzelnen Truppenkörper zu verhindern; die Einnahme von Paris durch die verbündeten bringt einen Waffenstillstand und führt den Herzog nach Paris; dort verweilt er längere Zeit, begibt sich dann nach England, kehrt erst am 1. September nach Weimar zurück und wird in der festlich geschmückten Stadt mit dem von Goethe zusammengestellten „Willkommen" begrüsst; Goethe selbst rief ihm darin zu:

---

1) Der Herzog nennt den Grafen Moriz O'Donell Titin, weil seine Gemahlin Titine hiess.

2) Diese Stelle ist bereits Werner S. 138 gedruckt. Alle Besuche kamen nach der Schlacht bei Leipzig vom 24. October 1813 an. Die beiden Engländer waren Lord Cathcart und Wilson, vgl. Gentz' Tagebücher S. 280.

3) Dieser Brief ist am Tage vor dem Bombardement von Erfurt, also am 5. November 1813 geschrieben.

Der Du frühe schon das Grosse wolltest,
Wie ich Dich so jung und kühn gesehn,
Hast es nun gethan, so wie Du solltest,
Und für uns, für Alle war's geschehn.
Gebe das Geschick
Erst- und letztes Glück:
Dich Dir selbst des Friedens zu ergehn[1])!

Der Friedenswunsch sollte rasch Erfüllung finden, denn schon am 10. September verliess der Herzog Weimar wieder und begab sich zum Congresse nach Wien[2]). Die Verbindung mit der Gräfin wurde dadurch wieder persönlich erneut, die Hofdame stand im Mittelpuncte des geselligen Lebens, und wie freundschaftlich der Herzog mit ihr und ihrem Hause verkehrte, beweist der Umstand, dass er ihr oder ihrem Sohne Moriz einen interessanten Brief Goethes zum Geschenke machte[3]). Als Grossherzog schied Carl August von Wien, da Napoleon wieder in Paris erschienen war. Briefe scheint er mit der Gräfin nicht gewechselt zu haben, erst im Jahre 1819 regte ihn ein Brief der Gräfin zu einem Schreiben an.

14.

Madame

C'est avec la plus vive reconnoissance, que j'ai reçu les charmantes etrennes que Vous avez eu la bonté de me faire donner par la C^e^. Fritsch; Vous etes bien aimable et bonne ma trés chere Comtesse, d'avoir rappellée dans Votre Souvenir les mains d'un ancien et fidele Serviteur et ami, qui quoique vivottant encore, en a tout son voul de ce monde ci. Comme on devient isolé en vivant trop longtems[4])! Que le Ciel Vous conserve et Vous fasse jouir d'une, et de beaucoup d'heureuses années encore, conservez moi

1) Hempel III, 321.

2) Carl-August-Büchlein S. 131—134.

3) Werner S. 151—161.

4) Das ist eine echt Goethische Wendung, vgl. z. B. an Zelter 26. 3. 16 (2, 223): „leider bleibt das immer die alte Leyer, dass lange leben soviel heisst als viele überleben". Vgl. Sprüche in Prosa 19, 91 f.

Votre ancienne amitié et croyez moi toujours avec les sentiments d'un très respectueux et inviolable attachement

Madame

Votre trés humble trés obeissant serviteur et ami

Charles Auguste

Weimar
a 26. 12. 19.

C'est charmant comme ce *Wiener Witz* va toujours son train, et se renouvelle chaque année, gardant toujours son innocente fraicheur[1]).

Mit diesen Zeilen schliesst der Grossherzog seine Mittheilungen an die Gräfin. Andere Interessen, die Sorgen um die Neugestaltung seines Staates zogen ihn ab. Die Kaiserin war längst gestorben und so wol auch der Anlass zu weiterer Correspondenz geschwunden. Die Gräfin hat dem „ancien et fidèle Serviteur et ami" ihre Anhänglichkeit gewahrt und die Verehrung für denselben in ihrer Familie lebendig erhalten. Pietätvoll wahren ihre Enkel die Erinnerungen an diesen vornehmen und dabei so menschlich schönen Freundschaftsbund; mit sorglicher Hand sind die Briefe des liebenswürdigen Correspondenten den kostbarsten Familiendocumenten angereiht und zeugen dafür, dass die Nachkommen ihrer Ahnen würdig sind.

Wol dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Grösse
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

Lemberg am 10. Juli 1885.

1) Wahrscheinlich wieder Neujahrgratulationen, vgl. Werner S. 85. Hermann Rollett vermuthet, es seien „die damals in Wien in allgemeine Aufnahme gekommenen sehr fein und mannigfaltig ausgeführten figuralen Zugbillete mit Devisen" gemeint (Neue Freie Presse. Literatur-Blatt 31. Januar 1885 Nr. 7337).

## Neue Mittheilungen über Hölderlin.

Von

Carl C. T. Litzmann.

Ich war fast noch ein Knabe, als ich in einer Zeitschrift — ich meine, es war das Morgenblatt — zum ersten Mal etwas über Hölderlin las. Unter den mitgetheilten Gedichten befand sich ein in der Zeit des Irrsinns entstandenes, welches einen besonders tiefen Eindruck auf mich machte, dass ich es nicht vergessen konnte.

„Mit gelben Blumen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
In's heilig nüchterne Wasser."

„Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen."

Meine Phantasie dachte sich den unglücklichen Dichter in einem einsamen, in den See hinausgebauten Thurme, traurigen Blickes hinstarrend auf die öde Wasserfläche zu seinen Füssen.

Erst später lernte ich die Gedichte aus seinen gesunden Tagen kennen, deren Gedankeninhalt verwandte Saiten in mir berührte. In ihrer Form, deren strenge Schönheit sie griechischen Marmorbildern vergleichen lässt, verbunden mit dem

ganzen Zauber musicalischen Wollauts, dessen unsere Sprache fähig ist, schienen und scheinen sie noch heute mir das vollendetste zu sein, was auf diesem begrenzten Gebiete geschaffen ist. Zugleich erfuhr ich einiges nähere über sein tragisches Schicksal. Und nie ist seine Gestalt ganz wieder meinem Sinn entschwunden, in kürzeren oder längeren Zwischenräumen kehrten meine Gedanken immer wieder zu ihr zurück.

Als ich dann durch meinen ärztlichen Beruf mit den Nachtseiten des menschlichen Geistes- und Gemüthslebens vertrauter wurde, gewann Hölderlins trauriges Los ein neues Interesse für mich, und ich fieng an, mich mit der Entstehung seiner Krankheit und den Ursachen, welche den frühen Untergang dieser reichbegabten Natur verschuldet hatten, zu beschäftigen. Doch reifte erst spät in mir der Plan, von diesem Standpuncte aus das Leben des Dichters zu schildern.

Auf herbstlichen Ferienreisen begann ich das nöthige Material zu sammeln. Christoph Schwab, den ich im September 1881 in Stuttgart besuchte, gewährte mir in liebenswürdigster Weise Einsicht in alles, was er von und über Hölderlin besass, und überliess mir selbst manches, um Abschrift davon zu nehmen.

In dem sechsten Bande des von Dohm und Rodenberg herausgegebenen Salons für Litteratur, Kunst und Gesellschaft (1870) hatte Wilhelm Rullmann einen Aufsatz über Hölderlins Diotima veröffentlicht, der, an die von Carl Jügel im „Puppenhaus"[1]) gegebene Darstellung sich anlehnend, „durch Mittheilungen eines noch lebenden ehrwürdigen Sprosses der Gontardschen Familie wesentlich ergänzt" war. In diesem Aufsatze war auch gesagt, dass nach einer mündlichen Mittheilung des Bibliothecars Hamel in Homburg Hölderlins dortige Freunde die Absicht hätten, ihm an seinem Todestage (7. Juni) auf seinem „Lieblingsplatze" ein Denkmal zu errichten, sowie dass Hamel „nächstens interessante Schriftstücke, die sich auf Hölderlin beziehen, auch Briefe Hölderlins

1) Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers, zusammengestellt von Carl Jügel. Frankfurt a/M. 1857. Für den Verfasser als Manuscript gedruckt. S. 385 ff.

veröffentlichen werde". Hamel war inzwischen gestorben, ohne dass die angekündigte Veröffentlichung erfolgt war. Das Denkmal ist erst im Sommer 1883 und, abweichend von dem ursprünglichen Plane, in den Curanlagen Homburgs aufgestellt.

Meine Bemühungen, die von Rullmann bezeichnete Spur weiter zu verfolgen, wurden vom Glück begünstigt. Ich hatte gehofft, den Faden in Frankfurt zu finden. Und in der ersten Persönlichkeit, an welche ich mich hier um Auskunft wandte, dem Bibliothecar der Stadtbibliothek, Herrn Dr. Kelchner, begegnete ich dem damals noch ungenannten Verfasser der Schrift: „Friedrich Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg v. d. Höhe. Nach den hinterlassenen Vorarbeiten des Bibliothekars J. G. Hamel bearbeitet von Dr. Ernst Kelchner". Diese Schrift, welche erst im Jahre 1883 erschienen ist, war bereits seit einer Reihe von Jahren gedruckt, um bei der Einweihung des schon früher fertig gestellten Hölderlin-Denkmales in Homburg veröffentlicht zu werden. Ueber die Entstehung dieser Festschrift, so wie über die Gründe, welche die Errichtung des Denkmales und damit die Herausgabe derselben so lang verzögerten, geben die vom Juli 1883 datierten Vorworte Aufschluss. Jetzt lagerte die ganze Auflage in der Bodenkammer eines Homburger Buchbinders. Herr Dr. Kelchner hatte mir gütigst erlaubt, ihr ein Exemplar zu entnehmen.

Eine zweite Persönlichkeit, von der ich in Frankfurt Aufschluss zu erhalten hoffte, war der Buchhändler Herr Franz Jügel, der Sohn Carl Jügels. Letzterer hatte sich im „Puppenhaus" auf das Archiv seines Schwiegervaters Schönemann (eines Bruders von Goethes Lilli) bezogen, „das sich häufig mit Hölderlin beschäftige und selbst Auszüge aus dessen Schriften enthalte". Leider war der Sohn darüber nicht unterrichtet, und auch eine auf meine Bitte später vorgenommene Durchsicht der von seinem Vater hinterlassenen Papiere hat nichts auf Hölderlin bezügliches zu Tage gefördert. Dagegen verdankte ich seiner gütigen Vermittlung im folgenden Jahre (1882) die persönliche Bekanntschaft der einzigen noch lebenden Zeugin jener für Hölderlin so verhängnissvollen Frankfurter Tage, der vierundneunzigjährigen Frau Belli-Gontard (geb. 1. Mai 1788), derselben, von welcher Rullmann seine Mit-

theilungen empfangen hatte. Einst, wie Herr Jügel mir sagte, von grossem, stattlichem Wuchs, war sie jetzt klein und in sich zusammengesunken, hörte etwas schwer, sah aber noch scharf und konnte ohne Brille lesen. In ihrer Unterhaltung zeigte sie noch eine grosse Lebhaftigkeit und erzählte ganz wie aus frischer Erinnerung. Sie sei, sagte sie, der Liebling ihrer Tante Susette gewesen, und schilderte deren reizende Erscheinung auf einem Feste im Hause ihrer Eltern in ähnlicher Weise, wie in ihren „Lebenserinnerungen“[1]), die sie mir zur Durchsicht mitgab. Auch von dem letzten Besuche, den ihre Tante ihr wenige Tage nach jenem Feste, als sie selbst krank war, gemacht, erzählte sie mir; beim Abschied habe sie ihr gesagt: „Sei nur recht geduldig, mein Kind, es wird alles wieder gut“. Bald darauf sei die Tante erkrankt und nach kurzer Krankheit gestorben. Sie liess sich ihr „Todten-Album“ bringen und zeigte mir darin eine Photographie ihrer Todtenmaske. Die Maske selbst habe sie verschenkt, wisse aber nicht mehr, an wen. Auch Hölderlins erinnerte sie sich recht gut; keiner unter den verschiedenen Hofmeistern der Familie sei so freundlich gegen sie Kinder gewesen als er. Ueber Heribert Raus culturhistorisch-biographischen Roman „Hölderlin“ äusserte sie sich sehr unzufrieden und gab mir die „Kurze Berichtigung einiger Irrthümer“ in demselben, welche sie im Jahre 1862 hatte drucken lassen. Die Katastrophe im Hause des Hamburgischen Consuls in Bordeaux schilderte sie fast mit denselben Worten wie Rullmann in dem genannten Aufsatze, so dass ich vermuthe, dass des letzteren Darstellung sich auf ihre Mittheilungen gründet. „An der Mittagstafel desselben“, so erzählt Rullmann, „erschien eines Tages ein Frankfurter Kaufmann als Gast. »Nun, was gibt's neues in der alten Mainstadt?« fragte der Hausherr in gleichgiltigem Tone. Und in demselben gleichgiltigen Tone wird die Antwort gegeben: »Nichts besonderes; doch etwas, was Sie vielleicht interessieren wird. Da ist vor vierzehn Tagen die schöne Frau Gontard-Borkenstein, die ja

1) Lebenserinnerungen von M. Belli-Gontard. Frankfurt a/M. 1872. S. 61.

aus Ihrem Hamburg gebürtig ist, an den Rötheln gestorben.« Kaum sind diese Worte gesprochen, so wenden sich aller Blicke nach dem Hauslehrer. Mit todtenbleichem Gesicht, verstörten Mienen springt dieser von seinem Stuhle, eilt er zur Thür hinaus, niemand sah ihn wieder. So wie er war, ohne Mütze und Wanderstab hatte sich Hölderlin auf die Strasse hinausgestürzt, durcheilte in glühender Sonnenhitze Frankreich und die Schweiz und kam er endlich in die schwäbische Heimat, in das Haus seiner Mutter zurück als ein — wahnsinniger Bettler."

Ich kann jedoch nachweisen, dass diese ganze Erzählung von dem Eindruck der Todesnachricht auf Hölderlin unwahr ist, vielmehr eine blosse Mythe, offenbar später, und vermuthlich in Frankfurt, dadurch entstanden, dass man glaubte, der scheinbar plötzlich bei ihm ausgebrochene Wahnsinn müsse nothwendig mit jenem ungefähr gleichzeitigen Ereigniss zusammenhängen. Aber schon als Hölderlin im Sommer 1800 nach dem scheitern aller seiner Hoffnungen auf eine gesicherte, ihn befriedigende Thätigkeit Homburg verliess und nach Nürtingen zurückkehrte, war sein Gemüth so leidend, dass es keiner gewaltsamen Erschütterung mehr bedurfte, um es unheilbar zu verletzen. Sein Jugendfreund Schelling, der ihn im Sommer 1803 in seiner Heimat wiedersah, sucht die Ursache seines plötzlichen Aufbruchs von Bordeaux auch in anderen Dingen. Er schreibt darüber am 11. Juli 1803 von Cannstadt aus an Hegel: „Der traurigste Anblick, den ich während meines hiesigen Aufenthalts gehabt habe, war der von Hölderlin. Seit einer Reise nach Frankreich, wohin er auf eine Empfehlung von Professor Ströhlin mit ganz falschen Vorstellungen von dem, was er bei seiner Stelle zu thun hatte, gegangen war und woher er sogleich wieder zurückkehrte, da man Forderungen an ihn gemacht zu haben scheint, die er zu erfüllen theils unfähig war, theils mit seiner Empfindlichkeit nicht vereinen konnte — seit dieser fatalen Reise ist er am Geist ganz zerrüttet"[1]).

---

1) Schellings Leben in Briefen. Herausgegeben von Plitt. Leipzig 1869—1870. Bd. I S. 468—69.

…ern 1802 hatte Hölderlins Familie keine Nachricht
… ihm erhalten. Frau Gontard starb am 22. Juni
…h kurzem Krankenlager „an den Rötheln“, wie es im
…buche heisst, wenige Wochen nach jenem Feste, von
… Frau Belli-Gontard mir erzählt. Schwab sagt nun aller-
…ings in „Hölderlins Leben“ (Gesammelte Werke. 1846. Bd. II
S. 309): „Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Hölderlin noch
in Bordeaux die Nachricht von ihrer Krankheit und auf der
Reise, wenn nicht früher, die Nachricht von ihrem Tode ver-
nommen hat. Der Einfluss eines solchen Ereignisses auf seinen
schon vorher so bedenklichen Zustand — Schiller hatte den-
selben schon vor fünf Jahren gefährlich genannt — lässt sich
leicht ermessen; seine Natur brach zusammen zur gleichen
Zeit, da jenes Wesen, in dem er die sonst vergebens gesuchte
Idealwelt gefunden hatte, von der Erde schied.“ Aber die
Zeitangaben, auf welche Schwab diese Vermuthung gründet,
lassen sich als irrig erweisen. Schwab lässt Hölderlin „un-
erwartet schnell im Juni seine Stelle in Bordeaux verlassen,
Frankreich mit Inbegriff von Paris in den heissesten Sommer-
tagen von einer Grenze zur anderen zu Fuss durchreisen, sich
flüchtig seinen Freunden in Stuttgart, unter anderen auch dem
damals dort befindlichen Matthisson zeigen und im Anfang
Julis bei seiner Mutter in Nürtingen eintreffen“. Aber Höl-
derlin war bereits im Mai von Bordeaux aufgebrochen, hatte
am 6. Juni Strassburg passiert und wahrscheinlich also kurze
Zeit danach — jedesfalls wol vor Diotimas Tode — seine
Heimat Nürtingen erreicht. Schwab selbst zeigte mir, als ich
bei ihm war, den von Hölderlin für diese Reise benutzten
Pass, den er, allerdings erst vor nicht langer Zeit, nebst
sonstigem Nachlass von einer in Italien verheirateten Gross-
nichte des Dichters, einer Tochter des 1880 in Weissenau
verstorbenen Finanzraths a. D. Bräunlin, käuflich erworben
hatte. Dieser Pass, welcher sich jetzt auf der Königl. Biblio-
thek in Stuttgart befindet und von welchem Herr Bibliothecar
Professor Dr. Hermann Fischer gütigst eine genaue Ab-
schrift für mich genommen hat, ist ausgefertigt vom Com-
missariat Géneral de Police de Bordeaux „le vingt du mois
de Floréal, an dix de la république Française une et indivi-

sible", also am 9. Mai 1802 und „Vu p̃ le M^re de Strasbourg pr. passer le pont de Kehl le 18 P^al (6. Juni) XI"[1]).

1) Die Jahreszahl XI. (1803) kann nur auf einem Schreibfehler beruhen, da es zweifellos feststeht, dass Hölderlin sich im Sommer 1802 bereits wieder in seiner Heimat befand. Vor mir liegt mit Hölderlins Unterschrift der vom Herzogl. Würtembergischen Oberamt in Nürtingen für ihn zu einer Reise von Nürtingen durch Blaubeuren — Ulm nach Regensburg am 28. September 1802 ausgestellte Pass; ferner ein Schreiben von Sinclair an Hölderlins Mutter vom 17. Juni 1803, als Antwort auf einen Brief derselben vom 6. Juni 1803, aus dem hervorgeht, dass Hölderlin an eben diesem Tage — also, dem Wortlaute nach, dem Tage des Strassburger Pass-Visa — sich bei ihr in Nürtingen in demselben traurigen Zustande befand, in welchem etwas später Schelling ihn sah. Meine Bemühungen auf Grund der Strassburger Polizeiacten vom Jahre 1802 den Irrthum in der Jahreszahl des Visa amtlich feststellen zu lassen, sind erfolglos geblieben, da nach einem Schreiben der Strassburger Polizeidirection vom 22. Januar 1886 „sämmtliche, aus der Zeit vor dem Jahre 1870 herrührende Passvisa-Register, und namentlich auch jene aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, bei der Beschiessung von Strassburg verloren gegangen oder vernichtet worden sind". Dagegen findet sich im Archiv des dortigen Bürgermeisteramts in dem Jahrgange An X der régistres de présentation folgende, die Reise Hölderlins nach Bordeaux betreffende Notiz:

| No. | | Date de présentation |
|---|---|---|
| „ No. 4117. | Lettre de ce jour autorisant le maire à admettre en surveillance le nommé Jean Fréderic Chrétien Hoelderlin, en attendant une décision ultérieure. | 24. Frimaire (15. December 1801) |

und im Régistre général des Praefecten von demselben Jahre:

| Noms et demeures des parties | Objets des demandes | Date de la présentation | Judications du bureau chargé du rapport | Mesures préparatoires | Décisions |
|---|---|---|---|---|---|
| Hoelderlin Chrétien Fréderic de Lauffen | Demande l'autorisation de continuer sa route | 24. Frimaire an X (15. December 1801) | accordé | le 24. Frimaire accordé le 9. Nivose écrit au maire de Strasbourg (30. December 1801) | |

Ueber die Gründe, welche diesen unfreiwilligen Aufenthalt Hölderlins in Strassburg veranlassten, ob etwa schon Absonderlichkeiten in seinem

Frau Belli-Gontard starb zu Anf. d. J. 1883, fast 95 Jahre alt.

Herr Jügel hatte auch die Güte, mich zu einer Enkelin Diotimas, der Frau Nicolas Manskopf, in Frankfurt zu führen. Bei ihr sah ich eine kleine Gipsbüste ihrer Grossmutter, welche seiner Zeit durch Vererbung in ihren Besitz übergegangen war. Sie meinte, dass es das einzige Exemplar sei, hatte aber nie gehört, welcher Bildhauer sie angefertigt habe. Als Andenken ihrer Grossmutter trug sie eine Uhrkette von Gold mit blauer Emaille, welche jene aus Hamburg mitgebracht und getragen hatte. Beim Abschied schenkte sie mir eine Photographie der Todtenmaske.

Der Wunsch, über den Verbleib der von Hamel gesammelten, auf Hölderlin bezüglichen Papiere näheres zu erfahren, führte mich ein zweites Mal nach Homburg. Ich ermittelte bald den gegenwärtigen Besitzer und fand bei ihm, nachdem ich ihn mit meinen Bestrebungen und Wünschen bekannt gemacht hatte, das bereitwilligste Entgegenkommen. Er war so gütig, das ganze werthvolle, von Hamel gesammelte und jetzt in seinen Händen befindliche Material mir zur freien Benutzung zu überlassen, wofür ich ihm zum wärmsten Danke verpflichtet bin. Dieses Material besteht einmal, ausser einigen Briefen Sinclairs und Zimmers, in dessen Familie in Tübingen der kranke Dichter bis zu seinem Tode gepflegt wurde, an Hölderlins Mutter, aus einer Anzahl (18) von Briefen Hölderlins selbst an seine Mutter und Schwester aus der für die Beurtheilung seines Seelenzustandes besonders wichtigen Homburger Zeit (1798 bis 1800), von welchen nur ein Theil in der Kelchnerschen Schrift abgedruckt ist; zweitens aus einer Sammlung zum Theil noch ungedruckter Manuscripte Hölderlins, nicht sehr viel kleiner als die der Königl. Bibliothek in Stuttgart jetzt ein-

Benehmen die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatten, ist heute nichts sicheres mehr zu ermitteln. In einem (noch ungedruckten) Briefe an seine Mutter aus Lyon vom 9. Januar 1802 schreibt er nur, dass er wegen seines Reisepasses länger, als er vermuthet, in Strassburg zu bleiben genöthigt gewesen und dass ihm die Reise über Lyon, als einem fremden, von der Obrigkeit in Strassburg angerathen sei, er also Paris nicht sehen werde. Es ist mir daher nicht wahrscheinlich, dass er auf der Rückreise Paris berührt habe, um so weniger, als der Pass keine Andeutung über die Absicht eines solchen Besuches enthält.

verleibte Schwabsche Sammlung. Briefe und Manuscripte hatte, wie der gegenwärtige Besitzer mir mittheilte, Hamel nach seiner Aussage um die Mitte der fünfziger Jahre von dem Neffen des Dichters, dem Finanzrath Bräunlin in Weissenau, käuflich erworben. Auch befinden sich die Briefe in einem Umschlage von blauer Pappe, dessen Bezeichnung ihn als einen ehemals der Königl. Bleich- und Appretur-Anstalt Weissenau gehörigen Actendeckel erkennen lässt.

Schwab antwortete mir auf meine Anfrage, dass er weder diese Briefe noch die Manuscripte kenne. Für die Herausgabe von Hölderlins sämmtlichen Werken hatte er von dessen Halbbruder Hofrath von Gock, wie des letzteren Tochter in einem Briefe an Hamel schreibt, „alle vorhandenen Manuscripte, Fragmente, Correspondenzen etc. zur freien Verfügung erhalten“ und, wie er selbst mir sagte, nichts davon zurückgegeben. Was er sonst noch von der Schwester des Dichters, Frau Bräunlin, bez. deren Sohne bekommen habe, dessen wusste er sich nicht mehr genau zu erinnern; von Hölderlins Bruder, meinte er, rührten die Oden her. Nach Schwabs Tode fand ich auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart bei der Durchsicht der lyrischen Abtheilung des Hölderlinschen Nachlasses (Fascikel I) zwischen den Blättern Nr. 13 und Nr. 14 ein Blatt, auf welchem, von Schwabs Hand geschrieben, stand: „Papiere aus Hölderlins Nachlass, wovon der grössere Theil abgedruckt wird und die ich mit Herrn Bräunlins Erlaubniss (von dem ich sie erhalten) behalte“. Hienach scheint also Bräunlin ihm nicht alles, was er von Hölderlin besass, ausgehändigt zu haben. Jedesfalls aber muss ich annehmen, dass wenigstens ein Theil der in der Schwabschen und in der Hamelschen Sammlung vorhandenen Manuscripte einmal in Einer Hand vereinigt war. Denn in beiden begegnet man wiederholt neben den Ueberschriften der Gedichte in völlig gleicher Weise und zweifellos von derselben — anscheinend nicht Hölderlins — Hand mit rother Tinte, meist in Bruchform geschriebenen Zahlen, deren Bedeutung zu entziffern mir bis jetzt nicht gelungen ist; daneben, auch von derselben Hand und ebenfalls mit rother Tinte geschriebenen — nicht immer genauen — Angaben über den Ort der Veröffent-

lichung, Aufnahme oder Nicht-Aufnahme in die Sammlung. Auch sonst zeigen die Manuscripte des Hamelschen wie des Schwabschen Nachlasses in ihrer äusseren Form eine grosse Uebereinstimmung, die sich, so weit ich ohne directe Vergleichung aus der Erinnerung urtheilen kann, bis auf die benutzten Papiersorten erstreckt. Man kann sie füglich in drei Gruppen sondern:

1. Reinschriften, auf einzelnen Bogen oder Blättern, meist schön mit gleichmässig fester Hand geschrieben, manche ohne oder mit nur geringen, bisweilen mit Bleistift notierten Aenderungen, andere mit mehr oder weniger zahlreichen Correcturen und Varianten, die, offenbar später entstanden, flüchtig hingeworfen und stellenweise schwer zu entziffern sind.

2. Dickere Hefte, in Folio- oder Quart-Format. Sie enthalten theils ebenfalls Reinschriften, meist mit späteren Correcturen, theils erste, vielfach geänderte Entwürfe, theils, durch leere Seiten unterbrochen, abgerissene Verse, Strophen ohne Ueberschrift, mit Prosa untermischt, stellenweise nur einzelne Worte, blosse Ueberschriften.

3. Einzelne Blätter oder lose in einander gelegte Bogen von verschiedenem Format, darunter auch Couverts von Briefen, mit vielfach durchcorrigierten Entwürfen, abgebrochenen Strophen ohne Ueberschrift, untermischt mit Prosa, Uebersetzungen aus den griechischen Tragikern u. a.; die Blätter öfter in verschiedenen Richtungen beschrieben; die Handschrift stellenweise, wenn auch flüchtig, doch deutlich, stellenweise verwildert, schwer zu entziffern, oder völlig unleserlich.

Die Manuscripte, welche sich im Hamelschen Nachlass gefunden, sind folgende:

I. Ein Heft in Folio, 92 Seiten. Es enthält:

1. Heimkunft. An die Verwandten.

Schöne Reinschrift; Strophe 1 bis 3 ohne Aenderungen; Strophe 4 bis 6 mit mehrfachen Correcturen, bez. Varianten aus späterer Zeit.

Das Gedicht erschien zuerst in:

Flora, Deutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts. Viertes Vierteljahr. Tübingen 1802. S. 21—27.

Es fehlt in den Schwabschen Ausgaben. Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich aus dem Schwabschen Nachlass

a) eine Reinschrift; mit der Bemerkung von Schwab: „Abzuschreiben um Fragmente daraus zu bilden. Steht noch nicht in der Sammlung.“

b) eine Abschrift von Schwabs Hand.

2. Brod und Wein. An Heinze.

Schöne Reinschrift mit vielen, in den letzten Strophen sich häufenden Correcturen, bez. Varianten aus späterer Zeit.

Das Gedicht, als ganzes, ist nicht gedruckt. Die erste Strophe erschien unter der Ueberschrift „Die Nacht“ zuerst in

von Seckendorfs Musenalmanach 1807. S. 90—91

ohne den Zusatz „Fragment“, welcher sich in den Schwabschen Ausgaben findet. Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich:

a) eine Abschrift des vollständigen Gedichts von Schwabs Hand, nebst Bemerkungen. Er sagt darin, dass bei der ersten Ausgabe der Gedichte im J. 1826 Uhland, Kerner und sein Vater eine vollständige Handschrift des ganzen Gedichts, wie sie ohne Zweifel auch Seckendorf gekannt, vor sich gehabt, sich aber überzeugt hätten, dass dasselbe im weiteren Verlaufe matter, dunkler, zum Theil nahezu unverständlich werde; deshalb hätten sie es bei dem Fragment gelassen und sich auf einige unbedeutende Aenderungen nach der ihnen vorliegenden Handschrift beschränkt. Dieser Standpunct sei auch bei den folgenden Ausgaben, wie er glaube, mit Recht, festgehalten. Schwab irrt sich aber, wenn er meint, Brentanos Bewunderung (Gesammelte Briefe I S. 204 ff., 216 ff.) gelte dem ganzen Gedichte. Brentano kannte und citiert nur das Fragment „Die Nacht“ in der Fassung des von Seckendorfschen Musenalmanachs.

b) ein Entwurf von Hölderlins Hand mit der Ueberschrift: „Der Weingott. An Heinze“.

3. Stuttgard. An Siegfried Schmidt.

Schöne Reinschrift; Strophe 1, 2 und 6 mit unbedeutenden Aenderungen, die übrigen mit zahlreichen Correcturen, bez. Varianten aus späterer Zeit.

Das Gedicht erschien zuerst unter dem Titel „Die Herbstfeier“ in

von Seckendorfs Musenalmanach 1807. S. 3—12.

4. Der Einzige.

Gedicht, in reimlosen Jamben von ungleicher Länge, offenbar aus der Zeit des Irrsinns. Ungedruckt.

Reinschrift, aber weniger schön, flüchtiger, mit vielfachen Correcturen aus späterer Zeit, stellenweise schwer zu entziffern bis zur gänzlichen Unleserlichkeit.

Dasselbe Gedicht findet sich auch auf einem einzelnen Bogen, flüchtig, offenbar später niedergeschrieben, fast ohne Aenderungen, unvollendet abbrechend.

5. Patmos.

Reinschrift, ebenfalls flüchtig hingeworfen, hie und da durch Lücken unterbrochen und mit zahlreichen Varianten und Zusätzen, theils zwischen den Zeilen theils am Rande, aus einer späteren Zeit.

Ausserdem finden sich auf einzelnen Bogen von demselben Gedicht:

a) eine schöne vollständige Reinschrift mit der Ueberschrift: Patmos. Dem Landgrafen von Homburg; stellenweise mit Correcturen, bez. Varianten aus späterer Zeit.

b) mit gleicher Ueberschrift eine schöne Reinschrift der ersten anderthalb Strophen, ohne Aenderungen.

c) mit gleicher Ueberschrift, hinter den Schlussversen eines ungedruckten Gedichts, ein schön geschriebener Entwurf in theilweise abweichender Fassung, mit zahlreichen Correcturen und Varianten, unvollendet abbrechend.

d) ohne Ueberschrift einzelne Verse des Gedichts, durch Prosa unterbrochen, die Schlussstrophe vollständig.

Das Gedicht erschien zuerst vollständig in

von Seckendorfs Musenalmanach 1808. S. 79—87.

Einzelne Stellen desselben finden sich, ohne Angabe der Quelle, nur mit der Unterschrift: „Hölderlin" in

von Arnims Trösteinsamkeit. Heidelberg 1808,

nämlich in Nr. 10 die Schlussstrophe mit der Ueberschrift: „Entstehung der deutschen Poesie"

und in Nr. 12 die beiden ersten Verse der ersten Strophe verbunden mit der zwölften Strophe.

6. Die Titanen.

Entwurf eines Gedichts in reimlosen Jamben von ungleicher Länge; aus der Zeit des Irrsinns. Ungedruckt.

Die letzten Strophen unvollendet abbrechend; zum Schluss einzelne abgerissene Verse. Stellenweise mit Varianten aus späterer Zeit.

7. Germanien.

Sieben sechzehnzeilige Strophen in meist fünffüssigen reimlosen Jamben, aus der Zeit des Irrsinns. Ungedruckt.

Reinschrift, flüchtig geschrieben, mit sehr wenigen Aenderungen aus einer späteren Zeit.

Dasselbe Gedicht findet sich noch auf einem einzelnen Bogen, mit dem ersten Verse der Schlussstrophe endend.

8. Eine Anzahl theils kürzerer theils längerer zusammenhangsloser Strophen, ohne Ueberschriften, untermischt mit einzelnen abgerissenen Versen, blossen Ueberschriften, durch unbeschriebene Seiten unterbrochen.

II. Ein Heft in Quart, 32 Seiten. Es enthält:

1. Der Wanderer.

Entwurf, vielfach geändert.

Zuerst erschienen in

Schillers Horen 1797. St. 6. S. 69—74.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich ein Concept und eine Reinschrift des Gedichts.

2. An Diotima.

Entwurf, in doppelter Fassung, einer kürzeren, verschieden von der folgenden weiteren Ausführung.

Zuerst gedruckt in der Ausgabe der Hölderlinschen Gedichte vom Jahre 1826 S. 125.

Die Angabe von Köstlin, dass das Gedicht zuerst 1799 erschienen sei, beruht wol auf einer Verwechselung mit der Ode „An Diotima", welche in Neuffers Taschenbuch für das Jahr 1799 enthalten ist.

3. An Neuffer.

Entwurf in Distichen, unvollendet, dem Inhalt nach aus der glücklichen Zeit in Frankfurt. Ungedruckt.

4. An den Aether.

Entwurf, ohne Ueberschrift, vielfach geändert.

Zuerst erschienen in

Schillers Musenalmanach 1798. S. 131—136.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befindet sich eine Reinschrift von V. 23 an, ohne Ueberschrift.

5. Gebet für die Unheilbaren.

Entwurf in Distichen, unvollendet. Ungedruckt.

6. Die Eichbäume.

Entwurf, unvollendet abbrechend.

Zuerst erschienen in

Schillers Horen 1797. St. 10. S. 101.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befindet sich gleichfalls ein Concept.

7. Die Musse.

Entwurf in Hexametern. Ungedruckt.

8. Bruchstücke.

Ohne Ueberschrift, in Jamben, verschiedenen Gedichten angehörig. Ungedruckt.

9. Entwurf eines Hyperion-Briefes.

Aeltere Fassung.

Ausserdem ist noch vorhanden

ein Convolut Hyperion-Briefe aus verschiedenen Zeiten, theils Entwürfe theils Reinschriften, darunter eine längere Reinschrift mit Eintheilung in Capitel.

III. Einzelne Bogen und Blätter.

1. Der Archipelagus.

Schöne Reinschrift mit sehr wenigen Aenderungen.

Nach Köstlin zuerst erschienen 1804, ohne Angabe der Quelle. Mir ist kein Druck vor der Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 bekannt.

2. Elegie. (Menons Klage um Diotima.)

Schöne Reinschrift, aber offenbar in einer älteren Fassung, mit mehrfachen, gegen den Schluss sich häufenden Aenderungen und Zusätzen aus späterer Zeit. Die Eintheilung in Strophen fehlt.

Zuerst erschienen in

Vermehrens Musenalmanach. Der Jahrgang 1802 enthält S. 33—38 die ersten vier Strophen, der Jahrgang 1803 S. 93—100 die fünfte bis neunte Strophe. Ausserdem findet sich in dem Jahrgang 1802 S. 163—164 unter dem besonderen Titel „Elegie“ die sechste Strophe mit Weglassung des 9. und 10. Verses abgedruckt.

3. Die Wanderung.

Schöne Reinschrift mit sehr wenigen, zum Theil mit Bleistift gemachten Aenderungen aus späterer Zeit.

Zuerst erschienen in

Flora 1802. Viertes Vierteljahr S. 21—27,
demnächst in

von Seckendorfs Musenalmanach 1807. S. 55—60.

4. Der Rhein. An Vater Heinze.

Schöne Reinschrift mit sehr wenigen, zum Theil mit Bleistift geschriebenen Aenderungen. Vollständig.

Ausserdem finden sich noch auf einem halben Bogen die beiden ersten und die siebente Strophe, mit vielen Correcturen.

Das Gedicht erschien zuerst und zwar vollständig in

von Seckendorfs Musenalmanach 1808. S. 94—102, ist aber hier an Isaak Sinclair gerichtet, dessen Name übrigens auch in der Schlussstrophe des Manuscripts als Variante über dem Namen Heinze steht.

In von Arnims Trösteinsamkeit 1808 findet sich in Nr. 6 unter Hölderlins Namen ein Theil der vorletzten Strophe ohne Ueberschrift und ohne Angabe der Quelle abgedruckt.

Die späteren Herausgeber scheinen den ursprünglichen Druck nicht gekannt zu haben, denn in sämmtlichen Ausgaben ist das Gedicht als „Fragment“ bezeichnet, und es fehlen die letzten beiden Strophen.

5. Die Heimath.

Schöne Reinschrift mit einer einzigen Aenderung im letzten Verse der letzten Strophe.

Die beiden ersten Strophen erschienen zuerst unter dem Namen Hillmar in

Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 304;
das vollständige Gedicht zuerst im

Würtembergischen Taschenbuch 1806. S. 72—73.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich ein Concept und eine Reinschrift des Gedichts (ohne Ueberschrift); ferner eine Correspondenz von Schwab mit dem Bibliothecar Wintterlin in Stuttgart über die Fassung der letzten Strophe.

6. Die Liebe.

Schöne Reinschrift mit wenigen mit Bleistift geschriebenen Varianten.

Die erste Strophe erschien zuerst unter dem Namen Hillmar und mit der Ueberschrift „Das Unverzeihliche“ in

Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 5;
das vollständige Gedicht zuerst in der

Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 73—74.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich Concept und Reinschrift des vollständigen Gedichts unter dem Titel „Die Liebe“.

7. Lebenslauf.

Schöne Reinschrift in der späteren Fassung mit einzelnen Varianten.

Das Gedicht erschien zuerst in kürzerer Gestalt in

Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 158;
in erweiterter Form zuerst in der

Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 75.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich Concept und Reinschrift des Gedichts in der späteren Fassung.

8. Der Abschied.

Schöne Reinschrift mit zwei Varianten, deren eine mit Bleistift geschrieben.

Die erste Strophe des Gedichts erschien zuerst unter der Ueberschrift „Die Liebenden“ in

Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 67;
das vollständige Gedicht zuerst in der

Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 76—77.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich Concept und Reinschrift des vollständigen Gedichts.

9. Diotima.

Schöne Reinschrift in der späteren Fassung mit mehrfachen mit Bleistift geschriebenen Varianten.

Das Gedicht erschien zuerst in einer kürzeren, nur aus zwei Strophen bestehenden Fassung in

Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 274;
in der erweiterten Form zuerst in der

Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 78—79.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befindet sich ein Manuscript in dieser späteren Fassung.

10. An die Parzen.
Schöne Reinschrift ohne Aenderungen.
Zuerst erschienen in
Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 166.
Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befindet sich ein Concept des Gedichts ohne Ueberschrift.

11. Der gute Glaube.
Schöne Reinschrift ohne Aenderungen.
Zuerst erschienen unter dem Namen Hillmar in
Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799. S. 175.

12. Rückkehr in die Heimath.
Schöne Reinschrift mit einigen mit Bleistift geschriebenen Varianten, am Ende der letzten Seite des Bogens mit der vierten Strophe abbrechend.
Nach Köstlin zuerst erschienen 1801, ohne Angabe der Quelle.

13. An die Hoffnung.
Reinschrift, flüchtig geschrieben, ohne Aenderungen.
Zuerst erschienen im
Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet 1805. S. 80.
Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich: ohne Ueberschrift, hinter Prosa, ein Bruchstück des Gedichts; ebenfalls ohne Ueberschrift ein Entwurf des ganzen Gedichts; und eine Reinschrift mit der Ueberschrift: „Bitte. An die Hoffnung“.

14. Der Winter.
Reinschrift, flüchtig geschrieben, mit wenigen Aenderungen.
Zuerst erschienen in der
Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 50—51.
Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befindet sich ein Concept des Gedichts.

15. Der gefesselte Strom.
Flüchtig geschrieben, mit vielen Correcturen, bez. Varianten, welche der späteren, unter dem Titel „Ganymed“ veröffentlichten Umarbeitung aus der Zeit des Irrsinns entsprechen, die letzte Strophe allein in dieser Fassung.
„Der gefesselte Strom“ erschien zuerst in der
Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 37—38.
Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich ein Concept und eine Reinschrift dieses Gedichts.
Die Umarbeitung „Ganymed“ wurde zuerst veröffentlicht in der
Ausgabe der sämmtlichen Werke vom J. 1846. Band II S. 340—341.

16. Die Dioskuren.
Unter dieser Ueberschrift finden sich auf der letzten Seite des Bogens die ersten vier Strophen des Gedichts „An Eduard“.

Flüchtige Reinschrift mit mehrfachen Varianten aus späterer Zeit.
Das Gedicht „An Eduard“ erschien zuerst in der
Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 34—36.
Ueber die Zeit der Entstehung vgl. die
Ausgabe der sämmtlichen Werke vom J. 1846 Band II S. 306 und Anm.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart befinden sich: ohne Ueberschrift Bruchstücke, ferner ein Concept und eine Reinschrift des ganzen Gedichts.

17. Empedokles.
Flüchtige Reinschrift ohne Aenderungen.
Zuerst erschienen in
Aglaia 1801. S. 353.

18. Heidelberg.
Reinschrift, flüchtig geschrieben, mit einigen Varianten aus späterer Zeit.
Zuerst erschienen in
Aglaia 1801. S. 320—322.

19. Die Götter.
Reinschrift, flüchtig geschrieben, ohne Aenderungen.
Zuerst erschienen in
Aglaia 1801. S. 302.

20. Der Nekar.
Reinschrift, flüchtig geschrieben, ohne Aenderungen.
Zuerst erschienen in
Aglaia 1801. S. 331—333.

21. Der Main.
Die ursprüngliche Ueberschrift: „Der Nekar“ ist geändert in: „Der Main“.
Entwurf, mehrfach geändert.
Zuerst erschienen im
Brittischen Damenkalender und Taschenbuch 1800.
(Es ist die einzige der von Schwab angegebenen Quellen, welche ich mir bisher nicht habe verschaffen können.)

22. Unter den Alpen gesungen.
Ein Blatt, enthaltend auf der einen Seite den Entwurf, auf der anderen die Reinschrift des Gedichts, flüchtig geschrieben, mit Aenderungen in den beiden letzten Strophen.
Auf dem Entwurf über obiger Ueberschrift als Variante: „Am Fusse der Alpen“.
Zuerst erschienen in
Vermehrens Musenalmanach 1802. S. 209—210.

23. Ermunterung.
a) Eine Reinschrift, schön geschrieben, ohne Aenderungen.

b) Eine gleichfalls schöne, grösstentheils der vorigen entsprechende Reinschrift mit zahlreichen Varianten aus späterer Zeit.

Zuerst erschienen in der

Ausgabe der Gedichte vom J. 1826 S. 69—70.

Auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart findet sich ohne Ueberschrift der Anfang des Gedichts, vor einem Chor aus der Antigone.

24. Andenken.

Auf der ersten Seite eines Bogens findet sich ohne Ueberschrift der Entwurf der letzten Strophe des Gedichts. Die übrigen drei Seiten so wie ein eingelegter halber Bogen enthalten ohne Ueberschrift den Entwurf oder vielmehr Bruchstücke eines ungedruckten Gedichts in reimlosen Jamben, vielfach durchcorrigiert, mit mehrfachen Wiederholungen, welche die Zusammengehörigkeit der Blätter erweisen. Verwirrt.

Das Gedicht „Andenken" erschien zuerst in

von Seckendorfs Musenalmanach 1808. S. 128—130.

25. Griechenland.

Doppelter Entwurf eines ungedruckten Gedichts in reimlosen Jamben. Völlig verwirrt.

26. Phaeton.

Stanzen, ohne Ueberschrift, wahrscheinlich ein Theil der von Schiller gewünschten Uebersetzung von Ovids Erzählung vom Phaeton im 2. Buch der Metamorphosen, welche Schiller jedoch nicht aufnahm.

Reinschrift mit wenigen Aenderungen.

Vergl. die Ausgabe der sämmtlichen Werke vom J. 1846 Band II S. 111—112, S. 115 und S. 285.

27. Hymne an die Menschheit.

Flüchtig geschrieben, mit wenigen Aenderungen, vielfach abweichend von der Fassung in der

Ausgabe der sämmtlichen Werke vom J. 1846 Band II S. 195—198.

Zuerst erschienen in

Stäudlins poetischer Blumenlese 1793. S. 1—5.

28. Der Mutter Ende.

Gesang der Brüder
von Ottmar, Horn und Tello.

Unvollendeter Entwurf. Ungedruckt.

29. Der rasende Ajax. (Sophokles.)

Entwurf einer Uebersetzung (V. 375—406. V. 574—611. V. 659—682).

30. Oedipus in Colonos. (Sophokles.)

Entwurf einer Uebersetzung (V. 14—19. V. 38—58).

31. Ueber die verschiedenen Arten zu dichten.

Entwurf in Prosa, unvollendet. Dazwischen reimlose Verse.

32. Die Aussicht.
In den letzten Lebenstagen geschrieben, unterzeichnet
d. 24. Mai 1749. Scardanelli.

33. Eine Anzahl loser Bogen und Blätter mit Bruchstücken von Gedichten in reimlosen Versen ohne Ueberschrift, einzelnen Versen.

Meine Bemühungen, durch Vergleichung der Wasserzeichen des von Hölderlin für die Gedichte benutzten Papiers mit denjenigen des Papiers seiner Briefe sichere Anhaltspuncte zu gewinnen, um die Zeit, in welcher die Gedichte von ihm niedergeschrieben wurden, festzustellen, haben zu keinem Resultate geführt. Das Papier der Gedichte stammt zum grössten Theil aus der Honigschen Papierfabrik in Zaandijk. Diese Fabrik wurde nach einer bei dem Herrn G. J. Honig, vordem Papierfabricanten in Zaandijk, eingezogenen Erkundigung, im Jahre 1668 durch Cornelis Jansz. Honigh in Zaandijk gegründet. Von 1727 an findet man zwei Marken von weissem Papier: C. & J. Honig und J. Honig; von 1781 an die Marke J. Honig & Zoonen. Nun zeigt das Papier der meisten Gedichte, so Heft I und III Nr. 3 bis 16, 29 und 30, die Marke C. & J. Honig; dieselbe findet sich in dem Papier eines Briefes von Hölderlin aus dem Jahre 1787, ferner in Briefen aus den Jahren 1796 bis 1797 und 1800 bis 1801. Die Marke J. Honig kommt in dem Papier der Gedichte nicht vor, sondern nur in einem Briefe Hölderlins vom Jahre 1797. Die Marke J. Honig & Zoonen ist nur in dem Papier eines einzigen Gedichts (III Nr. 25) sichtbar; dagegen in dem Papier mehrerer Briefe aus den Jahren 1787, 1794 und 1798 bis 1799.

Von sonstigen erkennbaren Wasserzeichen findet sich die Marke Van der Ley in dem Papier der Gedichte III Nr. 2 und 23, so wie in Briefen aus den Jahren 1794 und 1798; die Marke Johannes Krezinger (?) in dem Papier des Gedichts III Nr. 1 (1. Bogen), so wie in einem Briefe aus dem Jahre 1800 oder 1801; die Marke Brenner & Co. Basel in dem Papier des Gedichts III Nr. 1 (2. Bogen), so wie in Briefen aus den Jahren 1796 bis 1798 und 1800.

Dass der Text der Hölderlinschen Gedichte, wie er in den Schwabschen Ausgaben niedergelegt ist, mehrfach einer Berichtigung bedarf, kann nicht zweifelhaft sein. Die ersten

Schritte nach dieser Richtung hin hat bereits Köstlin in seiner neuen Ausgabe der Hölderlinschen Gedichte (1884) gethan. Werthvolle „Vorarbeiten und Beiträge zu einer kritischen Ausgabe Hölderlins" sind später in einem Gymnasialprogramm (Plauen i. V. 1885) von Dr. Robert Wirth veröffentlicht. Sie sind fortgesetzt in den „Beiträgen zur Kritik und Erklärung Hölderlins" (Archiv f. Litteraturgeschichte Bd. XIV 1886 S. 299—306 [und S. 429—436]). Der Verfasser hat in diesen beiden Abhandlungen einen Theil der auf der Königl. Bibliothek in Stuttgart aufbewahrten Manuscripte Hölderlins, so wie einige ältere Drucke mit dem Text der Schwabschen Ausgaben verglichen und daran seine Verbesserungsvorschläge geknüpft. Ich behalte mir vor, an einem anderen Orte auch die in meinen Händen befindlichen Manuscripte, so weit sie gedrucktes enthalten, unter Berücksichtigung der entsprechenden älteren, vor der ersten Schwabschen Ausgabe von 1826 erschienenen Drucke zu dem gleichen Zwecke zu verwerthen. Die in dieser Manuscriptsammlung enthaltenen Gedichtentwürfe, zum Theil auch die in den Reinschriften später vorgenommenen Aenderungen lassen überdies einen Einblick in die Art von Hölderlins dichterischem schaffen thun. Von den Manuscripten ungedruckter Gedichte, die grösstentheils aus einer Zeit stammen, in der sein Geist bereits umdüstert war, eignet sich nichts zu einer vollständigen Veröffentlichung; wol aber sind sie für die psychologische Beurtheilung des Dichters in hohem Grade interessant. Bruchstücke derselben, so wie einiges aus besserer Zeit gedenke ich später mitzutheilen.

## Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

Von

WOLDEMAR Freiherrn VON BIEDERMANN.

1. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Siebenter Band. Mit dem ersten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1886.

Dieser Band des Goethe-Jahrbuchs ist der erste, der als Organ der Goethe-Gesellschaft erscheint. Ist dies die Ursache seiner Verspätung? Bisher war als Tag der Ausgabe des Jahrbuchs ein bedeutsamer Tag, Goethes Todestag, bestimmt gewesen; diesmal wurde derselbe auf den 1. April festgesetzt. Die Wahl des unglücklichen Tags hat sich gerächt: die auf das Buch harrenden wurden gründlich in den April geschickt und verbrachten vier Wochen in Langen und Bangen. Es ist zu hoffen, dass künftig der frühere Erscheinungstag wieder zu seinem Rechte kommt und der durch Mitwirkung des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft compliciert gewordene Editionsapparat besser fungieren lernt.

Bei Besprechung des Buches wird man sich — da dasselbe sich in den Händen aller befindet, welche überhaupt Goethe-Kunde eingehend treiben — auf einzelne Erinnerungen und Anmerkungen beschränken können.

In die Augen springend ist diesmal das Uebergewicht der „Neuen Mittheilungen“. Der Herausgeber hat es dadurch etwas herabzudrücken gesucht, dass er den schwach besetzten Abschnitt der „Abhandlungen“ durch Aufnahme von Stickels „Meine Berührungen mit Goethe“ vermehrte, obwol dieser Aufsatz unbestreitbar unter die „Neuen Mittheilungen“ gehörte.

Die den Band eröffnenden Briefe des Studenten Goethe aus Leipzig an seine Schwester und an Behrisch sind vom Herausgeber mit solcher Sorgfalt erläutert worden, dass ich nicht viel weiter darüber zu sagen weiss als zunächst, dass die Briefe 4 bis 6 an Cornelie denn doch in der Ordnung 6 — 4 — 5 eingereiht werden möchten. Hinzufügen können wir folgendes. Die „Geschichte des

Grafen P." (S. 17) war von Pfeil. — Der S. 30 geschilderte Garten kann nur der Winklersche, zwischen dem Apelschen und Richterschen, gewesen sein, nicht der Apelsche, wie angenommen ist. — Der Studiengenosse Avenarius war aus Gotha gebürtig, wurde einen Monat nach Goethe — am 19. November 1765 — an der Universität Leipzig inscribiert, erhielt die Stelle eines Stadtschultheissen zu Hameln 1773, bekleidete sie bis 1821, wo er in Ruhestand trat, und verliess im letzteren Jahre Hameln. — Born war niemals Consul, wie der Herausgeber S. 133 sagt; sein Vater war seit 1759 Bürgermeister in Leipzig. Jak. Heinr. Born, geb. am 2. Juli 1750, starb am 20. März 1782 als Hof- und Justizrath in Dresden. Der Vater wurde 1768 geadelt. — Adam Friedrich August v. Watzdorf, geb. am 8. Juni 1753, gest. am 14. Aug. 1809, war in Wittenberg Hofrichter und adlicher Kreissteuereinnehmer, aber nicht Kreishauptmann, wie ich in diesem Archiv schon einmal berichtigt habe.

Noch ergreife ich die Gelegenheit, um einiges über die Bühnenstücke, die während Goethes Aufenthalt in Leipzig zur Darstellung gelangten, anzuführen. G. Wustmann hatte 1882 in den „Grenzboten" (vgl. desselben „Aus Leipzigs Vergangenheit" 1885 S. 275 bis 288) ein aus actenmässigen Unterlagen von ihm bereichertes Verzeichniss dieser Stücke aufgestellt. Dieses Verzeichniss lässt sich nunmehr dadurch vervollständigen oder doch den Zeitangaben nach genauer fassen, dass Goethe im Brief vom 6. December 1765 die Stücke namhaft macht, die er in den zwei ersten Monaten in Leipzig gesehen hatte. Hierdurch sowie durch andere Zusätze vermehrt, die besonders reichlich Freiherr von Maltzahn aus der seltenen Hamburger Zeitschrift „Unterhaltungen" nachgewiesen und mit dankenswerthester Güte zur Verfügung gestellt hat, lässt sich nunmehr folgende Uebersicht über die während Goethes Studienzeit auf der Leipziger Bühne aufgeführten Stücke zusammensetzen.

1765.

Von Mitte October bis Mitte December:
- Kaufmann von London, von Lillo.
- Miss Sara Sampson, von Lessing.
- Zaïre, von Voltaire.
- Cenie oder Die Grossmuth im Unglücke, von Frau v. Graffigny, übers. von Frau Gottsched.
- Die Poeten nach der Mode, von Weisse.
- Die Verschwörung wider Venedig, von Othway.
- Tartuffe, von Molière.

1766.

24. Jan. Die Mütterschule, von Nivelle de la Chaussee, übers. von Ekhof.

26. Apr. Der Derwisch, Lustspiel nach dem Französischen.

28. Mai Der lustige Schuster oder Zweiter Theil von Der Teufel ist los, nach Coffeys The Merry Cobler, übers. von Weisse, comp. von Standfuss (und Hiller?).

9. Juni Das Herrenrecht, von Voltaire.

6. Aug. Der gelehrte Ignorant, von du Vaure.

28. Aug. Die verliebte Unschuld, von Marin.

? Der poetische Dorfjunker, nach La fausse Agnèse ou le poète campagnard von Destouches, bearb. von Frau Gottsched. (Da Goethe durch die lächerliche Tracht des Masuren in diesem Lustspiel bewogen wurde, seine altväterischen Kleidungsstücke abzuschaffen, Horn aber noch am 12. August 1766 an Moors schrieb: „alle seine [Goethes] Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet" —, so kann das Stück nicht früher, als um diese Zeit aufgeführt worden sein.)

8. Spt. Amalie, von Weisse.

5. Oct. — — — Rede beim Schluss des alten Schauspielhauses, von Clodius.

10. Oct. Prolog bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses, von Clodius. — Hermann, von J. E. Schlegel. — Die unvermuthete Rückkehr, von Regnard, mit einem Schäferballet.

11. Oct. Die Aufführungen vom 10. October wiederholt.

24. Nov. Lisuart und Dariolette, Singspiel von Schiebeler, comp. von Hiller.

26. Nov. Voriges wiederholt.

4. Dec. Der Naturaliensammler, von Weisse.

? Der Hausvater, von Diderot (nicht in der Uebersetzung von Lessing).

## 1767.

2. Jan. Le curieux impertinent, von Destouches. (Wol das Lustspiel, in welchem Goethe den Schauspieldirector Koch als Crispin sah.)

7. Jan. Lisuart und Dariolette, vom Verfasser mit Verbesserungen und Zusätzen versehen und in drei Acte getheilt.

28. Jan. Atreus und Thyest, von Weisse.

30. Jan. Lisuart und Dariolette.

11. Fbr. Der Misstrauische gegen sich selbst, von Weisse. Einigemal wiederholt bis zum 6. März.

3. März Die Schule der Jünglinge, Nachspiel von Schiebeler.

5. März Rede zum Friedrichstage, von Clodius. — Polyeuct, von Corneille.

6. März Wiederholung des vorigen. (Schluss der Bühne.)

22. Apr. Cenie. — Das Leben der Bauern, Ballet von Karl Schulze. (Wiedereröffnung der Bühne. Erstes auftreten der Caroline Schulze im Schauspiel und im Ballet.)

23. Apr. Die dreifache Heirat, von Destouches.

24. Apr. Richard III. von Weisse, mit Aenderungen zum ersten Mal.

25. oder 26. Apr. Lottchen am Hofe, von Weisse.

27. Apr. Romeo und Julie, von Weisse. (Julie: C. Schulze. Das Trauerspiel wurde bis zum Abgang der Schulze neunmal wiederholt.)

29. Apr. Die neue Weiberschule, von Moissy.

30. Apr. Miss Fanny oder Der Schiffbruch, Trauersp. von Brandes. (Wol nicht schon am 28. April.)

4. Mai Die wahre Liebe, Nachspiel.

6. Mai Romeo und Julie.

7. Mai Lottchen am Hofe.

10. Mai Romeo und Julie.

12. Mai Miss Fanny.

13. Mai Lottchen am Hofe.

17. Mai Lottchen am Hofe.

18. Mai Romeo und Julie.

24. Mai Die neue Weiberschule.

Mehrmals wiederholt:
- Richard III.
- Der Misstrauische gegen sich selbst.
- Lisuart und Dariolette.
- Amalie.
- Die Schule der Jünglinge.

29. Juni Romeo und Julie. (Mit Abänderungen; Schluss mit Juliens Tod.)

10. Juli Lottchen am Hofe.

17. Aug. Der seltsame Zufall, von Goldoni.

21. Aug. Wiederholt.

24. Aug. Medon oder Die Rache des Weisen, von Clodius.

28. Aug. Wiederholt.

3. Spt. Die zärtliche Tochter. (Ausgepocht.)

22. Spt. Der Liebesteufel, Lustspiel nach le Grand, mit Gesängen, componiert von Hiller.

24. Spt. Wiederholt (wie noch mehrmals).

30. Spt. Das neugierige Frauenzimmer, von Goldoni. (Oft wiederholt.)

3. Oct. Die Muse, Nachspiel von Schiebeler, componiert von Hiller.

5. Oct. Lottchen am Hofe.

6. Oct. Wiederholt.

? Romeo und Julie.

? Das neugierige Frauenzimmer.

| | |
|---|---|
| ? | Der wahre Freund, von Goldoni. |
| 10. Oct. | Miss Sara Sampson. (Miss Sara: C. Schulze.) |
| 19. Oct. | Rosemunde, von Weisse. (Albissvinth: C. Schulze.) |
| 18. Nov. | Minna von Barnhelm, von Lessing. (Minna: C. Schulze.) |
| 20. Nov. 22. Nov. 25. Nov. | Wiederholt. |
| 1. Dec. | Die junge Indianerin, Nachspiel nach Champfort von Brandes. |
| 2. Dec. | Minna von Barnhelm. |
| 3. Dec. | Die junge Indianerin. |
| ? | Kindliche Zärtlichkeit und Liebe. |
| ? | Der Krieg, von Goldoni. |
| ? | Der verstellte Kranke oder Der taube Apotheker, von Goldoni. |
| 28. Dec. | Die Freundschaft auf der Probe, von Weisse. |

1768.

| | |
|---|---|
| 4. Jan. | Der Zweikampf, von J. L. Schlosser. |
| 14. Jan. | Der Krieg. |
| 15. Jan. | Wiederholt. |
| 22. Jan. | Der Zweikampf. |
| 25. Jan. | Der Schein betrügt, von Brandes. |
| 26. Jan. | Der Krieg. |
| 5. Fbr. | Der Zweikampf. |
| 9. Fbr. | Miss Fanny. |
| 10. Fbr. | Der Schein betrügt. |
| 12. Fbr. | Der verstellte Kranke. |
| 15. Fbr. | Der Krieg. |
| 17. Fbr. | Miss Sara Sampson. (Letztes auftreten der C. Schulze im Schauspiel.) |
| 19. Fbr. | Polyeuct. — Der bezauberte Wald, Ballet von K. Schulze. (Letztes auftreten der C. Schulze in Leipzig.) |
| 3. März | Zur Vorfeier des Friedrichstages Prolog, von Clodius. — Kanut, von Schlegel. |
| 4. März | Wiederholt. (Schluss der Bühne.) |
| 6. Apr. | Eugenie, von Beaumarchais, übers. von Schwan. (Wiedereröffnung der Bühne.) |
| 11. Apr. | Wiederholt. |
| 18. Apr. | Der Vormund, von Goldoni. |
| 26. Apr. | Der Zweikampf. |
| 29. Apr. | Eugenie. |
| 2. Mai | Der Schein betrügt. |
| 9. Mai | Der Vormund. |
| 13. Mai | Der Galeerensklave, von Fenouillot de Falbaire. |

16. Mai Wiederholt.
18. Mai Die Liebe auf dem Lande, von Weisse, componiert von Hiller.
20. Mai Wiederholt.
21. Mai Der Lügner, von Goldoni.
25. Mai Der Vormund (oder: Der Lügner?).
? Der Triumph der guten Frauen, von Schlegel.
15. Juni Der Weise in der That, von Sedaine.
18. Juni Der Hausvater.
25. Juni Der Galeerensklave.
29. Juni Die Liebe auf dem Lande.
23. Juli Der ehrliche Avanturier, von Goldoni.
? Wiederholt.
20. Aug. Der Graf von Olsbach, von Brandes.
23. Aug. Der Philosoph ohne es zu wissen. (Geänderter Titel von Sedaines Le philosophe sans le savoir, zuerst: Der Weise in der That.)

Die von mir im Archiv XII, 629 ausgesprochene Vermuthung, dass Goethe unter dem in seinem Tagebuche am 12. Mai 1778 genannten „Lange" den Hofmeister des Grafen Lindenau Ernst Theodor Langer gemeint habe, muss ich wol zurücknehmen, da wir jetzt aus Goethes Briefen an seine Schwester erfahren, dass er mit dem Hofrath Lange in Leipzig bekannt gewesen sei; dieser Lange wird also wol auch der im Tagebuch erwähnte sein.

Die verschiedenen dichterischen Arbeiten Goethes, über welche man aus den hier abgedruckten Leipziger Briefen zum ersten Male etwas erfährt, werden aus verschiedenen Gesichtspuncten eingehend zu betrachten und ausführlich zu besprechen sein; überhaupt aber liefern diese Briefe für Goethes Beziehungen zu Leipzig so reichhaltigen Stoff, dass dagegen meine vorgemerkten gegen dritthalbhundert Berichtigungen und Nachträge zu „Goethe und Leipzig" fast unbedeutend erscheinen.

Der Ruhm sorgfältiger Herausgabe kann der zweiten Gruppe, „Zwölf Briefe Goethes an Friedr. Sigmund Voigt", nicht zugesprochen werden. Zwar theilt der Herausgeber einige hübsche Geschichten über persönliche Begegnisse Goethes mit Voigt mit, aber in der Goethischen Brieflitteratur hat er sich nur oberflächlich umgesehen; was nicht in „Goethes Briefen ... von F. Strehlke" steht, kennt er nicht, so dass er nur derjenigen Briefe gedenkt, die er darin gefunden, ohne jedoch sich die Nachträge anzusehen. Den ersten Brief Goethes an Voigt vom 12. December 1806 hat er nicht ermittelt, weil Strehlke ihn als in No. 7 von „Im neuen Reich" des Jahrganges 1876 anführt, während er in No. 7 der „Gegenwart" desselben Jahres steht. Von dem Brief vom 10. März 1823 führt der Herausgeber Stengel nur den Anfang nach Strehlke an, während der ganze Brief bereits im V. Bande des „Goethe-Jahr-

buchs“ zu lesen ist, worauf zu verweisen gewesen wäre. Die Briefe vom 20. December 1806 — der 1880 in der „Deutschen Revue“ abgedruckt war — und vom 9. Januar 1831 — dessen Schluss Voigt dem Engländer Henry Crabb Robinson unterm 19. April 1832 mittheilte — erwähnt Stengel gar nicht.

Zu den folgenden „Zweiunddreissig Briefen Goethes nebst zwei Briefen an Goethe“ mögen ein par kleine Bemerkungen erlaubt sein. Ueber die Lebensverhältnisse der Frau Bohl (S. 168 f.) hat Freiherr von Maltzahn Forschungen in den Urkunden angestellt. Danach ist Johanna Susanna Bohl, geb. Eberhardt, am 2. Jan. 1738 in Lobeda geboren, hat am 10. Nov. 1755 den dortigen Bürgermeister Johann Justinus Bohl geheiratet, ist am 24. Sept. 1795 Witwe geworden und am 29. Aug. 1806 in Lobeda verstorben. — Der 2. Brief S. 170 f. stand schon 1877 in den „Hamburger Nachrichten“. — Der 11. Brief S. 178 f. ist keinesfalls an Knebel, vielleicht an v. Einsiedel oder Bertuch gerichtet. — In der Note S. 183 f. soll ich berichtigt werden; wie so, ist unerfindlich, da ich das richtige Datum angegeben habe. — S. 184 hätte der Badeinspector (Schütz) genannt werden sollen. — Die Note zum 20. Briefe S. 187 ist mehrfach unverständlich; der Brief ist wahrscheinlich vom 13. Mai. — Ferner ist die Frage aufzuwerfen, von welchem Tage der 22. Brief ist: am Kopfe desselben steht der 21. September, am Fusse der 23. Sept.

Der Aufsatz „Zwei Besuche eines Polen in Weimar“ stand wol schon deutsch 1882 in der Wiener „Presse“, jedesfalls der zweite Theil desselben. — S. 274 Z. 18 ist für „Germos“ „Germar“ zu lesen. Mit dem S. 198 abgedruckten Briefe Schillers vom 6. Juni 1804 ist der zweite Nachtrag zur vierten Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe“ geliefert worden; der erste Nachtrag war Goethes Brief, der 1884 im Catalogue Bovet veröffentlicht wurde.

Sehr werthvoll ist Hermann Brunnhofers Aufsatz über „Giordano Brunos Einfluss auf Goethe“. Es gibt Leute, die das aufsuchen von Parallelen in Dichtungen durchaus abweisen; dies ist aber ebenso oberflächlich als solches aufsuchen, wenn dieses nicht zugleich durch den Nachweis ergänzt wird, dass die ermittelten Parallelismen nicht auf Zufall beruhen können. Dieser Nachweis ist hier durch die Menge der Anklänge an Giordano Bruno, die sich bei Goethe finden, geführt, und in solchem Falle ist die Ermittlung für die Geistes- und Dichtungsgeschichte von unleugbarer Wichtigkeit. — Aehnlich verhält es sich mit dem folgenden Aufsatze von G. Dehio: „Altitalienische Gemälde als Quelle zum Faust“; er ist eine bedeutungsvolle Ergänzung der von mir und anderen vorgebrachten Hinweise auf die mehrfachen Anlehnungen an bildliche Darstellungen, die im „Faust“ vorkommen.[1])

---

1) Bei dieser Gelegenheit berichtige ich ein Versehen, welches ich in den „Goethe-Forschungen. Neue Folge“ begangen habe, indem ich

Von den in der „Bibliographie“ aufgeführten Schriften und Aufsätzen verdienen manche die Erwähnung nicht. Mittheilungen über Dinge, die jedem litterarisch gebildeten bekannt sind und nur ein Zeitungsschreiber in Mangel andern Stoffs seinen Lesern auftischt, oder die nur Auszüge aus eben erschienenen Schriften geben, oder die bestenfalls ein Neuling in der Goethe-Kunde als neue Entdeckung ausruft, gehören nicht ins Goethe-Jahrbuch.

2. Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Zweite durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1886. (XCIX u. 305 S.)

Die erste Auflage dieses Werkes haben wir im Archiv X, 557 ff. besprochen, und da die Aenderungen und Zusätze dieser Neuauflage keine wesentlichen sind, so könnten wir uns eigentlich jetzt auf kurze Anzeige beschränken. Indessen müssen wir uns über ein Werk, das nach kurzer Frist trotz manchen Concurrenten neu aufgelegt wird und dem noch weitere Auflagen zu wünschen sind, denn doch eingehender äussern und einiges noch besprechen, was beim durchlesen aufgefallen ist, zunächst namentlich was in den Erläuterungen nach unserer Ansicht künftig anders zu sagen wäre. Selbstverständlich wollen wir nicht jede einzelne Anmerkung prüfen; das hiesse unserseits einen Faust-Commentar schreiben: es gilt mehr darauf hinzuweisen, dass der Herausgeber einer anderweiten Auflage vielleicht doch noch wiederholt seine Sorgfalt zuwenden könne, um sein Werk auf die Stelle zu heben, die es mit Glück anstrebt.

Beginnen wir mit der Erklärung des „Schreiber“ in Vers 14 der Tragoedie. Die von Schröer beliebte haben wir schon bei Besprechung der ersten Auflage (X, 561) bestritten. Schröer erwähnt zwar diesen Widerspruch nicht, es geschieht aber offenbar in Berücksichtigung desselben, dass er seine eigene Ansicht jetzt einigermassen besser begründet. Zwar lassen sich die neuerlichen Ausführungen leicht widerlegen, allein es sind über diese Frage der Worte schon genug gewechselt, daher bewende es bei Betonung dieser Meinungsverschiedenheit umsomehr, als Rec. sich in den „Goethe-Forschungen — Neue Folge“ S. 89 darüber ausgesprochen hat. Das durchschlagende ist der Umstand, dass Faust in dem

---

S. 86 bemerkte, ein Gemälde von Wyck, das früher in Winklers Galerie zu Leipzig sich befunden hat, besitze gegenwärtig Schubart-Czermak in Dresden; das Gemälde in des letztern Kunstsammlung ist nämlich nur eine verkleinerte Copie jenes Gemäldes von Oeser.

Eingangsmonolog seine Kenntnisse mit denen der Spitzen der mittelalterlichen Gelehrsamkeit vergleichen will und darunter nicht einen Schreiber untergeordneter Bedeutung nennen kann, wie Schröer annimmt.

V. 282 erklärt Schröer „immer fremd und fremder Stoff" durch: fremder und immer fremderer. Dass aber Ehrlich, der das „fremd" als Adverbium auffasst, Recht hat, ergibt sich aus den mehrfachen Beispielen gleichen Gebrauchs, die Lehmann in „Goethes Sprache und ihr Geist" S. 335 f. beibringt.

V. 700 ist „Gift" offenbar als tödlicher Stoff zu verstehen; nur so hat das Wort einen Sinn in Zusammenhang mit den vorhergehenden und den nachfolgenden Versen. Schröer scheint zu glauben, dass „Gift" männlich nur in der Bedeutung von Gabe vorkomme; gegen diese Ansicht ist zu vergleichen: „Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache von W. Hoffmann" I, 615.

V. 1070 ist „gute Mär zu sagen" im Sinne des französischen *dire la bonne aventure,* d. h. wahrsagen.

V. 1325—1334 glauben wir richtiger erklärt zu haben (XII, 164 f.) als Schröer; vergl. auch: „Goethe-Forsch. N. F." S. 91 ff.

V. 2264 ist „Kurz angebunden" nicht gleichbedeutend mit schnippisch; die Erklärung von W. Hoffmann im „Vollst. Wörterb. d. deutsch. Spr." I, 138 entspricht vollkommen dem wenigstens in Mitteldeutschland zweifellosen Sprachgebrauche.

S. 164 erwähnt Schröer, dass in Goethes Adelsbrief die Formel vorkomme, er dürfe das Wappen in Schimpf und Ernst führen. Hierzu ist zu bemerken, dass ersteres Wort sich bezieht auf den Gebrauch der Wappen in Schimpfturnieren, d. h. Turnieren, bei denen es nicht ums Leben gieng.

V. 2386 ist Mephistos Frage: „Meint Ihr vielleicht den Schatz zu wahren?" keine Verkennung von Fausts Meinung, sondern Spott über seine Bedenklichkeit, dadurch ausgedrückt, dass Mephistopheles den wahren Grund dieser Bedenklichkeit gar nicht zu verstehen vorgibt.

V. 2864 ff. nimmt Schröer an, dass Faust den Erdgeist als „Erhabner Geist" anrede. Auch hier trägt Schröer seine Ansicht vor, ohne, wie nöthig war, zu erwähnen, dass es noch andere Ansichten darüber gibt, die unter dem angeredeten Geiste Gott verstehen. Diese entgegengesetzte Ansicht haben wir durch gute Gründe unterstützt früher (XI, 162 f.) vorgetragen, und sie findet sich jetzt auch „Goethe-Forschungen — Neue Folge" S. 93 ff. gerechtfertigt. Schröer vermeint, dass sich der Geist, der Fausten sein „Angesicht im Feuer zugewendet", mit der „Flammenbildung" des V. 146 decke; allein es ist doch etwas ganz andres, ob ein Wesen im Feuer wie in einem Glorienscheine sich offenbart, oder ob es eine aus flüchtigen Flammen gebildete Erscheinung ist. Und nur

auf jene rein äusserliche Aehnlichkeit hin wird die innerliche Bedeutung des Monologs von Schröer für nichts geachtet! Es ist dagegen einleuchtend, dass Fausts Klage gegen den „Erhabnen Geist" —

> Du gabst . . . . . . . .
> Mir den Gefährten,

der

> . . . . . . . . . . . . . . . kalt und frech
> Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts
> Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt,
> Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
> . . . . . . . . . . . . . . . . . . . geschäftig an —

unverkennbar sich rückbezieht auf die Worte des Herrn in V. 100 f.

> Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt und muss als Teufel schaffen.

Schröer glaubt zwar S. 203, Faust nehme den Geist der Erde einfach für Gott; dies ist aber ein Ding der Unmöglichkeit nach Fausts Ausruf V. 163 f.

> Ich, Ebenbild der Gottheit!
> Und nicht einmal dir

gleiche ich!

Man muss eben einzelne Stellen des Faust sich gegenseitig erklären lassen.

Zu V. 3612 erklärt Schröer „Baubo" als Amme der Demeter. Ich habe mich vergeblich umgethan zu ergründen, aus welcher zuverlässigen Quelle die Angabe entnommen ist, dass die überfidele Frau, welche der, nach der verschwundenen Tochter suchenden, verdurstenden Demeter einen Trank reichte, der letzteren Amme gewesen sei; ich habe nur ermittelt, dass Düntzer in seinem Faust-Commentar diese Eigenschaft der Baubo beigelegt hat, und wenn sich in v. Loepers Commentar dieselbe Bezeichnung findet, so hat er dies wahrscheinlich auch nur Düntzern nachgeschrieben, und Schröer scheint sich durch diese Vorgänger auch haben verleiten lassen, das Ammendiplom zu beglaubigen. Der ganz selbständig arbeitende Marbach hat diesen Missgriff nicht begangen. Ueberdies ist auch das Düntzer-Loeper-Schröersche Epitheton der Baubo, „schamlos", sofern es letztere im allgemeinen kennzeichnen soll, in der hier allein massgebenden Mythe nicht begründet.

V. 3850 müssen wir Harzyks Vorschlag, nach „Wie sonderbar" ein Ausrufungszeichen zu setzen, billigen; keinesfalls ist Schröers Komma zu rechtfertigen.

Bei Feststellung der Entstehungszeit der einzelnen Stücke des „Faust" darf auf ähnliche Aeusserungen in Briefen Goethes kein zu grosses Gewicht gelegt werden, wie ich in den „Goethe-Forschungen — Neue Folge" mehrmals hervorgehoben habe, auch

Schröer selbst mit Bezug auf einen solchen Schluss v. Loepers bei V. 3234 ff. (S. 225) zu tadeln scheint. Er selbst aber verweist auf ähnliche Briefstellen bei V. 416 ff., 439 ff. und 1773 ff., wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn sie nur als Parallelstellen angezogen worden sein wollten.

Schon bei Anzeige der ersten Auflage des Buches haben wir ausgestellt, dass sich Anmerkungen finden, die nur auf Leute berechnet sein können, die „Faust" überhaupt nicht lesen; das ist auch in der neuen Auflage nicht geändert. Beispielsweise erwähnen wir die Anmerkungen zu V. 297 f., 1472, 1489, 3723 f. Das „gleich" in V. 1489 im Sinne von „sofort" ist besonders schon durch Schlegels Uebersetzung von Shakespeares Heinrich IV. (1. Theil, 2. Aufzug, 4. Scene) geradezu berühmt geworden und bedurfte also keineswegs der Erklärung. Bemerkungen wie die S. 77: „Studierzimmer. Sollte heissen gothisches Zimmer" — oder S. 191: „Der Todtenschein ist auf das Zeugniss Fausts und Mephistos erfolgt und überbracht" sind überflüssig, letztere sogar jedesfalls in Widerspruch mit Goethes Absicht hervorgehoben, da der Dichter feinsinnig über die heikliche Frage hinweggeht, ob Faust in der That das von Mephistopheles verlangte falsche Zeugniss abgelegt habe.

Im Gegensatz zu diesen überflüssigen Anmerkungen sind sehr viele Hinweise und Erläuterungen unterblieben, die man erwarten musste, da ganz ähnliche an anderen Stellen gegeben sind. Der Anlage des Schröerschen Commentars nach müsste derselbe mindestens alle von der Forschung ermittelten wichtigeren Auslegungsergebnisse vorführen, jetzt aber fehlt nach dem gebotenen die Rechtfertigung des übergangenen. Als Beispiele von Stellen, in denen selbst die Erwähnung des von anderen Erklärern schon besprochenen zu vermissen ist, gedenken wir nur des V. 794 ff., wobei wegen des Glaubens an die Erscheinung des Teufels in Hundsgestalt auf Luthers „Tischreden" Cap. IX — des V. 871 ff., wobei auf die Veranlassung zur Uebersetzung des Anfangs des Evangeliums Johannis durch Bahrdts „Neueste Offenbarungen Gottes" — des V. 2187 ff., wobei auf die ansprechende Vermuthung Meyer v. Waldecks über die Veranlassung zum Hexeneinmaleins im gegenwärtigen Archiv (XIII, 239 ff.) — endlich des V. 3862 ff., wobei der Deutung des „Servibilis" auf Böttiger zu verweisen gewesen sein möchte. Diese Deutung ist wahrscheinlich richtig. Böttiger war in Besitz von vielen Kenntnissen und glaubte deshalb auch sich als Kunstkritiker vordrängen zu können, obwol er ohne Kunstverständniss war. Wie Goethe und Schiller darüber dachten, ersieht man z. B. aus ihren Briefen vom 13. und 14. November 1796. Der Kunstkenner Oberhofmarschall Freiherr v. Friesen erzählte, dass wenn Böttiger Fremde in der Dresdner Galerie herumgeführt, er sie nicht etwa auf die Kunstbedeutung einzelner Gemälde aufmerksam gemacht, sondern

sich darauf beschränkt habe, Anekdoten über dieselben zu erzählen. Solches Gebahren entspricht aber den Versen des Servibilis.

Dürfen wir bei dieser Gelegenheit eine Vermuthung aussprechen, so ist es eine über den Vornamen Heinrich des Goethischen Faust, da der Magiker doch Johannes hiess. Dieser Vorname kommt nur in den Gretchen-Scenen in Marthas Garten und im Kerker vor. Sollten nicht die Gespräche Goethes über den Entwurf seines „Faust" mit Heinrich Leopold Wagner und die Erinnerung an die Entwendung des Stoffes der Kindesmörderin durch den falschen Freund den veränderten Namen eingegeben haben?

Aufgefallen ist uns, dass Schröer S. XXIV angibt, Weisses „Richard III." sei 1768 in Leipzig aufgeführt worden, wobei er sich in der Fussnote auf R. Genées „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland" bezieht. Dort ist jedoch das Jahr der Aufführung nicht genannt. Nach obiger Zusammenstellung der Bühnenstücke, welche während Goethes Studienzeit in Leipzig aufgeführt wurden, kam „Richard" 1767 mit Abänderungen auf die Bühne. Davon, dass er 1768 zur Aufführung gekommen sei, weiss man nichts. Weisse selbst berichtet 1765, dass das Stück damals schon auf die Bühne gebracht worden war, wahrscheinlich mehrere Jahre vorher. Es wäre verdienstlich, wenn Schröer seinen Gewährsmann für die Leipziger Vorstellung von 1768 namhaft machen wollte.

Als Druckfehler ist uns aufgefallen, dass V. 1777 weggeblieben ist. Die böse Sieben! — Wiederholungen finden sich S. XV und XVII; dann S. LVI und 173; ferner S. 246 und 247.

Das gute neue, das Schröers Erläuterungen darbieten, festzustellen, würde einen unverhältnissmässigen Arbeitsaufwand erfordern; denn da Schröer von Faust-Commentaren nur den Loeperschen citiert, ältere aber auch benutzt hat oder doch wenigstens mit ihnen übereinstimmt, so müsste Recensent bei jeder wichtigeren Erläuterung, deren er sich nicht sogleich als einer früheren erinnert, sämmtliche Commentare nachschlagen, um die Priorität zu ermitteln. Indessen dürfte diese u. a. Schröern zuzuerkennen sein bezüglich des Hinweises S. 145, dass die Schilderungen der Hexenküche mit Bildern von Teniers zusammentreffen, wobei aber hinzuzufügen ist, dass Goethe weder in der Dresdner Galerie noch in Winklers Sammlung entsprechende Gemälde von Teniers gesehen haben konnte. — Schön ist sodann die Erörterung über Goethes Gebrauch von „mein Tag" und der S. LVI und 173 darauf gegründete Schluss über Entstehungszeit von Stücken der Tragoedie; ferner S. 242 die Vermuthung, dass die „Walpurgisnacht" durch Löwens Dichtung angeregt sei; endlich S. 284 die Darlegung der Unmöglichkeit, dass die letzten Scenen der Tragoedie so in der Zeit auf einander folgen können, wie in den Reden der handelnden angedeutet wird.

Wenn also Herr Professor Schröer durch die in gegenwärtiger Besprechung gegebenen Winke sich bewogen finden wollte, seinen Faust-Commentar für fernere Auflagen nochmals durchzuarbeiten, so wird dies für weite Kreise sehr erfreulich sein.

3. Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Von Dr. Hermann Baumgart, Professor an der Universität Königsberg i. Pr. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1886.

Die Herausgeber von Goethes Werken mit Erklärungen, namentlich soweit sie die kleineren Gedichte umfassen, müssen sich in der Hauptsache darauf beschränken, die Ergebnisse der diesbezüglichen Forschung wiederzugeben, und wenn sie auch selbständige Erklärungen liefern, so wird es doch gewissermassen Zufall sein, wenn sie einzelne Gedichte zum Gegenstande eingehender Forschung gemacht haben. Es durchgängig von ihnen verlangen, hiesse einen Commentar zu allen Gedichten unmöglich machen, wie denn auch z. B. in den Erläuterungen zu Goethes Gedichten früher die Spruchpoesie nur summarisch behandelt worden ist, bis v. Loeper dieselbe in seiner Ausgabe von Goethes Gedichten mit Erläuterungen eigens bearbeitet hat. Stellen sie sich die Aufgabe, alles selbständig zu deuten, und treten nach jahrelanger Arbeit mit einem Commentar hervor, so können zahlreiche Missgriffe dabei nicht ausbleiben, die dem Einzelbearbeiter erspart bleiben.

Dies beweist recht schlagend das Heft des Professor Baumgart. Die „Weissagungen des Bakis“ sind bisher meistens nur in allgemeinen Erläuterungen behandelt worden und jeder einzelne Erklärer hat sich mit der schwierigen Lösung dieser dunkeln Räthsel abgequält, wollte aber seinen Commentar nicht liegen lassen, bis er mit denselben aufs reine war. So kam es, dass jeder Unternehmer etwas anderes und — wie Baumgart überzeugend dargethan hat — fast allenthalben unzutreffendes fand.

Die Grundsätze, von denen Baumgart bei seiner Deutung ausgeht, sind eigentlich das Ei des Columbus. Zunächst nimmt er an, dass die „Weissagungen des Bakis“ als eine Gesammtheit zu betrachten sind, und nachdem dies ausgesprochen ist, leuchtet ein, dass Goethe nur dann Verständniss dieser geheimnissvollen Dichtungen beanspruchen konnte, wenn sie sich gegenseitig erklären. Einzeln betrachtet sind viele, wol die meisten, entweder gar nicht oder aber ins unendliche deutbar.

Ein zweiter Grundsatz, dem Baumgart bei der Auslegung zu folgen für geboten ansieht, ist, dass diese Gedichte symbolisch zu fassen seien; wir möchten dies durch „oder einfach prophetisch“ er-

gänzen, wie dies Baumgart auch thatsächlich übt. Der Ueberschrift nach könnte man glauben, dass es sich vorzugsweise um Prophezeiungen handele; allein „Weissagungen“ ist hier nach der Abstammung des Wortes zu verstehen, also als: Weises sagendes. Bisher sind aber einzelne Weissagungen in einem auf der Oberfläche des Wortlautes der Sprüche liegenden Sinne gedeutet worden, so dass sie in jeder Hinsicht aufhörten, Weissagungen zu sein, und es — wie Baumgart sich treffend ausdrückt — nicht der Mühe gelohnt haben würde, für das gesagte erst den Geist des boeotischen Sehers zu beschwören.

Baumgart hat nun auf Grund dieser Voraussetzungen gefunden, dass die, aus 32 Sprüchen in Doppeldistichen bestehenden „Weissagungen“ in fünf Gruppen zerfallen, von denen die erste, dritte und letzte je vier Sprüche, die zweite und vierte aber deren je zehn umfassen.

In den vier einleitenden Sprüchen gibt nach Baumgart der Dichter das Grundthema des ganzen an: die wahre Prophetie ist die echte Poesie. In den folgenden zehn ist das Bekenntniss Goethes über seine persönliche Stellung zu den gewaltigen, aus der französischen Revolution hervorgehenden Zeitereignissen niedergelegt. Die Sprüche 15 bis 18 weisen dann darauf hin, dass im Verständniss der Tageszustände die Lösung der Räthsel der Geschichte liege. Die nachfolgenden zehn Sprüche bekunden Goethes Stellung als Dichter zu den politischen und nationalen Bewegungen seiner Zeit. In den vier letzten Doppeldistichen spricht Goethe nach Baumgart als Anfang und Ende der Kunst aus: die Einheit der Idee in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu sehen.

Die Probe auf diese Auffassung kann nur so gemacht werden, dass daraus ungezwungen die Deutung aller einzelnen Sprüche herzuleiten wäre. Das möchte aber doch wol von Baumgarts Auslegungen nicht durchaus zu sagen sein, obschon ich nach wiederholtem prüfen der Einzeldeutungen mit Rücksicht auf die Gruppendeutungen zu der Ueberzeugung gelangt bin, der grossen Mehrzahl derselben theils unbedingt, theils wenigstens eher beistimmen zu können als den von anderen vorgebrachten Erklärungen. Die mir zu den entschiedensten Bedenken Anlass gebenden Deutungen Baumgarts sind folgende.

Spruch 6.

Diesen bezieht Baumgart auf den Nationalitätsgedanken. Es werden indessen hierdurch dem Dichter Anschauungen über den Einfluss der Nationalität auf die Politik beigelegt, wie er wenigstens zu Anfang unsres Jahrhunderts nicht bestand, und auch dann noch wäre die Auslegung eine gezwungene. Hier dürften einmal andere Erklärer mit der Deutung auf Ludwig XVIII. im Rechte sein. Das

Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen

verstehe ich so, dass dieser König nicht erwarten könnte, mit der früheren, den Königen von Frankreich gewidmeten warmen Verehrung bei der Rückkehr begrüsst zu werden, dass er vielmehr von denen, welche nach Ordnung, Sicherheit und Frieden verlangten, namentlich von der Landbevölkerung, aus kalter Ueberzeugung, nur er könne der ersehnte Retter aus dem Wirrsal sein, werde empfangen werden; als Symbol der ländlichen Bevölkerung schlingt

— Ceres den Kranz, stille verflechtend, um ihn.

Spruch 7.

Die sieben verhüllt und die sieben mit offnem Gesichte gehenden sollen Nächte und Tage sein. Man begreift nicht, wie Baumgart auf den Gedanken gerathen ist; denn dass die Woche sieben Tage und Nächte hat, ist doch nichts charakteristisches für letztere! Aber wollte man auch diese Deutung durchlassen, so entspricht doch noch immer die dem ganzen Spruche von Baumgart gegebene Auslegung nicht dem Inhalte, den er selbst für die Gruppe der Sprüche 5—14 bestimmt hat, und überdies wäre es keine Weissagung, um derenwillen Bakis zu bemühen noth gethan hätte, dass man sich vor dem, was am Tage vorgeht, mehr in Acht zu nehmen habe als vor nächtlichen Ereignissen.

Meinerseits finde ich in diesem 7. Doppeldistichon den Ausspruch, dass nicht die, ihre Bosheit zwar verhüllenden, aber demungeachtet leicht erkennbaren lasterhaften, sondern diejenigen die gefährlichsten seien, die sich als tugendhafte brüsten und als solche gelten. Bot doch hiezu die französische Revolution schreckliche Beispiele, indem die grässlichsten Verruchtheiten unter dem Aushängeschild republicanischer Tugenden verübt wurden! — Die Sieben bezieht sich hienach auf die sieben Todsünden und die sieben Cardinaltugenden, wie denn die Sieben zugleich eine böse und eine heilige Zahl ist.

Die Erklärung der

Sprüche 8 bis 10

wird von Baumgart sehr gut durch den Hinweis gestützt, dass sie der Reihe nach auf die revolutionäre Dreiheit fraternité, égalité und liberté sich beziehen. Daran anschliessend finde ich — nicht vollständig in Uebereinstimmung mit Baumgart — in

Spruch 11

Pöbelherrschaft, in

Spruch 12

Gewaltherrschaft und in

Spruch 13

die Abwägung zwischen beiden behandelt.

Spruch 14

ist mir noch immer dunkel. Die Erklärung von

Spruch 29

ist geistvoll, aber doch noch sehr fraglich.

Fernere Arbeiten über die „Weissagungen des Bakis" werden auf Baumgarts Schrift und nur auf sie sich gründen, nur von ihr ausgehen müssen.

---

Auch die „Novelle" hat Baumgart gründlich durchgearbeitet, um der Dichtung völlig Herr zu werden. So sehr, wie er meint, hat aber Goethe wol nicht unsere neusten Zeitereignisse sich vorgestellt; Baumgart deutet die Symbolik der „Novelle" fast so, als ob Goethe bei der Kaiserproclamation in Versailles gegenwärtig gewesen wäre. Es möchte überhaupt nicht Aufgabe symbolischer Dichtung sein, die Symbolik so in Einzelheiten zu tragen, wie Baumgart hier annimmt.

4. Goetz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Édition nouvelle avec introduction et commentaire par A. Chuquet, Ancien élève de l'École normale supérieure, Agrégé de l'Université, Lauréat de l'Académie française. Paris. Librairie Léopold Cerf. 1885.

Fast gleichzeitig mit der von uns XIV S. 191 ff. angezeigten, zunächst nur für Franzosen, welche deutsche Sprache und Litteratur studieren, bestimmten Ausgabe des „Götz von Berlichingen" von Lichtenberger erschien zu demselben Zwecke obige Ausgabe von Chuquet, einem ebenfalls mit deutscher Sprache und Litteratur nach allen Richtungen hin gründlich vertrauten Gelehrten. Die Einleitung umfasst auf 95 Seiten dreizehn Abschnitte: I. Geschichtliche Uebersicht über das Leben Gottfrieds von Berlichingen; II. Damalige Reichszustände und Anschauung derselben seiten des jungen Goethe; III. Uebersicht von Goethes Schauspiel; IV. Verhältniss desselben zu Berlichingens eigner Lebensbeschreibung; V. Anklänge an Shakespeare im Schauspiel; VI. Nachahmung von Shakespeares Stil, ohne ihn zu erreichen, und Gebrechen des Schauspiels als dramatisches Kunstwerk; VII. Wirkung des Stückes auf die Zeitgenossen und Ursachen derselben; VIII. Vortrefflichkeit der Charakterzeichnung der Personen des Schauspiels; IX. Sprache des Stücks; X. Vergleichung der ersten Fassung mit der des ersten Drucks, wobei die Vorzüge der letzteren dargelegt werden; XI. Spätere Bühnenbearbeitungen Goethes; XII. Die Nachahmungen in der deutschen Litte-

ratur hinsichtlich des Inhalts wie der Form; XIII (in Folge eines Druckfehlers XII). Bedeutung der Dichtung.

Dieselbe hat, wie man sieht, Chuquet von allen Seiten beleuchtet. Die Gründlichkeit der Behandlung beeinträchtigt nicht den Genuss des lesens, da die Einleitung mit geistvoller, die Sache sicher beherrschender Lebendigkeit geschrieben und an feinen Bemerkungen reich ist, denen man nur selten einen Widerspruch entgegenzusetzen sich versucht fühlt. Die Einleitung darf niemand ungelesen lassen, der sich mit „Götz von Berlichingen" eingehend beschäftigt.

5. Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe. Mitgetheilt von Robert Keil. [Enthalten in der „Deutschen Revue. ... Hrsgg. von R. Fleischer. 1886. Januar."][1])

Eigentlich betrachten wir es nicht als unsere Aufgabe, Aufsätze aus Zeitschriften anzuzeigen, und wenn wir bezüglich des vorgenannten eine Ausnahme machen, so geschieht es, um einen Wunsch daran zu knüpfen, der ein darin angekündigtes wichtiges Buch zum Gegenstande hat. Der Verfasser und beziehentlich Herausgeber des Aufsatzes berichtet nämlich, dass er Riemers auf der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar verwahrte Tagebücher zur Herausgabe anvertraut erhalten habe, wovon er gegenwärtig eine Probe aus dem Jahre 1807 vorlege. Diese Urkunden werden zwar voraussichtlich einen Theil ihres Werthes nach der sehnlich erhofften Veröffentlichung von Goethes Tagebüchern verlieren, da wir aus diesen mangelnde Daten über Goethes Leben und Dichten noch vollständiger erfahren werden; aber nicht bloss als Abschlagszahlung werden Riemers Tagebücher willkommen sein, sondern werden auch ihren selbständigen Werth insbesondre durch Aufbewahrung zahlreicher denkwürdiger Aussprüche Goethes bewahren. Zwar sind deren schon von Riemer in den „Mittheilungen über Goethe" sowie in den „Briefen von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica" veröffentlicht, andere in diejenigen Betrachtungen, Maximen u. s. w. übergegangen, welche seit der vierzigbändigen Classikerausgabe von Goethes Werken unter dem Gesammttitel „Sprüche in Prosa" zusammengefasst sind; allein — wie aus dem jetzt von Keil gegebenen Auszug ersichtlich ist — hat Riemer noch weit mehr frisch, wie sie gethan wurden, aufgezeichnet. Ueberdies bestätigt auch der vorliegende Auszug wieder Riemers bekannte Leichtfertigkeit, in Folge deren er sich in willkürlichen Abänderungen, falschen Datierungen, Vermengung verschiedner Thatsachen gefiel, indem in den Tage-

1) Eine Besprechung der Fortsetzungen dieser Veröffentlichung, welche die im Mai und October erschienenen Hefte der „Deutschen Revue" gebracht haben, bleibt vorbehalten.

büchern nothwendiger Weise die meisten Unrichtigkeiten als solche sich erweisen und das richtige an den Tag kommen muss. So steht z. B. Goethes Aeusserung über Schlegels Calderon-Uebersetzung, die Riemer nach dem Ausspruche desselben über Fraueneigenschaften zusammen unterm 13. August 1807 hatte drucken lassen, im Tagebuch vor diesem Ausspruch unterm 3. August. Kurz, darüber, dass die Herausgabe von Riemers Tagebüchern nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar nothwendig ist, besteht kein Zweifel; aber ob der Herausgeber des Auszugs der geeignete Mann dazu sei, ist eine andre Frage, die nach dem vorliegenden Probestück entschieden zu verneinen ist, wie ja schon Keil bei Herausgabe des Briefwechsels der Frau Rath seine Unbekanntschaft mit der Goethe-Litteratur zur Genüge bekundet hat.

Um aber die Ueberzeugung von Keils Unfähigkeit zur Herausgabe von Riemers Tagebüchern zu begründen, muss man sich vorerst darüber verständigen, wem diese Tagebücher dienen werden und was danach ihrem Herausgeber obliegt.

Ein Lesebuch für jedermann werden dieselben nicht werden, vielmehr ausser litteraturkundigen von Beruf nur solchen Personen in die Hände kommen, welche mit der Litteratur, insbesondre mit der Goethe Kunde vertraut sind. Demzufolge werden die Anmerkungen zwar zu erläutern haben, was auch sachkundigen benutzenden manches nachschlagen erspart, hauptsächlich aber das, was man in leicht zugänglichen Schriften nicht findet und daher der Herausgeber zu ermitteln die Pflicht hat. Dagegen wird dieser sich zu enthalten haben, über Dinge sich auszulassen, die jeder litteraturkundige kennt. Selbstverständlich wird er überdies den Text, wo er entstellt ist, zu berichtigen haben.

Gegen alle diese Grundsätze, welche die Wissenschaft kaum anders aufzustellen gestattet, hat nun der Herausgeber des vorliegenden Tagebuchauszugs gefehlt. Ist schon in der Ueberschrift des Aufsatzes der „vertraute Freund Goethes“ entsetzlich dilettantenhaft, so muss man es geradezu spasshaft finden, wenn Keil in den Anmerkungen belehrt, dass „Der standhafte Prinz“ von Calderon, dass unter dem „Herrn Major“ in Jena Knebel und unter „August“ Goethes Sohn zu verstehen oder dass Gall „Erfinder der Schädellehre“ sei. — Wollte man aber auch diese völlig überflüssigen Anmerkungen mit ihrer Unschädlichkeit entschuldigen, so ist es anderseits schlimmer, dass der Herausgeber das, was er erläutern musste, selbst nicht versteht. So ist z. B. am 19. Januar den meisten Lesern der vom Herausgeber nicht genannte Verfasser des „Amerikaner“ — Wilhelm Vogel — weniger geläufig als Calderon. Sodann hätte man erwartet darauf aufmerksam gemacht zu werden, dass der an demselben Tage abgefertigte Brief an Voss derjenige an Heinrich Voss gerichtete sei, dessen vorhandensein im „Arch. f. Litt.-Gesch.“ (XIII, 281) behauptet und der als Mitte Januars geschrieben vermuthet

wurde. — Ferner, dass aus dem Eintrage vom 11. Sept. das Datum von Goethes Brief 289 des „Briefwechsels zwischen Goethe und Knebel“ auf den 10. Sept. 1807 festzustellen ist. (Düntzer vermuthete: gegen den 12. Sept.) — Weiter hätte bemerkt werden sollen, dass der am 13. Oct. Goethe besuchende Dr. Stieglitz nebst Gattin der Rathsherr Christian Ludwig Stieglitz aus Leipzig und seine Gattin Louise Amalie, ein Weimarer Landeskind, die Tochter des Pfarrers Reinhard in Stedtfeld, waren. — Endlich wäre es Obliegenheit des Herausgebers gewesen, darauf aufmerksam zu machen, dass mehrere der im Tagebuche verzeichneten Bemerkungen Goethes unter den „Sprüchen in Prosa“ Aufnahme gefunden haben; so Aeusserungen vom 11. Februar, 17. Mai, 26. September und 21. October, die in den Sprüchen 278, 241, 272 und 67 nach der Zählung in v. Loepers Ausgabe sich wiederfinden. Und dergleichen mehr.

Richtig zu stellen wäre der Herausgeber verpflichtet gewesen, — abgesehen von der wol nur als Druckfehler anzusehenden „grossen Frage“ unterm 21. Oct. anstatt „g. Fuge“ —, dass unterm 10. Aug. anstatt „Briefe für G. geschrieben an Geh. Räthin Frommann“ zu lesen ist: „Briefe f. G. g. an Geh. Räthin, Frommann“, sowie unterm 13. Juni anstatt „v. Braun“ vielmehr: „v. Born“. Ueber letzteren wäre sodann einige, bisher mangelnde Nachricht zu ermitteln und mitzutheilen gewesen, wie wir sie oben S. 82 gegeben haben.

Nach diesen Erfahrungen über Keils Unfähigkeit zu Herausgabe von Riemers Tagebüchern ist nun der im Eingange angekündigte Wunsch, den wir auszusprechen haben, der, dass Keil, wenn er nicht lieber ganz darauf verzichten will, sich als Herausgeber in der Goethe-Litteratur aufzuspielen, sich doch aller Anmerkungen enthalte, um das Buch nicht unnützer Weise dickleibig zu machen; den Commentar wird schon nachträglich Düntzer besorgen.

### 6. Das Goethesche Gleichniss. Von Prof. Dr. Hermann Henkel, Direktor des Gymnasiums zu Seehausen i. A. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1886. (8°. 147 S.)

Diese Schrift behandelt einen Gegenstand, den zu behandeln sich der Mühe lohnt. Eine Fülle von Stoff gibt es da zu verarbeiten: waren ja Bilder und Gleichnisse die Sprache des innersten Goethe! Henkel bespricht im I. Abschnitte nach einigen einleitenden Bemerkungen „Die Goetheschen Ansichten vom Wesen des Gleichnisses“, kennzeichnet sodann „Die Gleichnisse Homers“ und „Shakespeares Gleichnisse“, um hierauf „Das Goethesche Gleichniss“ im allgemeinen eingehender Betrachtung zu unterziehen. Unter den besonders entwickelten, auf Goethe Einfluss übenden Gleichnissgestaltungen hätte man ausser denen bei Homer und Shakespeare die Darlegung noch

anderer, namentlich des alttestamentlichen Gleichnisses erwartet, das aber nur beiläufig berührt ist; das übergehen des neueren orientalischen Gleichnisses, namentlich des persischen, fällt weniger auf, da Goethe dasselbe im Diwan mehr nur übersetzt als nachgebildet hat.

Im II. Abschnitt gibt der Verfasser eine grosse Anzahl von Beispielen Goethischer Gleichnisse, die er nach folgenden Vergleichsgegenständen aufführt: Weltkörper, Seite 59 f. — Licht, Farben, Schatten, 61 f. — Glas, Spiegel, 62 f. — Feuer, 64 ff. — Wasser, 67 ff. — Schiffahrt, 72 f. — Wind, Luft, Luftschiffahrt, 74 ff. — Landschaft, 76 f. — Metalle, 77 f. — Pflanzen, 79 ff. — Landbau, 82 f. — Thiere, 83 ff. — Anatomie, 88 ff. — Schlaf, 90 — Pathologie, 90 ff. — Kindheit, 92 ff. — Grab, 94 — Speisen, Gewürze, 94 f. — Uebelstände, 98 f. — Stoffe, Kleidung, 99 — Spiele, 100 f. — Vergnügungen, 104 f. — Weibliche Arbeiten, 106 ff. — Gärtnerei, 109 — Küche, 109 f. — Mechanik, 110 ff. — Schenke, 114 f. — Handel, 115 ff. — Waffen, Krieg, 118 ff. — Münzen, 122 — Gerichtswesen, 122 f. — Kirchliches, 123 — Mathematik, 123 f. — Bauwesen, 124 f. — Bildnerei, 126 f. — Malerei, 127 f. — Musik, 128 ff. — Masken, 131 f. — Bühne, 132 f. — Schrift, 133 f. — Biblisches, 134 f. — Griechische Mythen, 140 f. — Zauberei, 143 f. — Dichtung, 145 f.

Bei der Unmasse der von Goethe gebrauchten Gleichnisse, und da Henkel sich nicht die Aufgabe gestellt hatte, sie vollständig aufzuzählen, ist es kein Vorwurf, wenn sich noch manche andere Gesichtspuncte auffinden lassen, unter denen weitere Gleichnisse Goethes gebracht werden können; z. B. Bauten vergangener Zeiten, wie Mumiengräber (an Schultz, 24. Nov. 1817), Pompeji und Herculanum (an Bernhard v. Cotta, 15. März 1832), Ritterburgen (an Frau v. Stein, 8. März 1781, von Henkel unter anderer Rubrik erwähnt); oder: Geschichtliches, wie Karls V. Leichenbegängniss (an Seidel, 15. Mai 1787), Cincinnatus (an Graf Brühl, 30. April 1821).

Es wird sich wol einmal jemand darüber machen, Goethes Gleichnisse insgesammt auszuziehen und zusammenzustellen, so wie Goethe selbst die in der Ilias vorkommenden Gleichnisse in seinem Auszuge dieses Epos durch Bezeichnung mit Sternchen hervorgehoben und zusammengestellt hat; es würde dies sachgemäss einen Theil des zu erwartenden Werkes über Goethes Sprache bilden.

7. Bilderatlas zur Geschichte der Deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder Deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke, Königlichem Archivrathe. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Allerdings ist es nur ein Theil dieses Werkes, welches be-



rechtigt, es unter den Anzeigen aus der Goethe-Litteratur zu besprechen, aber dieser Theil ist nicht nur mit verhältnissmässig grösserer Ausführlichkeit behandelt, sondern ist auch besonders ausgegeben unter dem Titel:

Zum 28. August 1886 sind für die Herren [folgen 38 Namen] die Seiten 194—215 aus dem Werke: Bilderatlas zur Geschichte der Deutschen Nationallitteratur von Dr. Gustav Könnecke besonders abgedruckt und mit einem Anhange vermehrt u. s. w.

Der Leser von Dichtungen vergangener Zeiten wird sich schwer zu reinem Genusse derselben erheben, weil das Gefühl des fremdartigen ihn immer befangen hält. Dieses Gefühl kann nur verdrängt oder doch abgeschwächt werden, wenn der Leser in Dichters Lande geht. Diesen Zweck fördern bildliche Darstellungen und andere zu Papier gebrachte Vergegenwärtigungen aus der entsprechenden Vorzeit ganz wesentlich. Wenn man die Urheber von Dichtungen und sonstigen Litteraturproducten mit ihren Gesichtszügen, ihrer Haltung, ihrer Tracht und ihrer Handschrift, sowie die Druckschriften, die Buchtitel und den bildlichen Schmuck, mit denen ihre Werke erschienen, vor sich sieht, so fühlt man sich schon ein gutes Theil in die Welt versetzt, in welche sich die Dichtungen ohne Widerspruch einfügen. Zwar sind schon illustrierte Litteraturgeschichten erschienen, in ihnen sind indessen die Illustrationen nicht viel mehr als Spielerei, da sie denn doch nur vereinzelt eingestreut und ins enge gezogen sind; nur die durchgeführten massenhaften Illustrationen, wie sie das vorliegende Werk bietet, können dem Zwecke wirklich gerecht werden. Es gewährt überdies einen eigenen Genuss, die Art der verschiedenen Jahrhunderte, wie sie im Schriftthum zur Erscheinung gekommen ist, bei Durchsicht dieses Werkes an sich vorüberziehen zu lassen. Die Zahl der Illustrationen ist auf mehr als 1600 angegeben. Zur Zeit der Niederschrift gegenwärtiger Zeilen fehlen noch drei Lieferungen, darin der Anfang.

Zu erinnern ist, dass S. 185 nach Stahrs „Johann Heinrich Merck" das Bildniss von Meyer von Knonau anstatt des Merckschen gegeben ist. Ein wirkliches Bild Mercks steht in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" IV, 379; ein anderes befindet sich in der bei Brockhaus erschienenen Goethe-Galerie. (Da letztere mir nicht zur Hand ist, kann ich sie nicht genau citieren, noch aus ihr angeben, woher das Bildniss entnommen.) Wegwünschen möchten wir S. 195 das angebliche Bildniss Gretchens aus Frankfurt, auch wenn es, was es nicht ist, beglaubigt wäre: es verdirbt die Phantasie.

Die vermehrte Sonderausgabe enthält im Anhange ausser Versen Lavaters ein noch nicht veröffentlichtes Bildniss Goethes nach dem Gemälde der Caroline Bardua und Briefe Goethes an Leo v. Seckendorf, an Factor Reichel und an das kurhessische Ministerium.

# Miscellen.

## 1.

## Die Schauspieler des Hôtel de Bourgogne in Basel (1604).

Eine bisher wenig beachtete Erscheinung[1]) auf dem Gebiete unserer heimischen Theatergeschichte ist das auftreten französischer Schauspieler in Deutschland um die Wende des 16. Jahrhunderts, unbeachtet wol aus dem Grunde, weil dieselben neben den damals die deutsche Bühne beherrschenden englischen Komoedianten eine mehr untergeordnete Rolle spielen. Und doch haben diese Anfänge ihre Bedeutung, sie bilden die ersten Anzeichen jener französischen Einwirkung auf das deutsche Schauspielleben der neueren Zeit, welche nach dem Dreissigjährigen Kriege, Hand in Hand mit dem überwiegen der französischen Cultureinflüsse[2]), die englischen Komoedianten durch zahlreich erscheinende Wandertruppen[3]) immer mehr

---

1) Vgl. auch R. Prölss, Geschichte des neueren Dramas. Band III, 1. Leipzig 1883. S. 190 f.

2) Ueber die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland für den hier in Frage kommenden Zeitraum geben u. a. Aufschluss: S. Sugenheim, Frankreichs Einfluss auf, und Beziehungen zu Deutschland, seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung (1517 – 1789). 2 Bde. Stuttgart 1845—1856, des nämlichen Autors Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. Berlin 1872, J. J. Honegger, Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten. Berlin 1875. Dazu die Werke von A. Sayous, Histoire de la Littérature française à l'étranger. Paris 1853, Le dixhuitième Siècle à l'étranger. 2 Bde. Paris 1861 und Alb. Babéau, Les Voyageurs en France. Paris 1885.

3) Als Beleg nur einige Städte. Zu Frankfurt zeigen sich französische Wandertruppen in den Jahren 1583 (vielleicht Italiener), 1586, 1593, 1595, 1602, 1671, 1741—1742, 1759—1763, 1764, 1768—1769, 1771 (E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., Frankfurt 1882); zu Köln in den Jahren 1627 (Mondor, vielleicht der bekannte Charlatan

verdrängt[1]) und allerorten im Reiche zur Gründung französischer Hofbühnen führt, vorerst in Celle-Osnabrück-Hannover[2]) (1665?)

---

dieses Namens. Vgl. A. Jal, Dictionnaire critique etc. 2. Auflage, Paris 1872. S. 878 und die Einleitung von G. Aventin zu den Oeuvres complètes de Tabarin, Bibliothèque elzevirienne, Band I, Paris 1858. S. VII u. ff.), 1698, 1716, 1762 (Ennen, Theatralische Vorstellungen in der Reichsstadt Köln, in der Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde. Sechster Jahrgang, Berlin 1869. S. 5 ff.); zu Strassburg in den Jahren 1697, 1700, 1701, 1702, 1703, von welcher Zeit an ein vollständiges französisches Theater dortselbst sich zu behaupten sucht (J. F. Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsass und besonders in Strassburg etc., Strassburg 1840. S. 128 ff.); zu Hamburg in den Jahren 1741, 1747, 1753 (F. Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, Hamburg 1794. S. 68, 69, 279); zu Bern in den Jahren 1734, 1740, 1751, 1752, 1753, 1761, 1765, 1767 und 1768, 1773—1776, 1779, 1789 etc. (Armand Streit, Geschichte des Bernischen Bühnenwesens vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. 2 Bde. Bern 1873—1874. Bd. I S. 7 ff. S. 163 ff.); zu Prag in den Jahren 1718, 1727, 1767, 1769 (O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters. Erster Theil, Prag 1883. S. 106, 147, 283, 299).

1) Ein gedruckter Beweis hiefür: 1620 erscheint die bekannte Sammlung „Englische Comedien und Tragedien", an ihre Stelle tritt bereits 1670 die „Schau-Bühne Englischer vnd französischer Comödianten". Vgl. Goedeke, Grundriss, 2. Auflage, Band II S. 543 ff.

2) Ueber dieses von den drei Höfen anfangs gemeinschaftlich unterhaltene Theater vergleiche man ausser den Notizen bei H. Müller, Chronik des Königlichen Hoftheaters zu Hannover, Hannover 1876. S. 10 ff. und dem Aufsatze „Theater in Hannover 1680" in Malorties Beiträgen zur Geschichte des Braunschweigisch-Lüneburgischen Hauses und Hofes. Viertes Heft. Hannover 1864. S. 115 ff. die interessanten Berichte des bekannten französischen Schriftstellers und Touristen Chappuzeau in den Werken „L'Allemagne Protestante" (Genf 1671) S. 348 ff. u. S. 381 und „Le Theatre François" (Lyon 1674, Neudruck von G. Monval, Paris 1876. S. 138 u. 139), ferner V. Fournel, Curiosités théâtrales, Paris 1878. S. 118 und G. Desnoiresterres, Les Cours galantes. Band II, Paris 1862. S. 286 u. 287. Dazu über die Beziehungen des Hofes in Celle zu Frankreich: Desnoiresterres a. a. O. II S. 277 ff. und Beaucaire, Une Mésalliance dans la maison de Brunswick (El. d'Olbreuze), Paris 1884. Auch Gastspiele dieser Hoftruppe werden erwähnt, so z. B. in Hamburg (Februar 1668 während der Anwesenheit der Königin Christine von Schweden, vgl. Mémoires de Gourville. Band II, Paris 1724. S. 38 u. 39), in Dresden (Januar bis März 1695, vgl. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Zweiter Theil, Dresden 1862. S. 9), in Warschau (1699, vgl. Fürstenau a. a. O. Zweiter Theil, S. 22).

und München[1]) (1671), in der Folge dann in Dresden[2]) (1699), Berlin[3]) (1706), Schwerin[4]) (um 1708), Kassel[5]) (um 1720), Stuttgart[6]) (unter Eberhard Ludwig 1677—1733), Mannheim[7]) (um 1724), Wien[8]) (1752) etc. Länger als ein Jahrhundert wird die so gewonnene Stellung gegenüber dem emporstreben der nationalen Schauspielkunst behauptet.

Am frühesten in Deutschland[9]) zeigen sich diese Gesellschaften französischer Schauspieler in den Rheinlanden[10]), sonderlich in Frankfurt[11]) (seit 1583 oder 1586), wohin sie die auch in Frankreich anerkannte Bedeutung der Jahresmessen[12]) des alten Handelsempo-

---

1) Für das französische Schauspiel am bayerischen Hofe, der ja im 17. und 18. Jahrhundert den Mittelpunct der französischen Bestrebungen in Deutschland bildete, haben wir bereits seit 1881 das archivalische Material vollständig gesammelt und gesichtet. Dasselbe wird in unsern Beiträgen zur ältern Bühnengeschichte Münchens, zweiter Theil (1651—1778) zur Veröffentlichung gelangen.

2) Fürstenau a. a. O. I, 270. II, 23 ff.

3) A. E. Brachvogel, Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. Erster Band. Berlin 1877. S. 63 ff. Vgl. auch C. M. Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, 1781, S. 84 ff.

4) W. H. Bärensprung, Versuch einer Geschichte des Theaters in Meklenburg-Schwerin, Schwerin 1837. S. IV, V, 35, 54.

5) W. Lynker, Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel, Kassel 1865. S. 274 ff.

6) Beschreibung des Stadtdirections-Bezirkes Stuttgart, Stuttg. 1856. S. 421 ff.

7) A. Pichler, Chronik des Grossherzoglichen Hof- und National-Theaters in Mannheim, Mannheim 1879. S. 2 u. 6.

8) E. Wlassack, Chronik des K. K. Hof-Burgtheaters, Wien 1876. S. 9 ff.

9) Einige Jahrzehnte später (1629, 1635) treffen wir französische Schauspieler auch in London, wo besonders der berühmte Floridor am Hofe Karls des Ersten sich reichen Beifall erwirbt. Unter den von Floridors Gesellschaft zur Darstellung gebrachten Stücken finden wir den Trompeur puni (von Scudéry), Melisse (von Du Rocher) und Alcimedor (von Du Ryer). Vgl. Payne Collier, The History of English Dramatic Poetry to the time of Shakespeare: and annals of the stage to the Restoration. Band II. London 1831. S. 22 ff., S. 65 ff.

10) E. Mentzel a. a. O. S. 17 u. 40.

11) E. Mentzel a. a. O. S. 17, 19, 40, 41, 49.

12) Ein beredtes Zeugniss hiefür ist uns erhalten in des bekannten Buchdruckers und Philologen Henri Estienne (Henricus Stephanus) Schrift „Francofordiense emporium, sive Francofordienses nundinae etc.“ (Paris 1574). Einen Neudruck dieses culturgeschichtlich interessanten Werkchens mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung hat Isidore

riums lockte. Später begegnen wir ihnen in Regensburg[1]) (1613), in Augsburg[2]) (1613), in Stuttgart[3]) (1613), in Dresden[4]) (1630).

In Basel erscheinen französische Komoedianten zum ersten Male im Jahre 1604, wie wir aus L. A. Burckhardts Geschichte der dramatischen Kunst zu Basel (Beiträge zur Geschichte Basels, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1839. S. 203) erfahren. Dort heisst es: „In ebendemselben Jahre (1604) scheint hingegen das wandernde Theater in Basel mehr Aufsehen erregt zu haben, als David Florice und seine Gespanen, Königl. Majestät in Frankreich Comödie- und Tragödiespieler, indem sie von Paris aus Deutschland perlustrirten und in den vornehmsten Städten auf ihrem Wege Vorstellungen gaben, um, wie sie selbst sagten, ihre Zehrung zuwege zu bringen, auch in Basel ihre Comödien und Tragödien aufführten. Diese waren theils aus der h. Schrift, theils aus der Historie genommen, und die Schauspieler legten zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer eine bedeutende Uebung in solchen Dingen an den Tag. Auch von ihren Stücken ist keines mehr bekannt."

Burckhardt hat diese Notizen einer undatierten Supplication entnommen, welche sich gegenwärtig im Staatsarchive Basel-Stadt befindet und deren Wortlaut nach einer uns freundlichst zur Verfügung gestellten amtlich beglaubigten Abschrift hier mitgetheilt werden soll:

„Gestreng, Edel, Ehrenvest, From̄, Fürnem, Fürsichtig, Ersam, und Weiß. E. g. Strg. und E. Wht. seyen unser underthenig willig dienst, bereit zuvor, gnedige Herren.

Wir zu endernante Supplicantes der Koniglichen Mst: zu Franckhreich Comödi, und Tragödispiler, haben von ihr Koniglich Mst: unserem gnedigsten Herrn Teutschland zu perlustrirn, und zu besehen, ettliche monat lang gnedigste erlaubnus ußgebracht; Weil wir dann unser rechnung dahin gemacht, daß wir namlichen, in dem wir durch Fürnem̄e Stätt reisen werden, Comoedias und Tragoedias halten, und also dahero uns die Zehrung zu weegen bringen werden können, haben wir von Paris uß underweegen vast in allen Stätten, und das letste mahl zu Mümpelgart[5]), was für ein Uebung wir in

---

Liseux herausgegeben (Paris 1875). Ueber Henri Estienne vergleiche man Léon Feugère, Caractères et portraits littéraires du XVI[e] siècle. Band II. Paris 1859. S. 1 ff.

1) Joh. Meissner, Die englischen Comoedianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich, Wien 1884. S. 52.

2) Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 442.

3) Beschreibung des Stadtdirections-Bezirkes Stuttgart S. 414.

4) Fürstenau a. a. O. I S. 79.

5) Damals Besitz einer Seitenlinie des Hauses Württemberg.

solchen sachen haben (ohne rhum zu melden) nit zu Kleiner deß Volckhs verwunderung an tag geben und Kundbar gemacht. Deßhalben wir auch zu unserer alhieigen ankunft unns erkundiget, ob nit ebenmesig alhie unns daßelbige zugelassen werden möchte. Sittemahlen nun wir verstendiget worden, daß solches bißdahero von E. g. Strg. und E. Wht. auch anderen gnedig vergont worden, und dann die gemelten Comoediae und Tragoediae (so theils, wie in beiligender Designation[1]) zu sehen, uß der heiligen schrift, theils aber uß den Historicis gezogen sind) Zu der Spectatorn und Zusehern underweisung dienen und also ohne großen nutz nit abgehn werden, Wir auch uns (wie E. g. Strg. und E. Wht. usser des Herren Cantzlers und der Räthen zu Mümpelgart attestation zu sehen) dergestalten verhalten, daß wir an denen Orten, da wir solche agirt haben, eher lang ufgehalten dann baldt fortgeschickt worden, So haben E. g. Strg. und E. Wht. wir hiemit underthenig ersuechen wöllen, unns gnedig zu vergonnen und zuzulassen, daß wir dero burgerschaft zu ehren und nutzen, die in beiliegender Designation begriffene Tragoedias und Comoedias agirn und spilen mögen; Wöllen wir uns mit der Hülf Gottes also verhalten, daß E. g. Str. und E. Wht. solches unns bewilliget zu haben nimmermehr gerewen würdt, Auch daßelbige umb E. g. Strg. und E. Wht. in Underthenigkeit zuverdienen uns iederzeit befleißen E. g. Strg. und Wht. unns zu gnaden underthenig befehlendt

E. g. Strg. und E. Wht.
Underthenige dienstwillige
David Florice unnd seine gespanen.

Der „Raths-Beschluß“ auf die Eingabe erfolgt unterm 30. Juni 1604:

„Davidt Florice undt seine mit Consorten alß Kö: Mt: uß Franckhreich Comedispieler, begeren In underthenigkeit Jnen etlich lustige Tragediaß zu spilen, uß heilig. gschrift zu spielen g. vergünstigen wolle. Seindt fürgwisen worden.“

Da diese Schauspieler sich die Bezeichnung „der Koniglichen

---

1) Diese Designation mit dem Verzeichnisse der zu spielenden Stücke hat sich nicht mehr vorgefunden. Als Fingerzeig für das damalige Repertoire der französischen Komoedianten in Deutschland diene, dass Valeran le Comte 1593 in Frankfurt ausser biblischen Komoedien und Tragoedien auch die Werke Jodelles (Mentzel a. a. O. S. 40) und die Gesellschaft C. Chautrons ebendort 1595 Gabriel Bounins Trauerspiel La Soltane zur Aufführung bringt (Mentzel a. a. O. S. 41). Ueber das französische Drama dieses Zeitraumes vergleiche man A. Ebert, Entwicklungs-Geschichte der französischen Tragödie vornehmlich im XVI. Jahrhundert, Gotha 1856, und das Werk von E. Faguet, La Tragédie française au XVI$^{e}$ siècle (1550—1600), Paris 1883.

Mst: zu Franckhreich Comödi, und Tragödispieler" beilegen, so dürften sie der Truppe des Hôtel de Bourgogne[1]) angehören, der einzigen französischen Gesellschaft, welche — soweit aus der archivalisch noch nicht genügend erforschten Geschichte jener Bühne hervorzugehen scheint — damals das Recht hatte, den Titel „Comédiens françois ordinaires du Roi"[2]) zu führen.

Ueber die Persönlichkeit des David Florice fehlt, wie uns auch der Archivar der Comédie-Française, Herr George Monval, der unsere Nachforschungen auf diesem Gebiete in liebenswürdigster Weise unterstützte, mitzutheilen die Güte hatte, jeglicher Anhaltspunct; sein Name wird in dem vorliegenden Actenstücke zum ersten Male genannt. Gewiss aber treten uns in diesen Schauspielern nicht, wie dies zumeist bei den englischen Komoedianten der Fall, minderwerthige Bühnenelemente entgegen, sondern Künstler von hervorragender Bedeutung, eine Thatsache, auf die wir gleich hier aufmerksam machen möchten. Gehört doch bereits Valeran le Comte[3]), der erste in Deutschland (1593) mit Namen auftretende Franzose, zu den bekanntesten Komoedianten seiner Zeit.

Wohin sich David Florice mit seiner Gesellschaft von Basel aus gewendet, ist uns festzustellen nicht gelungen. Wir haben vergebens seine Spur in den Archiven von Ulm, Augsburg und München gesucht, was die Annahme wahrscheinlich macht, dass er

---

1) Ueber die Geschichte des Hôtel de Bourgogne vergleiche man besonders V. Fournel, Les Contemporains de Molière. Band I. Paris 1863. S. XVII ff., wo die Resultate älterer Forschung übersichtlich zusammengestellt sind, und das „Inventaire des titres et papiers de l'Hôtel de Bourgogne" bei E. Soulié, Recherches sur Molière, Paris 1863. S. 151 ff. Dazu E. Despois, Le Théâtre français sous Louis XIV, Paris 1874. S. 3 ff.; Faguet a. a. O. S. 176 ff., S. 356 ff. Biographische Nachträge zu Fournel enthält E. Campardons archivalische Veröffentlichung, Les Comédiens du Roi de la troupe française pendant les deux derniers siècles, Paris 1879.

2) Soulié a. a. O. S. 154 (1599, 1er mai) und J. Bonnassies, La Comédie-Française. Histoire administrative 1658—1757. Paris 1874. S. 6.

3) Valeran le Comte, aus Montdidier, einem Städtchen in der Picardie (in der Nähe von Amiens), gebürtig, daher sein Beiname le Picard (L. Moland, Molière et la comédie italienne, Paris 1867. S. 120) erscheint bereits 1599 unter den „Comédiens françois ordinaires du Roi" (E. Soulié a. a. O. S. 154). Es ist demnach nicht ausgeschlossen, dass die 1593 unter seiner Leitung in Frankfurt (Mentzel a. a. O. S. 40) auftretenden Schauspieler ebenfalls Mitglieder des Hôtel de Bourgogne gewesen. Wir hoffen demnächst durch die freundliche Beihilfe E. Mentzels in der Lage zu sein, die Eingabe Valerans an den Frankfurter Rath ihrem Wortlaute nach zum Abdrucke zu bringen.

rheinaufwärts gezogen. Eine von uns geplante Durchforschung der rheinischen Archive, in erster Linie jener von Strassburg, Speyer und Mainz, wird hoffentlich auf diesem Gebiete neues Material zu Tage fördern.

München. Karl Trautmann.

2.

## Vom leichtsinnigen Weibe.

In Bezug auf die im Archiv veröffentlichten Lieder von der leichtsinnigen Gattin theile ich das nachstehende macedo-romänische Lied mit, das eine Nachahmung der bisher veröffentlichten zu sein scheint. Es ist dem Buche Vangeliu Petrescus: Mostre de dialectul macedo-român, Bucuresci 1881—82, entnommen. Die Orthographie ist phonetisch. Wenn die Uebersetzung etwas frei ist, möge man entschuldigen; solche Liedchen lassen sich überhaupt sehr schwer in eine andere Sprache übertragen. Frascha ist eine Provinz in Albanien. Das im Original cor lautende Wort, das ich mit „Tanz" übersetzt habe, ist nichts anderes als das romänische hora (vom lat. chorus abzuleiten), d. i. der bei allen Romänen übliche Reigentanz.

Cântic de Frascha.

‚Haĭde, more, haĭde,
Că-tzĭ vinne bărbatlu!'
„Cara vinne, gine vinne,
Jĕu din cor nu-m̃ĭ mĕ despartu!"
‚Haĭde, more, haĭde,
Caftă sĕ s'alăxească!'
„Cara caftă sĕ s'alăxească,
Strañile sunt tu sunduke;
Jĕu din cor nu-m̃ĭ mĕ despartu
Că-m̃ĭ ieaste venit bărbatlu!"
‚Haĭde, more, haĭde,
Caftă sĕ mâcă pâne!'
„Cara caftă sĕ mâcă pâne,
Pânea 'schĭ ieaste'n căpistere;
Jĕu din cor nu-m̃ĭ mĕ despartu
Că-m̃ĭ ieaste venit bărbatlu!"
‚Haĭde, more, haĭde,
Caftă sĕ bagă sĕ doarmă!'
„Cara caftă sĕ bagă sĕ doarmă,
Aschternutlu li ieaste'n dreptu;
Jĕu din cor nu-m̃ĭ mĕ despartu
Că-m̃ĭ ieaste venit bărbatlu!"

Lied aus Frascha.

‚Liebe! sollst nach Hause gehn,
Gekommen ist dein Mann!'
„Ist er gekommen, so ist es gut,
Vom Tanz ich nicht lassen kann!"
‚Liebe! sollst nach Hause gehn,
Umkleiden will sich dein Mann!'
„Will umkleiden sich mein Mann,
Die Kleider sind in der Truh';
Vom Tanz ich nicht lassen kann!"
‚Liebe! sollst nach Hause gehn,
Brod will essen dein Mann!'
„Will Brod denn essen mein Mann,
Das Brod, es liegt im Schrank;
Vom Tanz ich nicht lassen kann!"
‚Liebe! sollst nach Hause gehn,
Schlafen gehn will dein Mann!'
„Will schlafen gehn mein Mann,
Gemacht ist ihm das Bett;
Vom Tanz ich nicht lassen kann!"

Berlin. M. Hârsu.

---

3.

## Zu Goethes „Braut von Korinth".

Ausser den bei Düntzer, Viehoff, Strehlke u. s. w. erwähnten muthmasslichen Quellen zu Goethes Braut von Korinth ist noch anzuführen „Der Persianische Robinson oder die Reisen und gantz sonderbahre Begebenheiten dreyer Printzen von Sarendip, wegen ihrer Anmuthigkeit, aus dem Persianischen in die Frantzösische und aus dieser in die Teutsche Sprache übersetzet. Mit Kupffern. Leipzig, bey Moritz Georg Weidmannen. Anno 1723"[1]). Da Goethe das Motiv seiner Dichtung unter denjenigen anführt — und zwar an erster Stelle —, die er 40 bis 50 Jahre lebendig und wirksam im Innern erhalten hat, so ergibt sich für ihn eine Kenntniss des Stoffes schon vor 1757, als er also 8 Jahre alt war. — Unmöglich ist dies nicht, wenn man berücksichtigt, eine wie beliebte und weitverbreitete Lectüre die Robinsonaden ihrer Zeit gewesen sind. Goethe selbst sagt

1) Die Quelle dieser Robinsonade ist: Peregrinaggio di tre giovanni figlivoli del Re de Serendippo per opra di M. Christoforo Armeno della Persiana nell Italiana lingua trapportato. Vergl. K. Goedeke, Grundriss, 2. Aufl. Bd. II § 160, 7. — Der Name Serendippe, Serendib u. s. w. kommt sonst noch vor, z. B. Voltaire: Zadig, Diderot: Bijoux indiscrets.

in Dichtung und Wahrheit, indem er über seine kindlichen Studien berichtet: „dass Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen, liegt wol in der Natur der Sache; dass die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, lässt sich denken"; wir können hinzufügen, dass auch andere Robinsonaden nicht gefehlt haben werden, ist selbstverständlich. — So braucht man nicht mit Düntzer als fest hinzustellen, dass von allen im Aufsatze: „Bedeutende Förderniss durch ein einziges geistreiches Wort" genannten Balladen nur bei den beiden Balladen vom Grafen und dem Paria eine vierzigjährige Kenntniss des Stoffes zugegeben werden kann; im Gegentheil lässt sich die Möglichkeit nicht abstreiten, dass Goethe aus der oben angeführten Quelle den Stoff zur Braut von Korinth geschöpft hat. Riemer weist auf die Erzählung des Philostratus im Leben des Apollonius von Tyana; interessant ist es, dass unmittelbar der Erzählung des Phlegon die Erzählung des Philostratus im Persianischen Robinson vorangeht, wie noch eine andere Notiz aus dem Pausanias, die vielleicht den Schluss des Gedichtes, die Bitte, auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, hervorgerufen hat.

In der vierten Novelle des Persianischen Robinsons sind mehrere Geschichten eingefügt, die zeigen sollen, dass „die Geister, Gespenster, Daemones, wie sie alle mit einander heissen, nicht ein blosses Blendwerck und eitele Erfindungen, sondern in der That etwas reelles und wahrhafftiges sind". — Unter anderem lesen wir S. 136 ff.

„So schreibet auch Pausanias, dass die Einwohner in der Insul Candien von denen Schatten derer Todten, oder vielmehr von denen Geistern, welche aus denen Gräbern hervorkämen, und sich gerne mit ihren zurückgelassenen Weibern wieder fleischlich einlassen möchten, dergestallt eingenommen und bezaubert waren, dass sie auch deswegen die Anstallt gemacht, dass man die Leichnam derer Männer nach ihrem Tode verbrennen sollte.

Philostratus in dem Leben des Apollonii von Tyaneé bringet vor, dass, als einst ein junger Mensch, mit Nahmen Menippus, ein Discipul des besagten Apollonii, von Corintho nach der Stadt Cenchrée gehen wollen, so wäre ihme eine Hexe oder ein Gespenste in Gestallt einer sehr schönen Frau begegnet, hatte sich immer näher und näher an ihn gemacht, ihn gar bey der Hand genommen und endlich mit grosser Freundligkeit zu ihm gesagt, dass sie von Geburth aus Phoenicia und gantz unaussprechlich in ihn verliebet wäre; Wenn er also ihr seine Gegen-Lieben erweissen wolte, so würden sie mit einander recht glückselig zusammen leben, und da er ein schöner Mann, sie aber ein schönes Weibes-Bild wäre, so würden sie auch die schönsten Kinder von der Welt mit einander zeigen; Sie fügte noch mit hinbey, dass sie ein vortreffliches schönes Hauss in der Vorstadt zu Corintho hätte, welches sie ihme mit Fingern zeigen wolte, und dass sie ihme verspräche, darinne eine Haupt-schöne Music

aufzustellen, guthen Wein vor zu setzen, das aller delicateste zu essen zu geben und ihme uberhaupt alle ersinnliche Lust von der Welt zu machen. Menippus, der von der Schönheit dieses vermeinten Weibes und von denen gemachten Hoffnungen gantz eingenommen war, ginge des Abends mit ihr hin in dieses Hauss; Er wurde daselbst so wohl empfangen, dass er alle Tage sich wieder einstellete, weil er darinne alle Lust und Freude genosse; Als ihn darauf Apollonius an einem gewissen Tage zu Gesichte bekahm und an seinen Augen und Aufführung abnahm, was sich mit ihme zugetragen hatte und wie er ein grosser Philosophus, oder vielmehr ein Hexer und Zauberer worden sey, sagte er ihm: O Menippe! Ich sehe wohl, dass du eine Schlange unterhälst, und dass eine Schlange auch wieder dich unterhält und unterrichtet; und als er merckete, dass Menippus über diese Worte zu lächeln anfing, so erklährete er sich dissfals noch deutlicher und sprach: Ach! ich sehe wohl, dass du mit einer Frau umgehest, die doch keine Frau ist; Aber wie? Meinestu denn in der Tath, dass sie dich liebet? Ja! antwortete Menippus, und zwar sehr starck, und ich will sie des wegen morgenden Tages heyrathen. — Wohlan! erwiederte Appollonius, so will ich mich denn beym Hochzeit-Feste einfinden und dir klar zeigen, wie du betrogen bist. Da nun also Apollonius in das Hauss, darinne die Hochzeit gehalten werden sollte, ankahme, und darinne eine grosse Menge von Gold- und Silber-Geschirre, von reichen und kostbahren Meublen, eine grosse Anzahl von Köchen und vielen Speisen, die da schienen aufs aller niedlichste zugerichtet zu seyn, antraffe; O! sagte er, was sind das vor wunderschöne Sachen! Und wo ist denn deine Frau Menippe? Hier ist sie, antwortete er; darauf wendete sich Apollonius gegen die eingeladenen Gäste und sprach zu ihnen: Sehet! Ihr findet hier die Gärten des Tantali, wie Homerus sagt, welche nichts als nur den blosen Schein haben, eben als wie hier diese kostbahre Meublen und die grosse Menge derer Gold- und Silber-Geschirre von eben dergleichen Gattung sind; Es ist in der That und Wahrheit nichts dahinter und nur bloss eitel Bilder- und Blendwerck; und diese schöne Braut ist eine von denenjenigen Missgeburthen, so man Hexen und Zauberinnen nennet, die da alle diejenigen auffressen, so sie durch ihre Reitzungen an sich gezogen haben. Dieses Gespenste oder Frau, bathe den Apollonius alsbald, er möchte doch den Discours abbrechen und einen andern anfangen, und als sie sahe, dass er sich daran nicht kehrete, so funge sie lästerlich an auf die Philosophos zu schmehlen, und als er endlich sahe, dass alle ihre da stehende Meublen verschwanden und zergingen, so stellete sie sich gantz weinend an und bathe den Apollonium, dass er sie doch nicht weiter betrüben noch zwingen möchte, zu sagen, wer sie eigentlich wäre? Alleine Apollonius liesse nicht ab, sondern triebe und peinigte sie so lange, bis sie endlich deutlich heraus bekennen und gestehen muste,

dass sie eine Hexe wäre, welche den Menippus durch ihre Reitzungen betrogen hätte, in der Meinung, ihn, zuletzt gar zu verschlingen und zu verderben. Menippus wurde hierüber gewaltig bestürtzet, danckete tausendmahl dem Appollonio, dass er ihme sein Leben gerettet hätte und versprache, dass er nimmermehr dergleichen Liebe mehr suchen und annehmen wolte. —

Phlegon Trallianus erzehlet, dass sich eine gewisse Tochter ihres Vaters Wirthe gantz zu eigen gegeben habe und weil sie sich mit Gewalt genöthigt gesehen, ihre unkeusche Liebe zu unterlassen, ist sie darüber so rasend geworden, dass sie vor Kummer gestorben und öffentlich begraben worden. Sechs Tage nach ihrem Ableben, da dieser Wirth wieder zu ihrem Vater kommet, kommet die Tochter auch und besuchet ihn in seiner Kammer und schläfet auch bey ihme und geben einander unterschiedene Geschencke. Als dieses eine Amme gewahr wird, saget sie es denen andern Leuthen, die im Hausse wohnen. Alle diese laufen hinein in die Cammer, und ohngeachtet die Tochter samt dem Wirthe darüber erschracken, so redete doch die Tochter ihre Eltern folgender gestallt an: Ihr, mein Vater und meine Mutter! habet mir in meinem Leben die Glückseligkeit entzogen, dass ich nicht habe drey Tage dürffen bey diesem meinem guthen Freunde bleiben; aber ihr werdet es nun beweinen und bedauern, und ich will nunmehro wieder dahin gehen, wo ich her gekommen bin; dabey denn, als sie diese letzten Worte sprach, ihr Cörper gantz ausgestreckt hin auf die Erde fiele und wieder hin in sein Grab gebracht wurde, welches leer war, ausser dass die Geschencke darinne lagen, welche ihr ihr Freund bey ihrer letzten Zusammenkunfft gegeben hatte. Als man darüber die Zeichen-Deuter und Wahrsager befraget hat, so sind sie der Meinung gewesen, man solle dieses Aass hinaus vor die Stadt tragen lassen und denen Göttern Opffer bringen, damit ihr deshalben entstandener Zorn wieder gestillet werden möchte. —“

Ist dies die Quelle Goethes gewesen, so haben sich „die Bilder in seiner Einbildungskraft oft erneut, immer umgestaltet und sind einer reineren Form, einer entschiednern Darstellung entgegen gereift“.

Fellin. Th. von Riekhoff.

## Englische Komoedianten in Strassburg im Elsass.

Von

JOHANNES CRÜGER.

Seitdem das Elsass wieder deutsch ist, hat eine rühmliche gelehrte Thätigkeit es unternommen, jene Zeiten zu erforschen und darzustellen, da es noch ganz deutsch und der französische Einfluss ein verschwindend geringer war. Von dem gleichen Gedanken ist der Einsender dieser Zeilen ausgegangen, als er begann die Nachrichten über ältere Theateraufführungen im Elsass zu sammeln. Er hebt aus seinem grösseren Vorrath diesen Theil vorzeitig heraus, einmal weil in einer umfänglicheren Arbeit nicht jede kleine Nachricht dieser wichtigen Documente gänzlich zu ihrem Rechte kommen kann, dann aber weil gerade jetzt, wo die Nachsuchung nach englischen Komoedianten besonders lebhaft geworden ist, diese Blätter recht fördernd wirken können, während es für den Nicht-Strassburger nahezu unmöglich ist, sie zusammen zu bringen. Denn ganz gut 20 000 Seiten der Strassburger Rathsprotokolle (Protokolle der XXI) muss das Auge durchstreift haben, um dieses immerhin wenige herauszufinden. Da weiss man nicht, ob man froh oder traurig sein soll, wenn man bei weiterem nachspüren erfährt, dass die Strassburger Stadtrechnungen und Eingaben der Truppenführer an den Magistrat verloren sind, dass also das mitgetheilte alles ist, was man über englische Komoedianten in Strassburg wissen kann.

Noch zwei Worte im voraus. Die ersten fahrenden Leute, die aus England nach Deutschland herüberkamen, waren keine Komoedianten, sondern Messgaukler anderer Art. Nun wird

der Verlauf der Dinge, so wenig man noch durch urkundliche Zeugnisse bis jetzt von ihm feststellen kann, doch der gewesen sein, dass erst einzelne andre kamen, dann einzelne Schauspieler, schliesslich ganze Truppen. Darum muss man auch diese einzeln kommenden, was sie auch getrieben haben mögen, und ihre Namen in der ersten Zeit nicht übersehen. Für Strassburg notiere ich hier, dass für die Johannis-Messe 1585 sich anmeldeten und Zulass erhielten „Hannß Brosem von Eystett, Martin Bronner und Lienhart Nollus von Hull auß Engelland", sie „begeren mit springen, danzen vnnd einem hülzernen Roß, so nie hie gesehen worden, ein spiel zu machen" [1585, Bl. 242ᵃ]. Und vier Jahre später kommt in derselben Messe Melchior Rab von Nürnberg, ein Springer, mit 11 Personen, „sonderlich einem Engellander, deßgleichen In Theutschland nie gesehen worden" [1589, Bl. 325ᵇ]. Die späteren Vertreter dieser niedrigen Gattungen der Belustigung ist natürlich nicht werth kennen zu lernen.

Man konnte in den nachfolgenden Nachrichten die Scheidung des Materials nach Jahren vornehmen; dabei ist freilich die Schwierigkeit, dass dieselbe Truppe, die sowol December 1599 wie Januar 1600 anwesend war, unter zwei Rubriken kommt. So habe ich vorgezogen, jeden Aufenthalt jeder einzelnen Truppe durch Sternchen von jedem anderen Aufenthalt derselben oder einer anderen Truppe zu trennen. Noch ist zu sagen, dass die Interpunction von mir herrührt.

## I. Die Komoedianten vor dem Dreissigjährigen Kriege und während desselben.

Samstag, den 7. August 1596. Bl. 238ᵃ.

Philipp Konigsman [Kingman] sambt noch eilff personen aus Engellandt Comoedispieler vbergeben per Bittelb[ron] ein supplication, dorin sie bitten, m[eine] H[erre]n[1]) wollen Ihnen zulassen, dz sie hie auch gleich in andern Stätten wie auch bei Fürsten vnnd H[erre]n Ire Comoedias Tragoedias spielen mögen vnnd von den zusehern 1 batzen oder 4 dolchen nehmen mögen. Den sie wegen der zehrung Irer selbs vnnd Roß vnd Fuhrman vil vncosten an-

---

1) Gemeint ist der aus 31 Mitgliedern, 10 adelichen, 20 bürgerlichen und dem Ammeister, bestehende Rath.

wenden müssen. Erkant: Sollen Ihnen die 14 tag hie zu spielen erlaubt sein, doch dz sie nuhr 3 dolchen von der person nehmen sollen.

* * *

Samstag, den 23. Juli 1597. Bl. 354b.

Johann Busset et cons. Englische Commoedianten vbergeben suppl[icati]on, [Bl. 355a] dorin sie begeren, dz m. Hn. Ihnnen wollen zulassen Ire Commoedias, deren sie auf 14 haben, so wol weltliche alß geistliche zu agiren vnnd gleich andern 1 batzen nehmen lassen. Erkant: Man soll Ihnnen 8 tag erlauben zu spielen, d[iewei]l sie weit hergezogen, doch dz sie allein trei kr. von der person nehmen.

Samstag, den 23. Juli 1597. Bl. 355a unten.

H. Schatz H. Kniebs[1]) refer[iren], dz die Engellander sich erbotten m. Hn. zu spielen, wan u. wo sie wollen, fur die Zulaß- [Bl. 355b] ung vnnd begunstigung, welches sie haben anzeugen sollen. Erkant: Soll Ihnnen angezeugt werden, dz sie morgen vmb 1 vhr an dem ort, so sie Ihnnen erwehlt, spielen sollen, do m. Hn. erscheinen wollen, doch dz sie niemandt anders die stell einnehmen lassen.

Samstag, den 30. Juli 1597. Bl. 365b.

Joann Busset der Comoedienspieler [*verbessert aus* Comoediant] halt abermal an, dz m. Hn. noch 6 tag, dz ist biß heut vber 8 tag, erlauben wollen, erbeitten abermal Iren dienst an m. Hn. ein Comoediam zu spielen. Erkant: Ist Ihnnen zugelassen u. sollen sie m. Hn. biß Montag ein Comoediam spielen[2]).

Samstag, den 13. August 1597. Bl. 395b.

Jakob Behel [Pedel] wegen Joann Busset des Engellandischen Commoedianten erscheint vnd bitt, dz m. Hn. Ihnnen noch 3 Tag zu spielen erlauben wollen, versprechen sie newe Commoedias vnd sonderlich eine, so sie gelehret, zu agiren. Erkant: soll Ihnnen abgelehnt werden.

* * *

Samstag, den 22. December 1599. Bl. 457b.

Robertus Braun der Englische Commoediant sambt noch 12 personen haltet ahn, dz m. Hn. Jme 12 Commoedien hie zu spielen,

1) d. h. die Commission, in deren Amtsbereich das Theater fiel.

2) Bezüglich des Zulaufs der Engländer in diesem Jahre vgl. die Eingabe eines sonst sehr beliebten Fechters Hans Bartolme Gressmann an den Rath vom 3. Aug. 1597 Bl. 378a, worin er bittet „vmb die vor dißem [nämlich am 16. Juli] Im erlaubte, aber wegen Englischen Commoedianten selbs eingestellte Fechtschul den nechsten Montag nach Irem abreisen zuhalten zuerlauben".

dissen weilen biß die strenge kälte ein end habe, wie auch 1 batzen von der person zu nehmen u. sich selbs auf der stuben, die sie bestellen wollen, zubecöstigen erlauben wollen. Erkant: Ist Innen von Donnerstag ahn 14 tag zu spielen erlaubt wie auch dz sie sich selbs becöstigen, aber nuhr 3 kr. von der person empfangen.

Freitag, den 11. Januar 1600. Bl. 2[b].

Engellandische Commoedianten vbergeben suppl[icati]on, dorin sie vmb fernere 14 tag Ire co[mo]edi- u. tragoedias zu spielen anhalten mit erbiettung m. Hn. und den Irigen abgesondert anderer leutt zu spielen, welches sie wegen vilfeltiger gescheft m. Hn. davon bericht[1]) bißher vnderlassen. Würdt geclagt, wie sie von etlichen 2[2]) gelt empfangen u. die session sonderlichen muß bezalt sein; Item Mag[istrat?] us in keim respect gehalten. Erkant: Man soll Innen noch 8 tag erlauben, was sie agiren sollen, freystellen vnnd den Zinstag benennen[3]).

* * *

Samstag, den 13. December 1600. Bl. 341[a].

Engellandische Commoedianten, die vor einem Jar auch hie gewessen, bitten abermal alhie disse weinachtmeß vmb erlaubnus zu spielen, wie auch zuvergohnnen vor derselben 3 oder 4 mal zu agiren u. wie fernigen von den zusehern einzusamblen, vnd den in Irem costen auf der Maurerstuben zu leben, wollen sie den Wein beim fulen Würth holen. Erkant: Ist Innen wilfahrt, doch dz sie vnder den predigten still seyen bei straff 30 s., welchem m. Hn. niemand widerred.

* * *

Mittwoch, den 24. Juni 1601. Bl. 172[b].

Engellandische Commoedianten halten vmb erlaubnus ahn comoedias hie zu spielen u. von den zusehenten die gepuer zu nehmen. Erkant: Es soll mit vorigen Conditionen, die gleichen Personen angezeugt[4]), erlaubt sein, doch dz er 3 kr. vom man nehme.

* * *

Samstag, den 11. Mai 1605. Bl. 127[a].

Richardus Mechinus von Londra alß Englischer Comoediant, der sey mit 16 personen angelangt, die hetten 24 schoner

---

1) „m. H. d. b." ist unsicher.

2) Die 2 steht über der Zeile, bedeutet also wol nicht „zweimal", sondern, dass diese Klage hinter die zweite zu stehen kommen solle.

3) d. h. Dienstag als Tag der Magistratsvorstellung festsetzen.

4) d. h. mit der Bedingung, während der Predigten still zu sein und am Sonntag gar nicht zu spielen.

Comedien tragoedien vnd pastoral, die sie gäntz zuchtig in andern Stetten vermög Irer vrkunden gespielt, auch 4 Jar lang bey landgraff Moritzen gehalten, furnemblich der vrsachen dz sie ein solche Musicam haben, dergleichen nit baldt zu finden. Bitten also alhie auch zu erlauben. Erkant: Man soll Innen Ir begeren abschlagen.

[Um den 26. Mai war Landgraf Moritz selbst in Strassburg.]

Mittwoch, den 19. Juni 1605. Bl. 159[a].

Rudolphus Riuius sampt 15 Personen Englischer Comoedianten bringt .... für, dz sie vff 24 Comoedien, seyen 4 Jar lang bey dem Landtgraffen gewesen, u. d[iewei]l der Comoedien vil, begerten sie morgen anzufahen. bitten Ihnen ein solches zu bewilligen. hetten ein Instrumental Music von siben personen. Erkandt: Man soll Ihnen willfaren ausserhalb des Sontags. von einer Person 3 creüzer.

Samstag, den 29. Juni 1605. Bl. 168[b].

Robertus Riuius wegen Englisch Commoedianten bitt Innen morgen nach der Mittagpredig zu spielen erlauben. wollen weder trommen noch trompeten brauchen u. still verhalten. den sie sonst wenig losung. Erk: Ist erlaubt auf Ir erbietten, doch dz sie vor der abendt predig fertig seyen.

Samstag, den 6. Juli 1605. Bl. 173[a].

Rudolph Riuius wegen Engelländer bitt Ime nach der Meß 14 tag vnd am Sontag auch zu spielen zu erlauben. Inmassen vor 8 tagen [Bl. 173[b]] auch zugelassen, deßwegen er sich bedancken thut. Erk: Des Sontags wegen abgeschlagen, aber biß Donnerstag zu spielen erlaubt.

Samstag, den 13. Juli 1605. Bl. 180[a].

Rudolph Riuius wegen Engellandischen Commoetianten dancken wegen verspurter [?] gunsten, u. d[iewei]l sie Ire pferdt nit alle vertriben konnen, betten sie Innen kunfftige wochen wie auch morgen zu spielen zu erlauben. wollen sie schone geistliche spiel agiren. Erk: Man soll Innen anzeugen, dz sie heut aller dings feurabent machen u. Irer gelegenheit nach vortziehen.

* * *

Samstag, den 21. Juni 1606. Bl. 134[a].

[R]Obertus Braun der Englischen Commedianten einer lest .... furbringen, dz Iren 14 personen hie seyen, die kunstliche Commedien spielen konnen. Bitten derwegen hie zu spielen u. morgen anzufangen zu erlauben, soll es ohn ergernus zugehen. H. Amr. meldt, dz Kirchen Convent H. Nesser H. Lippen zu Ime geschickt und begert, dz den Gaucklern Commoedianten verbotten werde in Sontagen vnd den einfallenten bethtagen nit zu spielen

oder zu agiren. hetten auch begert, dz [man] sie im wercktag vnder den predigten nit solt lassen spielen, welches er Innen aber abgelehnt. Erk: Ist den Englischen Commoedianten erlaubt zu spielen, jedoch dz sie am Sontag den gantzen tag vnd Bethtag vor mittag nit spielen, sonder gentzlich inhalten, auch von der person nuhr 6 ₰ nehmen, deßgleichen am wercktag vnder der predig mit den trummen sich vmb dz munster nit finden lassen.

Montag, den 14. Juli 1606. Bl. 159[b].

Joann Grien wegen der Engellander dancket der erlaubnus wegen hie zu spielen. d[iewei]l sie aber weiters entstandener brunst wie auch tragoed[iae] Acad[emicae] verhindert worden, dz sie nit stettig spielen konnen, vnd aber doch grossen zinß geben müssen, Bitten sie disse wochen noch zu erlauben. wollen m. Hn. auch eine agirn, welche u. wen sie wollen. Erk: Ist Ir begeren abgeschlagen.

* * *

Montag, den 23. Mai 1614. Bl. 146[b].

Joann Spenser von Londen der Engellander der Commoediant, der hab sich beim Churf[ürsten] zu Brandenburg aufgehalten, etliche junge leutt instituirt, dz sie zierlich agiren konnen vnnd auf den Instrumentis spielen, vnnd solches vor der Rom. Keis. Mait. auf dem Reichstag auch andern Chur vnnd Fursten sehen lassen.

Wie er den auch zugleich ein keyss. offen promemorial furlegt. Bitt zu erlauben alhie auch sehen zu lassen. Erk: Man soll Ime 14 tag erlauben vnnd von 1 person 1 s., dz er dz erste mal herumbziehen mag, aber hernach nit, soll auch vnder der predig u. am Sontag gar nit spielen.

Mittwoch, den 8. Juni 1614. Bl. 166[a].

Jo. Spesser der Engellandisch Commoediant ladet m. Hrn. nachmittag ad act.[ionem] von einnehmung der Statt Constantinopel. Erk: Man soll Innen dancken vnd bestellen, dz m. Hn. u. Ir frawenzimmer auf dem gang platz haben.

Montag, den 20. Juni 1614. Bl. 184[a].

Joann Spesser der Engellandisch Commoediant bitt Ime disse Mees noch spielen zu lassen, mit dem spiel in der Statt vmbzugehen v. am Sontag auch zu agiren. Ladet m. Hn. auf heut wider zu einem Spiel, so von der obrigkeit ist. Erk: Ist erlaubt u. dz er mit dem Spiel vmbziehen mag, am Sontag aber gar nit spielen soll.

Samstag, den 2. Juli 1614. Bl. 195[b].

Der Englandisch Commediant Johann Spensler erscheint und lest .... furtragen, weiln bei dieser Messzeyt gar viel spiel Leuth alhie, also dz sie vnderweilen vber 8 fl. nicht auffheben, so aber den kosten bei so vielen Personen nicht außtragen moege, Bitt er

ihme die kunfftige beede Sontag zu vergoennen, dz sie auch agiren moegen, wolle er dazu richten, dz es zwüschen der Imbis vnnd der Abend Predig geschehe, vnd woelle gleich vmb 1. Uhr ahnfahen. Erkanndt: Weilen demnach Ihren viel, vnnd sie vnnserer Religion bei den Predigern selbst favorizirt, darumb dz sie sich mit Ihrer Music alle Sontag, weiln sie hie, In den Kirchen vff den orgeln brauchen laßen vnnd gute disciplin halten, soll man ihn willfahren, doch dz sie geistliche spiel machen vnnd die Trummel vnd Trommp[et] der gaßen nicht ziehen laßen, sondern es dahien richten, dz sie vor der Abend Predig fertig seien.

Montag, den 18. Juli 1614. Bl. 210[b].

Reg[ierender] H. Amr. ladet im Namen der Engellander m. Hrn. morgenten tags zu Irer wunderschonen action, sollens gratis sehen.

Montag, den 25. Juli 1614. Bl. 214[b].

H. Amr. mahnt an, dz man den Engellandern solte vrlaub geben, d[iewei]l sie ein teil wochen hie gewessen. Es ist aber kein vmbfrag gehalten, sonder angezeugt worden, dz sie heut dz letste mal spielen werden, doher nit vmbgefragt.

Am Rand:

Pfarrer habens gestern gar ernstlich getriben per concionem matutinam, dz man auch die kirch doruber versaumet vnd dofur gehalten, wir hetten itzo mal anders zu gedencken.

Montag, den 24. October 1614. Bl. 301[b].

B. wegen der Engellander, so diß Jar hie lang genug super multorum opinionem gewessen, halten an, dz man Innen noch 6 oder 8 wochen alhie aufzunehmen [?] erlauben wolt u. wochentlich nuhr 2 commoedias zu halten oder doch nuhr 8 commoedias in den 8 wochen mit erbietten[1]). Erk: Man soll Innen Ir begeren rundt abschlagen.

* * *

Montag, den 19. Juni 1615. Bl. 159[b].

Wegen Joann Spensers des Engellisch Comoedianten erscheint Christoph Apileutter [? ?], so vor dissem auch [hie] gewessen, der wolte gern seine Commoedias vnnd Trag. wie auch andere newe [spiel] alhie spielen. Bitt Ime zu erlauben. will er sich aller gepuer verhalten vnd von den sehenten wie vor dissem einzufordern. Erk: Ist Ime erlaubt, aber allererst in der Mees zu spielen vnd dz er weder Son noch Freitag oder sonst vnder der predig agiren soll.

Samstag, den 14. Juli 1615. Bl. 185[b].

Wegen Spensers Engellanders erscheint Christoph Apileger [??], u. demnach er gleich anfang an einem hitzigen Fiber kranck ge-

1) Ergänze: dem Rath ein Stück zu spielen.

legen, hett er nit spielen konnen. Bitt zu erlauben noch 14 Commoedien, dorunder ein gantz newe, die er m. Hn. exhibiren will, zu agiren. Erk: Ist Ime noch 8 tag erlaubt, jedoch dz er mit der trummel nit in der Statt gehen soll.

Samstag, den 22. Juli 1615. Bl. 191ª.

Joann Spenser Commoediant selbs erscheint per Gulden vnnd danckt fur gnedige Bewilligung disser Wochen, d[iewei]l er aber kranck gewessen u. vil vncosten gelitten u. nichts verdient, bitt Ime zuerlauben 3 Com. u. tragoedias zu spielen. wolt er morgen ein Geistliche u. m. Hn. disser Tagen eine, so nie gespielt, agiren. Erk: Man soll Ime sein begeren ablehnen vnd anzeugen, dz er mit der beschehnen Bewilligung zufriden sein woll.

Montag, den 24. Juli 1615. Bl. 194ᵇ.

Joann Spesser der Engellander bitt noch vmb zwen spiel zu agiren. Erk: Ist sein begeren nochmalen abgeschlagen.

* * *

Montag, den 22. Juni 1618. Bl. 171ᵇ.

Robert Braun, Robert Reinoldt auß Engellandt hetten Robert Konigsman[1]) hieigem Handelsman zugesch[rie]ben, dz sie hie agiren wolten, auch 4 kisten mit kleidern zugefertigt. seyen ausserhalb 2 jungen, so bey den vorigen gewessen, nie hie gewessen. bitten vmb erlaubnus u. dz sie was brauchig einziehen mögen. Erk: erlaubt vnd soll 3 kr. von der person nehmen.

Mittwoch, den 24. Juni 1618. Bl. 172ª.

Wegen Robert Braunen et cons. bedancken sich der Bewilligung; d[iewei]l Iren aber 17 personen, auch fuhrm[ann oder -änner?] bey sich haben vnd ein ansehenlichs aufgehet, auch andern orten 1 batzen gehabt, Bitten auch ein [Bl. 172ᵇ] batzen zu bewilligen. Würdt angezeugt, dz sie der zunfft 2 Reichsthaler des tags geben u. alles aufheben behalten. Erk: Ist Innen mit dem batzen willfahrt, Jedoch dz sie die leutt auf den gangen desto leidenlicher halten.

Mittwoch, den 1. Juli 1618. Bl. 179ª.

Robert Reinoldt wegen Engell. Commoedianten bitt Innen zu erlauben zwen Sontag spielen zu lassen. wollen nach der Mittagpredig anfangen u. vor der [Bl. 179ᵇ] Abendpredig aufhören, auch Geistliche Sachen tractiren. Erk: Man soll Innen Ir begeren abschlagen.

---

1) Bruder des ersterwähnten Philipp Königsmann [Kingman]? Auf Bl. 204 (27. Juli 1618) liest man, dass Robert Königsmann zu Strassburg Bürger geworden war.

Samstag, den 11. Juli 1618. Bl. 185[b].

Robert Reinoldt wegen Engelland. Commoedianten per ... dancken wegen beschehner Bewilligung, u. weil sie wegen Regenwetters nit alzeit spielen konnen, bitten sie noch vmb 8 tag u. erbietten sich m. Hn. ein spiel zu machen, wan sie nuhr wissen mögen, wozu sie Lust hetten. Erk: Ist Innen biß heut vber 8 tag erlaubt u. sollen m. Hn. auf Donnerstag spielen.

Montag, den 20 Juli 1618. Bl. 198[b].

Robertus Reinhardt [sic!] wegen Engellandischer Commoedianten, vnnd demnach etlich vnder Innen kranck seindt, dz sie nit [Bl. 199[a]] vortziehen können, bitt er vmb erlaubnus 3 oder 4 tag noch zu spielen. wollen sich des trommen schlagens gern enthalten. Erk: Ist Innen 3 tag erlaubt, jedoch ohn trummel schlagen auf den gassen.

* * *

Mittwoch, den 12. April 1626. Bl. 70[a].

Rg. H. Amr. meldt, dz Robert Konigsmann der Engellander ein sch[rei]ben von einer Englischen Compagnny der Commoedianten zu Franckfurt gesch[rie]ben zugestelt vnd gebetten Innen zuerlauben alhie zu spielen. wolten sie herauf kommen; d[iewei]l es aber in seiner macht nit gestanden, hab er dz sch[rei]ben wollen ablesen lassen. Dorin sie Inne betten vmb erlaubnus anzusuchen. Erk: Ist unanimiter fur diß mal abgeschlagen. Wollen sie auf Johannis ansuchen, stehe es besser.

* * *

Mittwoch, den 18. Juni 1628. Bl. 113[a].

Eduardus Pudsey Churfürstlich Sächsischer Englischer Comoediant nomine der gantzen Compagnie von 16 Personen producirt Kayß[erlichen] Paßbrieff vnd bitt vmb Erlaubnuß dieße Meß vber alhie offentlich zue agiren. Erkhand: Rund abgeschlagen.

Samstag, den 21. Juni 1628. Bl. 117[a].

Eduardus Pudsey Churf. Sächsischer Comoediant producirt supplicationem. bitt nochmahlen ihme vnd seinen gesellen nuhr etliche dag alhie zue agieren, domitt Sie nuhr die großen vncosten wider erheben möchten, so ihnen auff die Reiß gangen. Erkhand: daß begehren nochmahlen simpliciter abgeschlagen.

## II. Nach dem Dreissigjährigen Kriege.

Mittwoch, den 2. April 1651. Bl. 59[a].

Englische Comoedienten produciren per Bull. Vnd[erthäni]ge supplication. bitten M. H. wollen Ihnen gonnen, daß Sie mögen Eine Zeit lang alhier agiren. Wollen von der persohn mehr nicht alß 1 β nemen. Erk: Soll Ihnen abgelehnet werden.

Samstag, den 5. April 1651. Bl. 60b.

Die Englische Commoedianten produciren per Bull. Vnd[erthäni]ge supplication vm erlaubnuß, daß sie moge Commoedien alhier agiren. Erk: Wilfarth worden auff acht Tag.

Mittwoch, den 9. April 1651. Bl. 63a.

Die Englische Commoedianten bitten, M. H. wollen geschehen laßen, dz sie Ihre Actiones auff der Metzig anstellen mögen. Erk: Quod sit. Es soll aber durch die Obern KauffH[erren] Ein augenschein Eingenommen werden.

Samstag, den 26. April 1651. Bl. 71b.

Die Englische Commoedianten vberreichen per Bull. vndge Supplication, dancken daß M. H. Ihnen gegönt, dz sie acht tag haben agiren mögen. Bitten, M. H. wollen Ihnen annoch acht tag gestatten. Erk: Soll Ihnen abgelehnet werden.

* * *

Montag, den 14. April 1651. Bl. 66a.

Die alten Englische Commoedianten berichten per Bull., dz sie auff nechstkünfftigen Johan. Baptistam hieher zukommen vnnd zu agiren vorhabenß. Bitten vm erlaubnuß. Erk: Wilfarth worden.

Samstag, den 14. Juni 1651. Bl. 100a.

Die alten Englischen Commoedianten bitten, M. H. wollen Ihnen gonnen, daß sie nachstkünfftigen Donnerstag Einen anfang mitt Ihren Actionen machen mogen. wollen ein mehrerß nicht nemmen alß 1 β. Erk: Sollen einen anfang machen, wann die meß eingelitten, vnnd Ein mehrerß nicht nemmen von der persohn alß 1 β.

Montag, den 16. Juni 1651. Bl. 101b.

Die Englische Commoedianten produciren per Bull. fernere vndge supplication, dancken, dz m. H. Ihnen zu spiehlen erlaubt. Imgleichen auch, dz 1 β von der persohn nemmen mögen; dieweil aber der gang halben nichts exprimirt worden, Alß bitten sie, M. H. wollen gestatten, daß auff dieselbige sie annoch ferner 8 ₰ nemmen mögen. Erk: Sollen 4 ₰ von Einer Jedweden persohn auff die gäng gefordert werden.

Mittwoch, den 9. Juli 1651. Bl. 118a.

Die Englische Commoedianten bitten per Bull., M. H. wollen Ihnen einen tag ernennen, auff welchen sie Ihnen eine Musique vnnd Commoedi konnen praesentiren, vnnd das gonnen, daß sie diße Wochen vber annoch spiehlen mögen. Erk: Ist Ihnen Wilfarth vnd der morgende tag ernennet.

* * *

Montag, den 24. Mai 1652. Bl. 80$^{b}$.

Die alt Englische Commoedianten bitten, M. H. wollen Ihnen gonnen, dz sie nechstkünfftige Meß Ihre actiones vm die vorige gebuhr halten möge. Erk: Ist Ihnen wilfarth worden, sollen sich aber wider anmelden bey Ihrer ankunfft.

Samstag, den 19. Juni 1652. Bl. 95$^{a}$.

Die alten Englische Commoedianten bitten per Bull., M. H. wollen Ihnen gonnen, dz nechstkünfftigen Dinstag sie einen anfang mitt Ihren actionibus machen mögen. Erk: Wilfarth worden.

Samstag, den 10. Juli 1652. Bl. 110$^{a}$.

Die alt Englische Comoedianten Bitten, M. H. wollen Ihnen annoch acht tag gönnen zu agiren. Ingleichen auch einen tag tenomiren, auff welchen M. H. sie eine Commoedi praesentiren konnen. Erk: Ist Ihnen wilfarth worden vnnd soll Ihnen nechstkünfftiger Dinstag vorgeschlagen werden.

Montag, den 19. Juli 1652. Bl. 115$^{b}$.

Alt Englische Comoedianten bitten per Bull. vnderthänig Ihnen zu vergönnen noch morgenden tags zu spielen, weilen Sie vorige woch etlich tag regenwetter gehabt. Erk: Ist Ihnen zu erlauben, aber darbey anzudeuten, daß es darmit ein end haben solle.

* * *

Mittwoch, den 21. December 1653. Bl. 189$^{a}$.

Die Englische Comoedianten Bitten, M. H. wollen Ihnen gonnen, daß sie die Bevorstehende Meß vber alhier Ihre actiones halten mögen. Erk: Sol Ihnen wilfarth werden, aber mehr nicht alß 1 $\beta$ von der persohn nemmen.

Freitag, den 13. Januar 1654. Bl. 1$^{b}$.

Joris Jolifaß Englischer Commoediant Bericht, dz Er M. H. eine Commoedi zu halten vorhabenß Seye: Johannis Ristij Fridtwünschendes Teutschlandt[1]). Bitt vm Benambßung tag vnd stundt. Erk: Ist künfftigen Dinstag Ihme zubenamßen.

Montag, den 23. Januar 1654. Bl. 7$^{b}$.

Jorіß Jolifaß Englischer Commoediant Bitt, M. H. wollen Ihme gonnen, dz er annoch eine gewiße Zeit allhier verbleiben vnd wochentlich zweymahl spiehlen möge. Erk: Soll Ihme deß Montag vnd Mittwochß auff vier wochen lang erlaubt sein, hiengegen Er von der persohn mehr nicht nemmen alß 1 $\beta$.

* * *

1) Vergl. E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main 1882. S. 69 unten.

Samstag, den 17. Juni 1654. Bl. 89[a].

Englische Commoedianten bitten per ...., M. H. wollen Ihnen gonnen, daß sie die Meß vber an dißem orth spiehlen mögen. Erk: Wilfarth worden, sollen aber von der persohn mehr nicht nemmen alß 1 $\beta$.

Samstag, den 24. Juni 1654. Bl. 92[b].

Johan Stein Schneider Bericht per Wilden, dz Sechß von den Englischen Commoedianten Ihr losament bey Ihme zu nemmen vorhabenß, wollen sich selbst verköstigen. Bitt vm permission. Erk: Ist Ihme so weith willfarth worden, dz Er sie mag auffnemmen, sollen aber bey Ihme zu kost gehen.

Samstag, den 8. Juli 1654. Bl. 99[b].

Die Commoedianten bedancken sich pro gratificatione, Bitten per .... vm annoch 8 tag vnd Benambßung eines gewißen tagß, wollen M. H. eine Commoedi präsentiren. Erk: Wilfarth vnd der Dinstag erwöhlt worden.

Mittwoch, den 19. Juli 1654. Bl. 105[b].

Die Englische Commoedianten bitten per ...., M. H. wollen Ihnen gönnen, daß sie annoch zwo Commoedien an dißem orth halten mögen. Wollen die letstere M. H. präsentiren. Erk: Ist Ihnen wilfarth worden.

* * *

Im Jahre 1656 spielen die früheren Mitglieder der Jollifousschen Schauspielgesellschaft, Hans Ernst Hoffmann und Peter Schwartz, unter dem Namen „Hochteutsche Comoedianten" in Strassburg.

* * *

Mittwoch, den 20. Mai 1657. Bl. 106[b].

Regierendt Herr Ammeister proponirt, es were Herr Dr. Kieffer bey Ihm geweßen vnd vorgebracht, welcher gestalten ein Englischer Comoediant an Ihnen geschrieben vnd begehrt hette, Er wolte ohn beschwerdt an gehörigen orthen sondirn, ob Ihme vff die Bevorstehendte Johannis Meß erlaubt werden möchte alhier zu spielen; er wolte, auff den Fall daß keinen andern Comoedianten solches vergönt wirdt, sich befleißen wackere Leüt zusammen zu bringen vnd den Spectatoribus satisfaction zu geben.

Erkandt: Dieweiln es noch eine geraume Zeit biß vff die Johannis Meß ist, alß bleibt das werck biß dorthin verschoben, vnd mag Er sich alßdann wiederumb anmelden.

Obzwahr Bevorstehendte Erkandtnuß vff dieße weiß von dem Herrn Stättmeister Voltzen außgesprochen worden, so ist doch durch den Regierenden Herrn Ammeister (dieweiln theils der Herren, daß Ihme in seinem petito willfart werden möchte, expresse votirt,

theils aber dem Herrn Stättmaister Voltzen, in dießer meinung, alß [Bl. 107[a]] ob sein votum auch dahin gienge, gefolgt, vnd also die mehrere Stimmen für die willfahrung gefallen) dem Herrn Dr. Kieffer angezeigt worden, daß auff die benambste Zeit dem Comoedianten allein nach seinem begehren alhier zu spielen erlaubt sein solle.

Samstag, den 20. Juni 1657. Bl. 127[b].

Im nammen der Englischen Commoedianten erscheint Joris Jolifaß, Bitt M. H. wollen Ihme gonnen, dz Er dißе Meß vber an dißem orth agiren moge. Erk: Ist Ihme wilfarth worden, Soll aber von der persohn mehr nicht alß 1 β nemmen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Johan Stein der Schneider Bittet per Wilden, M. H. wollen Ihme gonnen, dz er von den ankommenden Commoedianten etliche persohnen logiren möge. Erk: Ist dem Supplicanten Willfarth worden, soll sich aber bey dem vngeldt anmelden.

* * *

Damit brechen die Nachrichten über Joris Jollifous und seine Truppe jäh ab. Schon im December des Jahres 1657 erscheint wieder Hans Ernst Hoffmann, der eine Anzahl von Jahren hindurch regelmässig wiederkehrt.

# Neue kleine Beiträge zur Kenntniss Chr. F. D. Schubarts.

Von

ADOLF WOHLWILL.

## II.

### Ueber den Antheil Oesterreichs an der Gefangensetzung Schubarts.

Die Untersuchung über diese Frage hat zu keinem definitiven Resultat geführt, und wird ein solches auf Grund des bisher bekannt gewordenen Materials überhaupt schwerlich zu erzielen sein. Die Mittheilung der folgenden Erörterungen hat daher nur den Zweck, einen kleinen Beitrag zur Kritik der Ueberlieferung zu bieten und künftigen Forschern einige Fingerzeige zu geben.

Den Ausgangspunct unserer Betrachtung bildet die eigene Darstellung Schubarts in seiner Selbstbiographie (Gesammelte Schriften, Bd. 1 S. 295): „Der Kaiserliche Minister in Ulm, General Ried, ein stolzer, hochtrotzender Mann, war äusserst aufgebracht, weil ich einmal vor ihm den Flügel spielen sollte und es aus Mangel eines tauglichen Flügels nicht that. Seine Religionsverwandte bliessen in diess Feuer; und er lauerte nur noch auf Gelegenheit, mich unter einem bessern Vorwande packen zu können. Als ich aus einem Wiener Briefe die Nachricht in die Chronik setzte: »Die Kaiserin sey plötzlich vom Schlage gerührt worden«, so glaubte er Anlass genug zu haben, mich aufheben und nach Ungarn in ewige Gefangenschaft führen lassen zu können. Aber Gott, der schon seinen Plan mit mir gemacht hatte, missbilligte diesen. Der Minister offenbarte seinen Entschluss dem Herzog von Würtemberg, der sogleich dem Gesandten versprach, mich in Verwahrung zu nehmen, weil er selbst nicht wenig an mir auszusetzen fände."

Der umschreibenden Wiedergabe dieser Notiz fügt Strauss (Schubart Bd. I S. 339) die Bemerkung hinzu: „Man würde es unglaublich finden, wenn es nicht in Schubarts Leben zu lesen wäre.“ Dabei ist zu beachten, dass Strauss, offenbar in der Absicht, den Schubartschen Bericht von vornherein einleuchtender erscheinen zu lassen, an die Stelle des Satzes: „Seine Religionsverwandte bliessen in diess Feuer“ die erläuternde Ausführung gesetzt hat: „Diesem einflussreichen Manne schilderten daher die Pfaffen — und er hinwiederum der frommen Kaiserin und ihrem Ministerium — Schubart als einen Religionsverächter, überdiess als einen gegen Oestreich feindseligen Zeitungsschreiber, der auf dessen Kosten Preussen zu erheben suche. So war die Hand über Schubart aufgehoben.“

Die ergänzenden Zusätze von Strauss beruhen offenbar auf den Angaben von Ludwig Schubart in der Vorrede zum 2. Theil der Selbstbiographie seines Vaters (Ges. Schriften I 212 f.). Letztere stimmen wiederum wenigstens theilweise mit einer autobiographischen Skizze Chr. F. D. Schubarts überein, welche sich unter dem Titel: „Meine Gefangenschaft. Eine Szene aus meinem Leben“ in Ludwig Schubarts Werk: „Literarische Fragmente. Erste Sammlung. Nürnberg 1790“[1]) abgedruckt findet. Hier lesen wir (S. 184 f.) die folgende ausführlichere Darlegung des Sachverhalts: „Eigentlich waren es die Jesuiten, welche die Wolken sammelten; aber der kaiserliche Minister in Ulm General Ried war zum Zevs ersehen, der den Donnerkeil auf mich schleudern sollte. — Dieser Mann hatte viel Geist, grose Weltkenntniss, auch Kriegesmuth, wie er gegen die Preussen erprobte; allein sein hochfliegender Stolz und seine unbändige Habsucht hielt all seinem Guten die Wage. Ich beleidigte seinen Stolz sehr unklug, weil ich einmal vor ihm den Flügel spielen sollte, und es aus Künstlerkaprise nicht that. Er schwur sich zu rächen, und hielt Wort. Gleich waren Pfaffen da, die in diess Rachefeuer bliessen; und nun war es nur noch um einen Vorwand zu thun, mich in die Fessel zu schlagen. Ried schilderte mich der Kaiserin

1) Ich verdanke die Kenntniss dieser Publication dem Herrn Dr. K. Geiger in Tübingen.

Maria Theresia als einen Abgesandten der Hölle, der mit dem Pesthauche des frechsten Religionsspottes alles weit herum verderbe. Die in solchen Fällen gar leichtglaubige Theresia ertheilte den für eine so fromme Frau sehr unchristlichen Befehl, mich heimlich aufzuheben, nach Ungarn zu führen, und dort in einem unterirdischen Felsengeklüfte auf ewig zu verbergen: Wäre Diss geschehen, so wär' ich längst an feuchter Wand zerfallen. Aber Gottes Finger zerstörte das finstere Gewebe. Ried offenbarte seinen erhaltenen Befehl dem Herzog von Wirtemberg, der aber sogleich dem Gesandten versprach, die Sorge meiner Verwahrung selbst über sich zu nehmen, weil er gar viel an mir auszusezen fände" u. s. w.

Obwol nun hiernach alles im besten Zusammenhang zu stehen scheint, so ergeben sich doch nicht geringfügige Bedenken. Zunächst darf nicht übersehen werden, dass Schubart die erwähnte Skizze in der ausgesprochenen Absicht[1]) mitgetheilt hat, „um gewisse falsche Gerüchte von seiner Gefangenschaft zu zerstreuen". Auf S. 185 betont er, dass er in seiner deutschen Chronik den Herzog wiederholt feurig gelobt habe; „und doch" — fügt er hinzu, „hiess es in ganz Deutschland, ich hätte durch einige kühne Ausdrücke in meiner Chronik den Herzog beleidigt." Offenbar verfolgte Schubart, der bekanntlich zur Zeit der Veröffentlichung jener Skizze herzoglicher Hof- und Theaterdichter war, die zwiefache Tendenz, sein eigenes Verhalten gegen den Herzog auch vor seiner Gefangenschaft als ein durchaus ehrerbietiges hinzustellen, und anderseits das von dem gesammten gebildeten Deutschland missbilligte Verfahren Karl Eugens wider ihn dadurch in einem milderen Licht erscheinen zu lassen, dass er die Hauptverantwortlichkeit für dasselbe auf die Jesuiten, Ried und Maria Theresia abwälzte. Die auf anderweitige Ursachen hinweisenden Worte der vollständigen Selbstbiographie: „Geheimere Ursachen brauche ich und der Leser nicht zu wissen. Der Tag der Entscheidung wird alles offenbaren!" finden sich in der Skizze von 1790 nicht[2]). Man wird daher zugeben müssen,

1) Vgl. seine Anmerkung auf S. 183.

2) Wenn Schubart den 17. April 1790 (Strauss II S. 408) an seinen Sohn schrieb, er habe ihm jene Skizze „aus gewissen Ursachen sehr un-

dass durch letztere — selbst wenn alle Einzelheiten Glauben verdienten — der Sachverhalt keineswegs vollständig aufgeklärt wird.

Fassen wir nun die Erzählung Schubarts selbst etwas näher ins Auge, so ist zunächst die Angabe, dass er sich den Zorn des Gesandten durch eine Virtuosencaprice zugezogen, durchaus nicht unglaubwürdig[1]). Auch dass diejenigen, welche er durch seine Angriffe auf die Jesuiten und auf Gassner erbittert hatte, den General Ried noch weiter gegen ihn aufzubringen suchten, erscheint nach allem, was wir von dem leidenschaftlichen Hass dieser Partei wissen, durchaus einleuchtend. Ueber beide Thatsachen konnte Schubart sehr wol unterrichtet sein. Woher aber — diese Frage wird sich uns nothwendig aufdrängen — konnte Schubart erfahren haben, dass er von Ried der Kaiserin als ein abgesandter der Hölle geschildert worden sei? woher wusste er, dass Maria Theresia den Befehl gegeben, ihn heimlich aufzuheben? Wenn ihm dieser Umstand schon in Ulm bekannt geworden, so erscheint es unfassbar, dass er der drohenden Gefahr nicht zu entrinnen suchte[2]). Stammte seine Kunde aber erst aus der Zeit nach

gerne" zur Verfügung gestellt, so liegt es nahe, die Abweichungen, welche das Fragment von dem betreffenden Abschnitt der vollständigen Selbstbiographie unterscheiden, auf eben diese Ursachen zurückzuführen.

1) Der Vorfall hat sich schwerlich vor dem 24. April 1776 zugetragen; denn die Mittheilung Schubarts in einem von diesem Tage datierten Brief an Kayser (Grenzboten 1870, IV S. 459): „Ich hab Hoffnung künftigen Kreisstag 4 Bardengesänge aus Hermansschlacht von Gluk gesetzt durch den kaiserlichen Minister zu bekommen" lässt vermuthen, dass damals der Dichter noch mit Ried auf gutem Fusse stand. Dass die Worte „durch den kaiserlichen Minister" in dem für den Abdruck benutzten Manuscript durchstrichen sind, ist für uns bedeutungslos, da in den an Kayser adressierten Briefen zahlreiche, zum Theil durchaus harmlose Stellen, wahrscheinlich durch Kayser, jedesfalls lang nach Abfassung der Briefe, in ähnlicher Weise behandelt worden sind. Vgl. Grenzboten 1870, IV S. 422 und unten die Anmerkung zu dem Briefe Schubarts an Kayser vom 6. Oct. 1776.

2) Für die Annahme, dass Schubart, obschon durch allerlei Ahnungen und Warnungen im allgemeinen beunruhigt, doch von den angeblichen Machinationen Rieds vor seiner Gefangenschaft keine Kunde erhalten, spricht auch der Umstand, dass sein Herzensfreund Miller am 5. Februar 1777 (so ist offenbar statt 1776 zu lesen) an Kayser schrieb, niemand wisse die Ursache von Schubarts Gefangennehmung (Grenzboten

seiner Gefangensetzung, so haben wir gewiss Grund, in die Zuverlässigkeit der ihm zu Theil gewordenen Informierung Zweifel zu setzen. Jedesfalls ist es sehr begreiflich, dass der erregten Phantasie des heimtückisch vergewaltigten Dichters die leidenschaftlichen Pamphlete der Ex-Jesuiten, die Ungunst des Residenten — der in seiner „hochtrotzenden" Art vielleicht einmal gedroht hatte, Schubart in ein ungarisches Gefängniss schleppen zu lassen —, ferner die fälschliche Notiz über den Tod der Maria Theresia und die bald darauf erfolgte Gefangensetzung in inniger Beziehung zu einander erschienen, — auch ohne dass er über einen solchen Zusammenhang genauer unterrichtet gewesen wäre; und aller Wahrscheinlichkeit nach haben Rieger oder andere dem Herzog von Württemberg nahestehende Persönlichkeiten dazu beigetragen, den Dichter in dieser Auffassung zu bestärken.

Als Bestätigung der soeben erwähnten autobiographischen Mittheilungen Schubarts pflegen allerdings auch einige Stellen der von Strauss herausgegebenen Briefe hervorgehoben zu werden. Im Sommer 1782 schrieb Schubart an seine Gattin: „Zwar sind sie alle todt, von denen ich vermuthen konte, dass sie meine Freiheit verzögerten. Maria Theresia ist nicht mehr, der General Ried liegt in der Verwesung, das Ansehen der Pfaffen ist gefallen und der General Rieger ist plözlich dahingegangen".[1]) Dazu kommt die Aeusserung der Gattin Schubarts in einem Briefe vom 16. Dec. 1779: „— ich weiss nun ganz gewiss, dass wo dieser (Ried) nicht der einzige Ursächer unsers Unglüks war, Er doch vieles darzu beigetragen hat", und die Bemerkung des Hauptzoller Bühler in einem Schreiben an den Bruder des Dichters vom 16. Aug. 1777: „In Stuttgard und Ulm ist man durchgehends der Meynung, Herr Baron vom Riedt seye durch Veranlassung einiger Catholiken Hrn. Bruders

---

1870, IV S. 504). — Auch bei Schubarts Gattin scheint der Verdacht wider Ried erst einige Zeit nach der Gefangensetzung des Dichters Wurzel gefasst zu haben. Dass sie den Residenten um seine Verwendung ersuchte, dürfte mehr gegen als für einen solchen Argwohn zeugen.

1) Strauss II S. 46. Es bedarf anderseits für Kenner der von Strauss herausgegebenen Briefe kaum des Hinweises, dass Schubart wiederholt auch des Herzoges allein als des verantwortlichen Urhebers seines Unglücks gedenkt. (Vgl. z. B. Strauss II S. 73 und 133.)

Ankläger.“ Dem gegenüber wird freilich von einem neueren Litterarhistoriker nicht mit Unrecht geltend gemacht, dass eine solche Meinung in protestantischen Kreisen auch ohne Beweis entstehen konnte [1]).

Noch weniger dürfte der Angabe Fr. Nicolais, es sei ihm in Stuttgart mitgetheilt, „dass Schubart eigentlich nicht auf eigenes Verlangen des Herzogs ins Gefängniss gesetzt war“, eine entscheidende Bedeutung beigemessen werden; denn aller Wahrscheinlichkeit nach vertraute man dem berühmten Berliner Reisenden als grosses Geheimniss an, was man zur Ehre des Herzogs in möglichst weite Kreise getragen zu sehen wünschte [2]). Bemerkenswerther ist, dass in der Lebensskizze Schubarts, welche in Archenholz' Litteratur und Völkerkunde, Band II (Dessau 1783), abgedruckt worden, des Gerüchtes von dem Antheil Rieds an der Verhaftung des Dichters in einer etwas anderen Version und ohne einen Zusatz, welcher höfische oder confessionelle Tendenz oder Voreingenommenheit vermuthen liesse, gedacht wird [3]). Auch verdient es Beachtung, dass sich Ried kurz vor Schubarts Verhaftung vom 9. bis 13. Januar 1777 in Stuttgart aufhielt [4]). Dazu kommt, was Schubart in dem erwähnten autobiographischen Bruchstück vom J. 1790

1) M. Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode S. 267 f. Anm.

2) Vgl. Fr. Nicolais Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781, X S. 164. Es heisst an jener Stelle weiter, „dass der Herzog schon Willens gewesen ihn (Schubart) loss zu geben, dass es aber von dem kaiserlichen Hofe, auf dessen Verlangen die Gefangennehmung geschehen, noch nicht wäre genehmigt worden. Der Herzog bemühte sich selbst damals seine Befreyung zu erhalten.“ Die Tendenz der Nicolai zu Theil gewordenen Eröffnung tritt in diesen Worten deutlich zu Tage.

3) Es heisst da S. 644: „Man versichert, dass der Herzog diesen Schritt auf wiederholtes Anrathen des Kaiserlichen Generals Baron von R*** gethan habe, der als ein alter Hofmann, und an die ehmals Spanische Etiquette des Wiener Hofs gewöhnt, verschiedenes in bemeldten Journal missbilligen musste. Z. B. man fand darinn nicht Ausdrükke von dieser Art: Sr. . . haben allergnädigst geruhet, sich in die . . . Kirche zu begeben, u. s. w. Die man zur Schande unsrer Nation noch heut zu Tage liest.“

4) Dies ergibt sich aus den Berichten des preussischen Residenten Madeweiss.

(S. 188) über seine letzten Eindrücke in Ulm unmittelbar vor seiner Entführung in folgender Weise berichtet: „Ich hielt mich nur Augenblike im Baumstark auf, fand aber, dass der dasige Wirth sowohl — ein bekannter Kundschafter des General Rieds, als der Reisemarschall des eben anwesenden Gesandten ganz von meinem Schiksale unterrichtet seyn mussten. Daher war ihr Gesicht finster, und es dämmerte etwas Mitleid auf diesen ehernen Stirnen." Im „Baumstark", dem vornehmsten damaligen Ulmer Gasthof, war vermuthlich der vom Herzog von Württemberg zur Ergreifung des Dichters entsandte Klosteramtmann Scholl abgestiegen, dort hatte Schubart mit letzterem am Mittage des 22. Januar gespeist, dort war auch das gewöhnliche Quartier des kaiserlichen Residenten[1]). Nun sind freilich diese Umstände ebensowenig, wie die nachträgliche Deutung, welche Schubart den Mienen der angeblich eingeweihten zu Theil werden liess, von entscheidender Beweiskraft. Immerhin dürfte die Annahme, dass Ried von der beabsichtigten Entführung des Dichters Kenntniss besessen und dabei eine gewisse Connivenz geübt habe, nicht ganz unberechtigt erscheinen und zugleich ausreichend sein, um die darüber hinausgehenden Gerüchte zu erklären.

Eine solche Connivenz des Residenten wäre denkbar auch ohne vorgängige Ermächtigung von Seiten der österreichischen Regierung, ja ohne dass letztere bei dem Verfahren wider den Dichter auch nur im geringsten betheiligt gewesen wäre. Sehr viel grössere Bedenken ergeben sich dagegen, wenn man an der Erzählung Schubarts festhält, dass Ried von Maria Theresia angewiesen worden, den Dichter aufzuheben, und dass er die ihm ertheilte Vollmacht gewissermassen auf den Herzog übertragen habe. Schenkt man dieser Angabe vollkommenen Glauben, so drängt sich die Frage auf, ob nicht das tadelnswerthe Verhalten Schubarts und seine Bestrafung einen Gegenstand der Correspondenz zwischen Ried und dem österreichischen Hofe gebildet habe. Um hierüber näheres in Erfahrung zu bringen, wandte ich mich vor einiger Zeit an das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien und erhielt die nachstehende von dem Herrn Archivdirector von Arneth gezeichnete Antwort:

1) Vgl. Deutsche Chronik, Jahrg. 1776, S. 436.

„Das kais. und kön. Haus-, Hof- und Staatsarchiv verwahrt eine sehr lange Reihe von Berichten, welche Joseph Freiherr von Ried, »beyder K. und K. K. Majest. wirklicher geheimer Rath, Feldzeugmeister und Inhaber eines Regiments zu Fuss, bevollmächtigter Minister bey den Löbl. Schwäbischen und Fränkischen Kreisen«, sowohl an den Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo als an den Staatskanzler Fürsten Kaunitz erstattete. Die bei weitem grössere Zahl dieser Berichte betrifft Angelegenheiten des schwäbischen, die viel geringere aber solche des fränkischen Kreises. Dennoch ist, wie ich mit vollster Bestimmtheit versichern kann, in keinem einzigen dieser Berichte auch nur mit einem Worte von Schubart, dessen Name nirgends genannt wird, und daher auch nicht von seiner Entführung oder einem anderen auf ihn bezüglichen Ereignisse u. s. w. die Rede."

Zur Ergänzung dieser Angaben erhielt ich von Herrn Archivdirector von Arneth die fernere Versicherung, dass auch in den Ministerialerlassen des Reichsvicekanzlers und des Staatskanzlers an Ried aus den Jahren 1775—1777 des Dichters Schubart nicht gedacht werde, dass eine directe Correspondenz zwischen der Kaiserin und Ried nicht vorliege, dass aus den Jahren 1775—1777 weder ein Schreiben der Kaiserin an den Herzog von Württemberg, noch ein solches des Herzogs an die Kaiserin im k. k. Archiv vorhanden sei, dass endlich auch die Correspondenz des Wiener Hofs mit den bei ihm beglaubigten Vertretern des schwäbischen Kreises, des Herzogs von Württemberg und der württembergischen Landschaft nichts über die Schubartsche Angelegenheit enthalte. Ueberdies wurde mir in Veranlassung weiterer Nachfragen mitgetheilt, dass aus der im allgemeinen nur lückenhaft erhaltenen Correspondenz Rieds für die uns besonders interessierende Periode vom Ende 1776 bis Anfang 1777 zwar ein Bericht an den Reichsvicekanzler aus der Zeit zwischen dem 20. Jan. und 13. Febr. fehle, die Briefe an Kaunitz aber insgesammt vorhanden seien, und dass als Motiv für den erwähnten Aufenthalt Rieds in Stuttgart während des Januars 1777 in der officiellen Correspondenz nur eine beabsichtigte Reise des Kaisers durch das Württembergische nach Frankreich angegeben werde. Nicht minder zu beachten ist, dass auch im Stuttgarter Archiv keinerlei Document gefunden worden, welches von einer österreichischen Einwirkung

auf die Entschliessung des Herzogs Zeugniss ablegte[1]). Es ist somit zu constatieren, dass es für die Annahme einer Betheiligung der Maria Theresia an der Gefangensetzung des Dichters an jeglichem urkundlichem Anhaltspuncte gebricht.

Ist eine solche Betheiligung unerwiesen, so fragt sich ferner, ob sie auch nur wahrscheinlich sei. In Anbetracht der Kärglichkeit des sonstigen Materials wird man bei der Untersuchung über die Ursachen und Veranlassungen von Schubarts Gefangensetzung stets auch auf die deutsche Chronik sein Augenmerk richten müssen. Mit Recht hat Strauss darauf hingewiesen, dass neben den zahlreichen Huldigungen, welche Schubart in der Chronik dem württembergischen Herzog darbrachte, sich auch verschiedene Aeusserungen finden, welche von dem letzteren als Beleidigungen aufgefasst werden konnten. Ganz abgesehen davon aber musste die Gesammthaltung der Zeitschrift, welche, ungeachtet des gelegentlich auch unwürdigen Fürsten gestreuten Weihrauchs, an hundert Stellen von der glühenden Freiheitsliebe des Verfassers Zeugniss gab, bei einem autokratischen Karl Eugen das äusserste Missfallen hervorrufen. Es dürfte nun von Interesse sein, zu untersuchen, ob und wieweit die journalistische Thätigkeit Schubarts dazu angethan war, auch am Wiener Hofe Anstoss zu erregen.

Schubart selbst legt, wie bekannt, ein besonderes Gewicht auf den Artikel vom 6. Januar 1777, welcher die irrige Nachricht von dem plötzlichen Tode der Kaiserin mittheilte. Indessen vermögen wir uns schwer vorzustellen, dass derselbe auch nur als Vorwand zu gewaltsamen Massregeln gegen den Dichter dienen konnte. Maria Theresia wird hier als die „grosse Kaiserin", die Kunde von ihrem Tode als eine „traurige" bezeichnet und überdies der Wunsch hinzugefügt: „Dürfte ich doch diese Nachricht in meinem nächsten Blatt widerrufen!" Dass in demselben Artikel des Kaisers Joseph mit höchster Ehrerbietung gedacht wird, konnte offenbar ebenfalls weder dem Wiener Hofe, noch dem Vertreter desselben missfällig sein. G. Hauff freilich bemerkt (Schubart u. s. w. S. 157):

---

1) Nach gefälliger Mittheilung des Herrn Geh. Legationsrath von Schlossberger.

„Ohne Zweifel lag das verletzende in der vermeintlichen Freude des freisinnigen Chronisten über den Tod der orthodox-frommen Kaiserin, an deren Stelle nun ihr aufgeklärter Sohn das Regiment führen werde.“ Doch erscheint dieser Erklärungsversuch durch den Wortlaut des angezogenen Artikels nicht hinreichend gerechtfertigt. Auch ist mir bei genauerer Durchsicht der gesammten deutschen Chronik nur eine einzige Stelle aufgestossen, welche allenfalls zu Gunsten der eben erwähnten Hauffschen Auffassung gedeutet werden könnte, und in der ein argwöhnischer Ehrenwächter des Hauses Oesterreich möglicher Weise einen Mangel pflichtschuldiger Ehrerbietung oder Discretion gefunden haben mochte[1]). Im übrigen aber ergibt sich, dass fast überall, wo Schubart der Kaiserin und ihrer Regierung gedenkt, dies in Ausdrücken der Bewunderung und der Ehrfurcht geschieht. Er nennt sie wiederholt die „grosse Theresia“ oder die „erhabene Mutter“ (des Kaisers oder des Grossherzogs von Toscana); in einem Artikel vom 10. April 1775 nennt er sie zugleich die weise und die unsterbliche Maria Theresia, ein andres Mal zählt er sie unter die grossen Wolthäter des menschlichen Geschlechts[2]). Einer Reihe von Massregeln, welche sie im Interesse der Aufklärung, der Menschenliebe und Duldsamkeit verfügte, wird mit grösster Anerkennung gedacht[3]); und die

1) Jahrgang 1776, 22. April, S. 259: „Mündlich und gedruckt geht jezt das Gerücht herum, als würde die Kaiserinn sich gänzlich aller Regierungsgeschäfte entschlagen, sie ihrem grossen Sohn überlassen, und den Rest ihrer Tage der Ruh und Andacht heiligen. Selbst Wienerbriefe von Leuten, die eben nicht gerne nach Luft haschen, bestätigen diese grosse Neuigkeit, und ich finde noch immer sehr viel unwahrscheinliches drinn. Die feste, durch die strengste Diät erhaltne Gesundheit dieser erhabnen Frau, ihr schon zum Herrschen gewöhnter Geist, und noch verschiedene Ursachen, die sich nicht sagen lassen, machen diese Nachricht äusserst zweifelhaft. Indessen, was ist nicht schon geschehen, das man anfangs nicht begreifen konnte!“

2) 12. Sept. 1774, S. 379.

3) Es kann hier nicht in Betracht kommen, dass Schubart in seiner Vaterlandschronik, d. h. also nach seiner Entlassung vom Asperg, die Aera der Alleinherrschaft Josephs, als eine Periode der Aufklärung, gelegentlich in einen gewissen Gegensatz zu der Regierung Maria Theresias stellt. Schubart schrieb damals unter dem Einfluss der Vor-

Beseitigung der Folter gibt zu den enthusiastischen Zeilen Veranlassung: „Wer singt mir ein Lied im höhern Chor auf Kaiserin Maria Theresia und ihren Danischmende Sonnenfels? — Die Tortur ist nun in allen Kaiserlichen Landen abgeschafft. — Im Heiligthum der Menschheit wird deine Bildsäule in Göttergestalt dastehen, erhabene Maria Theresia und Sonnenfels und Beccaria um dich her"[1]). Wie an dieser Stelle Sonnenfels, so werden auch andere bedeutende Männer, welche der Kaiserin zur Seite standen, gelegentlich mit Auszeichnung genannt. So heisst z. B. Kaunitz „einer der grössten Minister, die je gelebt haben", und „der grosse Beschützer der Künste". Nicht minder liess Schubart sich angelegen sein, Ton und Sitte am österreichischen Hofe, sowie das Leben und die Einrichtungen der österreichischen Hauptstadt zu rühmen. Vergegenwärtigt man sich ferner, mit welcher Begeisterung in der deutschen Chronik von deren erster Numer an bei jeder sich darbietenden Gelegenheit das Lob Josephs II. verkündet wird, so muss man zu dem Resultat gelangen, dass Schubart ungeachtet seiner Preussenfreundlichkeit[2]) durch sein publicistisches wirken nach Kräften dazu

---

stellung, dass er selbst ein Opfer der „zu Kutten herabneigenden" Kaiserin geworden. In der deutschen Chronik begegnet uns jene Unterscheidung noch nicht. Es werden in derselben Maria Theresia und Joseph mehrfach in einem Athem gepriesen (Jahrgang 1775, S. 804; Jahrg. 1776, S. 361 u. 393); und es ist nicht abzusehen, warum das der Kaiserin gespendete Lob minder aufrichtig gewesen sein soll als dasjenige, welches Schubart dem Kaiser widmete. — In dem von Schubart herausgegebenen Werk „Neueste Geschichte der Welt oder das Denkwürdigste aus allen vier Welttheilen auf das Jahr 1775" (Augsburg 1776) werden die Charaktereigenschaften und Verdienste der Maria Theresia ebenfalls aufs lebhafteste anerkannt. Vgl. daselbst S. 21 u. 34.

1) 4. März 1776, S. 147 f.

2) Gegenüber der von Strauss, wie von Hauff verwertheten Angabe Ludwig Schubarts, Ried habe seinen Vater als einen „leidenschaftlichen Novellisten" denunciert, „der Preussen auf Kosten Oesterreichs zu erheben und zu lobpreisen suche", mag hier ausdrücklich hervorgehoben werden, dass des Dichters warme Sympathie für Preussen jener Zeit keineswegs Feindseligkeit gegen Oesterreich involvierte. Mehrfach gibt er vielmehr seiner Freude über die erstarkte Militärmacht des letzteren Ausdruck (Jahrg. 1775, S. 418; Jahrg. 1776, S. 609 f.). Offenbar wünschte er im Interesse Deutschlands das zusammenstehen beider wehrkräftigen

beitrug, das Ansehen des Hauses Oesterreich zu erhöhen, und dass daher sicher kein Grund vorhanden war, im österreichischen Interesse wider ihn einzuschreiten.

Auch dass die Angriffe, welche Schubart in der Chronik gegen die Jesuiten und den von diesen begünstigten Gassner gerichtet, in Wien besonders missfällig gewesen, dürfte wenig glaubwürdig erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Bulle, welche den Jesuitenorden aufhob, von der österreichischen Regierung bereits im Sept. 1773 (also über 2½ Jahre früher als abseiten der Reichsstadt Augsburg) verkündet worden, und dass gerade Joseph II. es war, welcher dem treiben Gassners ein Ende setzte[1]).

Ebensowenig bieten die übrigen Bestandtheile der deutschen Chronik einen Anhalt, um es wahrscheinlich zu machen, dass eine hochherzige Kaiserin Maria Theresia einen Gewaltact unerhörtester Art gegen den in einer entfernten Reichsstadt weilenden Dichter veranlasst oder auch nur gutgeheissen habe.

Selbstverständlich wird auch durch diese letzten Erwägungen die vorliegende Frage nicht endgiltig entschieden; denn es ist ja nicht ausgeschlossen, dass Ried in seiner feindseligen Gesinnung versucht habe, durch entstellte Wiedergabe des einen oder andern Artikels, sowie durch wahre und verläumderische Mittheilungen über den Lebenswandel, die Gesinnungen und gelegentlichen mündlichen Aeusserungen des Dichters denselben bei seiner Regierung anzuschwärzen. Wer möchte die verderblichen Folgen systematisch betriebener Verläumdung ermessen! Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten, dass zum Verderben Schubarts von Ried und von Maria Theresia Mittel und Wege eingeschlagen seien, deren Spuren sich der Nachforschung bisher völlig entzogen haben.

Immerhin ergibt sich aus obigen Erörterungen, dass die herkömmliche Darstellung des Sachverhalts aus mehr als einem

---

Staaten (vgl. Jahrg. 1774, S. 10 f.), während er über die Eventualität eines erneuten Zerwürfnisses zwischen diesen sich nur in Ausdrücken banger Besorgniss äusserte (vgl. Jahrg. 1776, S. 212, 777 u. 798).

1) Vgl. Deutsche Chronik, Jahrg. 1775, S. 801 f. und E. Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts (Lpz. 1874), S. 283.ff.

Grunde zu Zweifeln Anlass gibt; und dürfte es sich daher empfehlen, die Angaben Schubarts über den Antheil der österreichischen Regierung an seiner Gefangensetzung bis zur Herbeibringung neuen Materials nur unter Hinzufügung eines Fragezeichens zu wiederholen.

## III.

### Actenstücke betr. die preussische Verwendung zu Gunsten der Befreiung Schubarts.

Aus dem k. geheimen Staats-Archiv in Berlin.

1) Legationsrath v. Madeweiss an Friedrich Wilhelm II.[1]).

à Stouccard le 5 Novembre 1786.

Sire,

Il est glorieux en tout temps d'être honoré des ordres de Son Maître, mais si ces ordres émanent d'un coeur magnanime, compatissant et généreux, comme ceux que je viens de recevoir de la part de Votre Majesté, en se sentant transporté de zèle pour leur exécution, on bénit Celui qui les donne, et on remplit son devoir en Lui fournissant les moyens d'exercer Sa générosité avec un redoublement de plaisir, qui récompense avec usure les soins qu'ils peuvent couter. C'est ce qui vient de m'arriver.

J'ose supplier très humblement Votre Majesté de vouloir bien Se persuader, que le récit succinct, que je vais avoir l'honneur de Lui faire des causes, qui paroissent avoir occasionné la détention du malheureux Schubart, sont le résultat des recherches les plus exactes[2]).

Schubart il y a vingt ans à peu près, quoique né à Augsbourg, ne trouvant pas s'y placer convenablement, vint s'établir à Stouccard.

---

1) Der Cabinetsbefehl, welcher dieses Schreiben hervorrief, ist bisher im geh. Staats-Archiv nicht gefunden worden.

2) Es erscheint unnöthig, die zahlreichen Irrthümer in den folgenden Angaben von Madeweiss zu berichtigen. Obwol aber der preussische Diplomat, seiner vieljährigen Beziehungen zu Schubart und dessen Familie ungeachtet, über den Lebenslauf desselben nur unzureichend unterrichtet war, verdient es immerhin Beachtung, dass er, von seinem König aufgefordert, über die Ursachen der Gefangensetzung des Dichters zu berichten, einer Betheiligung der österreichischen Regierung oder des kaiserlichen Residenten in Ulm mit keinem Worte gedenkt.

Comme il est rempli de talens, et qu'outre la poésie, qu'il cultive avec succès, il touche parfaitement bien le clavecin, il se fit recevoir en qualité d'organiste à Louisbourg, seconde résidence du Duc de Wurtemberg. Occupant ce poste pendant quelque temps, et ne le trouvant pas assez lucratif pour entretenir une famille, qui commençoit à s'accroître, il donna sa démission, et fut s'établir à Ulm, où il vecut doucement du produit de ses écrits, entre autres d'une feuille périodique, qui faisoit l'admiration de la plus grande partie de l'Allemagne. Ce fut vers ce temps là que le Duc de Wurtemberg établit à la Solitude l'Ecole Militaire, qui a fait tant de bruit depuis. Ne s'occupant qu'à surveiller les Professeurs de cette nouvelle académie, et y donnant pour ainsi dire tout son temps, ce Prince fut frappé d'étonnement, en lisant dans un certain journal, qui parut en ce temps, l'épigramme suivante, qui sembloit avoir été faite pour lui donner des ridicules.

Als Dionys aufhören must Tyrann zu seyn,
ward er ein Schulmeisterlein.

Das Original ist in St — —

Indigné qu'on eut osé se permettre une pareille gaieté à ses dépens, il s'enquit du nom de l'auteur du journal en question, des gens officieux et mal intentionnés contre Schubart firent tomber ses soupçons sur lui, sur quoi prenant parti sur le champ, il donna ordre d'enlever Schubart, après l'avoir engagé par trahison à quitter son asile, et sans écouter ce qu'il pouvoit avoir à dire pour sa justification, même sans lui faire la moindre question là dessus, il fut mis dans un cachot sous terre, où il gémit pendant un an. Ce n'est qu'en faveur des fréquentes sollicitations du feu Général de Rieger, Commandant de la fortresse d'Asperg, mon ami et celui dont je tiens ce détail, que le Duc consentit à adoucir la captivité du malheureux opprimé. Il a la permission d'écrire, depuis plusieurs années celle de se promener, et depuis peu la douceur de voir sa famille, qui consiste dans sa femme, dans un fils de beaucoup d'espérance, et dans une fille, qui n'en donne pas moins. Voilà Sire, toutes les notions, que j'ai pû me procurer quant aux causes qui décidèrent le Duc à une sévérité rigoureuse pour un coupable, et cruelle pour un innocent, tel que je crois Schubart. Quant à ses talens, ils sont nombreux, il est bon littérateur, excellent Poète et très bon musicien. Sans être exempt de petites extravagances, qui caractérisent d'ordinaire les hommes d'un génie pareil au sien, il mérite par ses malheurs d'intéresser le Roi magnanime, au Quel j'ai l'honneur d'écrire et Qui compte Ses jours par des bienfaits consacrés à l'humanité. Quant aux moyens à employer pour l'élargissement de Schubart, celui qui me paroît le plus efficace, et le seul qui ne trouveroit pas d'obstacle, seroit deux mots tracés par la

Main de Votre Majesté et adressés au Duc, qui assurément ne pourroit se refuser à une demande pareille. J'en suis si convaincu, que si je n'avois craint d'outrepasser les ordres de Votre Majesté, et de m'attirer du blâme par trop d'empressement à prévenir Ses intentions, je me serois adressé directement au Duc pour les lui faire connoître, ne doutant nullement de celui qu'il auroit mis à y répondre.

Le Duc est parti aujourd'hui pour aller assister aux fêtes, qui se donneront à Heidelberg à l'occasion du Jubilé de l'Université de cette ville etc. etc.

2) Cabinetsbefehl an den Legations-Rath Madeweiss in Stuttgart. Berlin, 13. Nov. 1786.

Je vous sais gré des détails que vous me mandez touchant l'infortuné Schubart par votre rapport du 5 de ce mois. Avant que de faire aucune démarche en sa faveur je souhaite de savoir de vous, si elle ne me compromettrait pas en aucune façon. Vous me direz donc votre sentiment là-dessus et en attendant je prie Dieu etc.

3) Madeweiss an Friedrich Wilhelm II.

à Stouccard le 12 Novembre
1786.

Sire,

Le Duc de Wurtemberg m'ayant fait l'honneur de me prier hier à Hohenheim avec d'autres étrangers, et le hazard ayant voulu que la conversation tombât sur le S. Schubart, le Duc fit paroître des intentions favorables pour lui, au point de dire, qu'il étoit intentionné de lui rendre bientôt la liberté. J'ai crû Sire, que c'étoit là l'instant, où il me seroit permis de faire éclater mon zèle pour le service de Votre Majesté. Sans perdre de vue les ménagemens à observer, j'ai trouvé le moyen d'insinuer à ce Prince une partie des intentions de Votre Majesté pour l'infortuné, dont les malheurs ont sû L'intéresser. Le Duc, enchanté de pouvoir donner à Votre Majesté une preuve de dévouement à Sa volonté, promit sur le champ de La prévenir, en accordant la liberté à son prisonnier plutôt, qu'il n'auroit fait sans être informé des intentions de Votre Majesté. Il fit même plus; il me déclara, qu'il alloit lui donner une place de Professeur à son Académie de Stouccard, et lui confier la direction de son théatre.

Il ne m'est pas permis de former des doutes sur la sincérité de cette promesse, mais il seroit naturel de supposer, qu'une intércession directe de la part du Roi Magnanime, à Qui j'ai le bonheur d'appartenir, en hâteroit l'exécution, si j'osois pousser la témérité assez loin pour la solliciter. L'exemple d'humanité et de bienfaisance,

donné par Votre Majesté, brille d'un éclat trop pur, pour ne pas enflammer le coeur le plus froid, et le plus inaccessible au sentiment de la pitié, celui du Duc ne pourra jamais y resister.

J'ai l'honneur etc. etc.

4) Madeweiss an Friedrich Wilhelm II.

à Stouccard le 25 Novembre
1786.

Sire,

Votre Majesté aura vû par mon très humble rapport du 12 de ce mois les démarches, que j'ai pris la liberté de faire auprès du Duc de Wurtemberg par rapport à l'infortuné Schubart, et ce que ce Prince y a répondu. Comme j'ai prévenu par là en quelque façon les ordres, dont Votre Majesté vient de m'honorer par Sa très gracieuse Dépêche du 13 du courant, je me borne à Lui en accuser très humblement la réception, en attendant avec soumission et respect, si Elle daignera soutenir cette démarche auprès de Son Altesse par quelques mots de Sa main, qui me paroissent l'unique moyen d'accélérer l'exécution de la promesse du Duc.

J'ai l'honneur etc. etc.

5) Madeweiss an Friedrich Wilhelm II.

à Stouccard le 3 Janvier
1787.

Sire,

Connoissant le caractère inconséquent du Duc de Wurtemberg, et voyant, qu'il tardoit à satisfaire à sa promesse de mettre en liberté le Sieur Schubart, j'ai crû agir selon les intentions bienfaisantes de Votre Majesté de l'en faire souvenir, en la Lui rappellant telle, qu'il me l'avoit faite à Hohenheim, où il s'étoit engagé trop positivement pour pouvoir reculer.

La lettre, que je lui ai écrite à ce sujet, a porté coup Sire, et Votre Majesté verra par sa réponse ci-jointe, qu'il veut réaliser sa promesse en peu de temps. J'ai lieu de croire, que le retard, allegué dans celle-ci, provient du désir, qu'il a de faire cet acte de justice le jour de la naissance de son Epouse, qu'il compte célébrer avec beaucoup de pompe le 10 de ce mois[1]). Si à cette époque

1) Am 20. Januar 1787 berichtete Madeweiss jedoch nach Berlin, Herzog Karl sei am 16. von einer Reise zurückgekehrt, „die er blos unternommen, um an dem Geburtstage seiner Gemahlin hier nicht gegenwärtig zu seyn".

les intentions de Votre Majesté ne sont point remplies, il est à craindre qu'il ne mette de la mauvaise foi dans sa promesse.

J'ai l'honneur etc. etc.

### 6) Madeweiss an Herzog Karl.

Monseigneur,

Je n'ai pas manqué Monseigneur, de rendre un compte exact au Roi, mon Maître, des sentimens favorables de Votre Altesse Sérénissime envers le Sieur Schubart, et de la déférence, qu'Elle m'a témoigné vouloir avoir pour l'intércession de Sa Majesté, en me disant en termes formels, de vouloir moins répondre à Ses voeux qu'à Sa volonté. Ne pouvant me permettre des doutes Monseigneur, sur Votre empressement de satisfaire aux désirs du Roi dans une affaire, où j'ai la parole de Votre Altesse Sérénissime pour garant, je présume que le retard, qu'Elle met dans son exécution, ne provient que de Ses occupations multipliées. Agréés donc Monseigneur, que je la Lui rappelle, étant bien persuadé, que Votre Altesse Sérénissime suivra en faveur du Sieur Schubart le sentiment, que l'intérêt, que le Roi prend à son sort, doit Lui inspirer.

J'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect etc. etc.

à Stouccard
le 28 Decembre 1786.

### 7) Herzog Karl an Madeweiss.

de Hohenheim le 30 Xbre 1786.

Monsieur,

Votre Lettre en date du 28. de ce mois m'est parvenue. Je suis trop esclave de ma Parole, et trop flatté de trouver des occasions de plaire au Roi Votre Maitre, pour ne pas mettre en exécution la Promesse que je Vous ai faite. Des circonstances ont retardé mon projet, et un court delai encore me mettra en Etat de réaliser mes Promesses.

Je suis avec une Considération distinguée,

Monsieur,

Votre très devoué et affectioné

Charles.

à M. de Madeweiss.

8) Immediatbericht des Grafen Hertzberg an Friedrich Wilhelm II.[1]).

Le malheureux Savant Schubart ne peut pas obtenir sa liberté malgré les intercessions réiterées de Votre Majesté et les promesses que le Duc de Würtemberg lui a faites. Il a un fils, qui promêt beaucoup, et paroit avoir hérité les talens de son père, écrivant surtout fort bien en Allemand pour la prose et en vers, selon que je pourrois prouver par plusieurs lettres. Comme ce jeune homme manque de toute fortune et de toute esperance, le père sollicite souvent par des lettres touchantes, que Votre Majesté veuille le prendre en son service. Nous pourrions l'employer dans la Chancellerie et avec le tems dans le cas d'une vacance comme Secretaire de legation, si Votre Majesté vouloit lui accorder une pension de 3. à 400. écus, que je pourrois mettre à la Trinité sur le nouvel état de la Caisse de légation. Ce seroit un oeuvre de charité, qui confondroit le Duc de Würtemberg, l'engageroit peutêtre à accorder à la fin la liberté au père, et assureroit à Votre Majesté un applaudissement général, surtout des Savans. J'espère, que Votre Majesté prendra en bonne part la liberté que je prends de soumettre cette idée à Ses hautes volontés.

Berlin le 25. Fevrier 1787.

(gez.) Hertzberg.

Au roi.

Diesem Berichte ist am Rande ein eigenhändiges „acordé" vom König mit Bleistift hinzugefügt worden.

9) Madeweiss an Friedrich Wilhelm II.

à Stouccard le 16 Mai
1787.

Sire,

Votre Majesté vient enfin d'obtenir l'effet de Ses sollicitations généreuses, en faveur du malheureux Schubart, auprès du Duc de Wurtemberg. Ce Prince, visitant, il y a une couple de jours, la fortresse d'Asperg accompagné de Madame son Epouse, cette dernière fit venir en sa présence l'infortuné captif, pour lui annoncer la fin de sa détention, en l'assurant, que le Duc, son Epoux, se chargeroit de lui donner une place, analogue à ses talens, et suffisante pour le faire vivre.

Madeweiss übersendet zugleich ein Dankschreiben Schubarts an den König.

1) Aus den Acten betr. die Anstellung Ludwig Albrecht Schubarts.

## IV.

### Zu Schubart als Dichter.

Mit Recht ist stets das improvisatorische in Schubarts poetischem Charakter hervorgehoben worden. Im Interesse vollkommener Würdigung desselben aber dürfte es beachtenswerth erscheinen, dass es auch an Anzeichen bewusster künstlerischer Thätigkeit bei ihm nicht fehlt. Als ein Zeugniss dafür erscheint mir die Umgestaltung, welcher er sein Lied eines Schwabenmädchens unterzogen hat. Zuerst erschien dasselbe im Ulmer Intelligenzblatt vom 13. April 1775 in 13 Strophen, ohne Bezeichnung des Verfassers[1]). Bald darauf wurde es mit unerheblichen Modificationen in die vom Dichter nicht legitimierte Sammlung „Schubartiana“ (Augsburg und Ulm 1775) aufgenommen. Vielleicht hat der Umstand, dass das Lied aus seiner anspruchslosen Existenz in einem Localblatt heraus in weitere Kreise getragen worden, Schubart veranlasst, dasselbe in der deutschen Chronik vom 5. October 1775 in verkürzter und geläuterter Gestalt vorzuführen. Des bequemeren Vergleichs wegen mögen hier beide Fassungen neben einander gestellt werden.

| Ulmisches Intelligenzblatt<br>13. April 1775. | Deutsche Chronik<br>5. October 1775[2]). |
|---|---|
| Lied eines Schwabenmädgen. | (Ohne Titel.) |
| Ich Mädgen bin aus Schwaben<br>Und schön ist mein Gesicht;<br>Der Sachsenmädgen Gaben<br>Die hab ich freylich nicht. | Ich Mädgen, bin aus Schwaben,<br>Und braun ist mein Gesicht:<br>Der Sachsenmädgen Gaben<br>Besitz ich freylich nicht. |

---

1) In dem Exemplare der Ulmer Stadtbibliothek ist der Name „Schubart“ handschriftlich hinzugefügt, nach gefälliger Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Veesenmeyer: von der Hand des Ulmer Buchhändlers Köhler.

2) Der hier gegebene Text ist genau derjenige der deutschen Chronik, während Hauff in seiner histor.-krit. Ausgabe der Gedichte Schubarts S. 450 den Text der Frankfurter Ausgabe wiederholt. In letzterer ist das Lied als aus dem J. 1760 stammend bezeichnet. Dieses

| Ulmisches Intelligenzblatt. | Deutsche Chronik. |
|---|---|
| Die Mädgen an der Pleisse<br>Und Elbe prahlen mir<br>So viel von ihrer Weisse<br>Und Rosenröthe für. | |
| Sie können Bücher lesen,<br>Den Gellert und den Gleim,<br>Und ihr Gezier und Wesen<br>Ist süss, wie Honigseim. | Die können Bücher lesen,<br>Den Wieland und den Gleim;<br>Und ihr Gezier und Wesen<br>Ist süss, wie Honigseim. |
| Romanen, Feenmärchen,<br>Gebunden in Drap d'or,<br>Liest dort das süsse Herrchen<br>Den jungen Mädgen vor. | |
| Seht, wie an ihren Wangen<br>Lyoner Purpur hängt,<br>Und lüsternes Verlangen<br>Der Unschuld Reiz verdrängt. | |
| Der Ton, mit dem sie sprechen,<br>Verblendet nur wie Blitz,<br>Der Witz, womit sie stechen,<br>Ist nur Romanenwitz. | Der Spott, mit dem sie stechen,<br>Ist scharf, wie Nadelspitz;<br>Der Witz, mit dem sie sprechen,<br>Ist nur Romanenwitz. |
| Mir fehlt zwar diese Gabe,<br>Fein bin ich nicht und schlau:<br>Doch kriegt ein braver Schwabe<br>An mir 'ne brave Frau. | Mir fehlt zwar diese Gabe,<br>Fein bin ich nicht und schlau;<br>Doch kriegt ein braver Schwabe<br>An mir 'ne brave Frau. |
| Den Schatz, den ich besitze,<br>Besitz ich von Natur,<br>Mit meinem Mutterwitze<br>Und Unschuld prang ich nur. | |
| Das Tändeln, Lesen, Gaffen,<br>Macht Mädgen liederlich;<br>Mein Mann, für mich geschaffen,<br>Der liest einmal für mich. | Das Tändeln, Schreiben, Lesen<br>Macht Mädgen widerlich;<br>Der Mann, vor mich erlesen,<br>Der liest einmal vor mich. |
| Ich neck ihn auf dem Schoose,<br>Wenn keusche Lieb entbrennt,<br>Und er mich dann die lose<br>Und kleine Schwäbin nennt. | |

ist sicher unzutreffend, wenn man es auf die dort abgedruckte Fassung bezieht; sehr wol möglich aber ist es, dass die Fassung des Intelligenzblattes oder irgend eine andere ältere Version des Gedichtes bereits vor dem Jahre 1775 existierte.

| Ulmisches Intelligenzblatt. | Deutsche Chronik. |
| --- | --- |
| Du lieber Mann aus Schwaben<br>Liebst du dein Vaterland?<br>Komm her, du sollst mich haben;<br>Schau, hier ist meine Hand! | Hör[1]), Jüngling, bist aus Schwaben?<br>Liebst du dein Vaterland?<br>So komm, du sollst mich haben.<br>Schau, hier ist meine Hand! |

---

Das folgende Gedicht Schubarts, welches bisher meines Wissens nicht bekannt geworden, dürfte, wenn auch ohne besonderen poetischen Werth, doch für die Biographie des Dichters von Interesse sein[2]).

Der Berggeist

an

Herrn General und Kommandanten
von Hügel

Im Aprill 1784

von

Schubart.

Serus in coelum redeas, diuque
Laetus intersis populo —
Neve Te nostris vitiis iniquum
Ocior aura
Tollat — — —
Horatius

Als Scheler starb, da bebten
Des Aschbergs Pfeiler tief.
Und alle, die auf seinem Rüken wohnen,
Erschraken ob dem Donnerfalle.

Der harte Krieger frug mit gramdurchfurchter Stirne:
wer führt nun unsere Haufen an?
Wer lenkt uns mit dem Stab der Liebe,
wie Vater Scheler that?

---

1) In der Frankfurter Ausgabe und bei Hauff: Ha, Jüngling.

2) Es ist offenbar das von Schubart in seinem Brief v. 29. April 1784 erwähnte Gratulationsgedicht, welches ihm 2 ℔ Knaster eintrug. — Der hier abgedruckte Text wurde mir vor längerer Zeit von dem verstorbenen Herrn Director v. Halm aus der Münchener Autographensammlung mitgetheilt.

Im Lazarethe wälzte sich der Kranke
und winselt': ach wer träufelt nun
In unsre Wunden Balsam?
Wer kühlt uns in der Qual?? —

Mit gelbem Antliz blikte der Gefangne
durchs Eisengitter himmelauf.
Er röchelte: Wer wischt mit sanften Händen
Nun von der Wange Kerkerstaub?

Es schüttelte mit fürchterlichem Rasseln
Die Fessellast der Galiot.
Ha, brüllt' er auf vom Stroh: Wer leichtert
Nun unsre Ketten? und der Kugeln Druk?

Da stieg der Berggeist aus des Aschbergs Bauche,
Stand hoch im Mondenlicht:
Strekt seine Rechte auf gen Himel
und sprach: was traurt ihr so?

Ich bin der Erde Hüter Einer.
In Gottes ewgem Rath
Ists längst beschlossen: Hügel
Soll euer Vater seyn.

Der Mann, dem Wodan um die Hüften
Das Schwerd geschnallt; dem deutscher Muth
Die grose Seele längst beflamte,
Soll, Krieger, euer Führer seyn.

Der Christ, voll Samaritermitleid
Geusst in des Kranken Wunden Oel.
Mit Menschensorg' und Christenpflege
Labt er die Müden in der Qual.

Auch schwimt ihm Engeltröstung auf den Lippen
Für Dich, gefangner Mann.
Schon strekt Er seine Rechte, troknet
Die Zähre Dir vom Angesicht.

Auch dir, du kettenwunder
bleicher Galiot
Lüpft Er der Eisenschellen Schwere
und leichtert Deine Last.

Denn Hügel will die Frevler bessern
Durch linde Strafen, doch durch Höllenqual
Sie zur Verzweiflung bringen,
Das will mein Hügel nicht.

D(r)um traurt nicht so, Bewohner meines Berges,
In Gottes ewgem Rath
Ists ia beschlossen: Hügel
Soll euer Vater seyn.

So sprach der Geist des Berges
dähnt sich und schwand im Mondgewölk.
Ich hörts — und eine Wonneträne
Trof in mein Lied.

## V.

### Briefe Schubarts[1]).

1) Schubart an Balthasar Haug.

Geisslingen den 13ten Maj 1767.

Mein theurester Freund,

Ich schreibe schon den dritten Brief an Sie, der vielleicht so wenig als der erstere Sie aus Ihrer phlegmatischen und unfreundschafftlichen Ruhe herauszuschreken vermag. Wie bin ich so missvergnügt! Wie Pandions Tochter size ich in Rosengebüschen und singe in Elegien dem ganzen Frühling meinen Gram vor. Und Sie sind der Mörder meiner Ruhe. Sie schlagen sich zu meinen Feinden, indem Sie auf alle meine freundschaftlichen Klagen nicht antworten. Doch vielleicht, dass ich Ihnen mit gegenwärtigem Schreiben wenigstens 2. Zeilen Trost abzürne.

---

1) Der grösste Theil der hier zum Abdruck gelangten Briefe war mir bereits vor Veröffentlichung meiner Beiträge zur Kenntniss Schubarts im 6. Band dieses Archivs bekannt. Von der Ansicht ausgehend, dass Schubart nicht zu denjenigen Autoren gehöre, von denen jeder ungedruckte Buchstabe publiciert zu werden verdient, habe ich damals nur weniges aus meiner kleinen Collection mitgetheilt. Da ich jedoch im Verlauf meiner weiteren Schubart-Studien zu der Ueberzeugung gelangt bin, dass kaum ein Schriftstück von Schubart existiert, welches nicht den einen oder anderen charakteristischen Zug enthält, oder doch für die Biographie des Dichters oder für die Culturgeschichte seines Zeitalters verwerthet werden könnte; und da ich anderseits meine frühere Absicht, ein umfassenderes Werk über Schubart zu publicieren, mittlerweile aufgegeben: so erschien es mir als Pflicht, die von mir gesammelten Briefe — wenn auch zum Theil nur auszugsweise — anderen Forschern zugänglich zu machen. Wo ein anderer Ursprung nicht angegeben ist, entstammen die Briefe Privat-Autographensammlungen.

Noch biss iezo habe ich einen so unbestimmten Begrif von Ihrem neuen Carakter, von den Beschäftigungen Ihres Ammtes und Ihrer Muse, dass mich eben diese Ungewissheit martert.

Aber, warum sind Sie dann so eigensinnig und schreiben nichts mehr? Haben Sie sich auch zu der Bande Ihrer Landsleute geschlagen, die Alles schreiben können und Nichts schreiben wollen?

Gemmingen, der so geizige Züge aus der Hippokrene gethan hat, izt aber den Faden in den Labirinthen seines Vaterlandes sucht und — vor die Welt schweigt; der freimüthige Huber, der ein paar Juvenalische Geisselschläge auf den fetten Rüken der Narren that und schwieg; Duttenhofer, der alles wagen könnte und nichts wagt und nun auch Haug, dessen Muse im Magister keimte, im Pfarrer Blüthen trieb und im Professor die Blüthen abfallen lässt, ohne sie zu Früchten zu treiben! — Nein, theurester Freund, das ist nicht auszustehen. Ihr Ruhm, die Ehre Ihres muthwillig verarmten Vaterlandes und die Ungeduld Ihrer Freunde erwarten mit Recht die Palingenesie Ihres Geistes, dessen Ruhe vielleicht nur ein Löwenschlummer war, um mit Gelegenheit, stärker an Kräfften hervorzubrechen. Ich arbeite auch; aber Gott weiss es, mit welchem Erfolge. Ich weiss nicht, ob Sie meine Todesgesänge gelesen haben; aber das weiss ich:

Flebilis, ut noster status est, ita flebile carmen —

Indessen wäre ich doch begierig, Ihre und anderer Verständigen Meynung über diese Gesänge zu wissen. Ich wäre schuldig mit einem Exemplar aufzuwarten; aber mein Buchhändler war so geizig, dass er nur mich und meinen Vater damit versah. Jezt arbeite ich an einer besondern Gattung von Gedichten, die, wann sie sonst kein Verdienst haben, wenigstens den edlen Ehrgeiz verrathen sollen — original zu seyn! — Wann mich nicht mein Ammt und Hauss und Nahrungssorgen so sehr zur Erden beugten; so getraute ich mir noch manche Arbeit zu liefern, deren ich mich wenigstens nicht schämen dürfte. Aber mein Geist ist unter der Presse und alle meine Arbeiten sind Blutstropfen. Neid und Verfolgung ist aufs höchste gestiegen. Ich habe mich neulich um das Ulmische Conrektorat gemeldet und man hat mir einen Stümper von einem Magister vorgezogen. Man klaubt an meinen Schrifften, um Gifft zu finden, und mich damit zu vergeben. Bei elendem Brod, schaalem Bier und ohne den Trost eines Freundes (ich weine, indem' ich dieses schreibe.) muss ich die niedrigsten Geschäfte verrichten.

Von Clerisei und Hass umgeben
sing' ich von Zärtlichkeit und Ruh;
ich singe von dem Safft der Reben
und Wasser trink' ich offt darzu.

Mein Körper leidet gewaltig und mein Trost ist das, was andere fürchten — der Tod! — Bestrafen Sie mein Vertrauen nicht wieder

mit Stillschweigen; eilen Sie mir mit Freundschafft und Trost entgegen und seyn Sie mit dem Lohne zufrieden — einen Unglüklichen beruhigt zu haben.

In dem Unterlande zeiget sich in einigen Gelegenheitsgedichten ein iunges Genie, das Aufmunterung verdient. Vermuthlich in Tübingen. — Wann Sie einmal des H$^{n}$ v. Gemmingen Schrifften auftreiben, so ersuche ich Sie, mir selbige zu communiciren.

Ich falle an Ihren Busen und nenne mich in der Ekstase einer erwärmten Freundschafft

Ihren
Diener und Freund
Schubart

N. S. Empfehlen Sie mich allen, die nach mir fragen und zum Mitleiden nicht verwahrlosst sind.

2) Schubart an Johann Martial Greiner[1]).

Ulm den 23$^{ten}$ Febr. 1775.

Liebster alter Freund Martial,

Ich höre dass du noch frisch Odem hohlest, und du als Patriarch in der Musik ganz Stuttgardt durch die geschmakvolle Einrichtung deiner Konzerte bezauberst. Nun das ist mir lieb. Gott gebe dir dafür ein reiches Weib, gute Laune, und wenn du noch ein halbes Seculum gegeigt hast; so fahre meinetwegen ins Paradies, und nimm mich in deinem Geigenfutral mit. O lieber Martial, wie viel hat sich nicht seit diesem geändert, als ich das leztemal bey dir war, und aus deinem Weisheitskolben ein paar Gläschen Poetengeist hinabstürzte! Unsere Freunde und Bekannte sind aus einander gestäubt, wie Spreuen in die der Sturm bläst. Sämanns Tod hat mich ausserordentlich gerührt[2]). Schreib mir doch einige Partikularien davon. Wo ist doch Steinhardt und seine liebe Frau? Empfiehl mich ihnen, wenn du an sie schreibst.

In München bin ich etliche mal vor Dellers Grab gewandelt und habe mich da genug ausgeweint. Ein frommer Bruder, der ihn bis in Tod verpflegte, hat mir es gewiesen. Mein Gott! welch ein Schiksal haben oft die grösten Genie's! O! wie glüklich ist der Mann, der sein Landgut, sein Weib im Arm, Pferde im Stall, Wein im Keller und Geld im Beutel hat, und wie der weisse pauci[s] contentus in einem christlichen Räuschchen ins Grab hinab schlum-

1) Talentvoller Geiger, Schüler Tartinis, längere Zeit bei der „herzoglichen Musik“ in Stuttgart angestellt.

2) Vgl. deutsche Chronik vom 20. Febr. 1775.

mert. Und nun hab ich eine herzliche Bitte an dich, Liebster Bruder. Wenn du mir die gewährst; so will ich gern dein Calfoniumbub werden. Die Musik ist noch immer ein Hauptstudium von mir. Ich möchte also zu meinem Privatvergnügen das Requiem vom unsterblichen Jomelli haben. Lass es mir doch in Partitur abschreiben und schik es mir bey der nächsten Gelegenheit. Die Schreibgebühr will ich dir noch vorher übersenden, wenn du mir mit der nächsten Post schreiben magst: Wie viel.

Ich verlasse mich auf deine Billigkeit, dass du mit einem armen Gelehrten, der wie der Esel im Tagelohn arbeitet, säuberlich verfahren werdest. Wenn du mir meine Bitte nicht gewährst; so geb ich dich nächstens in meiner Chronik für tod aus und mache dir die Grabschrift:

Hier liegt der Geiger Martial
Er hatt' in diesem Jammerthal
Den deutschen Namen Greiner
Doch Martial klang feiner,
Drum er sich diesen Namen gab.
Nun sch . . . der Hund ihm auf das Grab.

Und nun lebe wohl, und grüss mir deine 6000 Menscher. Weisst du musikalische Neuigkeiten, so schreib sie mir, flugs wirsts in der Chronik lesen.

Gute Nacht, guten Morgen, guten Tag. Prosit die Mahlzeit, glükliche Aderlässe — azi! Gott helf dir! Bringe dirs Bruder! Ey so sauf du und der Teufel. Pfr! . . . . . . — leb wohl, schlaf wohl, ede, bibe, lude, geig und steig.

Ich bin

Dein alter Schubart.

3) Brief Schubarts, datiert:

Ulm am Osterfeste 1776[1]).

(Vielleicht an Haug.)
[Auszug.]

Euer Wohlgebohrn empfehl ich . . . . Herrn Müller aus Gotha, einen sehr gründlichen Klavieristen . . . . . .

Und was macht dann das närrische Mensch, Literatura? — Kalender, oder Merkure, oder Musäa, oder Magazine, oder Chroniken? — Leider Gott erbarms! alles durcheinander, zum Verderb der gründlichen Gelehrsamkeit und des ächten unverdorbnen Naturgeschmaks. . . . .

---

1) Aus der Autographensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

N. S.

ich befinde mich, Gott sei dank, wohl; hab Brod, Bier Tobak und ein krankes Weib. Könnten Sie nicht einmal einige Krüge Wein entbehren? der fehlt mir leider! —

4) Schubart an Ph. Christoph Kayser[1]).

Ulm den 6ten Oktober 1776.

Ein duzend Briefe, lieber *Kaiser*, schrieb ich schon an dich, halb aus, ganz aus — und alle zeriss' ich. Wenn ich an Leute schreibe, die ich hochschäze; so mach' ich mir selber meine Sachen niemals recht. Da kommt dir immer die üble Laune dazwischen und schneidet mit Atropos Scheere das ganze Geweb' entzwei. Indess dacht' ich doch mit Millern sehr oft an dich und wir feirten gemeiniglich da dein Andenken, wenn wir die Donau 'nuntergiengen und uns im Steinhäule in Schatten lagerten. — Geh' also wieder hin, Brief, und grüss mir zuförderst den brafen, lieben *Kaiser* und — seinen Schreibteufel. Jaia! seinen Schreibteufel. Denn das ist ia ein so lieber, gutherziger, redseeliger Teufel, dass man ihn gleich beim ersten Anblik so lieb gewinnt, als den wiederkehrenden Abbadonna. Geschwäz! Also was anders! — ......[2]). Ewiges Jagen nach Philosophei, Belesenheitswust, tükische Ausfälle, sklavische Nachgiebigkeit gegen diesen und ienen, nachgeäfte Laune, zehnmal gesagte und schon von Anbeginn her kühle Waidsprüche, kindische, elende, verwahrlosste Reimereien und in der Prose nicht selten eine Periodologie, mit Fleiss bewölkt und benachtet, dass die schlimmsten Gedanken und Sentiments, wie Höllengeister drinn hausen können — *das scheint mir Wielands Charakter zu seyn u. desshalb sch— ich ihn an mit Freuden.*

Von ...[3]) gehen hier allerlei Gerüchte — er ist auf der Jagd erschossen — im Duell erstochen worden — und was noch Scheusslicher ist — er habe sich durch einen äusserst schlechten Lebenswandel bei aller Welt verhasst gemacht. Ich weiss, dass alles er-

---

1) Offenbar in höherem Masse, als bei den in den Grenzboten 1870, IV S. 421 ff. veröffentlichten Briefen an Kayser, ist hier der letztere selbst oder ein späterer Besitzer bemüht gewesen, eine Reihe von Sätzen durch mehrfache Ueberstreichung oder Ueberklecksung unleserlich zu machen. Die von mir trotzdem entzifferten Stellen sind durch cursive Lettern angedeutet. Bei den (jedesfalls auch nachträglich) durch einfache Querlinien durchstrichenen Sätzen, welche für niemand unlesbar sind, schien eine besondere Bezeichnung nicht erforderlich.

2) Eine längere Stelle ist hier völlig unleserlich gemacht.

3) Vermuthlich Goethe.

logen ist; aber bersten möcht' ich vor Zorn, dass es solche niederträchtige Schurken gibt, die, wenn sie dem grossen Mann nicht anderst beikommen können, ihm ....[1]) ins Gesicht sprizen.

*Hast recht wegen André und Junker*[2]), *aber du kennst* nicht alle meine Verhältnisse. André nekt mich schon Jahr und Tag, sein Tagwerk zu loben; denn es faulte beinah' im Buchladen. — Ich thats und nun fragt man wieder darnach. Auf'm Klavier thuts immer keine üble Würkung.

*Junker liegt an der Poli*graphie sehr schwer darnieder. Ich habs ihm derb geschrieben; aber öfentlich mocht' ichs ihm nicht sagen. Er lallt Lavaters Kraftworte nach, ohne seinen tiefen Blik zu haben. Daher stehen seine Worte oft am unrechten Orte — wie ein Purpurflek auf Zwilchhosen. Auch sein Feuer ist affektirtes Feuer — ein Pulverteufel, der aufpuft und stinkt — nicht Feuer von Gottes Altar. — Das weiss ich nun gar wohl, lieber *Kaiser;* aber ich mags dem guten Manne zu lieb (denn er kann doch der Welt noch manchen Dienst leisten) nicht laut sagen. Ins Ohr geraunt sei es den wenig Edlen, die dich und mich verstehn. — Aber, Bruder, du bist doch auch ungerecht. Forderst lauter Lavater, Herder, Göthe, Klopstok, Gluk, Stollberge — Blize Gottes! — wohin aber mit der Mittelklasse der Menschen? Sollen sie am Markte der Welt müssig stehn und Elephanten und Riesen angaffen? — Für dich und deines Gleichen schreiben wenige; wer soll aber für die weit grösere Zahl schreiben, wenns ia geschrieben seyn soll? — Ich habe zum Schriftsteller sehr wenig Geschik — nicht Genie genug, nicht Gelehrsamkeit genug, nicht Fleiss genug; aber so lang' ich Leute finde, die mich doch lesen; so schreib' ich und bitte nur Gott, dass er mich in Gnaden bewahre — nichts Böses zu schreiben. Soll ich Holz-haken? kanns nicht! Linsen klauben? kanns nicht! — wieder an Hof gehn ...... Also schreib' ich und mein Weib und Kinder freuen sich der kleinen Gabe ihres Vaters. In diesem Falle sind tausende: lass sie also schreiben und unter Kässpappier und Häringsumschlag ihr Grab finden.

Gluk — in meinen Augen so göttlich, wie in den deinigen — ist noch immer, *wie mir Becke*[3]) *aus Wien schreibt, untröstlich wegen seiner Nichte* ...... und wird nun nächstens seine Hermannsschlacht herausgeben. Seine Iphigenie hab' ich leider! noch nicht

---

1) Hier ist eine Zeile unleserlich.

2) Dies bezieht sich wahrscheinlich auf Aeusserungen Kaysers über die beiden Artikel: „Erwin und Elmire von Göthe und André" und „Christus Köpfe von Junker" in der deutschen Chronik vom 19. September 1776.

3) Ignaz von Beecke. Vgl. über denselben Schubarts Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst (Ges. Schriften Bd. 5) S. 173 f.

gesehn. Wie wärs, wenn du einen teutschen Text drunter sezen würdest? du kannst's, weil du Gluken nachempfindst; also thus!

Hör, lieber *Kaiser!* Ich möcht gern Lavaters Phisiognomik eigen besizen. Möchtest du nicht an Stainern[1]) nach Winterthurn schreiben und ihm vorschlagen: ob er nicht einige von mir in Musik gesezte Lieder verlegen wolle? oder ob ich ihm Jomelli's Requiem mit einem teutschen Text von mir in Verlag geben, oder sonst was schreiben soll? — die Phisiognomik abzuverdienen! — So viel baares Geld bring ich doch in meinem Leben nicht zusammen.

Nach Manheim hab' ich schon sehr oft um Schattenrisse von musikalischen Genies geschrieben; ich hoffe sie aber nun durch Mahler Müller gewiss zu erhalten — und dann gleich Lavatern zu[2]) — aber ohne die lächerliche Prätension, mich öfentlich desswegen lobpreissen zu lassen, dass ich auch — einen Tropfen in Ocean trug.

Nicht Schattenriss, sondern Porträt erhälst du von Augspurg aus von mir. Häng' es auf unter deinen Freunden, wenn ich's werth bin.

Noch eine Bitte, Bester! Schik mir doch mit nächstem Postwagen Shakespears Werke — ich sende Musikalien an Ott (die Bravourarie der Mara von Reichardt[3])) der wird dir dann's Geld davor geben.

Du! — warum schreibst mir dann nichts von der Höllenthat in Zürich?[4]) Alle Welt schreibt und spricht iezt nur davon. Schik mir doch Wahrheit in meine Chronik!

Möchtest mir nicht manchmal auch deine musikalischen Phantasien, Grillen, Einfälle, Paradoxa, Gefühle, Flüge — für die Chronik mittheilen? — Thu's, Lieber!

Dem Gottesmann, Lavater, meine grose, grose Empfehlung. Ich schrieb ihm gern; aber Sünde wärs ihm mit meinem Geschmier Eine Himmelsminute zu rauben. Ich kann also nur an ihn denken und ihn bewundern.

Gelt, *Kaiser,* ich hab heut auch 'en Schreibteufel? — Nun so fahre dann aus du unsauberer Geist!! — Fort ist er — doch wohl nicht mit Gestank. —

Ewig dein Schubart.

Mein Weib empfihlt sich dir herzl.

---

1) Gemeint ist Heinrich Steiner, der Verleger der „Physiognomischen Fragmente" in Winterthur.

2) Das Verbum fehlt im Manuscript.

3) Eine Arie, welche J. F. Reichardt zu einer Hasseschen Oper für die Sängerin Mara componiert hatte; vgl. Schletterer, J. F. Reichardt I, 276.

4) Gemeint ist das vorgebliche Verbrechen der Vergiftung des Abendmahlweins in Zürich (12. Sept. 1776).

Vor einigen Wochen wär' ich schier gestorben — der Todenvogel heulte schon; das macht mich sehr behutsam.

5) Schubart an seine Frau[1]).

Hohenasperg den 15ten Juni 1783.

Beste,

Dein Brief hat mich am Anfang erfreuet u. am Ende herzlich betrübt. So ist also deine liebe Schwester Catharine nicht mehr? — So ist sie dir also vorangegangen und hat dich Einsame im Thal der Thränen zurückgelassen? — Ich verhülle mich, Beste, weine mit dir u. deinem grauen Vater und bete Gott an. Sie war ein gutes Weib, Muter, Tochter, Haushälterin und immer für die Menschheit zum traulichen Umgang u. fürs Mitgefühl geöfnet. Gott gab ihr der Freuden viel u. nur wenige Tropfen Gram wölkten diesen Becher der Freude. Sie überlebte ihre Eltern nicht, hatte immer gute, friedliche Männer, die ausser dem häusslichen Spinnengewebe nicht weitere Kraise suchten, um sich drinn zu tummeln; hatte Kinder; Hauss, Güter und Geld und so viel Ehre als ihre eingeschränkte Seele verlangte. Was ihr an höherer Erkänntniss abgieng, wird nun Gott in einer besseren Welt nachzuhohlen wissen.

Drum, Beste weine nicht!
die Schwester ist vorange[gan]gen
wo keine Zähren auf den Wangen
mehr trüben unser Angesicht;
o Beste, weine nicht.

O Gattinn, würdest du
An Edens Wasserbächen
Jezt deine liebe Schwester sprächen;
Sie lächelte dir zu:
Missgönnst du mir die Ruh?

Wir eilen all wie sie
Der Ewigkeit entgegen,
auf sanftem u. auf rauhen Wegen;
Nur dorten täuscht uns nie
der Herzen Simpathie.

---

1) Ob das Original dieses Briefes noch vorhanden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Abdruck erfolgt auf Grund einer im Besitz des Herrn Keller zu Geislingen befindlichen Copie, welche mir durch die Güte des Herrn Professor Nägele in Geislingen zugänglich wurde.

Wann wir in Christus Licht
einst alle auferstehen,
u. unsere Lieben wiedersehen
o Weib, dann trüben nicht
die Thränen das Gesicht.

Einst wirst du mit schaudernder Wehmuth unter den Gräbern des Geisslinger Todenbérgs wandeln und hier die Ruhstätte deiner Kinder — dort das Grabmal deiner Schwester und da den erhöhtren Hügel betrachten, wo dein Vater und deine Muter schlummert; und wenn ich denn auch schon eingegangen bin in meine Ruhe; so wirst du mit stiller Sehnsucht durch die Wolken des Todes gen Himmel schauen und Gott bitten, dass er dich bald auf ewig mit deinen lieben vereine. Die Religion Jesu wandelt die heidnische Traurigkeit in den himmelnahen Wunsch: aufgelösst und bey Jesu Christ zu seyn.

Sag dieses auch deinem lieben Vater, nebst meinem kindl:n Gruss und ermuntre ihn, wieder Mann und Christ zu seyn. Auch er hat seine Kinder dem Tode gezeuget; und Jesus unser Herr hat sie zur Auferstehung geweiht. Wir wollen an der Leichen der unsrigen stehen u. Gott über ihnen preisen lernen. — Eben war der liebe Elsässer bey mir und traf mich über diesem Briefe an. Ach Gott, wie ich mich da freute u. ihn fest an mein Herz drükte — der Freund meiner mir so unausssprechl. lieben Gattin, den brafen teutschen Mann — und den erleuchteten Christen!! — Wir sprachen von dir, unsern Kindern, meist aber von der Religion, und wir sind hierinnen so Eins, wie zwo Verschwisterten Seelen es nur immer seyn können. Du bist glüklich, einen solchen Führer zu haben, da es dein Mann nicht seyn konnte, Ach, Freundinn, wie gross, wie Himmelerhebend ist die Religion Jesu! — Und du klagest noch, wenn eine Blume der Sturm des Todes knikt, um als Zeder im Garten Gottes wieder aufzublühen? —

Mein Herz seegnet dich, Beste! Küsse meine Kinder! — Vertraue Gott in Christo Jesu, der Fülle der Gottheit und liebe so herzlich, wie dich liebet

deinen
treuen Mann
u. Freund

Schubart.

6) Schubart an seine Tochter. Asperg, d. 2. Sept. 1783.

(Ergänzung des Band VI S. 391 abgedruckten Bruchstücks.)

Lass dich nur, ich bitte dich, mit keinem vom Theater ein; das Theater ist ein Eisboden, drauf schon manche Tugend ausglitschte

und fiel. Wenn ich nur meine Freiheit hätte, dann nähm' ich mein Julchen zu mir und ich wollte dir dann gewiess einen Jüngling aussuchen, der deiner Liebe würdig wäre. Doch, der Zeit darfst du noch nicht ans heirathen denken. Bewahre also dein Herz.

Ich hoffe, du habest mich noch immer lieb und betest fleissig für mich. Ach, dein armer Vater liegt noch immer gleich einem Missethäter gefangen und hoft keine Erlösung — als durch den Tod. Gewiess mein Schiksal ist hart. Schreib doch einmal an die Fr. Reichsgräfin und bitte für mich. Wer weiss, ob Gott nicht die Bitte der Unschuld und kindlichen Frömmigkeit seegnet! —

Lektür, Musik und Zeichnen empfel ich dir sehr. Vor allen Dingen aber — die Bibel. Ach, mit diesem himlischen Buche richtete ich mich in meinem eisernen Jammer empor. —

Ich wollte dir gerne Lieder von mir schiken, wenn ich dächte, dass dir solche Tändeleien willkommen wären. Eidenbenz[1]) sezt sehr schön und leicht fürs Klavier und die Singstimme. Ich empfele dir seine Stüke.

Schreib mir bald, liebe Tochter, so warm, als dein Herz ist und tröste damit

deinen
armen gefangenen
Vater
Schubart.

Hör Julchen, ich bitte dich, vertraue mir dein Herz an. Ich glaube, dein bester Rathgeber zu seyn, weil ich denk' ich empfinde, wie du. Lebe recht wohl.

7) Schubart an seine Frau.

Hohenasperg den 25$^{\text{ten}}$ Febr. 84.

Erste Freundinn!

Die Jgfr. Freiin, meine Schülerin, wird das Vergnügen haben, dir gegenwärtiges Briefchen zu überreichen. Es ist blos ein Kuss, den ich dir im Geist auf deine Lippen drüke.

Du must es mir nicht übel deuten, dass ich dir so lange nicht schrieb. Wäre ieder Gedank' an dich ein Brief geworden; — Himmel, wie Schneefloken wären meine Briefe geflogen. —

Auch habe ich immer so viel Arbeit, als ich nie in meinem Leben hatte. Ich informire 9. biss 10. Stunden des Tages — und arbeite noch viel dazwischen. Von Stuttgardt hab ich schon wieder eine Bestellung für das Orchester. Man könnte dir wohl einmal aus der Theatral Casse ein Präsent machen, da ich schon so manches dahin arbeitete.

1) Joh. Chr. Gottlob Eidenbenz, seit 1776 Zögling der Karls-Akademie, später (seit April 1784) Hofmusicus.

Meine Gesundheit ist gegenwärtig nicht die beste. Ich habe Schlagflüssige Anfälle, die mir kein langes Leben weissagen. Wenn ich nur aufs Frühiahr ein Baad gebrauchen könnte; so wäre mir auf viele Jahre geholfen. Aber — —

Pflege also deine Gesundheit für die meinige; geh aufs Frühiahr ins Baad u. reiss alsdann nach Augspurg. Ich kann dir bis dahin die Kosten dazu liefern. —

Ludwig ist ein ganzer Kerl. Er hat mir wieder schöne Sachen geschikt. Nur zittr' ich für seine Gesundheit. Ich schreib ihm nächstens.

Gruss und Kuss an Julchen. Nächstens schreib ich dir viel. Heut ärgert mich meine blasse Dinte.

An Elsäsers meinen Respekt.

Ewig

Dein

Schubart.

8) Schubart an Miller[1]). Hohenasperg am Thomastage 1784.

[Auszug.]

Schubart wünscht zu erfahren, ob Miller die durch den Leutnant von Scharfenstein übersandten 18 Porträts erhalten habe.

„Gott gebe dir und deiner Gefährtin seelige Feiertage. Ach wär ich auch bei euch, ihr Lieben, im Schoose der Freundschaft und reichsstädischen Einfalt.“

9) Schubart an Miller. Hohenasperg den 2. Okt. 1786.

[Auszug.]

Empfehlungsbrief für den Leutnant Kapf, der „den Verfasser des Siegwarts — und so mancher gemeinnüzigen Schrift“ persönlich kennen zu lernen wünscht.

„Ich höre nur wenig von Ulm und diss Wenige handelt meist von Feuersbrünsten und Auswandrungen, worüber ich weinen möchte. Aus Reussen's Staatskanzlei bin ich vollends vom sichtbaren Verfalle deines Vaterlands überzeugt worden.“

„Von meinen Angelegenheiten soll Kapf mit dir sprechen. Er weiss alles.“

---

1) Es sei nachträglich bemerkt, dass der Brief Schubarts an Miller, aus welchem Archiv VI S. 371 f. eine Stelle citiert wurde, bereits bei Strauss (II S. 233 f.) abgedruckt ist. Es wurde dies seiner Zeit übersehen, weil an letzterer Stelle das Schreiben ein unrichtiges Datum führt. Das Original ist nicht vom 5ten November 1785, sondern vom 5ten September (7ber) datiert.

## 10) Schubart an den Universitätssekretär Vischer[1]).

[Auszug.]

den 14ten Merz 1789.

Das Schreiben bezieht sich auf Schuldforderungen der Inhaberin der Ludwigsburger Hof- und Stadtapotheke[2]).

... „Was die Schuldfordrung selbst betrift, so hat Regierungsrath Kerner in Ludwigsburg, als mich 1773 der Bannstrahl des Pabst Zillings aus seinem Bezirke weg blizte, meine noch restirende Besoldung zurükbehalten, um meine wenigen Schulden zu bezahlen. Da nun seit 16 Jahren sich kein Mensch gemeldet hat; so konnt' ich glauben, dass all meine Gläubiger befriediget seien — folglich auch die Bischoffin. Doch weil sie eine arme Wittfrau ist, so will ich sie sogleich bezahlen, wenn sie erweist, dass sie damals nichts vom Ludwigsburger Oberamt erhalten.

Auch ist es eine infame Lüge, dass ich Arzneien von ihr auf den Asperg habe hohlen lassen; indem es ia landkundig ist, dass ich dort in allen Stüken auf Kosten des Herzogs unterhalten wurde."

## 11) Schubart (wahrscheinlich) an den Buchhändler Wenner in Frankfurt[3]).

Stuttgardt den 5ten August 1790.

Verehrungswürdigster Mann,

Verzeihen Sie mir, dass ich auf Ihre schäzbare Briefe nicht frühere Antwort ertheilte. Es gibt gar viele Dinge, die mich vom Schreibtische abrufen, wenn ich schon die Feder zukte, die Briefe meiner Freunde zu beantworten. — Ihre freundschaftliche Einladung hat mich ausnehmend gerührt; ich würde auch Ihr Hauss allen übrigen Wohnungen in Frankfurt vorziehen, wenn es meine Lage vor dissmal nicht ganz unmöglich machte. Vielleicht kommt aber mein Sohn dahin, der Sie bald aufsuchen und die Freundschaft zu geniessen streben wird, die Sie so grossmüthig seinem Vater zugedacht haben. Da er sehr schöne Talente und wahrhaftig schriftstellerischen Beruf hat; so soll er einmal eine Schrift für Ihren Verlag aus-

---

1) Aus dem k. geh. Hof- und Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. oben S. 29.

2) Dieselbe hatte sich in einem Schreiben vom 11. März 1789 bei dem Obersten v. Seeger wegen Nichtbeachtung ihrer Mahnungen beschwert.

3) Dieser Brief wurde mir vor längerer Zeit von dem verstorbenen Herrn Dir. v. Halm aus seiner Privat-Autographensammlung mitgetheilt; der gegenwärtige Besitzer desselben, Herr Rudolf Brockhaus in Leipzig, hat die Güte gehabt, meine Abschrift nochmals zu collationieren.

arbeiten, die dem Autor und Verleger Ehre bringen soll. Für die mir überschikten Bücher und Broschüren bitte ich Sie, den Preiss zu bestimmen, wo sodann die Bezahlung gleich folgen soll. Da ich meinen Lebenslauf würklich hier druken lasse; so wünscht ich wohl zu wissen, ob Sie eine Quantität Exemplare davon, um die höchst billigsten Bedingungen, übernehmen möchten? In den nächsten Beilagen meiner Chronik sollen Ihre Verlagsartikel mit derjenigen Achtung angezeigt werden, die sie verdienen. Es ist wahre Freude für mich, Ihre Vortheile befördern zu helfen, denn ich ehre und liebe die Männer, die, wie Sie, die Ehre des Vaterlandes durch gute Verlagsartikel befördern, die Verstand und Geschmak besizen, und allen Schurkereien von offenbaren Spizbuben an, bis auf die maskirten Schmieders[1]), todfeind sind. Bleiben Sie gesund im schwindlichten Wirbel der Kaiserwahl, und wenn Leopold der Deutschen Oberhaupt wird; so trinken Sie in ächtem Hochheimer oder Nierensteiner auf die Gesundheit des weisen Kaisers! Auf Deutschlands Heil! Auf Frankfurts Wohlfarth! Auf Ihres Hausses Glük! Und — wenn der Himmel um Sie mit all seinen Planeten und Sonnen nach Pythagoras Pfeife zu tanzen scheint; so erinnern Sie sich beim duftenden Glase voll Rheinwein

Ihres
deutschen Freundes und
Dieners

Schubart.

---

1) Nach gefälliger Notiz des Herrn Dir. Redlich in Hamburg: eine Anspielung auf den Karlsruher Nachdrucker Chr. Gottlieb Schmieder. Vgl. auch Strauss II, 246.

# Der Apostel der Geniezeit.

**Nachträge zu H. Düntzers „Christoph Kaufmann".**

Von

JAKOB BAECHTOLD.

Durch eine beträchtliche Anzahl ungedruckter, aus dem Nachlasse von Johann Georg Müller in Schaffhausen stammender Briefe von Christoph Kaufmann bin ich in den Stand gesetzt, einige Nachträge zu Düntzers verdienstlichem Buche zu geben. Diese verändern zwar im wesentlichen an dem Bild, welches Düntzer vom „Gottesspürhund" entworfen, nichts, mögen dasselbe aber in einigen Zügen ergänzen und namentlich das Verhältniss Kaufmanns zu Haugwitz klarer stellen.

Benutzt wurden im folgenden 79 Briefe aus den Jahren 1777—1793 von Kaufmann und dessen Gattin an Eberhard Gaupp in Schaffhausen, sowie einige Briefe von Graf Haugwitz an Gaupp, den Schwiegervater J. G. Müllers. Dazu kommen noch 7 Briefe Lavaters an Kaufmann[1]. Gaupp[2] (1734—1796) stand einem bedeutenden Handelshause vor und war als Freund der Wissenschaft und Litteratur namentlich mit Lavater, sodann einer Menge hervorragender Persönlichkeiten des Auslandes verbunden. Der Herrnhutischen Richtung zugethan, lernte er 1780 den gleichgesinnten Freiherrn Curt von Haugwitz kennen und blieb mit ihm lange Zeit in vertrautem Briefwechsel.

---

1) Aus dem Züricher Lavater-Archive durch gütige Vermittlung des Herrn Antistes Dr. Finsler.

2) Ueber Gaupp vgl. die jüngst erschienene, freilich ungenügende Biographie J. G. Müllers von Stokar (Basel 1885).

Ueber den Vater Kaufmanns gibt das Winterthurer Bürgerbuch von Küenzli einige zuverlässige Nachrichten[1]). Dieser Christoph Kaufmann, der ältere, wurde geboren den 25. Februar 1707 und starb am 10. April 1785[2]). Ueber ihn berichtet die angeführte Quelle: „Gerber, Spitalschreiber 1736, Grossrath 1740, Kleinrath 1757, Bauherr 1758, Statthalter 1771[3]). Er baut die steinerne Bruck am untern Thor anno 1759, ebenso die Strass nach Töss anno 1763. Er verschüttete den Holder-Weiher und verebnet die Schanz vor dem Steigthor." Seine Frau war Anna Barbara Weinmann, geboren 5. October 1708, gestorben 7. Januar 1776[4]). Aus der Ehe giengen 13 Kinder hervor, von denen die meisten in zartem Alter starben. Der nachmalige Kraftapostel, geb. 14. August 1753, war das jüngste Kind des Hauses.

Wenn Düntzer S. 3, wo er von dem Mathematiklehrer Kaufmanns Sulzer spricht, auf den Aesthetiker dieses Namens geräth, ist dies ein Irrthum. Gemeint ist Sulzer „zur Tanne", über den Troll in seiner Schulgeschichte Winterthurs S. 124 handelt, und welcher, bevor er an die öffentlichen Schulen berufen wurde, was 1767 geschah, Privatunterricht in den mathematischen Fächern ertheilte.

Kaufmanns Gattin war Anna Elisabeth Ziegler, geb. 1750, gest. 1826. Uebereinstimmend melden das Winterthurer Bürger-

---

1) Ich verdanke sie der Güte des Herrn Rector Dr. Geilfus in Winterthur.

2) Düntzer S. 199 gibt den 1. April an.

3) Dies bedeutet aber keineswegs „Oberzunftmeister", wie Düntzer S. 104 annimmt. Die Winterthurer Handwerkerzünfte hatten nicht politische Bedeutung, wie diejenigen Zürichs; so kann von einem Oberzunftmeister nicht die Rede sein. Der Stellvertreter des Schultheissen führte in Winterthur den Titel Statthalter.

4) Wenn der Bericht von Kaufmanns (des jüngern) Gattin als Mutter ihres Mannes Anna Barbara Weidemann nennt (Düntzer S. 1. Anm.), beruht dies auf einer Verwechslung zweier verschiedener Daten des Winterthurer Kirchenbuchs. Daselbst ist sub dato „9. Majus" eingetragen die Vermählung von Christoff Kauffmann und Jgfr. Anna Barbara Weinmann, und sub dato „12. Februarius" 1730 die von Christoffel Kauffmann und Anna Barbara Weydemann. Diese beiden Kaufmann aber sind zwei verschiedene Persönlichkeiten. — Auf den Tod der Mutter Kaufmanns ist ein Trostbrief Lavaters vom 9. Jan. 1776 vorhanden.

buch, sowie Düntzer S. 125 und Ehrmann in dem Brief an Hamann[1]), dass die Vermählung Kaufmanns 1778 stattgefunden. Am 2. Februar habe Lavater in einem Dorfe bei Baden das Par eingesegnet. Schon am 1. Sept. desselben Jahres genoss Kaufmann etwas voreilige Vaterfreuden und Hamann wurde zum Gevatter gebeten, ebenso vertrat Kaufmann Pathenstelle bei einer Tochter Hamanns. Die Jahrzahl der Vermählung scheint mir nicht ganz in der Ordnung zu sein, denn schon in dem ersten unten mitgetheilten Briefe vom 29. Nov. 1777 unterzeichnet sich Elisabeth Ziegler als Kaufmanns Gattin[2]), ebenso in einem Briefe vom 11. Jenner 1778. Dieser Zweifel wird unterstützt durch eine Stelle in einem Briefe Ehrmanns an Hamann vom 13. Juli 1777, wo von dem Kaufmannschen Projecte, nach Amerika auszuwandern, die Rede ist. Dann heisst es: „Bloss wegen Kaufmanns Freunde und in specie wegen seines Weibes bangt es mir vor der Seefahrt"[3]). Und nun sagt vollends Düntzer S. 270: „Am 1. Februar (1795) feierte Kaufmann den Tag, wo er vor dreiundzwanzig Jahren seine Ehe geschlossen." Das würde ja gar das Jahr 1772 ergeben. Die Falschheit dieser letzten Angabe liegt auf der Hand-Immerhin könnte die Jahrzahl 1778 doch richtig sein und Kaufmanns verlobte, die vor der Hochzeit thatsächlich seine Gattin war, würde sich schon 1777 als seine Frau bekennen.

Die Porträte der beiden Eheleute, von Graff gemalt, befinden sich in Winterthurer Privatbesitz[4]). Düntzer gibt die Reproduction eines Graffschen Porträts, welches in Herrnhut aufbewahrt wird.

Im Jahre 1776 war von Kaufmann und Ehrmann das 1. Bändchen „Allerley, gesammelt aus Reden und Handschriften grosser und kleiner Männer" erschienen. Es sind mehr oder minder geistreichelnde, oft recht öde Aphorismen über Moral, Religion, Philosophie und Schriftsteller. Die littera-

---

1) Gildemeister, J. G. Hamanns Leben und Schr. II S. 253 f.

2) Immerhin könnte auf die Bezeichnung „mein Geliebter" im Eingang auch Gewicht gelegt werden.

3) Gildemeister II, 236.

4) Vgl. Geilfus, Aus dem Jahre 1830. Neujahrsblatt von der Stadtbibliothek in Winterthur 1884, S. 8.

rischen Freunde werden rechts und links becomplimentiert, so Klopstock, Herder, Wieland, Goethe. Z. B.: „Vor funfzehn Jahren hiessen die Dunsen, die sich über Klopstocks Unverständlichkeit in der Messiade beklagten. Izt heissen die Dunsen, die sich über die Dunkelheit in desselben Klopstocks Republik nicht beklagen? So weit sind wir in 15 Jahren gekommen! Schämst du dich nicht, Deutschland und Schweiz? Pfuy!" (S. 34). Oder: „Herders Schriften machen entweder den Leser rasend und toll — oder himmlisch entzückt." „Wenn ich etwas über die Bibel lesen mag, so behagt mir Herder am besten" (S. 100). „Der Verfasser von »Menschen, Thier und Goethe«[1]), sey er, wer er wolle, ist ein schaamloser Gotteslästerer und ein elender Skribent oben drein. Gessner kann das Ding nicht gemacht haben, denn Gessner ist kein Tropf. Gewisse Lotterbuben schöben gern ihre Eseleyen auf berühmte Namen" (S. 117). — „»Wer Bodmern gesehen und seine Briefe an Freunde gelesen hat — und ihn nicht für einen der originellsten, ausgezeichnetsten, liebenswürdigsten Menschen hält — — schäme sich seines Nichtgefühles der Menschheit« — schrieb mir neuerlich Lavater — und da ich Bodmern sahe .... wie wohl ward mir! Ist das der Mann, den Deutschlands Knaben anbrunzen?" (S. 105). Hier erhalten wir auch die Bibliothek des damaligen Genies. Dieselbe enthält: „Homer, Sophocles, Messias, Klopstocks Oden, Shakespear, Ossian, Noachide, Sterns Reisen, Antipope, Asmus, Epiktet, Werther, Götz v. Berlichingen, Bonnets Betrachtungen der Natur, Pfenningers Vorlesungen, Patriks Gebetbuch, Herders auch eine Philosophie, Zend-Avesta, Toblers Erbauungsschriften, Lavaters Abraham und Isaak" (S. 112). — „Wenn ich einen Dichter zum erstenmale lese, so tret' ich anfangs in eine Düsternheit, wo mich tausend Gestalten umschweben, ohne bestimmten Umriss. Aber ich ahnde näher hin — Heller! und du wirst sie umarmen" u. s. f. (S. 46). Ungefähr das gleiche hatte schon Asmus gesagt, nur ein wenig anders: „Wenn man 'n Stück zum erstenmal lieset, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig

---

1) J. J. Hottinger.

oder nichts sehen, wenn man aber drin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an, sichtbar zu werden" etc.[1]). — „Bruder Jung! bist ein herrlicher Mensch und Gott gab dir viel Wahrheit und Einfalt, aber zum Schriftsteller unsrer Zeit scheinest du mir nicht geboren zu sein. Dass du dich an Nikolai machtest!" (S. 106). — „Deutsche Chronik — wie oft treffende Diktion — unterm Harlekinsstyl — aber wie selten tief aus der Seele quillend ohne Phraseologie, ohne Schaum der Modescribenten. Schade, dass der Mann sich nicht auf die höchste Spitze des Geschmacks hinaufschwingt und sich auf niedrigern Regionen begnügt" (S. 108). — „Ich nehme den Merkur, das deutsche Musäum, die Iris, die Musenallmanache zur Hand und suche, und finde so selten, was in irgend einer so oft vorkommenden Situation, wo man gern sänge, zu brauchen wäre. So in den Liedersammlungen! So in den Melodien! Lieber Göthe, du könntest anfangen und du hast würklich was abzubüssen auf einem im Grunde doch etwas impertinenten Liedchen im IV. Monate des Merkurs dieses Jahrs[2]); bis du diess vergütest, grosser Mann, bleibst du etwas klein in meinen Augen."

Das zweite Bändchen des „Allerley" mit dem Haupttitel „Vermischte Betrachtungen auf alle Tage im Jahr" (1777) ist theilweise eine Schutzschrift für Lavater, der, obschon er Kaufmann vor der Herausgabe desselben gewarnt hatte[3]), in den Verdacht gekommen war, der Verfasser des ersten Theils zu sein. Manches dort mag freilich von ihm herrühren. Diese Fortsetzung aber, „herausgegeben von keinem Reisenden K. U. E.", hat — was man bis jetzt übersah — die Lavater-Schüler J. C. Häfeli und J. J. Stolz zu Verfassern[4]).

---

1) Wandsb. Bote I. Thl. 55 gelegentlich Klopstocks Oden.

2) „Hab' oft einen dumpfen düstern Sinn."

3) Brief vom 18. Febr. 1776.

4) Auf S. 105 fällt auch ein Hieb gegen die dramatischen Genies: „Einige feurige, junge Köpfe, die aber allzumal noch nicht recht wissen, wohin sie Christus stellen müssen, und was das dann ist, Christenthum, (Euch mein ich, Klinger, Wagner et vous autres) haben durch und in ihren dramatischen Stücken ein gewisses Ausknirschen und Wuthaustoben seiner Leiden, wobey aber Imagination und Mode mehr thut als

Wir kommen auf unsern Briefwechsel.

Die frühesten der oft undatierten Schriftstücke Kaufmanns gehen auf das Spätjahr 1777 zurück und führen uns nach dem bei seiner Heimatstadt Winterthur gelegenen Schlossgut Hegi, wo Kaufmanns Schwiegervater, der Obervogt Adrian Ziegler, wohnte. Der Kraftapostel der Sturm- und Drangzeit — bekanntlich geht die Bezeichnung „Sturm und Drang" auf Kaufmann zurück, der dem Klingerschen „Wirrwarr" diesen Titel aufgedrängt hatte — war von der grossartigen Inspection des Dessauer Philanthropins[1]), sowie von seinem abenteuerlichen Zug durch Deutschland und Russland zurückgekehrt; bereits hatten Goethe u. a. den hohlen Grosssprecher und windigen Kraftcolossen, der eine Weile erfolgreich mit seinem „man kann, was man will" um sich geschlagen, durchschaut. In Lossow hatte er die Bekanntschaft mit Haugwitz und dessen

---

Empfindung, zum durchgängigen Ton einer gewissen Sekte gemacht, die ziemlich um sich zu greifen scheint. Ihrer Phraseologie trau ich aber so wie jeder andern wenig Wahrheit zu, und neben dem ist mir ein Leidender, den Leiden nur zum Knirschen und Wüthen bringt, kein so rührender Anblick, als er einigen, des lieben Modetons wegen, scheint." S. 161: „Welche Schaamlosigkeit, dem Publickum mit einer Eseley aufzuwarten, wie »Werthers Freuden« sind! Weh dem, der spassen mag, wenn er Werthern gelesen hat." —

1) Lavater hatte dringend von der Dessauer Reise abgerathen in einem Schreiben vom 20. Januar 1776: „Je mehr ich der Sache nachdenke, desto entschlossener bin ich, Kaufmann Dessau zu missrathen. Meine Stimm ist positif: Er soll nicht gehen. a) Er ist sich erst seinem Vaterlande schuldig, dem er, ich stehe dafür, wenn er seine Ideale fahren lässt, gewiss nüzlich seyn kann. b) Er und Basedow zusammen können, so gut jeder für sich ist, meines Bedünkens nicht lange coexistiren oder cooperiren. Ich sage das mit einer Zuversicht, die gross — vielleicht nur physiognomisch, aber bey mir unaustilgbar ist. c) Die Reise ist kostbar, die Maassregeln Basedows wegen Titel und Aufzug äusserst kindisch. d) Basedow indess soll und muss unterstützt werden. Er verdient's in allen Absichten. Vor Einmahl rath ich ihm Mocheln wenigstens. — Es scheint hart, was ich sage; aber ich muss es sagen; Gott unterstütze Basedow. Aber ich kann ihm keine Stütze rathen, die sich nicht zu seinem Arm passt." Vgl. auch Düntzer S. 32. — Dagegen betrieb dann Kaufmann, als er einmal auf der Reise war, in Lavaters Auftrag die Herbeischaffung fürstlicher Porträte für den IV. Theil der Physiognomik.

Gattin Trinette Tauenzien gemacht und jenem vorläufig einen Jahresgehalt abgeschwindelt.

Seine Heimkehr fällt in den Herbst 1777. In einem Briefe von Lenz, der im Frühjahr schiffbrüchig nach der Schweiz gekommen war, heisst es: „Kaufmann muss allem Vermuthen nach hieher [nach Zürich] unterwegs sein, es sind schon Briefe für ihn da.“ Der Brief bei Dorer-Egloff S. 225 ist offenbar falsch datiert: statt 10. Dec. 1777 muss es 10. Oct. heissen. Mitte Septembers befindet sich Lenz, wol auf Lavaters Empfehlung hin, bereits auf Schloss Hegi[1]) und dann begab er sich nach Kaufmanns Ankunft auf eine „kleine Streiferei“ nach St. Gallen und Appenzell; im December war er wieder in Winterthur[2]), wo sich die ersten Spuren seines Wahnsinns zeigten, von dem Pfeffel schon vor dem 24. November weiss. Hier setzt nun der erste Brief unsrer Sammlung ein. Derselbe ist von Kaufmanns junger Frau Elisabeth (Lisette) geschrieben. Es handelte sich darum, dem äusserlich sehr reducierten Dichter wieder etwas auf die Beine zu helfen, und darauf bezieht sich eine Briefstelle Lavaters, welcher zu diesem Zwecke auch seinen Freund Jakob Sarasin in Basel in Contribution setzte, vom December 1777: „Lenzen müssen wir nun Ruhe schaffen, es ist das einzige Mittel ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden“[3]). Elisabeth Kaufmann schreibt an Gaupp:

Lieber Herr Gaupp!

Mein Geliebter ist heüt nach Luxenburg[4]) in's Thurgäu gereist — Lenz gestern nach St. Gallen — nun sahen wir seine Sachen durch — sezten diese Leiste [!] auf — und dachten sie einigen unserer nächsten, still handelnden und wandelnden Freünden zu senden, was wir nicht ganz thun können, sie bestmöglich dazu verhelfen — Wer den Edlen, guten Jüngling kennt und liebt, trägt gewiss gern etwas zu seiner Ruhe bey — so ist er noch immer gedrükt, dass in die läng' auch sein Moralischer Character sehr darunter litte — und sie werden sehen, wie Ruhe und stille Befreiung von sorgen Herrliche Wirkungen in ihm hervorbringen.

1) Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften S. 228.

2) A. a. O. S. 238.

3) Hagenbach, Jakob Sarasin und s. Freunde (in den Basler Beiträgen zur vaterländischen Geschichte IV, 41).

4) Luxburg bei Romanshorn.

Thun sie, lieber Gaupp, in stillster stille, was sie können — für sich für einen Edeln bekannten — bey andern für einen Edeln unbekannten — Gott ist und Dank und Lohn. Lenz soll nicht das Mindeste Erfahren — um aller Liebe willen still. Adieu. Lieber Gaupp —

den 29. November 77. E. K.

In einer Beilage folgt, von Kaufmanns Hand geschrieben, das Inventar der defecten Lenzischen Garderobe. Man lege dasselbe zu anderem litterarischem Krimskrams.

„Für sehr Wenige in der Nähe.

| | |
|---|---|
| $1\frac{1}{2}$ Duzz. Hemden, alte und neue | (fehlt die Hälfte) |
| 1 Duzz. Cravaten | ( „ „ „ ) |
| $\frac{1}{2}$ Duzz. Halstücher | ( „ „ „ ) |
| $\frac{1}{2}$ Duzz. leinene Strümpfe | ( „ „ „ ) |
| $\frac{1}{2}$ Duzz. wollene und baumw. Str. | (mangelt fast ganz) |
| 4 paar weiss seidene Strümpfe | (sind da) |
| 2 paar schwarz seidene Str. | (mangeln) |
| 1 Garnitur messingne oder stählerne Schnallen und Handknöpfe | (mangelt) |
| 2 paar Handschuhe | (sind da) |
| 1 schwarzer Hut | (ist da) |
| 1 gefärbter Hut | (wird angeschafft) |
| 1 Duzz. Schnupftücher | (mangelt ganz) |
| 4 Waschtücher | (mangeln) |
| 2 paar Schuhe | (fehlt 1 paar) |
| 1 paar Stiefel | (mangelt) |
| 1 paar Pantoffel | (mangelt) |
| $\frac{1}{2}$ Duzz. Kappen für Tag und Nacht | (fehlt ganz) |
| 1 Schlafrock und Schlafwams | (mangelt) |
| 3 Kleider | (2 alte verbessert, 1 neues mangelt) |
| 1 Ueberrock | (mangelt) |

Beiläufig 300 fl. Geld zu Tilgung alter Schulden, welche aus Noth und mehr für andere als für sich gemacht worden.

Sowie fast alles hier verzeichnete mangelbar ist: so mangelt alles übrige, was ein ehrlicher poetischer Kerl sonst noch bedarf. Auch ist nichts von einer Uhr, silbernen Schnallen, Degen oder Hirschfänger etc. vorhanden.

Wer Lenz kennt, muss ihn lieben und wer das sieht, muss mit mir fühlen, dass es für ihn beständige Folter, nagender und zerstörender Gram ist, den er ohne stille Hülfe nicht heben kann. Zulezt kann's gänzliche Zernichtung des edeln Jünglings werden.

Wer den Verlust fühlt, der helfe, viel oder wenig, so viel und wie er kann: mir selbst, Lenzen für immer vollkommen unbekannt. Wer helfen will, der helfe bald mit edler Stille."

Mit Kaufmanns Landwirthschaft in Hegi schiens unterdessen nicht recht vorwärtsgehen zu wollen; im Hause seiner Schwiegereltern hatte er, wie überall, Verwirrung angerichtet und wünschte zu ändern. Er liess seine Blicke über die umliegenden Schlossgüter schweifen — „hohe Eichenwaldungen und ehrwürdige Felsen" sollten dabei sein — und fasste u. a. den Plan, das Schloss Herblingen bei Schaffhausen zu erwerben. Der gute Gaupp sollte dazu helfen. Ein aus Wien gekommener Banquier Gestenfeld war seit 1733 im Besitz von Herblingen, hatte aber zu Ende der siebziger Jahre bereits abgewirthschaftet[1]), und Kaufmann trat nun mit ihm in Unterhandlungen, die sich freilich zerschlugen. Hierauf bezieht sich zunächst ein Theil der Kaufmannschen Correspondenz mit Gaupp. Wir heben einen Brief heraus:

„Für all dein treues Thun und Würken für mich kann ich dich, lieber Bruder! nicht lohnen: aber der Herr wird's thun — ich weis es: er thue es nach seinem Wolgefallen — Er gebe dir den Glauben, dass auch unser Thun und Lassen mit Herblingen noch nicht umsonst seye, wenn gleich Gestenfeld nicht andern Sinnes worden. Dass ich von einem Mann, der krumm mit mir wandlen wollte, mit reinem Herzen und geradem Sinn weggekommen — danke ich meinem Vatter in der Höhe kindlich — und glaube festiglich, dass er noch besser für mich sorgen werde — Freilich Lieber! reüt mich das stille hohe feirliche Herblingen — und all das mechanische Arbeiten darfür: denn dass ich phisischer [!] Schaden deswegen habe, wirst du glauben, wenn ich dir sage, dass ich mich in vielen Dingen schon ganz allein für Herblingen eingerichtet u. s. w. und das Verspäthen und Versaumen und das viele vergebne Einpacken — und all das Jammern und ängstliche Sorgen der unsrigen — u. s. w. hemmt mich freilich: aber nur Muth — Gott wird mir sichtbahrlich wiederum zeigen, welchen Weg ich fehrners wandlen soll. Keine Sorge als diese Bruder! kommt in meine Seele — mein einziges gutes Kind wachst auf und bleibt's noch lange im Hegi, so leidet's Schaden an seiner Seelen — doch auch den weiss und kennt Gott besser als ich — und er wird ihn heben — denn ihm ist's wol bekannt, ob ich im Handlen mit Gestenfeld treu war.

1) Vgl. Harder, Beiträge zur Schaffhauser Geschichte I S. 23 ff.

Deine persöhnliche Gegenwart im Hegi bedarf ich — bitte also Lieber! komme doch bis Samstag, ich — oder wenigstens „Schimmeli" werden dich Samstag Nachmittags auf der Heerstrasse zwischen Hettlingen und Martelen[1]) suchen und finden. Komm, ich muss vieles mit dir abreden — nicht gerochen von mir — aber gestraft durch mich sollte Gestenfeld werden — und doch nicht nach Verdienen — denn Er ist nicht werth, dass du sein Freund seist. Die Sachen, wo in Herblingen liegen, besorgst du schon einmal durch gütige Gegenwart — bezalst den Baur, dem ich noch ein kl. Trinkgeld und Haber für die Kutschen Pferd (da mein Bruder draussen war) schuldig bin. — — —

Mein Vatter und meine Mutter — Bruder und Schwester — traurten meistens um dich — ich nicht — Der Herr wird uns schon segnen, wenn wir's bedürfen — Bruder! ich hab's geschworen — ich lasse dich nicht — bis dich der Herr mit kindlichem Glauben gesegnet, wie er uns segnen wird, wenn wir treu sind bis an's Ende.

Adio. Mit neuer Treu und Liebe

Dein

Christophor. K.

Dass du wegen Herblingen leidest, freut mich. — Alles Gute muss erkämpft und erlitten werden."

Das folgende ist echt Kaufmannisch:

„So sanft und still, so fromm und ahndungsvoll bin ich noch niemals von dir, mein bald neu verbundener Bruder! geschieden, bin noch niemals so glücklich meine einsahme Strasse gewandlet, als ehegestern. Das walte Gott —

Ich kam gleich nach 10 Uhr an's Fenster meines besten Weibs, die meinen Gesang und meine Stimme schon von fehrne vernahm — und lebe nun seitdem wol sehr beschäftigt, doch glücklich in seliger Ahndung für dich, mein Bruder! Jetzt muss ich zu meinen Brüdern in der weiten Fehrne. — Adio. Der Herr sei mit dir!

C. K.

Wegen der Kuh vergiss es nicht — in Bad. Gebiet bitte, bitte — Auch das Kreutersacktuch u. s. w. Weist du Jemand für's Rasir-Futteral?"

Der Plan mit dem Herblinger Schloss war gescheitert. „Gottlob — heisst es in einem Brief an Gaupp — dass ich einer Verbindung mit einem Schurken loswerde; denn dass er [Gestenfeld] als Schurk gehandelt, soll und wird er noch am tiefsten fühlen[2]). Also ist's zerrissen und der Teufel hat sich

1) Marthalen, zwischen Schaffhausen und Winterthur.

2) Hierauf ist die Stelle im Briefe Ehrmanns an Hamann bei Düntzer S. 140 zu beziehen

selbst dazu offerieren müssen. Gottlob, Gottlob! sag ich immer zu mir selbst, dass ich mein Herz bei einem Saukerl nicht versaut. Hier der Akord, davon von diesem wie von seinem Exemplar Er oder du sein Siegel abreissen und mir am Freitag zurückschicken werden. Meine Sachen bitte auf meine Unkosten aus Herblingen wegnehmmen und bei dir versorgen zu lassen."

Dafür betrieb nun Kaufmann im Sommer 1779 den Ankauf des thurgauischen Gutes Glarisegg, unterhalb Steckborn am Untersee[1]). Gaupp musste wiederum die Einrichtung des Hauses besorgen, und Kaufmann schreibt unzählige Billette um Taft, Atlas, Pelz, Biber, seidene Stoffe, Schlafröcke, Flanell, Haarnadeln, Wachslichter, Carviol („für mich ist's, glaub' ich, eine gesunde, gedeihliche Speise"), ferner um „eine sanfte, stille, empfängliche Köchin" und um Geld. Dabei ist er und sein Weib stets von einer stillen heiligen Ruhe erfüllt. In diese Zeit fallen die Enthüllungen Schmohls über Kaufmanns Treiben in seiner „Urne" (Düntzer S. 149 f.). Darauf geht folgender Brief:

„Nu, nu — sachte, sachte — lieber Herre min! Nit g'richt, auf dass Ihr auch nicht gerichtet werdet. Ich bin gesund und sammle Gott sei Dank täglich neue Kräfte, die ich zur Ehre Gottes und zu der Menschen Heil anwenden werde, so viel ich als sündiger kann. Wer giebt Euch Recht und Form an das Wind- und Lermen Blasen eines verloffnen Philantropisten dieser Zeit zu glauben und darnach zu urtheilen? Oder wer hat Euch zu Richtern gesetzt, dass Ihr richtet, nicht wie's bei uns gang und gäbe ist? Wie könnt Ihr den Nutzen berechnen, das ein kleines Bergsteigen verschafft. Kommt und schaut. Hört an, ob die Freuden vieler unschuldiger (15 bis 20) Kinder und das kindliche Theilnehmen vieler Alten und Jungen — nicht Himmelswonne — nicht mehr werth ist, als alles Seufzen, Kopfhängen und Stillsitzen? Lieber Herre! Legt euere richterliche Würde bei Seiten und wartet, bis Ihr euer Richteramt im neuen Jerusalem brauchen könnt. Dazu seidt Ihr bestimmt, nicht zu Zunftmeister und Vogt Richter dieser Zeit u. s. w.

Alles was vom Menschen kommt, ist Menschheit und's wahre vom Faktösen zu unterscheiden, müssen wir alles prüfen, so gut wir können. —

Also sind anstatt 500 Sächsischen 500 preussische ankommen,

1) Ueber alle Thüren des Hauses liess er Inschriften malen, u. a. die Mahnung: „Hütet eure Herzen sorgfältiger als eure Thore". Reminiscenz an Goethes Götz?

das ist ein jährlicher Unterschied von Belang. Doch ist auch dieses gut[1]).

Jezt Spass schon lange a part. Lieber Bruder! Kannst du bald zu uns kommen, so komme mit Frau und Kind in der Ernde Zeit, denn die Freude und Wonne ist gros, bring den Rest Geldt mit, kommst du aber noch nicht bald so schicke mir das Geld, sobald du kannst.

Hier deinen conto, setze's Register fort und mache dich bezalt für alles, auch für's Papier und Hosenzeüg etc., damit wir reinen Tisch kriegen.

Ach Bruder! Mir ist's so wol, wenn ich dich bei mir in den Kreis meines heüslichen Segens denke. O Lieber! ich liebe dich herzinniglich — warm und treu . Dein C. K."

In den Sommer 1779 fällt der übrigens sehr unerhebliche Rechtshandel[2]), den Kaufmann in Zürich auszufechten hatte und der ihm einen Arrest von 14 Tagen zuzog. Die Acten des Züricher Staatsarchivs enthalten reichliches Material darüber. Danach hatte Kaufmann seinem Schwager, dem Herrn Quartierhauptmann und Klosterschreiber Hirzel gegenüber, die vertrauliche Aeusserung gethan, „dass das obrigkeitliche Almosenbrot im Kloster Töss geringer sei, als vorhin, an Gewicht fehlerhaft und zu leicht". Dies erfuhr der Klosteramtmann Brunner in Töss durch den genannten Hirzel, ohne dass dieser seinen Schwager preisgegeben hätte. Brunner reichte am 10. Juni 1779 Klage gegen Kaufmann ein. Dieser wollte den Sachverhalt von den zu kleinen Broten von Almosengenössigen und Bettlern erfahren haben, „könne es aber nicht ausstehen, dieselben durch Bekanntmachung ihrer Namen für immer unglücklich zu wissen; er wolle deswegen alle Strafen, die ihm von einem gerechten landesväterlichen Richter zu Theil kommen, lieber allein tragen". Die hohe Obrigkeit ordnete eine gründliche Untersuchung an. „Ohne im geringsten die Anklage zu läugnen — heisst es in dem

---

1) Wol die Haugwitzische Unterstützung. Düntzer S. 140. An Gaupp schreibt Kaufmann an einem Orte: „Wissen Sie mir nicht einen treuen redlichen Kaufmann, der mir alle Ostern- und Michaelismesse von hier nach Schlesien oder Westpreussen, oder von da hieher, Gelder 1—2 oder 300 Dukaten negocirte, aber ich müsste mich für lange auf ihn verlassen können."

2) Düntzer S. 137.

denkwürdigen Rathsprotokoll vom 21. Juni — gesteht Herr Kaufmann selbige in ihrem ganzen Umfange ein, betheuert aber zugleich, von dieser ganzen Sache mit Niemandem als mit seinem Hrrn. Schwager geredt zu haben, deme er es in dem Verhältnisse der engsten Freundschaft, mit dem innigsten Zutrauen als Freund und Schwager entdeckt mit Bitte, es bei Gelegenheit, aus eben dem Gesichtspunkte, seinem Freund, dem Herrn Amtmann Brunner zu sagen. Den Anlass zu dieser Entdeckung gaben verschiedene seine gesundheitshalben gemachte Spaziergänge, auf welchen er einesmals von ein paar Bauern, die ihn um ein Almosen angesprochen und mit denen er, weil sein menschenliebendes Herz sich gern mit solchen Leuten zu unterhalten pflege, discussive auf das Almosenbrot zu Töss zu reden gekommen, vernommen habe, dass selbiges nicht mehr wie ehemals, sondern auch alle Tage fast kleiner ausgetheilt werde. Einige Monate hernach seie ihm auf einem ähnlichen Spaziergang ungesucht ein gleiches begegnet, und vor ohngefähr dreien Wochen habe er zum dritten mal sich in eben dem Fall befunden u. s. w. Allein die redlichen Absichten, deren er sich in dieser ganzen Sache bewusst seie, seine Liebe für seine Mitmenschen, die bedürftigen Umstände dieses armen Mannes, die unglückliche Lage, in welche er durch ihn versetzt werden könnte, das Zutrauen, so derselbe zu ihme gehabt und welches er durch die von ihm verlangte öffentliche Anzeige beleidigen würde und seine für immer festgesetzten Grundsätze von Moral und Gewissenhaftigkeit, erlauben ihme nicht, denselben anzuzeigen und namhaft zu machen. Er gestehe, politisch aus Unwissenheit gefehlt zu haben und wolle sich freiwillig an des Schuldigen statt aller derjenigen Bestrafung unterziehen, welche die mildreiche Huld seiner gnädigen Landesväter über ihn verhängen würde.“ Nach Lavaters Brief an Herder[1]) erregte solche Rede die Bewunderung der Richter. Trotz einer abermaligen Vorladung und der Drohung, man werde „die bestellten Brötliträger anhero citiren, um zu untersuchen, ob zwischen einem von ihnen und Herrn Kaufmann hierüber etwas vorgegangen sei“, ver-

1) Aus Herders Nachlass II, 181.

harrte Kaufmann tapfer auf seiner Weigerung; auch bezeigten sich sämmtliche Brötliträger mit dem Almosenbrot „höchst zufrieden und vergnügt“ und bei der Confrontierung wollten die wenigsten von ihnen den Herrn Kaufmann kennen. Nachdem die gnädigen Herren nochmals vergeblich „auf das liebreichste und rührendste“ dem angeklagten vorgestellt, seinen Entschluss zu ändern, erfolgte am 3. Juli das Urtheil. Kaufmann wurde zu 14 Tagen Arrest auf dem Rathhaus und einer Busse von 20 Mark Silbers verurtheilt, zudem wurde ihm das obrigkeitliche Missfallen ausgesprochen. Damit war der Rechtsfall zu Ende. Aber später musste der klägerische Amtmann Brunner wegen ungetreuer Geschäftsführung entlassen werden.

Die Freunde, selbst Lavater, zogen sich immer mehr von dem Schwindler zurück. Lavater schrieb am 23. Januar 1779 demselben als Abwehr gegen allerlei Zudringlichkeiten folgendes merkwürdige, tief zerknirschte Selbstbekenntniss:

„Lieber Kaufmann! Wenn Christus dich handeln heisst, wie du handelst, so will ich verstummen; sonst, ich kann's nicht bergen, scheint's mir künstlich und affektirt. So handelten, glaub ich, nicht die Apostel. Wenn ich mich rechtfertigte, heilig glaubte, den Pharisäer machte, oder so, könnt' ich alles begreifen. So aber nicht. Ich leide unter meinem Fleisch, das gesteh' ich frey. Ich bin ein Heüchler, das gesteh' ich frey; aber ich muss es seyn — sag' ich, nicht zu einer Memme, sondern zu einem Manne. Dass ich in mir unruhig seyn muss, ist natürlich, weil ausser Christus keine Ruhe ist. Ob ich aber, alles zusammengenohmen, nicht jeden Abend, wo ich doch auch zulezt als ein armer Taglöhner meine Berufspflicht (so geistlos es sey) ziemlich treülich gethan, innerlich ruhiger sey und mich nicht mit harmloser Einfalt an eines Freündes, oder allenfalls, welches jedoch höchst selten ist, an einer Freündin Arm lehne — als vielleicht unter tausend Menschen keiner, steht dahin. Damit aber nehm' ich keine Sylbe zurück. Ich bin der verwerflichste Sünder. Ein Greüel in Gottes und meinen Augen. Aber ich kann mir nicht helfen. Darum ruf' ich nicht nur Menschen, alle Steine mögt' ich anrufen: Erbarmt Eüch meiner! Nun bleib ich bey dem; man mag mir mein Verderben und mein Leben ausser Gott und mein Fliehen von Christus vorwerfen, so scharf und wahr als man will — das hilft mir nicht, macht mich nur heücheln, ängstlen, lästen — wenn man mir nicht was giebt, giebt, woran ich mich halten kann. Nur etwas greifbares kann Greifbarkeiten überwinden. Ich höre nicht auf, dir zuzurufen: Bist du erlöst, so kannst du mich

erlösen! Bist du nicht erlöst, so mache nicht den Richter, sondern den sich selbst und mit sich dann mich mitrichtenden Sünder.

Ich halte dich, Gott weiss, für zehnmal weiser und stärker als mich, aber das alles hilft mir nichts, bis du mir sagst oder schreibst: So war ich, so bin ich, Lavater, so bist du, so musst du werden, und so kannst du's werden! So ward ich's. Alles andre Schweigen und Reden scheint mir in Gottes Namen Ausflucht und — Spiel und Weisserey und Buchruckerey. So wie's mich, Gott verzeihe mir, wenn ich dir unrecht thue, höchst künstliche Ausflucht dünkt, mir desswegen nicht zu antworten, »damit du deinem Weib und Kinde keine Viertelstunde entziehest«.

Ich weiss, dass jeder deiner Briefe Knutpeitsche für meinen alten Menschen ist. Ich will sie aber leiden, wenn du mir evangelischen Balsam zugleich mitbringst, wie Christus und die Apostel, die nicht kamen, zu richten, sondern selig zu machen — Christus, der doch kein Sünder war, wie du bist. So ist mir jeder Tag meines Lebens Last und Quaal. Eine Sünde weniger, eine Sünde mehr, thut da nichts. So wie's, wenn ich banquerott machen muss, auf zween Louisd'or mehr oder weniger nicht ankommt. Die Sündenwurzel muss heraus. Es muss ein neües Lebensprinzipium in mich kommen, sonst bin ich des Teüfels. Ich fasse nochmals zusammen: Bist du erlöset, so erlöse mich! Bist du Prophet, so prophetisiere! Bist du weder erlöst, noch Prophet, so lasst uns bitten, dass uns Gott einen Propheten und Erlöser sende, sonst sind wir beyde gleich elend!"

Mit der Glarisegger Herrlichkeit war es wieder schnell zu Ende. Die Noth wurde immer grösser: Kaufmann suchte seiner Last ledig zu werden. Der Schaffhauser Freund wurde dabei ungebührlich in Anspruch genommen und bezeigte oft Ungeduld. „Habe du nur Gedult, — schreibt er ihm — mündlich will ich dir Licht geben, wo du Licht forderst. Wenn du wiederum bestimmt bist, mir zum 2ten mal einen festen und sicheren Ort meines harrenden Lebens und Vorbereitens zu zeigen — so thut's mir für dich und mich wol — Möge es bald durch den Willen des Herrn geschehen. Aber alles, was wir jezt thun, wollen wir im Stillen vor dem Herrn thun — du sagst Niemand nichts — ich auch meinem Weibe nichts: es ist nothwendig — Die Meinen sind halb verzagt und sorgsahm — fürchten sich, ich werde weit von ihnen hinweggerissen werden."

Am 26. April 1780 wurde ihm eine Tochter Marie geboren, sein Knabe war das Jahr zuvor gestorben. An Gaupp

schreibt er: — — „Bruder! was der Herr giebt, ist Segen, sei's Bub oder Maidel — und wenn ich vor Ihm stehe, so nehme ich alles von Ihm an als Vaters Güte und Liebe."

Der Knoten zog sich immer enger um Kaufmann, und nun erfolgte seine Umkehr zu seinem Heiland, von der Düntzer S. 145 ff. handelt. Hierauf beziehen sich die folgenden Briefstellen:

„Ich fühle mich gar oft in der Gefahr des Ueberschnappens, aber das drängt mich alles zu dem unaussprechlich guten und treuen Hirten seiner Schäflein." — „Ich weiss, dass mich der Herr von Glarisegg gewis befreien wird — wie? — weiss ich nicht; aber thun muss ich dabei, was mir obliegt, suchen und der Herr wird mir dann gewis zeigen, was ich thun oder lassen soll. — — Die Bücher, die du nicht brauchen kannst, schicke mir wieder, denn was willst du mit dieser Schleppung deine Unruhe vergrössern? Kannst du was mit Ruhe thun dann ist's was anders. Meine Pflicht ist's, dir nicht mehr aufzuladen. Bitten werde ich den Herrn, dass er mich erhöre und dir die Last hebe, die ich dir aufgelegt habe und er wird's thun, wenn's gut für uns ist. Ja Amen. Gros ist seine Liebe. Seine Gnade und Liebe mehre sich in uns und unter uns, reinige uns, immer mehr zu thun seinen heiligen seligmachenden Willen. Amen Amen. — Das Päcklein an Claudius pitschirst du doch und besorgst's so gut du kannst."

Unter den Briefen befindet sich auch einer, den Kaufmann von Schaffhausen aus am 22. Juni 1781 an Prof. Güldenstädt, Mitglied der kaiserl. russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg, schrieb. Er beginnt mit den Worten: „Oft erinnere ich mich, mein lieber schäzbarer Herr Professor! mit vieler Dankbahrkeit und wahrer Beschämung an all das Gute und an die viele Freundschaft, die Sie mich bey meinem Aufenthalt in Petersburg haben geniessen lassen und das ich im Grunde durch mein luftigstes Betragen so wenig meritirte" u. s. w. Er übersendet ihm einige Kupferstiche von Schweizer Meistern und fügt bei: „Morgen reise ich mit meiner theuren Lisette und unserer lieben theuren kleinen Marie ab von hier nach Ober-Schlesien auf die Güter meines Freunds Haugwiz und ich kann zuversichtlich glauben, dass es uns wol gehen wird."

Der schweizerische Boden brannte ihm unter den Füssen. Schon 1779 war er zu Haugwitz gereist und hatte ihm seine

innere und äussere Nothlage eröffnet. Dieser sagte neue Unterstützung zu und erschien 1780 selbst wiederholt in Glarisegg, und da giengen auch ihm die Augen auf über seinen unwürdigen Schützling. Im Sommer des nämlichen Jahres verliess der schmählich gestrandete Kaufmann seinen Landsitz und begab sich mit dem Rest seiner Habe nach Schaffhausen, wo er nun mit der Brüdergemeine in Verbindung trat. Haugwitz bot zum letzten Mal die hilfreiche Hand, freilich unter Bedingungen, die Kaufmann „sehr hart und streng vorkamen und wider allen Sinn der Menschen zu gehen schienen“[1]). Nichtsdestoweniger griff der Lump mit beiden Händen zu. Aus dem folgenden Vertrag, der Düntzer unbekannt blieb, ist ersichtlich, dass „das arme schlesische Schaf“ seine Massnahmen traf. Das interessante Actenstück, welches nur zu des Freiherrn Gunsten spricht, wurde im Juli 1780 zu Schaffhausen in Lavaters und Gaupps Beisein aufgesetzt.

„Aeusserung und Vorschlag des Herrn Freyherrn Curt von Haugwiz an Herrn Christoph Kaufmann.

Ich Curt Haugwiz kenne Christ. Kaufmann seit 3 Jahren und drüber. Er kam in mein Vaterland, verlangte mich zu sehen, ich sah ihn. Er kam in mein Hauss und ich freute mich dessen. In Schlesien sah ich allein den räsonierenden K. ich konnte und sah ihn nie handeln. Ich liess mein Urtheil über ihn schlafen, weil ich ihn nicht richten wollte und nicht urtheilen konnte, ohne ihn handeln zu sehen. Ich erwiess ihm Liebe und Freundschaft, so wie er mir. Er kam vorigen Herbst in mein Hauss, ohne dass ich's wusste; er kam, da ich gedrängt war über meine Reise, deren Nothwendigkeit mir eben so gewiss war, als ich wenig wusste über die Mittel, sie möglich zu machen. Dadurch, dass K. meine Frau voran nahm, wurde es mir um ein grosses erleichtert. Ich kam nach und wir lebten einige Monath in nachbarlicher Freundschaft und Liebe. Nun sah ich K. handeln und erkannte:

Dass, gereizt durch seine leicht zu entflammende Imagination er in dem schädlichsten Selbstbetrug lebt, er seinen eigenen Willen für göttlichen Aufschluss hielt u. s. w. Ich sezte meine Reise weiter fort und komme nun zurück, entferne mich auf lange Zeit, vielleicht auf immer von der Schweiz und finde K. durch eine Reihe von misslungenen durch seine gereizte Imagination formirte Aussichten in seinem Wahn irre gemacht, in einer auffallend traurigen Situation,

1) Düntzer S. 156.

ohne Freunde, ohne Mittel in seinem Vaterlande, wo seine schiefe Seiten so starken Eindruck gemacht, dass auch, wie es dann zu gehen pflegt, seine gute Seite verkannt worden — finde überall an ihm den Getäuschten und den Teüscher — und wie er durch beyde viel Unheil gestifttt an sich und an andern. Nun würde es meinem Herzen innig weh thun, sollt' ich aus der Schweiz gehen und K. in dieser Situation zurück lassen, wehe, um Kaufmanns willen und um aller derer, die künftig mit ihm, wenn er länger in seinem Wahn fortwürkte, getäuscht werden sollten.

Hier halt ich also meinen Stab hin, findet K., dass ihn die Flut nicht mehr tragen mag, nun wohlan, so halt er sich daran, ich will ihm redlich heraushelfen; aber er muss mir nicht den Stab aus der Hand reissen, sich nur daran halten, mir es überlassen, ihn zu führen, er folgen.

Nun mein Vorschlag, über dessen Innhalt sich K. als ein freyer Mann erklären, meine Bedingungen annehmen und ihre genaue Befolgung versprechen muss, ehe ich mich dazu verstehe. Daher verlange ich, dass er diese meine Aüsserung abschreibe und sie mir unterschrieben und mit der Bestimmung, dass er sich ihnen unterwerfe, zurückschicke, sie auch seiner Frau vorzeige, damit auch diese genau wisse, wozu sich ihr Mann verbunden.

Ich werde und muss um Meinet und K. willen bey jedem Punkt meine Beweggründe hinzusezen.

1) Sobald ich mich in meinem Vaterlande wieder zurück befinde, rufe ich K. mit seinem Weib und Kind nach Krappiz, gebe ihm (ich meine es wird in Straduna seyn können) auf einem von meinen Gütern Wohnung, ein monathliches ausgeseztes an Lebensmitteln und dem ihm benöthigten Gelde, eine Person zur Bedienung, dabey ein Stük Aker, um sich den Unterhalt für seine Familie zum Theil selbst anbauen zu können und besonders um ein eigenes Geschäft zu haben. Ich nehme K. nicht in mein Haus, denn ich ruffe ihm nicht als Freund, sondern als Curt Haugwiz, der gern helfen und K. helfen will.

2) Kommt K. und ich weise ihm seinen Ort der Wohnung an. Er lebt dort mit seiner Frau und Kind ein ehrbar stilles Leben, hütet sich vor allem, was ihn von dem gemeinen Lauf anderer Menschen auszeichnen mögte, damit er keinen Anstoss gebe, kein Ärgerniss, damit aber auch ihm dadurch alle Gelegenheit abgeschnitten werde, seiner Neigung zum Sonderbahren zu folgen.

3) Nehme ich K. nicht zu mir als Freund in inneren Zirkel des Herzens-Intresse, ich nehme ihn, wie Curt von Haugwiz Chr. K. nimmt, dem er helfen, ihn soulagieren will, in weitern Zirkel aller derer, die sich in meinem Gebiet befinden und von mir Liebe und Gerechtigkeit zu erwarten haben.

4) Enthält sich K. alles moralischen Wirkens direkt oder indirekt, auf wen es auch seyn wolle. Beschäfftiget sich mit seinem Akerbau und äussert schlechterdings weder gegen mich, noch irgend gegen einen andern Menschen nichts, was nur irgend einen Bezug auf Moralität, höheres Würken u. s. w. hat. Kaufmann ist hierdurch am meisten auf Abwege verleitet worden, hat auch andere abgeführt. Es bleibt ihm von dieser Seite immer der meiste Reiz; ich muss ihm also hier diese strenge Verbindlichkeit auflegen.

5) Sollte ich spühren, dass auch ohne K.s Zuthun irgend einer in schädlicher Hinsicht Vertrauen auf K. werfen sollte oder ihn irgend aus einem andern Blick betrachten, als der aus seinem natürlich bürgerlichen Verhältniss genommen und ich davon üble Folgen vermuthen könnte, so behalte mir vor, einen solchen nicht allein zu warnen, allenfalls durch diesen Aufsaz selbst, oder wenn diess nicht helfen sollte, es zu hemmen.

Endtlich behalte ich mir allein vor, K. über diese Punkte zu richten und in dem Fall, dass er sich dagegen vergehen sollte, auch nur gegen einen dieser Punkte, so hört sein Unterhalt auf und er scheidet von meinen Gütern.

Ich habe diese meine Äusserung und Verbindung Ch. K. in Gegenwart des Herrn J. Casp. Lavater und Hrrn E. G. [Gaupp] mündlich vorgelegt, diese beyde Männer zu Zeugen und Rath erbethen, auch von ihnen die Versicherung erhalten, dass sie mir mit Überzeugung, dass es zu Kaufmanns Bestem und zu keiner Belästigung für mich gereichen möchte, rathen wollen. Und gehe sie von meiner Seite allein auf ihren Rath und Garantie ein.

Ich sage nichts über das, was in diesem Aufsaz undelikat oder hart scheinen mögte. Die, so die Verhältnisse kennen, mögen mich richten.

Gegeben Schaffhausen den 9. Juli 1780."

Aus dieser Zeit stammt auch der (undatierte) Absagebrief J. Georg Schlossers, der folgendermassen lautet:

„Mein lieber Kaufmann! Ich bin sonst nie verlegen gewesen, an dich zu schreiben; aber der andächtelnde Ton der in deinen zwey letzten Briefen herrscht ist mein Ton nicht. Wenn du Ruhe für deine Seele fühlst, wenn du weisst was du glauben sollst, wann deine itzige Prätention an Frömmigkeit nicht eben so Prätention ist, als deine vorige Eitelkeit gewesen ist; so ist mirs herzlich lieb. Ich verstehe aber das Ding nicht recht. Ihr Leute fangt die Religion an zu tractiren wie eine Profession, das ist sie nicht, wie ich sie verstehe. Mir ist die Religion nichts als Stimmung des Geists, und das ganze andere Menschenleben geht seinen Gang nebenher, wie's die Natur verlangt. Auch schwatzt die Religion nicht so viel von sich selbst — kurz das Ding ist anders, als es bey dir zu seyn

scheint; und wenn ich dich so ansehe wie ich muss nach deinen Briefen, so können wir wenig mehr mit einander gemein haben. Du weisst ich bin ziemlich ungekünstelt und wahr, und was nicht so ist, ist mir herzlich zu wieder! Urtheile ob wir noch viel gemein mit einander haben können. Du hast mir vor einiger Zeit geschrieben, dass du dich des natürlichen Menschen zu entäussern suchtest, ich aber habe den natürlichen Menschen noch so ziemlich lieb — Lass uns also nicht hadern, sondern zieh du links, ich will rechts ziehen! — Und Gott behüt uns auf unsern Wegen.

Schlosser."

Noch ein ganzes Jahr musste Kaufmann warten, bis er die demüthigende Versorgung in Schlesien erhielt. Er sollte sich nach Haugwitzens Meinung erst gründlich bessern. Am 23. Juni 1781[1]) verliess er Schaffhausen und schied hiemit auf immer aus seinem Vaterlande. Am 26. schreibt er bereits von Ulm aus an Gaupp über den Anfang der Fahrt. In Ulm nahmen die reisenden am 27. Juni das Schiff nach Wien und am 17. Juli hatten sie das Haugwitzische Gut Steinau erreicht und begaben sich von da auf 14 Tage nach Straduna, sodann nach Gnadenfrei, wo Lisette Kaufmann am 3. Sept. von einem Sohne Paulus entbunden wurde. Die Briefe an Gaupp werden immer redseliger, sie handeln von der Sünderliebe Jesu und der menschlichen Schlechtigkeit im allgemeinen. „Dass wir durchaus verdorbene Kreaturen sind, glaube ich und weiss es aus tiefbeugender Erfahrung, die immer noch tiefer geht, dass in uns das Urbild des Gottesmenschen durch Sünde verloren und verdorben ist." Zugleich bittet Kaufmann um Entschuldigung, wenn er künftig hin von seinem äussern Leben schweige; seine einzige Sorge sei jetzt, sich in die Tiefe der Jesusliebe zu versenken. „Ach verzeiht mir, ihr Lieben, — schreibt er am 19. Juli 1781 von Steinau aus — wenn ich jetzt und inskünftige immer weniger von mir und den Meinen, besonders von unserm äussern Leben sage: es ist doch immer ein gefährlich Ding darum, besonders für solch arme Leute, die auf einer so gefährlichen Höhe gestanden wie wir, etwas von sich selbst zu sagen. Wie leicht und wie bald mischt sich in Alles, auch wol in den seligsten Genuss göttlichen

1) Danach sind die Daten bei Düntzer S. 159 ff. zu ändern.

Erbarmens der höllische Eigendünkel! und wir haben ja doch nur darfür zu sorgen, wie wir dem Herrn gefallen“ u. s. w.

Sofort fasste Kaufmann seinen künftigen Beruf ins Auge, er entschloss sich, in Breslau schnell die Medicin zu studieren und in der Brüdergemeine als Arzt zu wirken. In diese Zeit fallen die folgenden Briefe:

„Gnadenfrei den 3. 9bre 1781.

Gerne Ihr lieben Theuren! mögte ich Euch alle von hier noch herzlich grüssen. Hatte schon lange schreiben wollen, aber ich konnte nicht, bis ich auch wüsste und Euch sagen könnte, wie's weiter mit Uns gehen wird. Wir werden nun nächstens von hier abreisen und nach Breslau ziehen, wo ich mich zu meinem künftigen Beruf noch mehr tüchtig machen lassen soll. Wie sich das alles gegeben, mögte ich gern kürzlich sagen. Bald nach unserer Ankunft allhier, ward's uns so wol; wir genossen den Frieden des Herrn und die Liebe seiner Kinder, dass es uns ziemlich gewis war, der Herr werde uns nach seiner Liebe und Erbarmung auf's innigste nach und nach mit diesem seinem Volke verbinden. Aber bald vergassen wir schlechte Wesen! seiner Barmherzigkeit, überhebten uns, wurden wieder troken, öde und wüste, so dass ich besonders in grosse Ungewisheit kame. Die lieben Brüder, besonders der liebe theure Leiriz[1]) erinnerte mich Anfangs auch oft, dass, wenn ich in meinem Herzen meines Gangs gewis wäre, ich mich noch vorher, ehe ich nach Barbi[2]) um Erlaubnis schreibe, zu einem bestimmten Beruf deklariren müsse und da hielte Er dafür, der medicinische wäre der beste für mich. Ich machte dann allerlei im Grunde untaugliche Einwendungen, mein eignes Wollen und Würken mengte sich stark darein, und da konnte ich zu keinem Entschluss kommen, bis sich der Herr auf's neue meiner wieder erinnerte und mir durch väterliche Demütigungen klar machen konnte, wo's noch fehlte und wie viel Eignes, zum Grosseyn lüsternes sich mit einmischte. Ich frug auch den Haugwiz, der mich denn freilich glücklich priese, wenn ich dieser Gnade gewürdiget werde, mit und bey seinem Volk zu leben. Ich entschlosse mich denn zuerst, mich von nun an diesem Beruf zu widmen und da ich durch eigene und anderer Ueberzeugung fühlte, dass mir zum besseren Fortkommen eine ganze Rekapitulation der wichtigsten Theile der Arzneiwissenschaft nöthig, auch dazu in der Anatomie, Akouschement, Lazaret durch die Bemühungen Herrn Professor Morgenbessers[3]) sich

---

1) Layritz, seit 1775 Bischof der schlesischen Brüdergemeinden.
2) An die Unitätsältestenconferenz.
3) Düntzer S. 165.

sehr schöne neu angelegte Anstalten in Breslau befinden, so reiste deswegen mit Bruder Wole[1]) (einem sehr gesegneten Wundarzt) zu Haugwiz und dann nach Breslau, um das nöthige dazu zu veranstalten. Auf dieser Reise machte mir denn unser liebe Herr immer mehr gewisser, dass ich mich nicht auf Menschen verlassen soll und dass es besser, wenn mir alles das genohmmen, was mich an völliger kindlicher Ueberlassung und Hingabe in seine treue Pflege und Leitung hindert. Ich habe nun auch diesen Beruf als das einzige Mittel anzusehen, wodurch ich mir und den Meinen unter Gottes Segen mein täglich Brod erwerben soll. Den lieben theüren Haugwiz segne der Herr für alles Gute, so Er mir und den Meinen erwiesen. Mir that's wol, dass Er auch mir Segen wünschte auf meine Hoffnung und Anwartschaft, doch auch bald als ein armer Kranker in die völlige Brüder-Pflege aufgenohmmen zu werden. Jezt kann ich mich noch nicht melden, ich hoffe aber doch, der Herr werde es so leiten, dass es bald von Breslau aus geschehen kann. Gottlob, Ihr lieben Theuren! dass unser Heiland die Sünder annihmmt und dass auch dieser sein Sinn (so tröstlich für mich) auch unter seinem Volk herrscht. Ach Er mache mich durch seinen Geist immer mehr dazu, so wird auch der süsse Jesusfrieden, der damit verbunden, nie ferne seyn. Ich grüsse Euch Alle mit wahrer Liebe und wünsche von Herzen, dass wir darin Alle Eines Sinnes werden."

Nachschrift von Frau Kaufmann. „Ich grüsse euch auch von ganzem Herzen, meine theüren inniggeliebten! Nun hört Ihr auch wieder etwas von uns, ach ja! Der Herr führt uns wunderbar — will's Gott auch bald wieder in seine Gemeine, es ist schwer wieder heraus zu gehen — aber wir müssen erst noch recht reif werden.

Unsere l. Mari hatte einen starken Anfang von der Englischen Krankheit was noch Ueberbleibsel von der Ruhr und Reise sein mochte, aber dem Herrn sey Dank! izt erholt sich's wieder, ist froh und freüdig und lehrnet nun gehen — wie's uns beyde erquickt! — auch der l. Paulus ist sehr gesund und wol und mir schenkt der Herr auch viel Kräfte und lehrnet sie mich üben und gebrauchen.

Es freüt uns so herzlich was wir von den lieben Unsrigen vernehmen."

Schon vorher hatte Kaufmann von Gnadenfrei aus am 14. Augstmonat 1781 an Gaupp geschrieben:

„Ich klage mich selbst an — denn ich bin der, der die Gemeine des Herrn lästerte und gering achtete — ich armer Wurm, der schlechteste unter Allen. Aber Er hatt's mir vergeben und wer

1) Bei Düntzer S. 163 Bruder Molle. Das Datum 22. Oct. ist unrichtig

wollte mir nicht vergeben, wenn Er vergiebt und alle Schäden heilt. — — Ich muss dieses sagen, damit ich armer Elender bey denen, die nach Wahrheit dürsten, nicht durch meine Schuld neuen Verdacht erweckte, als wenn ich mich selbst hieher geführt und nun in der Trunkenheit meiner armen Phantasie so redete und auf diese Weise zu unnöthiger Sorge und Bekümmernis Anlass gäbe. Nun, ihr Lieben! Ich bin jezt gewis nüchtern und ich weiss, was ich rede, denn wie dürfte ich es sonst wagen, so frei zu reden, ich der Gottloseste unter Allen?"

Dieser Erguss schliesst mit den Worten:

„Gedenket meiner vor dem Herrn, des armen ohne Ihn so entsetzlich elenden, nun gewis oft so seligen Christoph Kaufmanns. An meinem 29^ten Geburtstag, dem ersten für's Neue Leben der zweiten Schöpfung."

Die Frau fügt folgende drastische Schilderung ihres vormaligen Aufenthaltes in Straduna[1]) hinzu:

„Wir sind hier in dem gemeinen Logis einquartieret und für alle nöthigsten Bedürfnisse sehr gut besorget. Es ist ein seltener Fall und geschiehet nicht leicht bey den Ordnungen und Einrichtungen der Gemeine, dass ein Mann so mit Weib und Kind, in dieser Lage des baldigen Niederkommens aufgenommen werde, aber unser liebe Herr hat die Thüren aufgethan. In Straduna hätte ich es nicht aushalten mögen bey der damaligen Einrichtung unserer Wohnung, denn Haugwiz hatte noch gar nichts machen lassen, als etwas Hauss- und Bethgeräth hinstellen lassen; es war auch Liebe von Haugwiz, er wollt' warten, bis wir da wären, um dann, wie wir's wünschten, zu machen, freilich wär's vor meiner Niederkunft fast nicht mehr möglich gewesen, denn es war noch keine Küche, keine Mägdenkammer, kein Sekret, kein Ofen in der Stuben, so schlechte schmuzige wüste Böden, die geweisselten Wände so unweiss und alle Fenster versprenset, weil's gleich auf'n ersten Boden war; da kamen uns die Kühe fast in die Stuben herein, die Schwein mit ihren Jungen, Hunde, Hüner und Katzen gar oft, das unserm lieben Kind zu manchem kleinen Schreken war; wir mussten immer einige Fenster offen halten bey der Tiefe und Feüchte der Zimmer und der grossen Hize; da bekamen wir so eine entsezliche Menge Fliegen, sie sassen einem beim Essen auf den Löffel und auf die Gabel und um's Kindlein's Schüssel. Wenn ich ihm zu essen gab, war ein ganzer Kranz, die Wände und Tillen waren fast ganz bedekt, am Morgen vor 4 Uhr störrten sie schon unsere Ruhe und so waren der Unbequemlichkeiten sehr viele; auch war kein frisches

1) Düntzer S. 161.

Fleisch, fast gar kein Gemüs und noch kein Obst zu bekommen. Ausser dem Amtmann und seiner Frau, die uns die 14 Tage bewirthen mussten, nichts als Pollnische Menschen um uns. Der Hinblik auf meine Niederkunft war schwer und die Sehnsucht nach liebenden Menschen wurde auch stark. Das ist gewiss wahr, wenn ich inniger und ganz an dem Herrn hieng, so hätte ich auch ruhiger das Ende dieser Prüfungen ausgewartet; ich sehnte immer nach Gnadenfrey und mein theürer Mann, der alles dieses Ungemach mitfühlte und noch mehr für mich fühlte, sah immer auf die Liebe unsers Herren, der alle Haare auf unserm Haupte gezället und uns in allen Leiden vorangegangen. Er konnte meinem Wunsche, meinem Anliegen, auf's Ungewisse nach Gnadenfrey zu reisen nicht folgen, bis er's gewiss ward, dass er's im Vertrauen auf den Herrn wagen dürfe, dass Er uns Weg bahnen werde — und nun hat Er's gethan. Ihm sey ewig Lob und Dank! Haugwiz war einige male bey uns in Straduna, hatte im Sinn, gleich einige Tage nach unserer Abreis mit der lieben Trinette und ihrer theüren Pauline nach Bresslau zu ihren beidseithigen Eltern zu reisen, die sie seit vor Ihrer Reise nach der Schweiz nicht mehr gesehen. Sie werden einige Wochen dort bleiben und Haugwiz hat Hofnung, bey der Rükkunft über Sweigniz und Gnadenfrey zu reisen. Es war mir eben auch schwer in Straduna, die l. Trinette so wenig zu sehen — es ist immer mehr als 2 Stunden nach Krappiz und vielleicht nach Rogau über 3 und von ihrem l. Kinde kann und mag sie nicht weg gehn, es ist auch bei der Treüe wol zu fühlen.

Unsere liebe theüre Mari ist nun wieder so gesund, uns wieder wie neü geschenkt vom Herren, so sanft und mild, das auf der Reise so sehr verrauhet war unter den vielerley Menschen auf'm Schiff und sonst; es hat auch seine verlohrnen Kräfte zum Gehenlehrnen bald wieder gefunden.

Izt scheide ich von eüch, meine Inniglieben, in der frohen Hofnung, eüch bald die freüdige Nachricht von meiner glücklichen Entbindung geben zu können durch meinen theürsten Mann. Gedenket meiner vor dem Herrn, da sind wir uns doch am nächsten — besonders meiner theürsten Mutter und lieben Geschwister. Eüer aller treü ergebene L. K."

Die Uebersiedelung nach dem nahe gelegenen Breslau war inzwischen bereits erfolgt[1]). Am 31. October 1781 meldet Kaufmann aus Gnadenfrei, wohin er aus Breslau zwei Tage vorher auf Besuch gekommen war:

„Uns, ihr lieben Theuren! geht's nach Wahrheit zu sagen immer besser. Wir lernen immer mehr die unaussprechliche Liebe

1) Also nicht erst am 6. Nov. 1781, wie Düntzer S. 164 angibt.

Jesu kennen; nur mit dieser Erkenntnis geht und wächst denn auch das Gefühl unserer unbeschreiblichen Verdorbenheit, die den seligsten Genus seiner Gemeinschaft nicht hindert, sondern vermehrt. Amen — — Auch unser Aufenthalt in Breslau, so sehr er dem äusserlichen Anschein nach schwer und mühsam sein oder scheinen mag, ist uns zum wahren Segen. Vom Morgen an bis in die Nacht habe ich mich meistens auf der Anatomie, Akouschements, Hospital und mit einer kleinen Privat-Praxis zu beschäftigen und so die liebe Mutter mit unsern 2 lieben theuren Kindern, davon der gebohrne Gnadenfreier an Stärke, Gesundheit und Freudigkeit sein zärtliches liebhabendes Schwesterchen überwiegt: die liebe Lisette lernt durch die Gnade des Herrn immermehr die Pflichten einer Mutter erkennen und den Segen des Herrn, der auf ihrer Erfüllung ruht, auch schmecken und fühlen und so von Grad zu Grad auch kräftig spürbahr geniessen."

Wie sich Haugwitz zu Kaufmann stellte, ergibt sich aus einem Schreiben vom 27. August 1781 von Krappiz aus an Gaupp:

„Sie wissen, lieber Gaupp, unter welcher Verbindung ich mit Ihrem und Lavaters Gutbefinden, Kaufmann auf mein Gut Straduna berufen habe. Ich kann nach meinem Gewissen noch heut von all diesem nicht ein Jota abändern. Kaufmann ist mir, oder doch deucht mir, noch immer derselbe zu sein, der er sonst war. Sie wissen, lieber G., ich bin niemals zufrieden gewesen mit der Art, in der Sie und Lavater Kaufmann genommen haben und bin es auch jezt noch nicht. Er ist sich selbst immer noch der ausserordentliche Mann, wo ich doch nur allein eigen gewählte Abweichung von Ordnung und Recht finden kann. Kaufmann ringet darnach, in Verhältnisse innerer Vertraulichkeit bey mir einzudringen; schrieb mir darüber schon aus der Schweiz in dem lezten Briefe, den ich ihm nicht mehr vor seiner Abreise beantworten konnte. Es thut mir weh, wenn sich Kaufmann hierüber irgend eine Hoffnung gemacht hat, weil ich sie schlechterdings brechen muss. Ihr lieben gutherzigen Leute lasst Euch immer von Euerm Herzen hin und her leiten und wisset nicht, dass dies der gefährlichste Geleitsmann ist, wenn er nicht von oben her durch die Kraft des alles durchdringenden erleuchtenden Geistes bewährt wird. Bleibt Kaufmann in der Verbindung der Brüder Gemeine, so hoffe ich zum Herrn, dass es zu seinem Segen sein wird.

Ich habe aus Ihrem Briefe an Kaufmann gesehen, dass Kaufmanns Vater einige Schwierigkeiten der Bezahlung der 50 Ldor wegen macht. Bezahlt er sie, so ist's gut; denn eigentlich ist's billig, dass er sie bezahlt. Bezahlt er sie aber nicht, so ist's auch äusserst unbillig, dass Sie das Geld länger darben sollen. Dann

schicken Sie mir nur kurz die Summe dessen ein, so ich ihm bezahlen soll mit Dazurechnung dess, so ich Ihnen auf eigne Rechnung schuldig worden."

Haugwitz zog seine Hand immer mehr von Kaufmann ab, und als dieser die Bedingungen jenes Vertrages förmlich verletzt hatte, war der gräfliche Protector auf dem Punct, Kaufmann zu entlassen. Nur aus Barmherzigkeit für die Familie und aus Rücksicht für die schweizerischen Freunde gewährte er ihm fernerhin Unterstützung. An Lavater aber und Gaupp gieng folgender Brief ab:

„Copia des Schreibens von Baron v. Haugwiz an J. C. Lavater und mich.

d. 25. April 1782.

Nach der Herzens Verbindung zwischen Euch mag ich, Lieber, deinen und des l. Pfenningers[1]) Brief nur an dich beantworten, auch werdet ihr beyde gleiches Intresse daran nehmen. Dass ich es aber einige Zeit anstehen liess, dir, lieber Lavater, zu schreiben, that ich nur, um Euch guten Bescheid geben zu können.

Wenn ich diess aber mit aller Treue und Wahrheit thun soll, so muss ich's von Weitem hernehmen, wenn auch diess eben nicht zu deiner Ehre gereicht, lieber Lavater. Du weisst, unter welchen Bedingungen ich Kaufmann in Schaffhausen anbot, bey mir auf meinen Gütern Wohnung und Nahrung nach seinen Bedürfnissen darzureichen, dass mein Sinn war, Kaufmann zu beugen und ihn erkennen zu lernen, dass er nichts bessers sey als ein anderer Erdenwurm. Ich will hier die Bedingungen nicht wiederholen, unter denen ich ihm Handreichung versprach. Du hast davon Abschrift und erhielt dagegen dein und Gauppens Wort: auf Euer Gewissen mir Kaufmann nicht eher zuzusenden, bis Ihr aus seiner wahren Sinnes Aenderung, aus seiner herzlichen Dehmuth würdet anerkannt haben, dass sein Kommen zu seinem Besten und nicht zu einer Last vor mich gereichen möge. Das habt ihr nun beyde nicht gethan. Gaupp nicht, nach seiner Herzensschwäche; du, lieber Lavater, nicht, nach deines Herzens Härtigkeit. Ihr schicktet mir Kaufmann, so wie er immer war, der alte Kaufmann. Ob ich ihm gleich, ehe ihn nun wirklich kommen hiess, zu zweyen malen wiederholt hatte, dass ich ihm allein unter der Versicherung der genausten und strengsten Befolgung aller meiner gemachten Bedingungen sein Kommen zugeben könne, so war doch deutlich zu sehen, dass er seiner vermeinten Obermacht über andere Menschen in Rücksicht meiner zu viel zugetraut hatte. Er

1) Kaufmanns Schwager Joh. Konrad Pfenninger, der Apologet.

konnte bald seine Verfassung nicht mehr ertragen, er fand mich fester in meinem Entschluss, als er gewohnt u. s. w.

In Schaffhausen war er in freundschaftlicher Verbindung mit verschiedenen von der Evangelischen Brüder Gemeine gekommen. Wenn ich in meinem Urtheil nicht irre, so war diess besonders vor seine Frau von vielem Segen gewesen. Auf ihr Andringen, wie er sagt, bat er mich, dass seine Frau ihr Kindbett in Gnadenfrey halten möchte; ich war das gerne zufrieden; nur so lange, als er mit mir auch nur in der geringsten Verbindung stünde, müsse er sich alles Würkens auf andere, alles Apostolierens u. s. w. enthalten. Kaufmann gieng nach Gnadenfrey, that aber nicht nach seiner Pflicht gegen mich. Es war wieder das alte Wesen. Er gab sich den Leuten als einen armen Sünder, der nun aber die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn erkannt hätte, davon zeugen müsse u. drgl. Ich sah ihn nicht, den ganzen Sommer durch. Im späten Herbst kam er auf wenige Stunden zu mir. Da schien er verlegen zu seyn, was er wählen solle. Bey der Gemeine war er nicht angenomen, so wie auch heut noch nicht und schwebte fast sehr in dem Sinn, wieder nach Straduna zurückzukehren. Ich sagte ihm aber ganz klar, dass er sich darauf keine Hofnung mehr machen mögte. Der Faden sey zerrissen und nun könne er nimmermehr bey mir wohnen. Der grosse Artikul des stillen unbemerkten Lebens[1]) sey für ihn verloren; denn nach dem Aufsehen, so er von neuem gemacht, stehe diess selbst nicht mehr in seiner Gewalt. Also keine Verbindung mehr zwüschen uns. Aus Mitleiden für ihn und seine Frau, aus Liebe für seine Freunde und aus herzlicher Achtung für die fromme Gemeinschaft der evangelischen Brüder, unter denen er tolerirt würde, wolle ich ihm jährlich eine Handreichung von fl. 200 leisten; aber ohne mich im geringsten dazu zu verbinden. Auch wolle ich hierinnen nichts mit ihm zu schaffen haben, sondern diess einem bekannten Bruder der Gemeine zuschicken und könne er hoffen, es so lange zu geniessen, als ich meine Gabe gut anzuwenden vermeinte. Das war im Herbst vorigen Jahrs und was ich nun weiter von ihm weiss, ist sehr unbestimmt und reduzirt sich allein dahin, dass er noch nicht in die Gemeine aufgenommen, aber auch nicht von ihr abgewiesen ist. Neuerlich hab' ich erfahren, dass er zum wenigsten sobald noch nicht nach der Schweiz abgehen will. Wenn ihr lieben Seelen von mir verlangt, dass er als ein Mann eines anderen Sinnes mit wahrer Erkenntnuss seiner Armuth zu Euch kommen und ich ihn Euch als einen solchen zusenden solle, so fordert Ihr einmal in jeder Betracht zu viel von mir und habt ihr mich in der That, Ihr lieben Lavater und Gaupp, durch die untreue Bewahrung des Pfundes, so ich Euch zurückgelassen hatte, aller Mittel beraubet, irgend auf eine Art das

1) S. oben S. 178.

meine dazu beyzutragen. Endlich, sollte Kaufmann in die Gemeine der Evangelischen Brüder aufgenohmen werden, welches nicht von dem Willen eines Menschen abhängt, so segnet alle, die Ihr Theil an ihm nehmt, diese Stunde. Das bitt ich Euch um Eurer selbst willen. Unter ihnen wird er gebeugt und in der Zucht erhalten werden, damit sich die Flügel seines stolzen Willens nicht erheben wider ihn und andere.

Mit treuer Liebe umarm ich Euch alle, Ihr Lieben! Lasset mein Andenken nicht unter Euch erlöschen. Ich geniesse mit meinem Weibe, die stündlich ihre Entbindung erwartet und meinem Kinde reichen Segen des Herrn. Wir grüssen Euch alle von ganzem Herzen.

Meine Frau bittet um 1 Ex. der franz. Physiognomik. Wie ist's zu haben? Und an wen die Bezahlung zu richten? Wir leben oft mit dir, du l. Lavater, und gehen wir wieder jenseits der Alpen, so bin ich bey dir mit Weib und Kind. Ich umarme dich.

C. Haugwiz.
Rogau."

Kaufmann selbst spricht sich Gaupp gegenüber über sein Verhältniss zu Haugwitz sehr vorsichtig aus.

„Als ich letzthin bey Haugwiz war — heisst es in einem Brief aus dieser Zeit — und an seinem, seines Weibs (die der Herr mit einer Leibesfrucht gesegnet) und an seines Kinds Wolbefinden herzlichen Antheil nahme, Ihnen auch deinen Gruss meldete, sagte Er mir, du habest Ihm erst geschrieben und Ihm das Uebelbefinden deines Vaters gemeldet. Bruder Leiriz, der in Neusalz und dem ich einen Auszug aus deinem Brief übermacht, schreibt mir: Schreiben Sie wieder an Gaupp, so versichern Sie Ihn, dass das Gefühl seines Elends und sonderlich des Unglaubens eine Wirkung des Geistes ist, der die Welt überzeugt von der Sünde, dass sie nicht glauben will, auch wirklich nicht kann, bis sie sich die Augen aufthun lässet, um sich von der Finsternis zum Licht und vor der Gewalt des Satans zu Gott bekehren zu lassen, zu empfahen Vergebung der Sünde.

Dass ich von Haugwizen gar nichts schrieb, ist, Lieber! wol die Haubtursache, weil ich meinem Herzen nicht traute. Leiriz sagte einmal, wie sollte ich einen fremden Knecht richten? Nun wie viel weniger ich. Ich danke dem Herrn für die Gnade, dass ich erkennen kann, dass mir durch Haugwizen viel Gutes wiederfahren und was mir daneben nicht klar ist, das mögte ich ruhn lassen, bis mir's klar wird. Ich habe nichts anders, als viele Ursache, mich über Haugwizens Liebe zu freuen und über sein Dulden zu schämen. Segne Ihn unser liebe Herr für alles, was Er mir Gutes erwiesen. Seit $1\frac{1}{2}$ Jahren hat Haugwiz über Christo und Christi Sinn mit mir nicht geredt und s'Vorige ist mir wie ein Traum und über die Bemerkung,

die mir erst vor ein Paar Tagen ein Prediger vom Lande, der durch den Dienst der Brüder zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen, gesagt, kann ich auch nicht urtheilen. Er sagte, Er habe Ursach zu glauben, dass einige aus der Freimaurerloge den Herrn Jesum lieb haben, ob aber das theure Kleinod der Sünderschaft und die damit verbundene Gemeinschaft des Sünderfreunds von Golgatha so erkant und getrieben werde, wie in der Brüder Gemeine?"

An seinen ehemaligen Famulus Johannes Ehrmann in Strassburg schreibt Kaufmann um die nämliche Zeit:

„Hamann verlangte was zu wissen von mir, ich schrieb meinen Namen in die Idea und schickte sie Ihm durch den Grafen Kaiserling[1]); darauf Er sehr lieblich und weitläufig hieher schrieb und sich auch nach dir erkundigte; ich antwortete Ihm und meldete, dass du bey deiner l. Mutter und Geschwistern fleissig arbeitest und dich auch als ein armer Sünder zu dem haltest, der kommen seye, alle Sünder selig zu machen."

Im Juli 1782 siedelte Kaufmann mit seiner Familie als Arzt der Brüdergemeine nach dem Städtchen Neusalz an der Oder über.

Haugwitz meldet von Rogau unterm 15. Nov. 1782 an Gaupp:

„Kaufmann ist nun in Neusalz, praktisirt dort als Arzt und hat Erlaubniss, sich an die Gemeine zu halten. Auch soll er schon anfangen gute Praxis zu bekommen. Ich trage noch (doch sey das Ihnen allein gesagt) thätige Sorge vor seinen Unterhalt, bis er selbst im Stande sein wird sich ihn gänzlich zu erwerben. Gebe ihm bis dahin jährlich 200 Gulden. Doch hab' ich weiter keine Gemeinschaft mit ihm, als dass ich dieses Geld an einen ehrbaren Bruder der Brüder Gemeine sende, der es denn Kaufmann zukommen lässt."

1786 erhielt Kaufmann die Stelle des Arztes der Unitätsältestenconferenz zu Herrnhut, wo er nun in die Gemeinschaft der Brüder aufgenommen wurde. Sein erster Herrnhuter Brief an Gaupp ist vom 21. März 1786 datiert. Seine Tochter Marie habe er in der Mädchenanstalt in Kleinwelka versorgt und

1) Gildemeister, J. G. Hamanns Leben und Schriften II, 426: „Am 2. Sonntage nach Epiphan. — so schreibt Hamann an Herder — erhielt ich ein dickes Pack mit Spangenbergs Idea fidei Fratrum, mir von Kaufmann dedicirt, mit einem Briefe des jungen Grafen Kayserlingk."

sein Sohn Paulus sei beim Herrn daheim und ruhe in Jesu Armen[1]). „Ich hatte — schreibt er am 21. Juni 1786 an Johannes Ehrmann nach Strassburg — eine Destination und Vocation nach Gnadenfeld, wohin ich gerne gezogen; aber der l. Heiland wollte mich hier haben. Er leitete die Umstände so, dass ich zur Besorgung unsers l. kranken Bruder Köbers[2]) hieher kommen musste und dann wiese der l. Heiland die Brüder der Unit. Aeltesten Conferenz an, mich als ihr Medikus oder vielmehr als der arme schwache Krankenwärter seiner Diener hier zu behalten und den Plaz in Gnadenfeld durch jemand anders zu besetzen, wozu ich auch nichts sagen kann, als, was der Heiland thut, ist Gnade. Er lasse mich nur in dieser Erkenntnis wachsen und immer ärmer an allem werden, nur reicher in seiner blutigen Erbarmung. Amen."

Als Arzt legt Kaufmann ab und zu dem Freunde Gaupp schwierige Krankheitsfälle vor und bittet ihn, darüber einen Somnambulisten in Lavaters Nähe zu consultieren. Aus der Zeit von 1782—93, also bis zwei Jahre vor Kaufmanns Tod, liegen etwa 20 Briefe an Gaupp vor. Ich hebe nur noch einen heraus, der für Kaufmanns Verhältniss zur Revolution[3]) von Belang ist. Haugwitz war inzwischen preussischer Minister geworden.

Juni 1793.

— — „Ob Graf Haugwiz bei seiner Ministerwürde den bessern Theil in den jetzigen kritischen Zeiten in den Preussischen Staaten erwehlt habe, zweifle ich. Ich liebe Ihn zärtlich und bete in meiner Armuth viel für Ihn und priese Ihn im Genuss des Friedens Gottes und der Sünderliebe Jesu in Wagenhausen viel glücklicher und näher dem Ziel unsrer eigentlichen Bestimmung und Vorbereitung. —

Du hast ganz recht: wir leben jezt in phisikalisch, moralisch, politisch und oekonomisch kritischen Zeiten, aber immer noch in Gnadenzeiten nicht zum Verderben, sondern zur Besserung. Die Welt ist Gottes Drama, darein auch die Hanswursten, die Henkers und die Teufels ihre Rolle haben, — mögen Sie! So lange Jesus bleibt der Herr, muss es doch immer wieder besser werden. — O, Frankreich predigt mehr als alle Orthodoxen und Heterodoxen allen Ländern,

1) Düntzer S. 204.
2) Düntzer S. 212.
3) Düntzer S. 257.

allen Ständen und allen Altern unserer Zeit! Hätte ich und könnte ich nicht wichtigere und wesentlichere Berufsgeschäfte und Bestimmung und könnten es nicht 1000 andere besser deuten als ich, so möchte ich wol durch verschiedene Winke die Menschen auf ihren Gott, von dem sie gekommen und von dem sie gefallen, in Frankreichs Zustand aufmerksam machen. Ware Frankreich nicht das schönste blühendste gesegnetste Reich — wie ist's geworden? Antwort: durch den Segen des hellen Lichtes des Evangelii, das aus dem Morgen verdrängt und mit Macht in diesen mittäglichen Provinzen einbrache und einen lebendigen fruchtbringenden Samen fortwürken liesse, der sich in den Waldensern und Hugenotten immer segnend und in Künsten, Wissenschaften und Manufakturen fortwuchernd zeigte, Frankreich mächtig emporhob, sodass es Diktator von Europa wurde und sich so erhielte, bis es offentlich Gott die Ehre raubte, sein Volk schändete und den Saamen der Gerechten erstickte und tödtete. Aber bald nach Aufhebung des Edikts von Nantes fieng's an, im Innern zu sinken. Gott gabe die Schänder seines heiligen Namens, die politischen und moralischen Götter auf Erden, den Hof, den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit in verkehrtem Sinn dahin und züchtigte sie unter den Peitschen der Pächter und Finanziers und liesse sie sinken, steigen und fallen immer zur Warnung, aber nicht zu ihrer und anderer Besserung. Anstatt dass Deutschland und andere Mächte darauf merken sollten, schliefen sie, träumten und liessen sich von der pestilenzialischen französischen Politik immer wieder einschläfern und blieben Affen im Grossen und im Kleinen, unterdessen dass Frankreichs Gift ihren eignen Staatskörper in krebsartigen unheilbahren Zustand setzte. Da ware keine Rettung als Zerstörung möglich: die Scharfrichter und Executoren des göttlichen Vergeltungsrechts kamen und übten Rache aus an den Grossen des Hofs und der Kirche; allein anstatt dass sich die andern zur Besserung warnen lassen und Gott in göttlicher Subordination doch noch ehren und fürchten sollten, spotteten sie seiner und seines Gesalbten, traten sein Wort mit Füssen und sprachen laut: es ist kein Gott und rissen sich ganz von ihm ab und leben sie und sterben sie wie die Bestien, die sich endlich nach und nach selbst aufreiben und zuletzt ermüden, nüchtern und wieder abgehärtet, und von ihrer Schwelgerei und Weichlichkeit zurückkommen werden und dann erst wieder die Stimme der Wahrheit von oben vernehmen. Lässt sich die Schweiz, Deutschland und andere Länder durch Frankreichs Beispiel und Exempel belehren und bekehren so wird der Verfall nie so gross werden; geschieht aber dieses nicht in einem gründlichen Grad, so werden ähnliche Schicksale kommen und wol zuerst an den Preussischen Staaten, wo der Menschen Bestimmung und Menschheitsrechte und die Bande menschlicher Ordnungen am meisten zerrissen und wahrer Glauben in Unglaube und Aberglaube aufgelöst werden.

So weit verirrte ich mich in einen einseitigen, aber mir richtig scheinenden wolthuenden Blick über die jezige Lage der Dinge, an der ich vielen treuen Antheil nehme. Was ist Kultur, Philosophie ohne Religion? Ein Dunstkreis von Brennmaterien zum Verderben.

Ich wünsche dem l. Lavater auf den Tag der Erndte eine richtige Saat, die auf dem Grund des Versöhnungs Tods Jesu stehet und die allein gültig ist. Der liebe Mann ist ja nach Coppenhagen, was macht er da? Gottes Geist, influire du ihn doch!

Der arme Ehrmann![1]) Dass er nicht auf festen Gründen steht, sondern sich hin und her treiben lässt! O, wäre er seiner Erkenntnis treu geblieben und hätte die Ehre bei den Menschen nicht höher geachtet, als die Ehre bei Gott, so würde er jezt einen besseren, richtigern, klareren, froheren und gewisseren Gang gehen. Der Heiland helfe ihm wieder zurechte und lerne ihn, was er bedarf, durch die Welt kriechen, nicht fliegen, wozu er keine Flügel hat und die entlehnten wächsernen schmelzen, fallen und schmeissen in's Koth.

Es geht mir und den Meinen unaussprechlich gut. Ich armer Wurm lebe in Jesu Liebe und Erbarmen so glücklich und selig, als ich es mir niemals hätte denken können und finde darein alle Schätze eröffnet und durch ihn alle Bedürfnisse befriedigt. Der Heiland würdigt mich oft unter Schmach und Schande, unter Lob und Ehre, durch gute und böse Gerüchte, zu zeugen von seiner Liebe und dass in ihm alles in allem zu suchen und zu finden ist: Wahrheit, Kraft, Licht und Leben und in seinem Opfer allein Gnade und Freiheit von Sünden. Dabei arbeite ich als Arzt mit seinem Segen. Kurz, ich habe gar nichts zu klagen, aber viel, viel zu loben. O, dass ich nur Jesum mehr liebte und in seine Liebe alles reduzirte!"

Auf Gaupps Schwiegersohn, J. G. Müller, geht die folgende Briefstelle:

„Deinen Herrn Schwieger Sohn liebe und schäze ich deswegen von Herzen, weil ich gewis weiss, dass Er Ruhe, Frieden, Liebe und Wahrheit sucht und zwar auf richtigerer Strasse, als ich. Möge Er sie bald in dem Maasse finden, dass seinem Geiste genüget und Er nichts anders aussert sich bedarf, am allerwenigsten Autorslohn. Gott mässige seinen Fleiss und stärke seine Kräfte."

Der letzte Brief Kaufmanns an Gaupp, datiert vom 2. December 1793, endigt mit den Worten:

„Und du, lieber theurer Bruder! lebe denn durch Jesu Kraft und mit seinem Lichte recht vergnügt und melde mir bald einmal,

1) Dieser war der begeisterte Lobredner der französischen Revolution geworden. Düntzer S. 257.

wenn du mit Lavater und seinem Schwager, oder allein oder mit wem du willst, uns besuchen werdest. Es soll dir mit Gottes Segen recht wol gehen. Wir lieben und verehren dich unveränderlich in Jesu Liebe und nennen dich öfters mit Angelegenheit, wenn wir gewürdigt sind, in's Heiligthum des Herrn zu treten und vor Ihm unsere Herzen in Loben und Danken, Bitten und Flehen auszuschütten."

Am 21. März 1795 starb Kaufmann[1]). Die trauernde Wittwe, welche die harte Behandlung von Seite ihres Gatten längst vergessen hatte, schrieb an Gaupp am 7. Sept. desselben Jahres:

„Wüsste ich nicht, liebste Freünde! dass Sie Rüksicht auf meine Lage und Umstände nehmen würden, wäre ich in grosser Verlegenheit über mein langes Schweigen bei Ihrem treüen zärtlichen Theilnehmen, wodurch das wunde leidende Herz so sehr erquikt wird. Er wurde mir schnell und ganz unerwartet entrissen, der einzige, unaussprechlich geliebte Freünd; sein Tagewerk war voll nach meiner Erkenntnis. Er war nach der Gemein-Sprache zu reden fertig mit seinem Herrn, oder sein Herr mit ihm. In seinem Sündergefühl suchte er nur Schächers Gnade und fand sie reichlich in dem unaussprechlichen Erbarmen seines Herrn. Er wird unbeschreiblich vermisst; von mir kann ich nicht reden, die delikatesten Empfindungen haben keine Sprache, vor dieses Subjekt gar nicht. Er war in seinem Benehmen gegen seine Lisette einzig. Ich renonsire auch auf allen materiellen Ersaz in diesem Leben. — Das verwöhnte Weib, das alles Leichte und Schwere auf seines Christophors Achseln legte und von ihnen wieder nahm, kaum fühlbar, soll nun an der unsichtbaren Hand seines Gottes und Heilands allein im kindlichen getrosten Glauben gehen lehrnen. Ich lege die Hand auf den Mund und folge. Er weiss, was seinem Kind gut ist."

Kaufmanns Wittwe blieb von Herrnhut aus, wo sie das Amt einer Fremdendienerin versah, bis 1798 mit J. G. Müller — die Schwiegereltern Gaupp waren beide im Februar 1796 gestorben — in Beziehungen. Sie lebte bis zum 23. Dec. 1826.

1) Dieses Datum ist sowol durch das Winterthurer Bürgerbuch als durch das dortige Kirchenbuch bezeugt. Im letztern findet sich unterm 6. April 1795 folgender Eintrag: „Christoph Kaufmann med. Dr. starb in Herrenhut den 21. März aet. 41 Jahr 7 Mon." Danach ist die Anmerkung S. 272 bei Düntzer zu berichtigen.

## Drei Briefe von Schiller.

Der Herausgeber des „Archivs" hat es der Liberalität des Herrn Albert Cohn in Berlin zu danken, dass er nachstehend drei in dessen Besitz befindliche Briefe von Schiller mittheilen kann, welche bisher noch nicht veröffentlicht waren.

Der erste derselben ist an den Buchhändler Friedrich Wilmans gerichtet, in dessen Verlage das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet" erschien. Von diesem Wilmans hatte Schiller schon am 28. October 1799 und nochmals im März des folgenden Jahres Zuschriften erhalten. Die frühere war während einer schweren Krankheit seiner Frau eingelaufen, blieb deshalb unbeantwortet und hat sich auch, wie es scheint, nicht erhalten. Die vom März ist ihrem Wortlaute nach bekannt geworden und in Schillers Geschäftsbriefen, herausgegeben von Goedeke, (S. 221) gedruckt zu finden. Das darin angekündigte Geschenk ist dasjenige, für welches Schiller in dem vorliegenden, vom 16. April 1800 datierten Briefe dankt und dessen Empfang er am Tage zuvor in seinem Kalender, wie folgt, notiert hat: „Kistchen mit 17 Bouteillen Wein aus Bremen. Franco bis Braunschweig. Fracht von da $1/2$ Ctr. 1 Rthlr. 12 Gr." Was Schiller gleichzeitig in seinem Dankbriefe verspricht, erfüllte er, indem er am 30. Juni 1800, wie er in seinem Kalender angemerkt hat, an Wilmans „Gedichte" schickte. Die übersandten Gedichte waren das „Lied der Hexen im Macbeth", das im Taschenbuche auf das Jahr 1802 S. 175—178 abgedruckt ward, und das Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte", von dessen Abdruck Wilmans abstand, nachdem es mittlerweile in der Sammlung von Schillers Gedichten erschienen war. Das Taschenbuch auf das Jahr 1803 konnte von Schiller die drei

Räthsel liefern: „Von Perlen baut sich eine Brücke", „Ich wohne in einem steinernen Haus" und „Unter allen Schlangen ist eine".

Der zweite Brief vervollständigt die Reihe der zwischen Schiller und Iffland gewechselten Briefe, welche in Joh. Valent. Teichmanns literarischem Nachlass, herausgegeben von Franz Dingelstedt (Stuttgart 1863), S. 199—234 veröffentlicht sind. Schiller schrieb ihn, nachdem er am 20. September 1801 von seiner Dresdener Reise nach Weimar zurückgekommen war und hier am folgenden Tage die Unzelmann in der Rolle der Maria Stuart gesehen hatte. Aehnlich, wie er darin gegen Iffland selbst über ihr Spiel sich ausspricht, urtheilt er über dasselbe auch in einem gleichfalls am 23. September 1801 geschriebenen Briefe an Körner. Nur fügt er in dem letzteren noch hinzu, dass ihr noch etwas mehr Schwung und ein mehr tragischer Stil zu wünschen sei. Das Vorurtheil des beliebten natürlichen beherrsche sie noch zu sehr; ihr Vortrag nähere sich dem Conversationston, und alles sei ihm zu wirklich in ihrem Munde geworden; das sei Ifflands Schule, und es möge in Berlin allgemeiner Ton sein u. s. w. Am 5. October schreibt Schiller an Körner, die Unzelmann habe Weimar vor drei Tagen verlassen, weil sie nach Berlin habe zurückeilen müssen. Am 6. October merkte er den Empfang eines Briefes von Iffland in seinem Kalender an.

Der dritte Brief, Schillers Antwort auf ein am 11. Februar 1802 bei ihm eingegangenes Schreiben des Dresdener Advocaten Christian Gotthold Brannaschk (so lautet der Name in den alten Dresdener Adressbüchern, nicht Brannasch oder Bramaschek), wurde von Schiller zusammen mit einem vom 18. Februar 1802 datierten Briefe an Körner abgesandt und wird in diesem mit den Worten erwähnt: „Ich sende Dir hier einen Brief an unsern Advocaten. . . . Wir sind den Vergleich zufrieden und ich habe den Advocaten bevollmächtigt, unter den 2 Arten, die man vorschlug, diejenige zu ergreifen, welche Richtenfeld erwählen wird". Der Rechtsstreit, in welchem Brannaschk Schillers Sache führte, betraf die Erbschaft des kursächsischen Generals Ludwig Ernst v. Benckendorff, eines nahen Verwandten der Schwiegermutter Schillers, in dessen

letztem Willen der Oberquartiermeister Rittmeister Johann Gottlob von Richtenfeld als Erbe und gleichzeitig als Testamentsvollstrecker eingesetzt war. Wie wir aus späteren zwischen Schiller und Körner gewechselten Briefen wissen, fielen das erste und das zweite, wahrscheinlich auch das dritte Urtheil in diesem Rechtsstreite nicht zu Gunsten der von Schiller vertretenen Ansprüche aus, so dass sich dieser endlich im März 1804 entschloss die Angelegenheit gänzlich auf sich beruhen zu lassen[1]).

1.

Weimar 16. April 1800.

Ihr gütiges Geschenk, das ich dieser Tage erhielt und wofür ich Ihnen verbindlichst danke, sezt mich in Verlegenheit, da ich nicht gleich weiss, wie ich mich erkenntlich dafür bezeugen soll.

Das erste Schreiben, worinn Sie mich um Beiträge zu Ihrem Taschenbuch ersuchten erhielt ich zu einer für mich sehr traurigen Zeit, wo ich jeden Augenblick fürchtete, meine Frau durch den Tod zu verlieren, ich konnte also nicht darauf reflektiren. Und Ihr Zweites vom vorigen Monat erhielt ich kurz nachdem ich selbst aus einer schweren Krankheit erstanden war. Durch [2] diese unglücklichen Ereignisse habe ich viele Zeit verloren und kann kaum damit fertig werden, ältere *Engagements* gegen meine bissherigen Verleger zu erfüllen.

Ich werde indessen suchen, Ihre Erwartungen wenigstens nicht ganz unbefriedigt zu lassen, und mich der Schuld, die Sie mir im Voraus auflegten, zu entledigen. Rechnen Sie also, auf jeden Fall, wenigstens auf einen kleinen Beitrag, da mir die Zeit zu einem grössern fehlt und er soll binnen einem Monat oder 6 Wochen eintreffen.

[3] Ich verharre mit vollkommener Hochachtung

Ew. hochedelgeb.
ganz ergebenster Diener
Schiller.

[4] An Herrn
Buchhändler Wilmans
in
*franco* Bremen

---

1) Die cursiven Lettern in unserm Abdruck entsprechen lateinisch geschriebenen Worten der Originale. — Dass der im „Bfw. zw. Schiller und Körner, hggb. von Goedeke" Bd. 1 S. 402 veröffentlichte Brief Schillers, dessen Original sich im Körner-Museum zu Dresden befindet,

2.

Weimar 23. Sept. 1801.

Ihrer Güte, mein theurer Freund, danke ich das grosse Vergnügen, das mir die Darstellung der *Maria* Stuart durch *Mad. Unzelmann* vorgestern verschafft hat. Ich wurde dadurch um so angenehmer überrascht, da ich den Abend vorher von meiner Reise zurückgekommen, und beinah in Gefahr gewesen wäre, diesen Genuss zu entbehren. Die Darstellung war vortrefflich, voll Charakter, Zartheit und Empfindung; in der sinnvollen feinen Deklamation erkannten wir den Meister von dem sie gelernt hat.

*Mad. Unzelmann* hat einen schnellen-Rappell von Ihnen erhalten. Sie möchte Ihnen gar gerne gehorchen, denn sie liebt Sie und fürchtet Ihnen zu missfallen. Aber wir sind hier alle dabei interessirt, dass sie einige Spieltage länger bleiben [2] und uns noch einige Rollen geben möge. Sie wird Sie also um *Prolongation* ihres Urlaubs bitten, und ich vereinige meine Bitte mit der Ihrigen. Sie werden uns allen dadurch Freude machen, und wir haben einiges Recht an diese Gabe, da Sie Selbst unsre Hofnung noch nicht erfüllt haben.

Leben Sie wohl mein theurer Freund und erhalten mir Ihre Liebe.

Schiller.

3.

Wohlgebohrner
hochgeehrtester Herr,

Auf Ihr geehrtes vom 6 Febr thue ich Ihnen von Seite meiner Frau und meiner Schwägerin zu wissen dass wir den Vergleich auf welche Art ihn Herr v Richtenfeld eingehen will, gut heissen und uns darinn gänzlich Ihrer Einsicht und Ihrem Urtheil überlassen. Da wir bei [2] dem günstigsten Ausspruch der Gerichte für unsre Sache gegen die armen und verdienten *Legatarien* uns nicht unbillig würden bewiesen haben und die *Intention* des Erblassers in Rücksicht derselben respektiert haben würden, so fällt es uns um so weniger schwer uns diesem *Arrangement* zu fügen.

Ich verharre hochachtungsvoll

Ew Wohlgebohren
gehorsamer Diener
F Schiller.

Weimar
d. 17. Febr.
1802.

---

vom 3. und nicht vom 5. März 1791 datiert ist, sei hier kurz erwähnt. Ein Theil des Briefes ist unter dem richtigen Datum in Schillers Briefen Bd. 1, Berlin, Allgem. D. Verlags-Anstalt, S. 745 f. abgedruckt.

## Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

Von

WOLDEMAR Freiherrn VON BIEDERMANN.

1. Goethes Faust in England und Amerika bibliographisch zusammengestellt von W. Heinemann. Berlin 1886. August Hettler.
2. Faust. A tragedy by Johann Wolfgang von Goethe. The First Part. Translated in the original metres by Frank Claudy. Wm. H. Morrison. Law Bookseller and Publisher. Washington D. C. 1886.

Nachdem Heinemann 1882 im „Bibliographer" eine Zusammenstellung der in englischer Sprache erschienenen Uebersetzungen des „Faust" und Schriften über dieses Drama geliefert hatte, hat er dieselbe nunmehr vervollständigt als selbständiges Büchlein herausgegeben. Er verzeichnet darin 29 Uebersetzungen des ersten Theils, welche theils in Prosa, theils im englischen dramatischen Vers, theils in den Versmassen des Deutschen die Urdichtung wiederzugeben versuchen. Während sich die Uebersetzungen seit 1833 ziemlich gleichmässig vertheilen, ist auffälliger Weise von 1841 bis 1857 eine lange Pause darin eingetreten. Die Uebersetzung von Sir Theodor Martin im Blankvers hat von 1865 bis 1886 acht Auflagen erlebt. — Heinemann führt im ganzen 161 Schriften auf; die letzte ist die oben genannte Uebersetzung des ersten Theils des „Faust" von Claudy, woraus schon 1833 einzelne Stücke veröffentlicht wurden.

Nach Claudys, von Heinemann wiederholter Angabe ist diese Uebersetzung ins Englische die erste eines Deutschen (deutsche Namen tragen auch andere Uebersetzer); jener lebt in Amerika. Ihn hat das Bestreben geleitet, eine sich der Goethischen Dichtung enger anschliessende Uebersetzung vorzulegen, als die anderer Uebersetzer sind; er hat fünfzehn Jahre darauf verwandt und allerdings vortreffliches geleistet. Dem Deutschen kommt bei dieser Arbeit zu statten, dass er die gerade im „Faust" so hervortretenden Feinheiten des Ausdrucks besser erkennt, als es einem Ausländer möglich sein dürfte; der Engländer wird manches in dieser Hinsicht übersehen und in

nicht tief genug gehender Würdigung jener Feinheiten mehr darauf bedacht sein, die Dichtung seinen Landsleuten gefällig erscheinen zu lassen, nicht nur im Bau glatt fliessender Verse, sondern auch in Entfernung dessen, was dem Engländer, der einen Werth auf äusserliches sprödethun legt, anstössig sein könnte. So haben sich z. B. mehrere Uebersetzer nicht getraut, den „Prolog im Himmel" aufzunehmen; einer — Anster — hat einen Mittelweg darin zu finden geglaubt, dass er Gott den Herrn mit der deutschen, auch mit deutschen Buchstaben gedruckten Benennung „Der Herr" auftreten lässt.

Für den Uebersetzer liegt eine bedeutende Schwierigkeit darin, dass er immer auch Commentator sein muss, bei Uebersetzung des „Faust" also ein grosses Gebiet zu durchforschen ist. Es mögen hier einige Beispiele aus der Uebersetzung dieser dramatischen Dichtung von Anster — die, als ausgezeichnet anerkannt, 1886 zum vierten Male aufgelegt und mir gerade zur Hand ist — angeführt werden, wo die Kunst des Uebersetzers gescheitert ist, weil er nicht der richtige Commentator war. Im ersten Selbstgespräch sagt Faust:

> Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen:
> Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen —

in welcher Stelle auch freilich manche deutsche Erklärer den „Schreiber" nicht verstanden haben. Anster hat nun zwar eingesehen, dass es keinen Sinn gäbe, den Faust sich brüsten zu lassen, dass er gescheiter sei als ein Schreiber in der heute üblichsten Bedeutung des Wortes, d. h. als ein Abschreiber, er hat aber das Wort in dem Sinne von „Buchschreiber" genommen und übersetzt es daher, ebenfalls auf Kosten des vernünftigen Zusammenhangs der Stelle, mit „authors". Claudy hat es wörtlich mit „writers" gegeben — ganz richtig, da im Englischen dieses Wort vormals ebenso wie im Deutschen für „Schriftführer", insbesondere für rechtsgelehrte schriftkundige gebraucht wurde.

An einer andern Stelle hat Anster ohne erkennbaren Grund, anscheinend nur um einen gefälligeren Vers herauszubringen, den Sinn einer Stelle völlig verdorben. Indem nämlich Valentin mit Faust ficht und Mephisto secundiert, ruft er nach einer Parade des letzteren aus:

> Ich glaub, der Teufel ficht!
> Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Es ist dabei einleuchtend, dass es Mephistos höllische Kunst ist, die Valentins Hand gelähmt hat. Das hat aber Anster nicht begriffen und, indem er übersetzt:

> The devil assists him in the fight!
> My hand is wounded —

verkehrt er sogar den Sinn in Unsinn; denn wenn einer im Kampfe verwundet wird, noch dazu wenn dabei ihm zwei gegenüberstehn, so ist gar kein Grund, deshalb die Mithilfe des Teufels zu vermuthen.

Bei allem Fleiss und Geschick, das Claudy an den Tag gelegt hat, kann doch die Uebersetzung nie dem Original gleichkommen. Es ist z. B. keineswegs ohne Bedeutung für die Erklärung des in der Scene „Wald und Höhle“ als „Erhabener Geist“ angeredeten Wesens, dass im Osterliede auch Christus „der Lebend-Erhabene“ heisst; Claudy gibt aber das „Erhabene“ an beiden Stellen durch verschiedene Worte, woraus ihm an sich kein Vorwurf gemacht werden kann. Wenn dagegen Anster „Erhabener Geist“ durch „Lofty spirit“ gibt, so übersetzt er nicht, sondern commentiert, und wenn er dies, noch dazu ohne Noth, thut und dabei das falsche trifft, so gereicht ihm dies stark zum Vorwurf.

3. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. — 25. — Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1886.

Diesen neuen werthvollen Band der wichtigen Seuffertschen Neudrucke hat Paul Weizsäcker herausgegeben. Er schlägt ganz wesentlich in die Goethe-Litteratur ein, nicht sowol weil Meyer ein innig verbundner Freund Goethes und ein mitwirkender in dessen Kunstleben war, als vielmehr weil es zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze gibt, bezüglich deren es theils zweifelhaft ist, ob sie von Goethe oder aber von Meyer verfasst sind, theils feststeht, dass beide daran gearbeitet haben. Indem nun Weizsäcker in sachkundiger Einleitung von 166 Seiten sämmtliche Schriften Meyers vorzuführen in Aussicht nahm, lag es ihm ob, die unsichern Verfasserschaftsfragen zu erörtern.

Die ersten Arbeiten der Goethe-Forschung überhaupt mussten sich darauf richten, Goethes Werke zusammenzubringen, nachdem man sich überzeugt hatte, dass deren manche in die Sammlung derselben von Goethe nicht aufgenommen worden waren. Im Eifer, sich dabei nichts entgehen zu lassen, wurden aber manche Schriften ungenannten Verfassers auf die leiseste Spur hin, die auf Goethe deutete, diesem zugeschrieben. Weil z. B. Goethe unterzeichnet war, hat Hirzel die zweite und dritte Nachricht vom Ilmenauer Bergbau in sein Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek aufgenommen, obschon Goethe diese Schriften nicht contrasigniert, ja nicht einmal gelesen haben konnte, weil er während ihrer Abfassung und Veröffentlichung in Italien sich aufhielt; mehrere Aufsätze über Kunst, die ebenfalls theils Goethes Namen, theils die Firma W. K. F. als Unterschrift trugen, hat Boas seinen Nachträgen zu Goethes Werken einverleibt,

in denen sie nach neueren gründlicheren Forschungen nicht belassen werden können. In der Hempelschen Ausgabe hat noch Strehlke den 28. Band mit einigen dieser Aufsätze angefüllt. Auch Recensent hat bei aller Vorsicht Aufsätze als von Goethe herrührend anerkennen zu sollen geglaubt, die er nunmehr nach Weizsäckers sorgsamen Untersuchungen preisgibt. In denselben sind nicht nur die Quellen gehörig benutzt, sondern es hat Weizsäcker auch durch die eingehende Beschäftigung mit Meyers Schriften dessen Stileigenthümlichkeiten genau kennen gelernt und vermag nun sie als Merkmal der Verfasserschaft in die Wagschale zu legen. Deshalb wagt der nicht so eingeweihte Recensent dem Herausgeber der „Kleinen Schriften" nicht entgegenzutreten, wo er abweichender Ansicht war, und gestattet sich nur wenige Ergänzungen und Einwände.

In dem Aufsatz „Chalkographische Gesellschaft zu Dessau" (Einleitung S. LIX f.) dürfte der Schluss von Seite 153 des II. Bandes, 2. Hefts der „Propyläen" von Goethe geschrieben sein.

„Weimarer Kunstausstellung von 1801 u. s. w." (Einleitung S. LXXII ff.) wird im „Journal des Luxus und der Moden" von 1802 S. 113 Goethe allein zugeschrieben, was bei den nahen Berührungen der Redaction mit Goethe kaum geschehen sein würde, wenn dieselbe nicht bestimmte Kenntniss davon gehabt hätte.

Als Verfasser des „Berichts über den Zustand des herzogl. freien Zeicheninstituts zu Weimar u. s. w." (S. C f.) wird im „Morgenblatt" von 1807 S. 1163 Sp. b mit Sicherheit Goethe bezeichnet.

Von der Nachricht über „Ausgrabungen" (S. CXXXIV) schreibt Goethe an Dorow unterm 30. November 1818; doch lässt das dort gebrauchte „wir" über den Verfasser des Aufsatzes kein zuverlässiges Urtheil zu.

Ueber die Bewandtniss, welche es mit „Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna" (S. CXXXXVII) hat, geben Goethes Briefe an Noehden einigermassen Auskunft. Am 22. September 1820 kündete Goethe die Absicht an, diesen Aufsatz „in Gesellschaft" Meyers auszuarbeiten; am 25. September 1821 meldete er: „Meine Entwickelung des Triumphzugs nach Mantegna ist genugsam vorbereitet"; am 9. März 1822 stellt er in Bezug auf das Gemälde einige Fragen, deren schleunige Beantwortung er, um sie für den Aufsatz zu benutzen, von Noehden erbittet. Aus alledem scheint hervorzugehen, dass Meyers Mitwirkung nur eine unterstützende war.

Wenn Boisserée nicht gewusst hätte, dass die „Boisseréeschen Kunstleistungen" (S. CLII) von Meyer ausgegangen seien, würde er in seinem Briefe an Goethe vom 22. August 1824 nicht darüber zu spötteln gewagt haben.

Der „Steindruck — Stuttgart" (S. CLV) ist nicht von Goethe verfasst, da er diesen Aufsatz im Briefe an Boisserée vom 27. Juni 1826 nur die „von mir ajustirte Recension" nennt.

**4. Zu Goethes Gedichten. Mit Rücksicht auf die „historisch-kritische“ Ausgabe, welche als Theil der Stuttgarter „Deutschen National-Litteratur“ erschienen ist. Von G. v. Loeper. Berlin 1886. Ferd. Dümmler. Gustav Hempel.**

Es ist bedauerlich, dass ein Mann, der in der Goethe-Litteratur eine Rolle gespielt hat und noch spielen könnte, wenn er sich auf Arbeiten, in denen er vieles gute geleistet hat, beschränkte, sich muthwillig durch seine seit Jahren geübte Behandlung kritischer Fragen gutentheils um seinen Ruf gebracht hat. Dieser Mann ist Professor Düntzer. Diese Zeitschrift hat schon seit dem II. Bande (S. 544, damals auf Schiller-Litteratur bezüglich), später besonders VII, 101 ff. — XI, 148—152. — XIII, 284 ff. 542 ff. Düntzers unverantwortliches Verfahren zum Gegenstande eingehender Zurückweisungen gemacht, aber nur gelegentlich der Besprechung anzuzeigender neuer Bücher, wie denn auch die vorliegende Schrift nur an ein einzelnes Werk anknüpft und zwar an Düntzers Ausgabe von Goethes Gedichten in der „Deutschen National-Litteratur“. Sie füllt mit Ausstellungen an den zu den Gedichten gegebenen Erläuterungen fünfzig Seiten. Der Verfasser jener Schrift ist noch lang mit Düntzer gegangen, als andere Goethe-Schriftsteller sich ihm schon entgegenzustellen gedrungen gefühlt hatten; endlich ist es ihm aber doch auch zu arg geworden.

Was Düntzern hauptsächlich zum Vorwurf gemacht wird, ist im Grunde Mangel an rechtem Verständniss eines Dichters überhaupt und Goethes insbesondre, weshalb er sich damit hilft, unverstandenes bald durch Reimnoth zu entschuldigen, bald durch das Vorgeben, der Dichter habe etwas anderes gesagt, als er hätte sagen sollen, wobei Düntzer dann immer etwas seichtes in Goethes Worte hineininterpretiert, weil ihm der Sinn des bedeutenden nicht zugänglich ist. Hiernächst leidet Düntzer stark an Eigensinn, der ihn bei einmal aufgestellten Behauptungen beharren lässt und ihn dabei verleitet, den klarsten Beweisen von Thatsachen unbegreiflichen Widerspruch entgegenzusetzen. Ferner hat Düntzer eine krankhafte Neigung, in Goethes Mittheilungen thatsächliche Unwahrheiten zu finden, indem er den Worten einen Sinn unterschiebt, der sie mit den Thatsachen in Widerspruch bringt. Aber dies alles könnte man rügen, ohne sich über den Schriftsteller zu ereifern, wenn Düntzer nicht in einer Weise aufträte, durch welche er jeden Anspruch auf Schonung verwirkt hat. Damit ist nicht gemeint, dass er in Angriffen auf Gegner die Anwendung anständiger Widerspruchsformen kaum zu kennen scheint, auch nicht, dass er häufig die Worte des Gegners verdreht und es so sich leicht macht, gegen das erfundene falsche, was er den Gegner sagen lässt, anzukämpfen; das schlimmste ist vielmehr sein Ver-

fahren, nach erscheinen eines Buchs mit werthvollen Mittheilungen sogleich seinerseits eins zu schreiben, in welchem er sich letztere zunutze macht, seine Quelle aber nur ab und zu zu nennen, hauptsächlich nur dann, wenn er sie widerlegen zu können glaubt, wodurch er den Schein erweckt, als ob alles neue und gute von ihm ausgehe und alle anderen, die neben ihm in der Goethe-Litteratur etwas gelten wollen, Züchtigung verdienen. Wenn dieses von Düntzer seit 1872 wiederholt geübte Verfahren nicht auf Absichtlichkeit beruht, so büsst doch Düntzer mit Recht die Folgen seiner Darstellungsweise, die kaum einen Zweifel an der Absichtlichkeit dieses aneignens fremden Gutes aufkommen lässt.

Dem ungeachtet soll nicht verkannt werden und verkennt es auch von Loeper nicht, dass Düntzers Schriften viel werthvolles enthalten; dies herauszufinden und nicht falsches dafür zu nehmen, erfordert aber immer sorgfältige Prüfung.

### 5. Chronik des Wiener Goethe-Vereins.

Von dieser Zeitschrift liegen im Augenblicke des niederschreibens gegenwärtiger Zeilen drei Numern vor; es scheint, dass an einem Sonntage in der Mitte jedes Monats eine ausgegeben werden soll. Der Wiener Goethe-Verein verdankt sein entstehen dem Eifer des für den Dichter begeisterten Professors Schröer. Der Verein tritt oft zusammen, um Vorträge anzuhören und für die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wien zu wirken. Die bisher erschienenen Numern bringen, ausser Vereinsnachrichten, Mittheilungen über die Goethe-Gesellschaft zu Weimar sowie ein Goethe-Fest zu Venedig und dergleichen, auch zwei noch unbekannte Stammbucheinträge Goethes und zwar ein Gedicht vom 15. Mai 1809 für die Tochter Loders und einige Erinnerungszeilen für den Senator Schübler zu Heilbronn vom 12. April 1776, beide facsimiliert. Das Medaillon mit Goethes Kopf von Melchior, welches in Rolletts Goethe-Bildnissen S. 44 verkleinert abgebildet sich findet, ist in Nr. 2 nach der Kehrseite in der Grösse des Originals vortrefflich wiedergegeben.

In der Note zum Stammbucheintrage für Schübler sind Goethes Beziehungen zu Gliedern der Familie Schübler zusammengestellt; gehörte der Professor Gustav Schübler zu Stuttgart, an den Goethe am 18. Februar 1822 einen Brief richtete, nicht zu derselben?

Die Zeit der Erscheinung von Heinses „Ardinghello" ist übrigens für das Verständniss einer Stelle in Goethes Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller" nicht von Bedeutung, wie in einer Notiz in Nr. 3 S. 4 angenommen wird.

Die Wiener Chronik lässt sich danach an, eine für die Goethe-Kunde wichtige Veröffentlichung zu bleiben.

6. **Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar von Robert Keil. Weimar, Alexander Huschkes Hofbuchhandlung.**

Diese Schrift ist eine recht beachtliche Beschreibung von Goethes Heim. Sie dient als Führer von Zimmer zu Zimmer des Goethe-Hauses und durch dessen Sammlungen. Auch enthält sie das „Repositorium über die Goethesche Repositur", welches von der Ordnung Zeugniss ablegt, in welcher Goethe sein Archiv hielt (es umfasst 27 Abtheilungen); ferner die Verse, welche Goethe beim Abgang von Frankfurt nach Leipzig seiner Mutter — wie hier gesagt wird, ins Stammbuch, nach einem Aufsatz in der „Sonntags-Beilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Nr. 46" jedoch in Bogatzkys Schatzkästlein — schrieb. Entweder Keil oder der Verfasser des letztgedachten Aufsatzes hat aber schlecht abgeschrieben, da die zweite und die dritte Zeile bei ihnen in verschiedener Reihenfolge stehen. Oder sollte Goethe die sonst ganz gleichen Verse seiner Mutter zweimal zurückgelassen haben?

7. Vom

**Bilderatlas zur Deutschen Nationallitteratur von G. Könnecke,**

den wir oben S. 100 f. anzeigten, sind nunmehr die 9. und 10. Lieferung erschienen, und es liegt das Werk also jetzt vollständig vor. In der Vorrede gibt der Herausgeber Rechenschaft über die kritische Sorgfalt, mit welcher bei Auswahl und Wiedergabe der Texte und Abbildungen verfahren worden ist. Neben der wissenschaftlichen Bedeutung kommt diesem Werke aber auch die Eigenschaft eines Prachtwerkes in vollem Masse zu; die reiche Einbanddecke und das Titelbild, Walther von der Vogelweide nach der Miniatur der Pariser Liederhandschrift darstellend, künden diese Eigenschaft von vornherein an.

Bei Besprechung des VII. Bandes des Goethe-Jahrbuchs im 1. Hefte dieses Archivbandes ist ein Versehen untergelaufen. Der Seite 86 Z. 6 v. u. erwähnte Brief Goethes an F. S. Voigt, der — jedoch unter Weglassung des Eingangs und des Schlusses — 1876 in der „Gegenwart" stand, ist nicht vom 12., sondern vom 20. December 1806 und ist derselbe, der auf S. 87 als 1880 vollständig in der „Deutschen Revue" abgedruckt aufgeführt ist. Sachlich wird dadurch in dem Urtheil über die Herausgabe der Briefe Goethes an F. S. Voigt nichts geändert.

---

**Französische Einflüsse bei Schiller von Prof. Dr. Otto Schanzenbach. Programm des kgl. Eberhard-Ludwigsgymnasiums in Stuttgart für 1884/5. 52 SS. 4°.**

Selten begegnet dem Schiller-Forscher unter der langen Reihe von Programmen, welche sein Specialgebiet bebauen, eine wissenschaftlich werthvolle Arbeit, die sich nicht begnügt, oft gesagtes nochmals zu wiederholen. Um so dankbarer muss die vorliegende Untersuchung begrüsst werden, dankbar vor allem ihre Tendenz. Vf. sucht darzulegen, inwieweit Schillers Leistungen trotz einem tiefeingreifenden Einflusse seiten der französischen Litteratur „vin de son cru" wären. Seine lebhafte Vertheidigung dieses methodisch richtigen Standpuncts gilt aber doch wol nicht der jüngsten Generation der Litterarhistoriker?

Einen Versuch nennt Vf. selbst seine Abhandlung. Multum adhuc restat operis. Die Acten über die glücklich angeregte Frage werden so bald nicht geschlossen sein.

Der Schwerpunct der Arbeit fällt auf die sprachliche Seite. Sehr treffend hat Vf. gezeigt, wie sehr Gallicismen Schillers Sprache beherrschen. Interessant ist insbesondre der Nachweis, Schiller habe bei längerer Beschäftigung mit französisch geschriebenen Werken sich ein französisch-deutsches Idiom angewöhnt: die Uebersetzungen Picards bieten Gallicismen, zu denen das Original keinen Anlass geboten hatte (S. 44).

Die Darstellung schreitet mit Schillers Kenntniss der französischen Litteratur vor. Künftige Schiller-Biographen werden den Bemerkungen über den französischen Zuschnitt der Karlsschule (S. 5) manches zu entnehmen wissen; freilich wird dann weniger moderne französische Schuleinrichtung als die französische Schule des 18. Jahrhunderts anzuziehen sein. Immerhin führt Vf. weit über den neuesten Schiller-Biographen hinaus. — Dann in kürzeren, immer treffenden Zügen die wichtigsten französischen Schriftsteller, mit denen Schiller bekannt geworden ist, von Rousseau bis Mme. de Stael. Auch jetzt im Detail manche dankenswerthe Bemerkung, manches erlösende Wort.

Hier hat aber die Forschung einzusetzen. Schanzenbachs Arbeit will auf ein unbegangenes Gebiet nur den ersten Lichtstrahl werfen. Zwei Aufgaben stellen sich: eine erschöpfende Sammlung von Schillers französischer Lectüre mit Praecisierung der von ihm benützten Ausgaben und Uebersetzungen, dann eine tiefeindringende Untersuchung, welche Spuren diese Lectüre in Schillers Geiste zurückgelassen hat. Ein Plus der in Betracht kommenden Schriftsteller ist sicher; aber auch bei den vom Vf. genannten wird genauere Untersuchung manche heute nur subjective Vermuthung sicherstellen oder corrigieren, manches auch nachtragen. Unschwer

lässt sich beides lösen, wo Schiller, wie in den historischen Schriften, seine Quellen selbst citiert; theilweise hat man ja auch diese deutlich vorgezeichnete Arbeit auszuführen unternommen. Schwieriger stellt sich das Problem bei Werken Schillerscher Lectüre, bei denen eine Brücke zu seiner Production mangelt.

An einem Beispiele möchte ich eine solche Untersuchung andeuten — zur Ausführung fehlt hier der Raum.

Vf. erwähnt S. 24 Schillers interessante anerkennende Urtheile über P. A. F. Choderlos de Laclos' 1782 in Amsterdam und Paris anonym erschienenen Roman „Les liaisons dangereuses" (vgl. Didots Biographie générale 28, 537 f.). Anzuziehen wäre neben dem citierten Urtheile aus dem Briefe an Körner vom 22. April 1787 — woselbst übrigens statt „des kleinen Volanges", wie Goedeke und seine Nachfolger haben, „der kleinen Volanges" zu schreiben ist — über die Gefahr aesth. Sitten H. 15, 465, über naive und sent. Dichtung ebd. 520 und das später unterdrückte Xenion „Gefährliche Verbindungen" S. Schr. (Goedeke) 11, 155. Wichtig ist ja vor allem, dass Schiller auch in einer Periode abgeklärtester Kunstanschauung wieder auf das Werk zurückkommt.

„Uebrigens wünschte ich von diesem und ähnlichen Büchern die nachlässig schöne und geistvolle Schreibart annehmen zu können, die in unsrer Sprache fast nie erreicht wird." Also eine bewusste Aneignung des französischen Novellenstils. S. 21 führt nun Vf. den Geisterseher ebenso wie den Verbrecher aus Infamie auf Diderots stilistischen Einfluss zurück. „Von Diderot hat Schiller erzählen gelernt." Sicher im Verbrecher aus Infamie. — Dies auch Palleskes Ansicht. — Der knappe pointierte Stil Diderots ist hier ebenso gut getroffen, wie in der Uebertragung aus Jacques le fataliste „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache". Eine historische Darstellung der Schillerschen Prosa hätte den stilistischen Einfluss der letzteren Novelle auf Schillers Darstellung des Sonnenwirthle zu erforschen.

Auch im ersten Buche des Geistersehers ist Diderots Stil nicht zu verkennen. Aeusserlich schon erinnert der Dialog, eben in seiner Referierung durch eine den Ereignissen objectiv gegenüberstehende Persönlichkeit, an Diderot. — Kühne Neuheit der Intrigue, unverkennbare Wahrheit, schmucklose Eleganz der Beschreibung rühmt Schiller von Diderots Erzählung (H. 14, 277). Grade dies, besonders das letzte, scheint er mir auf den ersten Blättern des Geistersehers anzustreben, ebenso wie früher im Verbrecher aus Infamie, von dem Kleists Kohlhaas diese Eigenschaften überkommen hat.

Ein weiteres faltigeres Gewand, einen degagierteren Conversationsstil, nicht mehr die epigrammatische Schärfe des ersten zeigt das zweite Buch des Geistersehers. — „Nachlässig schön" ist aber

Laclos' Schreibart. Ferner: Schiller geht plötzlich mit einer herzlich schwachen Motivierung (H. 9, 68) in seiner Darstellung zu Briefen über. — Briefe bietet wiederum Laclos, nicht Diderots Jacques le fat. Schliesslich: ein drittes stilistisches Muster gleicher Bedeutung ist aus den Jahren 1787 und 1788 nicht zu belegen; denn im August 1787 kann ich Schiller mit Schanzenbach nicht wieder bei Diderot finden. Von Wieland (nicht von Gotter) lässt er sich jenen holen, lediglich um ihm Gelegenheit zu geben, ihren Verkehr fortzusetzen. — Sollte also nicht hier im zweiten Buche der nothwendige Einfluss Laclos' zu suchen sein?

Die Entstehung des Geistersehers legt einen solchen Wechsel des Stilmusters nahe. Am 9. October 1786 ist das vierte Thalia-Heft mit dem Anfange des Geistersehers vollkommen der Druckerei übermittelt (Geschäftsbriefe Schillers hggb. von Goedeke S. 21). April 1787 lernt er Laclos kennen. Erst am 6. März 1788 geht er indess wieder nothgedrungen an die Arbeit, die bis dahin geruht hatte. Es gilt in grösster Eile ein fünftes Heft für Göschen fertigzustellen. „In Todesschweiss" hastet er sich ein Stück des Geistersehers ab — das Ende des ersten Buchs (Körner 1, 267. Gesch.-Br. 39). Eine Stilwandlung jetzt eintreten zu lassen hätte die Zeit gefehlt. Er selbst ist mit der Arbeit höchlich unzufrieden (K. 1, 271 vom 17. März); Körner findet den Stil nicht so kräftig, wie im ersten Stück (1, 293 vom 14. Mai).

Vom 17. Mai ab hebt sich plötzlich das Interesse am Geisterseher (K. 1, 298); auch Lengefelds bringen ihn näher (Schiller und Lotte 1², 35 vom 27. Mai); er soll zu einem Buche von 25—30 Bogen anlaufen (K. 1, 300, 309, auch 311, dann 347 f., vgl. Gesch.-Br. 44). Im August geht er an die Arbeit (K. 1, 336, vgl. Sch. und L. 1, 72); im Spätherbst rechnet er ihn bereits wieder unter die Gegenstände, die ihn nur flach rühren (Sch. u. L. 1, 126 v. 20. Nov.); er kann ihm kein Interesse abgewinnen (ebd. 144 v. 27. Nov.) — schliesslich bleibt er ganz liegen (K. 1, 388 v. 12. Dec.), um erst im Januar 1789 durch das philosophische Gespräch wieder — eine dritte Phase — an Interesse für Schiller zu gewinnen (K. 2, 14. Sch. u. L. 1, 204).

Woher nun aber das plötzliche aufflackern des Interesses im Mai 1788? Ich kann als Motiv innerhalb dieser zweiten Arbeitsperiode nur das stilistische Problem, Laclos' vielbewunderten Briefstil nachzubilden, ansehen. Bezeichnend auch die kurze Dauer des lebhafteren Antheils; Schiller konnte im Jahre 1788 ein lediglich formaler Gesichtspunct nicht lang fesseln. —

Eine genauere Untersuchung hätte darzulegen, inwieweit sich Schiller auch in der Schürzung des Knoten bei seiner dem französischen Muster ähnlichen, den Helden rings umstrickenden Intrigue von Laclos habe leiten lassen. Einen Einfluss der Intrigantin Laclos', der Marquise de Mertueil, auf die schöne Griechin — neben Fräu-

lein von Arnim und neben den Bemerkungen der Lengefeldischen Schwestern (Sch. u. L. 1², 204, 219, 222 f., 224 f.) — möchte ich nicht zu stark betonen. —

Aehnliche Probleme stellen sich bei anderen französischen Litteraturwerken, die Schanzenbach erwähnt. Noch lang ist der Einfluss von Barthélemys Anacharsis nicht erschöpfend ausgebeutet, ebensowenig derjenige der französischen Aesthetiker, von denen Vf. nur Batteux's flüchtig und nicht ganz richtig gedenkt (S. 33).

Eine lange Reihe von Autoren ergäben dann noch die aesthetisch-kritischen Schriften, die Briefwechsel mit Goethe, dann mit Körner, Reinwald, Lengefelds, insbesondere Cotta u. s. w., endlich die Bibliotheksverzeichnisse (besonders A. Meissners Mittheilungen Bl. f. lit. Unterh. 1870. Nr. 41. S. 654) und der Kalender, ich nenne etwa: Boufflers, Grimm, Marmontel, Parny, Rabelais, Rapin de Thoyras, Boucicault, Mirabeau, Rollin, Mmes. de Genlis und de Sevigné, Balzac, Bossuet, Fléchier, Bourdaloue, Mascaron.

Nicht zu versäumen wäre auch eine Erörterung der persönlichen Beziehungen Schillers zu Paris, wie sie etwa zur Zeit der Anwesenheit Wolzogens oder W. v. Humboldts sich ergeben . . .

Da Schanzenbach jede Vollständigkeit aus naheliegenden Gründen abweist, sei ihm kein Vorwurf daraus gemacht, dass er manches nicht geboten, das — heute sichergestellt — seiner Abhandlung fehlt: so vor allem eine Durchforschung des dramatischen Nachlasses, der Fragmente Narbonne, die Polizei, dann auch des Warbeck u. s. w.

Einzelne Errata möchte ich Schanzenbachs trefflicher Arbeit nicht aufmutzen. Aber ein intimer Kenner Rousseaus sollte das Motto der aesthetischen Briefe „Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit" nicht aus dem Emile, sondern aus der nouvelle Héloise 3, 7 citieren.

Wien, 15. November 1886.

Oskar Walzel.

## Miscellen.

---

### 1.

### Dictamen australis vini proprietates explicans.

In einem der Dresdner Bibliothek gehörigen Exemplar des 1504 zu Leipzig gedruckten „epigrammatum liber tercius" von Hermann Buschius ist die leer gebliebene letzte Druckseite von unbekannter Hand mit folgendem Gedicht beschrieben:

Dictamen pulcherrimum Australis
Vini proprietates Explicans hec Riparius

Prima demonstracio am morgenn frwe yn der tabernn
Hec est huius racio do sindt wir alleczeit gernn
Questio fuit mota vom Elsesser vnd vom Öster wein
Sed non decisa tota welcher der besthe moge seynn
Ad hanc respondere kann ich sicher wol
Gustaui ambo vere sye hant mich offth gmacht voll
Quod ego vix ambulaui wen ich zw vil getranck
Sed statim me prostraui hynn auff die nehste bangk
Est parua differencia inter öster wein vnnd elsesser
Sed magna conueniencia einer volth der ander macht nit ler
Sunt eiusdem qualitatis das ist zw mercken wol
Si bene consideratis einer fulleth der ander macht voll
Suos potatores kann der Edel wein
Quod representantur esse doctores dy kawme Schuller mochten gesein
O vinum australe wye thust du mir so woll
Propter donum tale ich dich billich lobenn soll
Tu es veraciter das mein hercz begerth
Confiteor veraciter von dorst hastu mich vfft ernerth
Et si oportuerit me morj noch habe ich dich gernn
Sicientj ore magk ich dich nicht empernn
Dicit cor meum dw magest mich frewdenn reich
Testem sume deum das ich von dir nicht weych

Beatus qui intelligit was ynn dem wirtes hawß ist
Et seipsum non negligit zw trinckenn zw aller fristh
Illi ipse iste drinckenn alle gernn
Illj vos et istj sollenn das bewerenn
Ille ipse iste drinckenn alle gernn wein
Teologi et iuristę, Onn ynn magk nyemanth frolich sein
Tu meus et noster lobenn den oster wein
Est nequaquam semper der deme Elsesser mochte fynnth gesein
Breuiter sunt hec dicta von dem öster wein
Sunt enim vera ficta er sol der beste sein
Hec in profesto ad vincula petri in domo Baccalaurij Bartholomej Riparij Novempolensis Anno dominico XV° V.

Ob der zu Anfang und am Ende genannte, bisher wol noch nicht bekannt gewordene Baccalaureus Bartholomaeus Riparius auch Verfasser und nicht bloss Mittheiler dieses Gedichtes sei, muss vorerst unentschieden gelassen werden.

---

2.

## Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang.

Die anscheinend nur bis in das Jahr 1775 zurückreichende Geschichte dieses angeblichen Luther-Spruches ist in neuerer Zeit so oft besprochen worden[1]), dass es sich verlohnt, zur Vervollständigung des bisher beigebrachten auch noch anzuführen, was der Neue Teutsche Merkur vom April 1805 unter der Ueberschrift „Erinnerung an Spalding" in einem Fragmente aus dem Tagebuche eines reisenden, der im Jahre 1797 Berlin besuchte, mittheilt (S. 284 f.): „Der Konsistorialrath und Hofprediger Sack hat Spaldings einzige Tochter zur Frau... Bei ihm wird gewöhnlich der Geburtstag des alten Spaldings gefeiert. Die letzte Feier war besonders sehr rührend. Man führte eine Art von kleinem Familiendrama auf. Der alte Spalding fuhr sich auf seinem Stuhle überall herum, um alles recht zu hören. Ausser dem Familienkreise war nur Teller noch dabei, der, wie gewöhnlich, die ganze Gesellschaft durch seine Munterkeit und Geschichten belebte. Man sang das Lied, das Zelter komponirt hat: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang u. s. w. Teller sagte, er könne es nicht mitsingen, denn es sey ketzerisch. Aber es ist ja Luthers eigenes Wort, sagt Spalding. Ich glaube es nicht, erwiedert Teller. Spalding lässt Luthers Werke holen, und schlägt die Stelle auf. Teller stellt sich ganz verwundert

1) Ich begnüge mich auf L. Schulzes Aufsatz in der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft" 1886 Heft 5 S. 258 ff. zu verweisen.

und ruft: nun so verlasse sich noch jemand auf die Hamburger. Die haben noch vor kurzem einen Kandidaten nicht befördern wollen, weil er dies Lied zu singen sich erfrecht hatte [Herbst, J. H. Voss 1, S. 192]."

Vielleicht gewährt dieses Zeugniss die Möglichkeit, die Quelle des Irrthums, welcher Luther den Spruch beilegt, weiter zurück zu verfolgen, als bisher geschehen. Ein von Zelter componiertes Lied mit dem Anfang „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" weiss ich, auch mit Hilfe von Carl v. Ledeburs Tonkünstler-Lexicon Berlins (Berlin 1861, S. 671 ff. und 668) nicht nachzuweisen.

3.

## Englische Komoedianten in Stuttgart (1600, 1609, 1613—1614) und Tübingen (1597).

Karl Pfaff schreibt in seiner Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg etc. Dritten Theils erste Abtheilung. Stuttgart 1839 (S. 282): „Bisweilen erschienen auch fremde Schauspieler, 1597 im Mai war eine solche Gesellschaft aus Engländern bestehend, zu Stuttgart, wo sie vor dem Hofe spielten, freie Kost und für ihre Vorstellungen während 7 Tagen 300 Gulden erhielten. Sie fanden viel Beifall bei Hohen und Niedrigen »theils wegen artiger Invention, theils wegen Anmuthigkeit ihrer Geberden, auch Zierlichkeit im Reden« und gaben dem Johann Valentin Andreä Veranlassung zur Verfertigung seiner »englischen Komödien und Tragödien«." Die Quelle, aus welcher diese Angabe entnommen sein soll, wird nicht angegeben.

In der ebenfalls von Karl Pfaff verfassten Geschichte der Stadt Stuttgart. Erster Theil. Stuttgart 1845 heisst es (S. 116): „Eine regelmässige Schauspielergesellschaft kam im Mai 1597 zum erstenmal nach Stuttgart, es waren Engländer, welche 7 Tage lang vor dem Hof spielten und dafür von Herzog Friedrich I. nebst freier Kost noch 300 fl. erhielten." In einer Anmerkung hiezu werden als Quellen erwähnt: Schwäbisches Magazin 1719 (soll heissen 1779), S. 549. — Crusii Annales III, p. 144, Crusii Diarium manuscriptum III, p. 443. Die beiden ersten Werke kommen für unsere Frage nicht in Betracht. Sie enthalten an der betreffenden Stelle nur Nachricht von Aufführungen, welche durch Bürger Stuttgarts und Waiblingens veranstaltet wurden, und beziehen sich auf die von Pfaff unmittelbar vorher erwähnten dramatischen Ereignisse in Stuttgart. Es bleibt also nur des Crusius[1]) Tagebuch als Beleg

1) Ueber Martin Crusius und seine Aufzeichnungen vergleiche man den Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. IV (1876) S. 633 und 634 und D. F. Strauss, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin, Frankfurt 1855. S. 53 ff.

übrig für die Anwesenheit der Engländer in Stuttgart. Dass des Crusius handschriftliches Diarium wirklich Pfaffs Quelle gewesen, wird in einem Aufsatze des nämlichen Verfassers in den Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von dem statistisch-topographischen Bureau. Jahrgang 1841. Stuttgart: Cotta 1843 ausgesprochen (S. 342): „Im Mai 1597 war eine Gesellschaft englischer Schauspieler in Stuttgart, welche vor dem Hofe ihre Stücke aufführten und hiefür neben freier Kost in 7 Tagen 300 fl. erhielten (Cr[usius]. D[iarium]." Das handschriftliche Diarium des Crusius befindet sich gegenwärtig in Tübingen. Herr Oberbibliothekar Professor Dr. R. v. Roth hatte die Freundlichkeit, mir den Wortlaut jener auf die englischen Komoedianten bezüglichen Stelle mitzutheilen (Band VI S. 448 [5. Mai 1597] und nicht, wie Pfaff meldet, Band III S. 443): „Es sind wol X Comoedianten hie gewesen: qui 5 aut 6 dies comoedias egerunt in domo frumentaria[1]). Dicuntur Angli esse et miri artifices. Sunt illi quibus Dux noster 300 fl donasse dicitur. Ego non spectaui. Quid ad hominem ista septuagenario maiorem? fuerunt illa dramata amatoria. Hodie Susannam[2]) egerunt. Ego sum scriptoribus homericis occupatus." Es handelt sich hier um Aufführungen der Engländer in Tübingen und nicht in Stuttgart, da, wie mir Herr Prof. v. Roth schreibt, Herzog Friedrich vom 27. April bis 6. Mai mit seinem Gaste dem Landgrafen Ludwig in Tübingen weilte. Diese Quelle ist also von Pfaff unrichtig ausgelegt worden.

Woher aber hat Pfaff den Zusatz: Sie fanden viel Beifall bei Hohen und Niedrigen „theils wegen artiger Invention, theils wegen Anmuthigkeit ihrer Geberden, auch Zierlichkeit im Reden" und gaben dem Johann Valentin Andreae Veranlassung zur Verfertigung seiner „englischen Komoedien und Tragoedien"? Dass englische Komoedianten dem Valentin Andreae Anregung zu dramatischen Versuchen gaben, gesteht er selbst ein[3]): „Jam a secundo

---

1) Das jetzt noch in Tübingen stehende Kornhaus.

2) Bei den Beziehungen Thomas Sackvilles, des Führers dieser Truppe, zum Braunschweigischen Hofe (vgl. Johannes Meissner, Die englischen Comoedianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich, Wien 1884. S. 30 ff.) ist es wol möglich, dass wir es hier mit des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig „Tragica Comoedia" von der Susanna zu thun haben.

3) „Joannis Valentini Andreae etc. Vita, ab ipso conscripta" ed. F. H. Rheinwald, Berolini 1849. S. 10. Ueber Johann Valentin Andreae (1586—1654) geben Aufschluss der Artikel von Henke in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band I S. 441 ff.; die Einleitung zur Uebersetzung seiner Gedichte, Leipzig 1786 (über Esther und Hyacinthus vgl. S. XXXII);

et tertio post millesimum sexcentesimum coeperam aliquid exercendi ingenii ergo pangere, cujus facile prima fuere Esther et Hyacinthus, comoediae ad aemulationem Anglicorum histrionum juvenili ausu factae, e quibus posterior, quae mihi reliqua est, pro aetate non displicet." Dieser Theil der Notiz Pfaffs ist also richtig, fraglich ist dabei jedoch, ob gerade die 1597 in Württemberg auftretenden Komoedianten es gewesen, welche den damals zehnjährigen Andreae beeinflussten, umsomehr, als Andreae um diese Zeit noch gar nicht in Tübingen gewesen zu sein scheint. Jetzt bleibt von Pfaffs Notiz nur noch die in Anführungszeichen stehende Stelle übrig, dass die Schauspieler viel Beifall fanden etc. Auch dies beruht, wie ich glaube, auf einer Verwechslung.

Bekanntlich suchte im Jahre 1603 Lord Spencer[1]) Stuttgart auf, um Herzog Friedrich die Insignien des ihm verliehenen Hosenbandordens zu überbringen. Die Festlichkeiten, welche damals stattfanden, hat der Tübinger Professor Erhard Cellius in einem eigenen Werke beschrieben[2]). Englische Musiker und Schauspieler („4 excellentes Musici, vnà cum decem Ministris alijs" Cellius S. 120) befanden sich im Gefolge Spencers und brachten bei dieser Gelegenheit eine Komoedie von der Susanna zur Aufführung. Cellius schreibt hierüber (S. 243): „Histriones enim Anglicani quos aliquot et suprà leuiter attigimus, maturè prodibant, et sacram Susannae Historiam tanta actionis histrionicae arte, tanta dexteritate representabant, vt et laudem inde et praemium amplißimum reportarent." Hier wie in Tübingen bestand die Gesellschaft aus 10 Komoedianten, in beiden Städten spielte man die Susanna. Sollten diese Aehnlichkeiten Pfaff veranlasst haben, aus den zwei vollständig verschiedenen

---

Dav. Chr. Seybolds Verdeutschung der Selbstbiographie 1799. Dazu Johann Jacob Mosers Wirtembergische Bibliothec. Vierte Auflage. Stuttgart 1796. S. 445. Von „englischen Komödien und Tragödien" übrigens, wie Pfaff schreibt, ist in diesen Quellen nichts zu lesen.

1) Ueber Herzog Friedrich I. (1593—1608) und Spencers Sendung an den württembergischen Hof vergleiche man W. B. Reye, England as seen by foreigners, London 1865. S. LV ff.; Cohn, Shakespeare in Germany S. LXXVI und Schlossberger, Württembergische Gesandtschaften in den Jahren 1598, 1604 und 1605. Zumeist nach Urkunden des Geheimen K. Haus- und Staatsarchives in Stuttgart, in der Besondern Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1885 (über Spencers Aufenthalt in Stuttgart 1603 vgl. S. 241 ff.). Über die an Spencers Besuch sich knüpfende Hypothese von der Anwesenheit Shakespeares in Stuttgart (vgl. auch Cohn a. a. O. S. XXII) können wir füglich hinweggehen.

2) Eques auratus Anglo-Wirtembergicus etc. Descriptus libris VIII. ab Erhardo Cellio academiae Tvbingensis professore poët. et histor. Tvbingae: typis auctoris. Anno MDCV. 4°.

Truppen eine einzige in Stuttgart auftretende Gesellschaft zu machen? Der Wortlaut der Stelle bei Pfaff stimmt so ziemlich mit jener im Eques auratus überein. Moser in seiner Notiz in der Beschreibung des Stadtdirections-Bezirkes Stuttgart. Stuttgart 1856 (S. 414) folgt den Angaben Pfaffs. Aus allem aber, was wir vorgebracht haben, geht hervor, dass sich für den Aufenthalt englischer Komoedianten zu Stuttgart im Jahre 1597 ein Anhaltspunct nicht finden lässt. Auch meine eigenen Nachforschungen nach einem solchen in den Archiven von Stuttgart und Ludwigsburg sind ohne Erfolg geblieben: die noch vorhandenen Stadtkammer-Rechnungen[1]) enthalten für den Zeitraum von 1590—1660 überhaupt keine Bemerkungen, welche auf dramatische Aufführungen Bezug nähmen, und ebensowenig wissen für 1597 die württembergischen Landschreiberei-Rechnungen (im Finanzarchive zu Ludwigsburg) und Gabelkhovers „Chronica der Fürstlichen Wirtembergischen Haupt-Stadt Stuttgart“[2]) darüber zu berichten.

Was nun das bisher unbekannte auftreten der Engländer — es war jedesfalls Thomas Sackvilles Truppe[3]) — in Tübingen betrifft, so wird man sich wol mit des Crusius Notiz begnügen müssen, da nach einer Mittheilung des dortigen Stadtschultheissenamts im städtischen Archive weder Acten noch Rathsprotokolle aus dieser Zeit mehr vorhanden sind.

Zum Schlusse noch einige bisher unbekannte archivalische Nachrichten über die Anwesenheit englischer Komoedianten in Stuttgart.

**1600:** (Landschreiberei-Rechnung, Jahrgang 1600—1601[4]), Bl. 357[b]) „Item l. f. denn Engellendischen comedianten, so ain comedi zu hof gehaltenn, verehrt laut zettels . . . . . L fl.“

Nach den mir von Herrn Dr. Julius Hartmann, Professor am Königlichen statistischen Landesamte in Stuttgart, freundlichst zur Verfügung gestellten handschriftlichen Collectaneen des verstorbenen Finanzrathes Moser (Verfassers der Beschreibung des Stadtdirections-Bezirkes Stuttgart), welchem die inzwischen maculierten Belege zu den Landschreiberei-Rechnungen noch zugänglich waren, fand die Auszahlung dieser Summe am 21. October 1600 statt. Am 15. October dieses Jahres erhalten englische Komoedianten in Ulm auf 14 Tage die Erlaubniss, „jre comoedias vnd tragoedias“ spielen zu dürfen[5]). Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, dass

---

1) Im städtischen Archive zu Stuttgart, wo Herr Registrator Lieb meine Nachforschungen in zuvorkommendster Weise erleichterte.

2) Ueber diese Handschrift vergleiche man Johann Jacob Mosers Wirtembergische Bibliothec S. 349 ff.

3) Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte Band XIV S. 118.

4) Die Landschreiberei-Rechnungen laufen von Georgi zu Georgi.

5) Archiv für Litteraturgeschichte Band XIII S. 317.

ein Theil dieser Truppe sich zu einem Gastspiel nach Stuttgart begeben hatte.

**1609:** (Landschreiberei-Rechnung, Jahrgang 1608—1609, Bl. 358[a]) „Item i[c] xx fl. den Hessischen musikanten vnnd comoediant(en) zu verehrung zugestellt, laut zedels ..... i[c] xx fl."

Moser erwähnt die Anwesenheit dieser Gesellschaft (a. a. O. S. 414: „1609 spielten hessische Musikanten und Comödianten"). Aus seinen handschriftlichen Collectaneen geht hervor, dass am 10. Mai 1609 „Rodulphus Remius" diese Summe Namens der anwesenden quittierte. Dieser Remius ist natürlich Rudolphus Riveus[1]) (Ralph Reeve), der schon 1603 auf der Frankfurter Ostermesse neben Richard Mackum (Machin) und Georg Webster als Führer der fürstlich hessischen Komoedianten genannt wird[2]). Von Stuttgart aus scheint Riveus nach Ulm gezogen zu sein, wo man am 19. Mai englischen Komoedianten die Spielerlaubniss verweigert[3]), von dort nach Nördlingen auf die Messe[4]), von Nördlingen nach Nürnberg. In Nürnberg dürfen etliche Engländer, „welche ein comendationsschreiben von herren Moritzen landgrauen zu Heßen gebracht", am 8. Juli 1609 acht Tage lang spielen, wozu unterm 19. Juli noch eine weitere Woche hinzukommt[5]). Zur Herbstmesse 1609 endlich taucht Riveus mit seiner Gesellschaft wieder in Frankfurt[6]) auf.

Diese Truppe dürfte demnach wol mit jener identisch sein, welche, nachdem sie „hievor auch zu Stuetgardt gespielt", in Jägerndorf am 6. Juli 1610 „ein Comoedi aus dem Amadis agiret"[7]).

**1613—1614:** (Landschreiberei-Rechnung, Jahrgang 1613—1614, Bl. 349[b]) „Item i[c] xl fl. etlichen Engellendisch(en) commedianten, so zu hof etliche comedia gehalten, zu verehrung laut zedels zugestelt ..... i[c] xl fl."

Diese Auszahlung scheint sich auf John Spencer zu beziehen, der in der Zeit von Georgi 1613 bis Georgi 1614 in süddeutschen Städten mehrmals genannt wird[8]).

---

1) Ueber Riveus gibt Aufschluss J. Meissner a. a. O. S. 73.

2) E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., Frankfurt 1882. S. 50.

3) Archiv für Litteraturgeschichte Band XIII S. 321.

4) Archiv für Litteraturgeschichte Band XIII S. 71.

5) Archiv für Litteraturgeschichte Band XIV S. 125.

6) Mentzel a. a. O. S. 54.

7) Cohn a. a. O. S. LXXXIII und Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, zweite Auflage, Band II S. 533 No. 93.

8) A. Cohn, Englische Komoedianten in Köln (1592—1656), im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 21. Jahrgang. Weimar 1886. S. 259.

Als Curiosum möge noch ein schottischer Kraftmensch Erwähnung finden: (Landschreiberei-Rechnung, Jahrgang 1616—1617, Bl. 356b) „Item XXIII fl. einem Schottlender, so einen stein auff jme verschlagen lass(en), bezalt laut zedels ..... XXIII fl."

Aus welcher Quelle Mosers Notiz stammt (a. a. O. S. 416), dass Rudolph Weckherlins[1]) „den Uebergang zur Oper bildende scenische Aufführungen" unter Mitwirkung von Hofangehörigen durch eine „engelländische Compagnie" dargestellt wurden, welche noch 1625 aus 6 Männern bestand, „worunter der schon 1609 genannte »Engelländer Johann Price«, der neben Hofkost, Kleidung und anderen Emolumenten 270 fl. Gehalt bezog, Johann Morell, David Morell und Johann Dixon genannt werden"[2]), ist mir bis jetzt aufzufinden nicht gelungen. Möchte doch die württembergische Localforschung sich dieses interessanten Gebietes in höherem Masse annehmen, als es bisher geschehen.

München. Karl Trautmann.

---

4.

## Englische Komoedianten in Ulm (1602).

Alvensleben berichtet in seiner Allgemeinen Theaterchronik[3]) (1832, No. 158), dass im Jahre 1602 von den englischen Komoedianten in Ulm ein Drama „vom Propheten Daniel, der keuschen Susanna und den zwei Richtern in Israel" zur Aufführung gebracht wurde; das genaue Datum jedoch und die Quelle, aus welcher diese Notiz entnommen, werden nicht angegeben.

Beides findet sich in einer dem Barth. Gundelfinger zugeschriebenen „Chronik von Ulm bis 1699" (Cod. germ. 3090 der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München). Dort heisst es unter den Ereignissen des Jahres 1602: „Anno Christi 1602, den 8. 9. vnnd 10. november, haben die Engelländer allhier im Binderhoff

1) Ueber Georg Rudolph Weckherlin vergleiche man Hermann Fischers Abhandlung in der Besondern Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1882 No. 12 und 13. Genaueres über die Beziehungen des Dichters zu den englischen Komoedianten ist, wie auch Herr Professor H. Fischer mir versicherte, bis jetzt nicht bekannt geworden.

2) Vgl. auch Cohn a. a. O. Addenda. Die betreffenden Jahrgänge der Landschreiberei-Rechnungen enthalten keine hierauf bezüglichen Einträge.

3) Ich citiere nach Cohn, Shakespeare in Germany S. XLII, da es mir nicht möglich gewesen ist, Alvenslebens Zeitschrift selbst aufzutreiben, weder in München, noch in Berlin, Dresden und Leipzig.

eine comoedi gehalten vom propheten Daniel, von der keüschen Susanna vnd denn zweien richtern in Israel: war trefflich zu sehen geweßen."

Die gleiche Notiz, in Bezug auf den Tag aber abweichend, steht in der Ulmer Chronik des Pfarrers Geiger (Ulm, Stadtbibliothek, S. 72): „(1602) Commedi, d(en) 2. 9bris haben die Engelländer eine comedi gehalten alhier, vom pro(pheten) Daniel, von der keuschen Susanna und von d(en) richtern in Israel." Das Datum, 2. November, ist jedesfalls unrichtig, da aus den Ulmer Rathsprotokollen erhellt, dass die hier in Frage kommenden englischen Komoedianten erst in der Sitzung vom 5. November 1602 Spielerlaubniss erhielten[1]). Diese Komoedianten standen unter Robert Brownes Leitung. Und so dürfen wir die Susanna[2]) unter die „vielen schönen, herrlichen, freudigen, vnd trostreichen Comedia aus denn Historys"[3]) rechnen, welche das Repertoire des bekannten Schauspielerführers bildeten.

München. Karl Trautmann.

5.

## Karl Christoph Beyer, ein verschollener Dramatiker des 16. Jahrhunderts.

Karl Christoph Beyer[4]) aus Speyer, Rector des Paedagogiums in Oehringen, ist bisher hauptsächlich durch seine im Jahre 1578 erschienene Uebersetzung von Nicodemus Frischlins lateinischer Beschreibung der Hochzeit Herzog Ludwigs von Württemberg bekannt geworden. Als Dramatiker nennt ihn ein Eintrag in der Nördlinger Stadtkammerrechnung des Jahres 1585 (unter der Rubrik „Verehrt den frembden"):

„Carl Christoffen Baier von Speir, jüngst zu Oeringen schuolpreceptor gewesen, so aim E. Rath ein commedia vonn der histori

---

1) Archiv für Litteraturgeschichte Band XIII S. 317.

2) Vielleicht das gleichnamige Stück des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Vgl. E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main, Frankfurt 1882. S. 47.

3) Mentzel a. a. O. S. 46.

4) Ueber K. Ch. Beyer vergleiche man D. F. Strauss, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin, Frankfurt 1855. S. 91. Weller (Annalen II S. 186 No. 260) erwähnt ihn noch als Dichter einer „Leyen Postill aller Euangelien, durchs ganze Jahr, sampt kurzer Außlegung vnd Christlichen Gebetlein, mit Figuren vnd in teutsche Reimen gefasset". Frankfurt 1571. 8.

hertzog Courads jnn Schwaben etc. vbergeben neben widerzustellung derselben verehrt 2 fl. gr(ob), in m(intz) ..... 2 fl. 6 d."

Gleichviel ob Original oder Uebersetzung, das Drama wie der Dramatiker ist jetzt verschollen.

München. Karl Trautmann.

---

6.

## Französische Komoedianten in Stuttgart. Stuttgarter Ausgaben von Dramen P. Corneilles (1698 und 1706). Eine deutsche Polyeucte-Uebersetzung vom Jahre 1698.

Französische Komoedianten erscheinen zum ersten Male in Stuttgart im Jahre 1613[1]), später demnach als in den Städten des Rheingebietes[2]), sonderlich in Strassburg[3]) und Frankfurt, wo sie schon in den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts wolbekannte Gäste geworden waren. Die gegenwärtig im k. Finanzarchive zu Ludwigsburg aufbewahrte württembergische Landschreiberei-Rech-

1) Vgl. auch (Moser) Beschreibung des Stadtdirections-Bezirkes Stuttgart. Herausgegeben von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1856. S. 414.

2) Archiv für Litteraturgeschichte Band XV S. 104.

3) In Strassburg scheinen französische Komoedianten nicht so häufig aufgetreten zu sein, als man bei der Bedeutung der Stadt anzunehmen berechtigt wäre. Einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Johannes Crüger in Strassburg zufolge, welcher an einer Geschichte der Schauspielkunst in Strassburg arbeitet — einem Werke, dessen Veröffentlichung mit grossem Interesse entgegenzusehen ist — und der zu diesem Zwecke bereits die dortigen Rathsprotokolle durchforscht hat, zeigen sich französische Schauspieler vor dem Jahre 1648 nur dreimal in der Reichsstadt und zwar meist ohne die Spielerlaubniss erlangen zu können:

Den 21. Juni 1593: Der bekannte „Valeran le Comt von Amiens auß Franckreich", der „ettliche schone Comoetias, geistliche vnd weltliche," aufführen will. Abgewiesen.

Den 20. Mai 1615: „Joann Floran v(on) Lieon ain Frantzose vnd Comoediant so mit 8 personen alher kommen". Er hat „gutte Musicam" bei sich und will „Geist- vnnd weldtliche Comoedias" spielen. Abgewiesen.

Den 1. Juli 1615: „Florian (wol identisch mit Floran) der Konig. Frantzisch Comoediant samb 10 personen" will „etwas geistlichs" aufführen. Bewilligt.

nung dieses Jahres (Jahrgang 1613—1614, Bl. 347ª) schreibt hierüber: „Item l. f. etlichen Französischen commedianten, so zu hof gespielt, zu ihrer abfertigung laut zedels zugestelt . . . . L fl.“ Diese Schauspieler gehörten wahrscheinlich zur Gesellschaft Pierre Gillets[1]), welche im nämlichen Jahre Vorstellungen in Augsburg und Regensburg veranstaltete.

Auch in der Folge treffen wir französische Schauspieler am württembergischen Hofe, wie uns Moser (Beschreibung des Stadt-directions-Bezirkes Stuttgart S. 421) berichtet: „1713—1716, 1727 etc. hatte Herzog Eberhard Ludwig französische Comödianten an seinem Hof. Es sind Stuttgarter Ausgaben von Corneilles Cid und Polyeucte (1698) und les Horaces (1706) vorhanden, woraus folgen dürfte, dass diese Tragoedien damals hier gegeben wurden. Auch unter Herzog Carl Alexander war einige Jahre lang eine Schauspieler-Gesellschaft am Hofe, die gleichfalls aus Franzosen bestand. Unter der Direction eines le Berger zählte sie 13 Männer und 4 Frauen und bezog im Ganzen jährlich 8500 fl.[2]). Nach dem Tode des Herzogs wurden aber auf den 1. April 1737 sowohl diese Schauspieler als »die Operisten mit Allem, was von ihnen dependiret« mit einem dreimonatlichen Gehalt entlassen“, und S. 424: „Im October 1748 wurde im grossen Orangeriehause die französische Comödie »le Babillard«[3]) gegeben, und 1761—1766 wird eine »Comedie française«, aus 21 Personen bestehend, unter den Directoren Uriot und Fierville im Neuenbau erwähnt.“

---

1) Archiv für Litteraturgeschichte Band XIV S. 442.

2) Den handschriftlichen Collectaneen des verstorbenen Finanzrathes Moser (Verfassers der hier erwähnten Beschreibung des Stadt-directions-Bezirkes Stuttgart), welche mir von ihrem nunmehrigen Besitzer, Herrn Dr. Julius Hartmann, Professor am Königlichen statistischen Landesamte in Stuttgart, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurden, entnehme ich folgende Notiz über diese Gesellschaft: „Aus einem Decrete vom 21. Merz 1735 ist ersichtlich, dass bis dahin seit einigen Jahren eine »Comödianten Trouppe« jährlich 8500 fl. erhielt, unter obigem Tage aber folgende Besoldungen erhielt und bis auf weiteres beibehalten wurde und zwar: le Berger nebst Frau und Tochter jährlich 2250 fl. — le Bonnier 600 fl. — la Forrot 600 fl. — le Remon 600 fl. — dessen Frau 600 fl. — le du Cormier 600 fl. — le Dieu 420 fl. — le Dàloy 400 fl. — le Labbat 600 fl. — ein zu engagirender premier acteur 600 fl. — 2 Tanzmeister 720 fl. — 2 Bedienten 100 fl. — 1 Peruquier 100 fl. — 8190 fl.; im folgenden Jahre sind noch einige, gleichfalls Franzosen dabei, ein Komiker und 4 Virtuosinn-Singerinnen.“

3) Vielleicht das gleichnamige Stück von Boissy, aufgeführt zu Paris am 16. Juni 1725. Vgl. H. Lucas, Histoire philosophique et littéraire du théâtre français. 2e édition. Bd. III S. 328.

Dass auch im Jahre 1699 französische Komoedianten am württembergischen Hofe spielten, ist aus einem weiteren Eintrage in den Landschreiberei-Rechnungen ersichtlich: Jahrgang 1699—1700 (Bl. 356): „Jean Claude du Pont[1]) commoedianten haben wir vermög decreti de dato 1. july 1699 zu bezahlung des Becherwürths alhier für deßen zöhrungen besag quitung abgefolgt ..... 15 fl. Ferner demselben besag decreti de dato 4. july 1699 über bereits bezahlte 15 fl. noch ferner zu seiner gäntzlichen abfertigung entrichtet ..... 14 fl.“

Als Frucht dieses Aufenthaltes französischer Schauspieler haben wir jedesfalls jene von Moser angeführten Ausgaben von Dramen P. Corneilles zu betrachten, welche in den Jahren 1698 und 1706 in Stuttgart erschienen sind und wovon sich je ein Exemplar auf der k. öffentlichen Bibliothek dortselbst erhalten hat. In der Bibliographie Cornélienne von E. Picot (Paris, A. Fontaine) werden sie nicht erwähnt.

Der älteste dieser Einzeldrucke hat folgenden Titel:
LE CID | TRAGEDIE, | PAR | Le S. CORNEILLE. | (Holzschnitt: das württembergische Wappen) à STOUTTGART, | M.DC.XCVIII. | 8⁰. 72 gezählte Bl.

Die Ausgabe enthält nur den Text und zwar nach der Ausgabe des Théâtre von 1660 (Rouen et Paris, Augustin Courbé, et Guillaume de Luyne, in-8⁰). Die Beilagen sind weggelassen. An Druckfehlern ist kein Mangel, zudem hat man auf S. 33 eine Verszeile übersprungen (Vers 390 in der Corneille-Ausgabe von Ch. Marty-Laveaux, in der Sammlung der Grands écrivains de la France, Band III, Paris, Hachette 1862, S. 127). Ein Drucker wird nicht genannt, doch stammt das Bändchen, wie ein Vergleich mit der jetzt zu besprechenden Horace-Ausgabe beweist, aus der Presse des Hof- und Kanzleibuchdruckers Paul Treu, des nämlichen, der im Jahre 1710 eine französische Zeitung herausgab[2]).

Im Jahre 1706 folgte Horace:
HORACE | TRAGEDIE. | Imprimé à Stougard | Par Paul Treuen Imprimeur de la Cour | et de la Chancelerie. | Anno 1706. | 8⁰. 76 gezählte Bl.

Der Text des Stuttgarter Horace ist der letzten von Corneille durchgesehenen Ausgabe des Théâtre (1682, Paris, Guillaume de Luyne, in-12⁰) entnommen; einige Druckfehler dieser Ausgabe sind verbessert, einige Bühnenanweisungen in der letzten grossen Rede des alten Horace (V, 3) weggelassen.

Gleichzeitig mit der ersten dieser Ausgaben trat in der schwä-

---

1) Eine Persönlichkeit dieses Namens befindet sich nicht unter den bisher bekannten französischen Schauspielern.

2) Moser a. a. O. S. 241.

bischen Hauptstadt eine, in Picots Bibliographie Cornélienne ebenfalls unbeachtet gebliebene deutsche Uebersetzung von P. Corneilles Polyeucte hervor:

POLIEYT. | TRAGŒDIA, | Aus dem Frantzôsischen in das | Teutsche ûbersetzt. | (Holzschnitt: das württembergische Wappen.) Stuttgart, gedruckt durch Paul Treuen, Hochfûrstl. | Hoff- und Cantzley-Buchdrucker. | ANNO M.DC.XCVIII. | 4°. 46 gezählte Bl.

Der Autor der Uebersetzung ist unbekannt, doch dürfte er vielleicht in dem Kreise der Augustin-Frommschen Schauspielgesellschaft zu suchen sein, welche allem Anscheine nach das Stück in Stuttgart zur Aufführung brachte. Auf dem Personenverzeichnisse (S. 2) ist die Rollenbesetzung mit Tinte eingetragen:

Die Schau-Spieler.

Felix, Ein Rômischer Rahts-Herr, Vor-Furst in Armenien. Sammenhammer.
Polieyt, Ein Herr von Armenien, des Felix Schwiger-Sohn. Fromm.
Sever, Ein Rômischer Ritter und Liebling des Kâisers. Schneidenwein.
Nearch, Ein Herr von Armenien, und Freund des Polieyts. Blûmel.
Paulina, Eine Tochter des Felix, und Gemahl des Polieyts. Fr. Augustinin.
Stratonice, Eine vertrauliche Dienerin der Paulinen. Jgfr. Clara.
Albin, Ein vertraulicher Aufwarter des Felix. Roß.
Fabian, Ein Hauß-Genoß und Diener des Severen. Augustin.
Cleon, Ein Hauß-Genoß und Diener des Felix. Junge Kuhlmann.
Die Wacht von drey Personen.

Augustin und Fromm führten, wie aus den Landschreiberei-Rechnungen hervorgeht, den Titel „Hofcomödianten" (Jahrgang 1699—1700): „.... Jacob Wilh. Augustin vnd Johann Fromm, beden hofcomoedianten ist vermög f. decreti 21. märz 1699 zu einem jähr. wartgeld jedem 100 thlr. dergestalt bestimmt worden, dass sie darfür obligirt sein sollen, jederzeit auf erfordern anhero zukommen."

Ueber diesen Stuttgarter Polieyt und sein Verhältniss zum Originale und die im Jahre 1669 von Christoph Kormart veranstaltete Uebersetzung des Corneilleschen Dramas soll seinerzeit Bericht erstattet werden.

München. Karl Trautmann.

7.

## Der Papinianus des Andreas Gryphius als Schulkomoedie in Speyer (1738).

Das Stadtarchiv in Speyer enthält unter seinen spärlichen Theateracten aus dem 18. Jahrhundert eine Bittschrift des Rectors Johann Christian Feistkohl an Bürgermeister und Rath der Reichsstadt, aus welcher hervorgeht, dass der Papinianus[1]) des Andreas Gryphius am dortigen Gymnasium als Schulkomoedie zur Aufführung gebracht werden sollte:

Hoch-Edelgebohrne, Fürsichtige, Hoch- und Wohlweiße Herrn,
Hochgebiethende Herren.

Weilen wiederum die zeit herannahet, da hiesigen gymnasien der löblichen gewohnheit nach, ein actus theatralis dictiret worden, welche übung billig in allen wohlbestallten gymnasiis beybehalten wird, indem dadurch alle subiecta exerciret werden können und auch zu einer anständigen [zerstört] . . . hesie ein großes beyträget, so habe E. Hoch-Edel Weißheiten aus unterthäniger pflicht den künftigen actum theatralem notificiren und dero resolution erwarten wollen. Angeschlossner kurtzer entwurff[2]) zeiget den jnnhalt dieses actus und ist in gebundener rede meistentheils vom Gryphio entworffen, das nachspiel aber ist in ungebundener rede von der Pedanterie in Schulen. Es sind darin(n)en alle mißbraüche und abgeschmackte methoden der lehrer fürgestellet, doch ohne ärgerliche und nachtheilige expressionen.

Meine absichten sind das utile und jucundum, damit die jugend daraus ersehen möge, wie glücklich sie sey, daß sie ohne pedanterie erzogen werde und folglich anlaß zu mehren fleiß und liebe zum

---

1) Vgl. Andreas Gryphius Trauerspiele herausgegeben von Hermann Palm. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Tübingen 1882. S. 495 ff.

2) Dieser „kurtze Entwurff", Inhaltsangabe, Scenarium und Personenverzeichniss enthaltend, stimmt mit dem „Inhalt des trauer-spiels", dem „Kurtzen begriff der abhandlungen" und dem Personenverzeichnisse überein, welche Gryphius seiner Tragoedie Papinianus vorangehen lässt (Palm a. a. O. S. 506 ff.). Wie aus dem Personenverzeichnisse Feistkohls zu ersehen, hat dieser es für gut befunden, den von Gryphius als redend eingeführten Personen auch eine komische Figur — den lustigen Rath Harpax — beizugeben.

studiren erwecken kan. Inzwischen empfehle mich zu dero ferneren hohen gewogenheit und verbleibe in allen respect

Hoch-Edelgebohrne, Fürsichtige, Hoch- u(nd) Wohlweiße, meiner Hochgebiethend(en) Herrn unterthänig-gehorsamster

Joh. Christian Feistkohl. Rect. Gymn.

Speyer d(en) 17. Maii 1738.

Ob wol das Nachspiel von der Pedanterie in Schulen die erwünschte paedagogische Wirkung hervorgebracht hat? Wir möchten eher das Gegentheil annehmen.

Uebrigens scheint das Gesuch abgewiesen worden zu sein.

München. Karl Trautmann.

---

8.

## Notiz zu Herder.

Herders erste Recension in der Allg. Dtsch. Bibliothek VI, 37 über Willamovs Dithyramben schliesst mit den Worten: *Wenn der Verfasser sagt: „ich erkläre mich, dass dies die erste und letzte Veränderung ist, die ich mit meinen Gedichten vornehme!“ so müssen wir gestehen, dass uns diese Worte ganz fremde und unverständlich sind, ob wir sie hier gleich schon vom dritten neuern Dichter in Deutschland lesen.*

Wie versteht man dieses hier, und wer sind die beiden andern neuern Dichter?

Den damaligen Lesern der A. D. B. war an diesen Worten nichts unklar, für uns aber wird diese Stelle nur verständlich, wenn man sich entschliesst, die A. D. B. hinter einander „durchzuackern“, wie Nicolai IV 1, 217 sagt, oder wie Herder sich ausdrückt (Suphan I, 145), „auf gut alt βουστροφηδον zurückpflügt“. Dann findet man nämlich im dritten Bande eine Recension Nicolais über Joh. Fr. Löwens Schriften und in derselben die Worte (III 2, 246): *In der Vorrede lesen wir mit Erstaunen, dass Herr L. seinen Lesern verspricht, bey einer künftigen neuen Auflage keine Veränderungen zu machen.* Und im vierten Bande findet man ebenfalls von Nicolai eine Recension über Fr. W. Zachariäs Poetische Schriften, und darin die Worte (IV 1, 217): *so eben sehen wir, dass Herr Z. wirklich in der Vorrede verspricht, er wolle keine fernern Veränderungen machen.*

Nun ist alles klar; und es bleibt nur die Frage, ob Herder die Vorreden der beiden „Unveränderlichen“ selber gelesen hat. Wir wissens nicht; die A. D. B. aber hat er fleissig gelesen, denn hier in seiner Recension verräth ihn sein **hier**.

Steglitz, December 1886. Otto Hoffmann.

---

9.

## Notiz zu E. M. Arndts „Des Deutschen Vaterland“.

Von P. v. Hofmann-Wellenhof.

Schon lang, bevor E. M. Arndt zu Anfang des Jahres 1813 in seinem berühmten Liede „Des Deutschen Vaterland“ die Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ aufgeworfen und mit „So weit die deutsche Zunge klingt“ beantwortet, hatte F. D. Gräter, der bekannte Germanist und Herausgeber der ersten germanistischen Zeitschriften, dieselbe Frage gestellt und in gleichem Sinne beantwortet. — In der bis jetzt wol zu wenig beachteten Sammlung „Lyrische Gedichte nebst einigen vermischten“ (Heidelberg 1809), welche u. a. recht gelungene Nachbildungen mhd. Minnelieder sowie einzelner Abschnitte der Edda enthält, steht S. 181 das Gedicht „Das Teutsche[1]) Vaterland 1797“:

„Wo ist das Teutsche Vaterland?“
Weisst du das, Thor von Frager, nicht?
Wo man die Sprache Hermanns spricht,
Da ist das Teutsche Vaterland! . . .

Die Frage, ob Arndt die Anregung zu seinem Liede durch Gräter empfangen, erscheint mir weniger bedeutsam als die Thatsache, dass schon im Jahre 1797, unter dem Eindrucke des dahinschwindens von Deutschlands politischer Einheit, ein patriotisch und national fühlender Dichter in ähnlichen Worten auf die ideelle Einheit aller Deutschen hingewiesen wie der Sänger der Befreiungskriege.

---

1) In „Deutsch und Teutsch“ ebd. S. 182 entscheidet sich Gräter für die letztere Schreibung.

# Ein Lied auf die Bernauer Wolfsjagd (1609).

Mitgetheilt

von

JOHANNES BOLTE.

In diesem Archive XIV, 366 f. erwähnte ich ein Spottlied auf eine misslungene Jagd der Bürger von Bernau, welches sich einst grosser Verbreitung erfreut haben muss, da auch der Kurfürst Georg Wilhelm 1621 in einem officiellen Schreiben dieses zu manchen Neckereien Anlass gebenden Vorfalls gedenkt. Dasselbe schien verloren zu sein, da in keinem bibliographischen Hilfsmittel ein Druckexemplar verzeichnet ist und auch der sorgsame Archidiaconus Tobias Seiler (geb. 1681), welcher 1736 in seiner handschriftlich vorhandenen Beschreibung der Stadt Bernau[1]) von jener Wolfsjagd berichtet, es unter seiner Würde hält, das seine Landsleute in so wenig schmeichelhafter Weise behandelnde Lied selber mitzutheilen. Ein günstiger Zufall jedoch führte mir vor kurzem das gesuchte Stück in die Hände, als ich die aus dem Besitze des Professors Oelrichs (1722—1799) stammenden Handschriften des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin durchmusterte. Es steht auf einem von einer Hand des 17. Jahrhunderts beschriebenen Doppelfolioblatte, welches an das Mscr. Oct. 7 (Collectanea Berolinensia) angehängt ist; vielleicht ist es dieselbe Abschrift, welche 1718 mit der Biblio-

1) Ich benutze eine Abschrift a. d. J. 1839, welche auf der königlichen Bibliothek zu Berlin (Ms. boruss. fol. 713) liegt, und citiere nach den am Rande angemerkten Seitenzahlen des Originals. Die Wolfsjagd ist S. 506 besprochen.

thek des Andreas Erasmus von Seidel zu Berlin versteigert wurde. Die im Auctionskataloge angegebene Jahreszahl 1602 erweist sich jetzt als ein Druckfehler, da das im Titel enthaltene Chronogramm, wenn man U als V liest, vielmehr 1609 ergibt; hiermit stimmt auch Seilers Angabe „1609 oder 1610“ überein.

Dem Gedichte gehen mehrere macaronische Hexameter vorauf, welche als ihr Vorbild die bekannte 1593 zu Rostock erschienene Floia erkennen lassen; hier wie dort sind die deutschen Worte meist in der niederdeutschen Form angeführt[1]). Die nach bekannter Melodie gereimte Schilderung der Jagd ist leider nicht vollständig erhalten, nur die Meldung des Büttels an den Bürgermeister, der Befehl zur Versammlung der Bürger und die Rüstung derselben zum Auszuge wird mit gutem Humor und volksmässiger Frische ausgemalt. Aus Seilers Chronik erfahren wir, dass Matthäus Kröcher vor der Stadt den Wolf erschiesst, der dann im Triumphzuge in die Stadt getragen, dort aber bei näherer Besichtigung als ein Hund erkannt wird.

Es läge nahe, hier eine Vergleichung mit gleichartigen Dichtungen anzustellen, doch sind mir die von Tobler, Schweizerische Volkslieder I S. CXII, angeführten Spottlieder auf misslungene Jagden nicht zugänglich, und ein auf der Stralsunder Rathsbibliothek aufbewahrtes „Rügensches Wolfslied“, in welchem nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Bibliothecars Dr. R. Baier ebenfalls der von einigen Edelleuten verfolgte Wolf sich schliesslich als ein Hund entpuppt, soll erst nächstens in den Baltischen Studien veröffentlicht werden.

Der Dichter unsres Liedes hat sich unter dem Pseudonym Wolffgangus Canisius verborgen; nach Seilers Angabe hätten zwei Bernauer, der Conrector Matthäus Bracht[2])

---

1) z. B. absettere, Duflo, grote, Husis, Kerkibus, kortwilium, oldi, pipere, riki, schetere, seggite, uthdrinckere.

2) Im Verzeichniss der Conrectoren führt Seiler (S. 282) dagegen nur einen Albert Bracht (1623—25) an; sein Vater war nach S. 63 der Rathskämmerer (1617—21) Andreas Bracht.

und der „lustige Organist" Jeremias Berend[1]), welcher im Gedichte selbst Str. 30, 1 Brandt heisst, dasselbe verfasst. Diese Angabe erscheint auch glaublich, wenn man bedenkt, dass hier nicht etwa die Bernauer insgesamt wegen eines Narrenstreiches, wie sie oft einzelnen Ortschaften nachgesagt werden, dem Spotte anheimfallen, sondern dass vielmehr einzelne angesehene Leute wie der Bürgermeister Piper und der Junker v. Götze ausdrücklich ausgenommen werden. Ferner spricht dafür die intime Kenntniss der einzelnen Persönlichkeiten und des Stadtklatsches, die eben nur ein einheimischer haben konnte. In den Fällen, wo es noch möglich ist, die im Gedichte namhaft gemachten Bürger mit Hilfe von Seilers Chronik nachzuweisen, ist dies in den Anmerkungen geschehen.

---

[S. 1] **Lupercalia Bernaviana.**

Warhafftiger Bericht von der jüngst gehaltenen Wulffes-jagd in Bernow, wie Sie daselbst einen Hund für einen Wulff in manglung der Brillen erschoßen.

Durch Wolffgangum Canisium gedrucket zu Wolffen-Büttel in Hunds-Tagen
Anno
CanIbUs rIgIDo et oMInoso.

Omnibus Bürgermeisteribus, Rahtmannis et Bürgeribus Bernaviensibus in primis Mazio Kröchero, Wulffschetero, prinso et primario in urbis cella, Schenkio bonissimo.

O Vos Landsmanni, vos Zuckermundige Fründi,
O scöni puppi, vobis ego bringo gesangum,
Hybskum, kortwilium, frölium Schmuckumque [Gesangum].
Nemite vos saltem, sed lesite, singite vestris
5 Cum kleinis Kindris in Kerkibus atque Capellis
Inque scholis et Stad Kelleris et in omnibus husis.
Seggite piperibus vestris, ut pipere discant
Hunc psalmum, ut possint ex hogis pipere Tonnis;

---

1) Er war 1577 geboren, wurde 1598 Organist und blieb es bis 1640. Ein gleichnamiger Bürger, welcher 1632 als Rathsverwandter und 1645 als Rathskämmerer erscheint, mag ein Sohn von ihm sein.

V. 3 Gesangum fehlt in der Hs.

Nam sic de Feldo poteritis jagere Wulffum.
10 In Gassis etiam singant die grote Scholares,
Non quatuor singant Stimmis, sed vocibus octo;
Octo nam stimmis vult singere iste Gesangus.
Nunc Organista veni, debes absettere nobis
Hunc Psalmum nostris et semper schlagere in orglis
15 Inque positivo, quod dragere sepe jubetis
In Stad-Kelleris und in das Kleine Stübychen.
Vos pariter singt auch omnes, Ihr stinkenden Schu Knecht,
Singite vos etiam magni Lusique Knapiste,
Vos Kazen Schindri, vos Igli et Liniweberi,
20 Vos Zigenbocki, vos Lami atque hinkende Schnidri,
[S. 2] Vosque Schmidi, Schwarto quae est Turba simillima Duflo.
Kortibus abwordis ut denique multa begripsam
Consimutamque [?], vos versus vos singite jungi,
Vos oldi, simul vos armi, vos quoque Riki,
25 Vos groti et kleini, vos omnes gude bekandi:
Incipe tu nostrum primus, Kröchere, Gesangum.
Incipe, nam grawum poteras tu schetere primus
Hundum pro Wulfo, schemeas te, quaeso, sed audi!
Pro Wulfo grotum posthac tu schetere debes
30 Cum naso Dreckum, mihi vero inschenkere dato
Magnum Kanbirum, quem non uthdrinckere possim,
Quin tecum singam: Sic, sic sied Gade bevalen!
Vester Landesmannus Wolffgangus Canisius.

Liedt

Im Thon, wie man singt: „Solte meine Braud noch Jungfer seyn" oder „Sturtzebecher und Gödiche Michael".

1.

Wolt Ihr Hören ein neu Gedicht,
Waß die Bernauer haben außgericht

V. 13 Nunc oder Huc ist statt des hsl. Hunc zu lesen, wenn man das Wort nicht ganz streichen will.

V. 15 Positiv, eine kleine tragbare Zimmerorgel, entsprechend dem heutigen Harmonium.

V. 18 Knapiste, die Knapphänse, d. h. Krämer; lusi (oder lusii), lausig.

V. 19 Kazenschindri, Spottname der Kürschner wie Igli der Leinweber und Zigenbocki der Schneider. Vgl. Archiv XIV, 366.

V. 21 quae statt des hsl. qui. Duflo, Teufel.

V. 30 dato statt des hsl. nato.

Eine Melodie des niederdeutschen, im 15. Jahrh. entstandenen Liedes: „Störzenbecher und Gödeke Michael, die raubten beide zu

In so gar wenig Tagen?
Sie zogen woll auf die Wolffes Jagt,
Einen Hundt haben Sie erschlagen.

2.

Der Scharenman der Kam gerandt
Zum Bürger Meister dahr zur Handt,
Thett Ihm mit ernst ansagen,
Wie zwene Wölffe wehren für dem Thor,
Denen solte man nachjagen.

3.

Der Burge-Meister seumbte sich nicht lang,
Es wahr Ihm warlich Hertzlich bang,
Fürchte sich für solchen Thieren:
Der Stadt Knecht must herümmer gehn
Und die Bürger Citiren.

4.

Hans Dulitz solte er auch ansagen,
Daß er bald ließ die Trommel schlagen,
Die Quer Pfeiffe blasen darneben,
Damit diß gethön der Bürgerschafft
Ein Hertz und Muth möchte geben.

5.

Junker Götze der Lachte zu diesen sachen
Und sprach: Ihr Narren, was wolt Ihr machen
Mit Eurem Trommelschlagen?

---

gleichem teil" steht bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch (1877) Nr. 366, der Text z. B. auch bei J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft 1656 Nr. 499. Angeführt wird es 1602 (Weimar. Jahrbuch 2, 345 Nr. 48) und 1640 von Wencel Scherffer, Der Grobianer S. 145: „Weistu sonst nichts zu thun, so sing ein Meisterlied, den Göde Michael, den Alten Stille Friedt."

Str. 2, 1 Scharmann, Stadtknecht, Polizist.

Str. 3, 1 Bürgermeister war 1602—1624 Stephan Stralow.

Str. 4, 1 Von dem Spielmann Hans Dulitz erzählt Seiler S. 508, dass er sich 1592 als Knabe in einer Schiebkarre auf einem vom Kirchthurme bis zum Markte gespannten Seil habe fahren lassen. Er starb 1638 an der Pest.

Str. 5, 1 Barthel von Götze, dessen Bruder Heinrich sich 1606 im Trübsinn erschoss. Seiler S. 449.

Ihr werdet die Wölffe, wieviel Ihr sein,
Ja gantz und gahr verjagen.

6.

Hauß Piper war gereiset aus
Und eben damahls nicht zu Hauß,
Daß sach man hier gahr balde,
Da er pflegt in der Bürgerschafft
Noch gute Ordnung zu halten.

[S. 3]

7.

Sie zogen aus mit gerüster Wehr,
Gleichwie sonst zeucht ein Krieger Her
Mit Spießen, Büchsen und Stangen;
Die Wölff zu fangen wahren sie gerüst,
Darnach stund Ihr Verlangen.

8.

Da daß der Mahler wardt gewahr,
Meint Er, der Türk wehr für dem Thor,
Zum Harnisch thet er lauffen:
Potz Midel, Potz Madel, ich muß hinauß
Und mich laßen gebrauchen.

9.

Barthol Bolze der hat Kein Büchse gahr,
Doch Kam Er mit einer Mistforken dahr,
Bahrfuß Thett Er sich stellen,
Den Wolff zu fangen wahr er gesinnet,
Er meintt, Er wolte Ihn fellen.

10.

Hieronimuß Feßel Kam auch gegangen
Und hatte ein lang Hopf-stangen
Gefast für einen spießen;
Daß er darmit ward ausgelacht,
Thett Ihm hefftig verdrießen.

11.

Dem Apothecker Churt Lehnhausen
Thett seine Haut gewaltig grausen,

Str. 6, 1 Johannes Pieper aus Spandau (1547—1617), kaiserl. Notar, 1582 Stadtrichter, seit 1600 Bürgermeister.

Wolt gahr nicht mit zu felde,
Er sprach: Wer für mich zeucht hinauß,
Geb ich zehen Thaler an Gelde.

12.

Nicolauß Berlin schrack auch der Mehr,
Er sprach: Frau, bring die Büchse her!
Darauf Kam sie bald gegangen
Und Thett Ihm da in großer Eyl
Die Butter Büchse langen.

13.

Martin Köller saß bey der Wiegen
Und wehete seim Kind die Fliegen,
Sang auch das Susaninne,
Er sprach, da Er den Lermen hört:
Fürwahr, ich bleib nicht drinnen.

14.

Seiner Frauen gab er gute Nacht,
Ob er nicht Kehm wieder aus der Jagt,
That sie woll Dreymahl Küßen;
Den Fliegen Wedel nam Er mit,
Dem Wolff damit zu grüßen.

15.

Michael Kögge, ein Bürger Meisters Sohn,
Ein fauler Schluntz, der nichts will thun
Den nur freßen und sauffen,
Der lag diesmal in federn noch,
Drümb Kund er nicht mit lauffen.

---

Str. 13, 1 Martin Köhler, 1599 Rathsverwandter, 1609 Rathskämmerer.

Str. 13, 3 Susaninne, Wiegenlied. Vgl. Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes[3] S. 420 f. Piderit, Weihnachtsspiel 1869 S. 52. Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn 2, 726 ed. Birlinger und Crecelius.

Str. 15, 1 Michael Kögge, ein Sohn des 1598 verstorbenen gleichnamigen Bürgermeisters, wurde 1627 Rathsverwandter, 1632 Bürgermeister.

Str. 15, 2 Schluntz, Lappe, Lump.

16.

Nebst ihm lag auch der Cyterist
Rahtstock, der sonst ein Schu Knecht ist,
Daß Pech Thatt Ihm zu stinken;
Ehe Er ein par Schue abneht,
Thutt Er Zehen quart außtrincken.

17.

Es lagen die beyden faulen Hund
Im Bette biß üm die Eilfte stund,
Sie riefen: Bringt Aqua vitae!
Die Hackin sprach: Den hab ich nich,
Supet gy watt dünner Sch[iete]!

18.

Das sauffe der Teuffel, sprach der Schu Knecht,
Macht uns lieber das Eßen zurecht,
Daß wir was können anbeißen!
Ja ja, sprach Sie, zur Kalten schal
Will ich Euch aufs Waßer sch[eißen].

[S. 4] 19.

Cämmerer Joachim Tieffensehe
Der sprach: Was ist für ein Clamare?
Do Er Kund etwas Lateine,
Beim Element, es gilt meins mit,
Ich bleib hier nicht alleine.

20.

Mitt großem Grimm Kam Er gerandt,
Hett ein Bund schlüßel in der Hand
Und macht ein groß geklinge,
Er sprach: Den Lupum will ich so
Ex struckibus baldt bringen.

21.

Hierauff thett Er einen großen sprunk,
Der Ihm den nicht woll gelunk;

Str. 16, 1 Cyterist. Die Zither des 16.—17. Jahrhunderts war eine Abart der Laute, welche mit Drahtsaiten bezogen war und mit einem Plectrum gespielt wurde.

Str. 19, 1 Joachim Tieffensee, 1604 Cantor, 1609—11 Rathskämmerer.

Str. 20, 5 Ex struckibus, aus den Sträuchern.

Zu seinem Ungelücke
Wart Ihm sein schönes Triepe Kleidt
Voller Modder und voll Klicke.

22.

Diß wardt vor seinen Vater bracht,
Wie sein Kind auch wehr auf die Jagt,
Er erschrak gar hefftig sehre:
Aa Anne, sprach Er zu seiner Frau,
Hör wunderselzamer Mehre.

23.

Unser Kindt, daß ist mit auf der Jagd;
Wenn uns daßelb würd umgebracht,
Für Leidt müßten wir sterben.
Wer wolt doch unser großes guth
Nach unserm Tode Erben?

24.

Es Kahm damahls auch auf der Fahrt
Thomaß Westpfahl mit halbem Bahrt
Visierlich aufgezogen,
Die andre Helfte hatt Ihm seine Magdt
Verzwackt, ist nicht erlogen.

25.

Gleichwie ein doppelt Söldener
Kam Peter Müller der Raths Herr
Mit Harnisch und Pantzer behangen,
Den Wolff vermeint er gahr alleine
Mit seim Schlacht-Schwerdt zu fangen.

---

Str. 21, 3 seim Hs.

Str. 21, 4 Tripp, samtähnliches Gewebe von Wolle.

Str. 21, 5 Klicke, breiartige Masse, Schlamm.

Str. 24, 2 Thomas Westphal (1585—1637), Sohn des Bäckers Erasmus W., studierte in Frankfurt a. O., wurde 1609 Cantor, 1614 Rathskämmerer, 1618 Rathsverwandter, 1630 Bürgermeister. Vielleicht aber ist der gleichnamige Bäcker gemeint, dessen Frau 1620 in einen Hexenprocess verwickelt wurde.

Str. 25, 1 Doppelsöldner, schwer gerüsteter Soldat, der doppelte Löhnung erhält.

26.

Nebst Ihm tratt auch in diesem Glied
Hanß Behling, selbiger brachte mit
Ein Arm Brust steiff gespannen,
Er schrie: Ihr Herren, nur immer fortt,
Last uns nur gehen von dannen!

27.

Ein Bürger, Daniel Jürgen genant,
Kam mit dem Teuffel von Bözo gerandt
Mit seim langen Rohre,
Sie lieffen eylendt und geschwindt
Wohl zum Berlinischen Thore.

28.

Indeß so wartt die Bürgerschafft
Ohn Ordnung auß der Stadt gebracht,
Sie lieffen wie die Kühe,
Daß Thor war Ihnen viel zu enge,
Deß hatten sie große Mühe.

29.

Wie Sie nun Kahmen in das Feldt,
Da sahe man manchen Kühnen Heldt,
Ihr viele Jauchzeten mit schallen,
Den meisten aber wolt dagegen
Daß Hertz in die Hosen fallen.

30.

Jeremiaß Brandt der Organist,
Der sonst ein guter Jäger ist,
Da man inß Sau-Horn bläset,
Den verdroß dieß Wesen hefftig sehr,
Daß jedermann so rasendt wer.

31.

---

Str. 26, 2 Johannes Beling (1577—1637), Sohn des Bürgermeisters Thomas B., trieb Handel mit Seide und Backwaaren, 1611 Rathskämmerer, 1619 Hof- und Bauherr, 1623 Stadtrichter, 1627 Bürgermeister. Seine Tochter Maria heiratete 1628 den aus der Geschichte der evangelischen Kirchenmusik bekannten Cantor Joh. Crüger zu Berlin (1598—1662).

Str. 27, 2 Teufel von Bözo, mir unklar. Bötzow, seit 1650 Oranienburg genannt, liegt $3^1/_2$ Meile westlich von Bernau.

## Ein Brief Klopstocks an Meta.

Mitgetheilt

von

CARL SCHÜDDEKOPF.

Der Fund eines der Briefe, welche Klopstock während seiner Quedlinburger Reise im Sommer 1752 „an jedem Posttage“ an sein Clärchen schrieb, wird der Forschung kaum neue Aufschlüsse bieten. Wir kennen seit Klamer Schmidt den Ton dieser ebenso excentrischen, wie inhaltsleeren Liebesbriefe zur Genüge, und der Biograph Klopstocks bedarf keines weiteren Materiales zu ihrer Charakterisierung. Dennoch wird ein im British Museum (Ms. Egert. 2407 fol. 43 f.) aufbewahrter Brief aus dieser Reihe unser Interesse erregen und für die bei Klamer Schmidt (II, 8 ff.) und darnach bei Schmidlin (I, 166 ff.) gedruckte Antwort Metas vom 8. Aug. 1752 einiges zur Erklärung beibringen.

Quedlinburg den 30ten *Jul.* 1752.

Meine Mutter, Clärchen, meine Mutter, die mir nun noch liebenswürdiger ist, weil Du Sie liebst, brachte wieder Deine beiden lezten Briefe aufs Bette. Du sollst Sie noch einmal selbst fragen, wie freudig, wie ungestüm ich auffuhr, da ich die blauen Briefe sah. Nun tritt mir alles mein Blut so sehr ins Herz herauf, dass ich kaum weiter schreiben kann, und meine ganze tiefe Wunde „dass ich nicht bey Dir bin“ blutet von neuem auf. — Hör einmal, Clärchen, sagmir in Deinem Leben so kein Wort wieder „dass ich die Entzückung entbehren müsse, dass ich die nicht haben könne“, sonst werde ich ordentlich böse mit Dir. Wäre ich denn, durch irgend eine Sache in der Welt, würdig, dass Du mit Entzückungen der Liebe an mich dächtest, wenn ich nicht eben diese Entzückungen für Dich empfände? — — — Dass ich Dich hierinn noch weit weit übertreffe, das ist etwas, das ich für mich allein habe, das mir ganz besonders angehet, und das Du so gar nachahmen kannst, ob Du

gleich sonst in keiner einzigen Sache zur Nachahmung gebohren bist. — Ich kann wieder nicht schreiben. — — — Ich habe gemerkt, dass es nur einige sanftere Stunden der Liebe giebt, wo man eigentlich schreiben kann. Jezt; jezt aber sind nichts weniger, als diese sanfteren Stunden. Gleichwohl wird die Post bald gehen, und ich kann sie ohnmöglich, ohne einen Brief an Dich, verreisen lassen, daher habe ich ein Mittel für die nicht sanften Stunden erfunden, 2 das darinn besteht, dass ich | mich an einige Stellen Deiner Briefe halte, und sie beantworte; aber ganz kurz beantworte, denn sonst würde ich ja auch mein Herz schreiben können. In diesem Tone also. — Warum schreibst Du denn nichts von der [1]), wie Du versprachst? — Du befindest Dich so wohl. Ach, Cl. Cl. Hier kann ich so gar auch nichts kurzes schreiben. Hier müste ich Dich umarmen. — Du kannst es gar nicht aushalten, wenn Du allein zu Hause bist. Wenn Du mich doch nur hättest, Du wolltest Deine Arme um meinen Hals schlingen. — — — Cl. Cl. mein Cl. schreib mir so was nicht wieder. Ich kann das nicht aushalten. Diese Nacht hatte ich Deine lezten beiden Briefe mit zu Bette genommen. Und diesem [!] Morgen fand ich sie warm, warm und las sie wieder. Dazu hatte ich meine zwo kleinen Locken von Dir bey mir. Was denkst bey dem allen? Ich schlief vor Entzückung ein. Es mag Dir diess so wunderbar ankommen, als es will, genug, ich schlief vor Entzückung ein, und träumte von Dir. — Du erlaubst mir doch einmal ohne alle Verbindung zu schreiben? So bald ich diesen Brief geschrieben habe, gehe ich hin, Cramers[2]) kleinen Jungen mit Küssen zu ersticken. — Ich habe nichts dawieder, dass Du mir Kleinigkeiten schreibst, (wenn ich es anders so genannt habe) meine Empfindung warum ich irgend so etwas gesagt habe, ist nur gewesen, dass mir es nah gieng, dass Du durch Erzählung solcher Sachen von neuem unruhig werden könntest; und das wollte ich nicht. Sonst sind mir Deine Erzählungen unaussprechlich süss. Denn Du liebst mich ja darinn so sehr. Schreib mir also, was Du nur immer willst. — Meine Aeltern sind ganz voll Freude über Dich. Sie haben mir so viel von Dir gesagt, dass ich nicht weis, was ich wählen soll, Dir es zu schreiben. Meine Mutter sieht mich mit ihren denkenden frohen Augen an, und fragt mich, wem Du denn ähnlich sähst? und wem Du ähnlich wärst? Ich sage Niemand. Denn Du 3 wärst *vnique*, so wie ichs auch | ein bischen wäre. Wenn Du ein Junge wärst, so würdest Du ich seyn; und wenn ich ein Mädchen wäre, so würde ich Du seyn. — Mein Vater will gern alle die Freude, die er über Dich hat, in Einen Punkt zusammen fassen,

1) Ein unleserlicher Eigenname (Hellken?).

2) Johann Andreas Cramer, von 1750 bis 1754 Oberhofprediger in Quedlinburg.

und fragt daher: Ob die Religion Deine erste, Deine Hauptglükseligkeit sey? Ich antworte ihm: Du empfändest den Mess.[ias], wie ich ihn empfinde. Und dann will er nichts mehr wissen. Meine Schwestern fragen mich mit Mädchenneugierigkeit tausend Sachen von Dir. Und ich mögte Dich dann todt in meinen Armen drücken, und antworte ihnen nur diess und jenes. — — — — O komm wieder! Komm wieder! sagst Du. Ich war recht ungeduldig darauf, dass Du dieses sagen solltest. Ja, Clärchen, ja! ich komme, ich eile schon, zu kommen! Es ist recht gut, dass izt nicht der Augenblik ist, da ich wieder komme. Denn Du wärst recht im Ernste in der Gefahr, dass ich Dich todt drükte. — — Wieder etwas ohne Verbindung — — „Was macht denn das kleine Mädchen?“ Du sollst mir es umständlich sagen, was es macht? — Ich soll, wenn ich kann (Du kleiner Affe!) unserm ganzen Tage nach denken, und ihn mit Dir fühlen — Weist Du noch wohl, was Du den Abend, da die Königinn gekommen war, nicht lange vor meinem Weggehen, zu mir sagtest? Weist Du das noch wohl? Mein M. Mein M! sagtest Du. Und ich, was empfand ich dabey! Doch dazu hast Du keine Empfindung, mir das nachzuempfinden. — Wenn noch Rosen wären, wollte ich die Buchstaben Deiner Ode [1]) mit Rosenblättern auf Papier kleben, und Dir sie so bringen. Noch Eine, mein kleiner Abgott, noch Eine! [so!] — — — „Das Schlummern in Gis.[ekes] Lehnstuhle hättest Du gar zu gern gesehen.“ Aber Du hättest mich doch auch aufgewekt? Grüss unsre liebe liebe Schmidten von mir. Mit meinem halben Mädchenherzen bin ich Ihr gut und das ist entsezlich viel. Sie soll Hr. Schmidt von mir grüssen. Grüss Du auch die D . . . von mir. Mit der nächsten Post schreibe ich gewiss an diese. Du weist es wohl! Dein, Dein, Dein

Clärchen Klopstock.

Höre, Mädchen, unterschreib Dich Cl. Kl.

[Ein Quartbogen.]

---

1) „An Meta“, zuerst gedruckt in den Züricher Freymüth. Nachr. 1760 S. 210 ff.

# Herder als Mitarbeiter an der Allgem. Deutschen Bibliothek.

Von

Otto Hoffmann.

## I. In Riga.

Als Nicolai am 26. December 1766 vom „Verfasser der Fragmente", den er vier Wochen vorher um Recensionen für die Allgemeine Deutsche Bibliothek gebeten hatte, eine Zusage „als das angenehmste Weihnachtsgeschenk" erhielt, war des 4. Bandes 2. Stück der A. D. B. bereits in den Händen des Druckers. Herder hatte die bis dahin erschienenen Stücke fleissig gelesen[1]) und mochte sich nicht wenig geschmeichelt fühlen, in einen Kreis von Mitarbeitern einzutreten, von denen ihm der hinter dem Zeichen 𝔅 versteckte Resewitz besonders gefiel. Hatte doch dieser 𝔅-Recensent Abbts Buch vom Verdienste ausführlich besprochen in der A. D. B. II 1, 41, über welches er selber ein halbes Jahr früher in den Königsb. Gel. u. Polit. Zeitungen eine Recension veröffentlicht hatte (abgedruckt bei Suphan 1, 79).

Nicolais Hoffnung, von Herdern „jährlich 6 oder 8 Recensionen" zu erhalten, gieng freilich, so lang dieser in Riga weilte, nicht in Erfüllung. Erst in Bückeburg entwickelte Herder eine regere Theilnahme für Nicolai, dem er dann im Sommer 1774 fast plötzlich einen Absagebrief zu schicken sich gezwungen sah, durch welchen die allmählich zunehmende Entfremdung beider Männer besiegelt wurde. Zwar hat Herder innerhalb zweier Perioden, aus Riga 1767—69 und aus Bückeburg 1771—74, ungefähr 30 Recensionen an Nicolai eingeschickt, aber er hat dem vielgeplagten Manne fast ebenso

1) Vgl. die „Notiz zu Herder" oben S. 223, in deren erster Zeile statt VI, 37 zu lesen ist: V 1, 37.

viele abgeschlagen. Ja, wenn man die langen Fristen sieht, die sich Herder vom Empfange der Bücher bis zur Ablieferung der Recensionen gestattet, so weiss man nicht, ob Nicolais Ausdauer im abwarten, das er von Zeit zu Zeit durch „flehentliches bitten“ unterbricht, oder Herders Langmuth, mit der er die wiederholten Bemängelungen seines Stils hinnimmt, grösser war. Die beiden Männer „umarmen sich“ bisweilen, wie das damals üblich war, am Schlusse ihrer Briefe, aber ein wahres Freundschaftsverhältniss hat nie zwischen ihnen bestanden.

Dreissig Jahre nach diesem Bruch erhielt Nicolai folgenden schwarzgesiegelten Brief:

Hochachtungswürdiger.

Ich darf den vieljährigen treuen Freund meines seel. Mannes und der meinige, Herr Johannes Müller, mit einer angelegendsten Bitte an Sie senden, in dem vollen Vertrauen, dass Sie die erneuerten guten Gesinnungen gegen den Seeligen, von Ihrem letzten Besuche an, bei welchem auch ich die Ehre hatte gegenwärtig zu seyn, bis jetzt werden erhalten haben.

Unser Freund Müller wird Sie um des Seligen Briefe an Sie, von deren Anwendung er Ihnen Rechenschaft geben wird, und um die gefällige Anzeige der Recensionen, die er in frühern Zeit für die allgemeine Deutsche Bibliothek für Sie geliefert hat, ergebenst bitten. O versagen Sie ihm und mir unsre Bitte nicht. Unendlich werden Sie mich und meine Kinder durch gütige Erfüllung derselben verbinden, so wie Sie zu der Vervollkommung der Herausgabe der Herderschen Schriften dadurch beitragen, welches Ihnen nicht gleichgültig seyn wird, da Sie selbst an Verbreitung von Licht und Wahrheit im Reich der Wissenschaften so thätig Theil nehmen.

Nehmen Sie Theil an meinem und meiner Kinder unersetzlichen Verlust, und gedenken des Mannes freundlich, dessen Freund Sie einst waren, der Ihre Verdienste nicht verkannte, sondern mit Hochachtung an Sie dachte.

Ich empfehle mich Ihrer Güte angelegendlich.

Weimar den 5. Febr. 1804. Carolina Herder.

Fünf Wochen später hatte Carolina das gewünschte in Händen: ihres Gatten Originalbriefe, wie sie Nicolai „schon früher hatte einheften lassen“, und ein „beigelegtes Blatt, welche Recensionen von dem Seligen sind“.

Vierzig weitere Jahre vergiengen, da zog Herders Sohn Emil Gottfried in dem „Lebensbilde“ seines Vaters (1846) die erste, in Riga entstandene Serie jener Recensionen, welche also fast achtzig Jahre lang in der A. D. B. begraben gelegen hatten, ans Licht. Er that dies offenbar mit Hilfe jenes „beigelegten Blattes“, denn das kurz vorher von Nicolais Enkel Gustav Parthey veröffentlichte „Mitarbeiterverzeichniss“ (1842) scheint Gottfried Herder nicht gekannt zu haben. Er erwähnt es nicht in der Vorrede zum „Lebensbilde“ I, 3; auch hält er Nicolai für den Recensenten der Kritischen Wälder (A. D. B. Anhang zu Bd. XII S. 983), während, nach Parthey, Mutzenbecher diese Recension geschrieben hat.

Nachdem nun Bernhard Suphan in uneigennütziger Weise Herders handschriftlichen Nachlass der Forschung erschlossen hat, und auch Nicolais Originalbriefwechsel seit kurzem für jedermann zugänglich gemacht ist, lässt sich die Frage, welche Recensionen Herder für die A. D. B. wirklich geliefert hat, ungleich sichrer beantworten, als dies bisher möglich war. Die im „Lebensbilde“ abgedruckten Briefe nämlich sind nicht frei von Fehlern, besonders in den Daten; und Düntzers Abdruck des Briefwechsels zwischen Herder und Nicolai ist nicht von den Originalen genommen (vgl. Von u. an Herder I, 313 Anmerk.). Der Dank, welchen das Lesepublicum den Herausgebern dieser Briefe schon vor 25 Jahren schuldete, mag bestehen bleiben; die Forschung aber muss auf die Originalbriefe zurückgehen, da fünf Briefe bei Düntzer überhaupt fehlen und in den übrigen ungefähr ein Dutzend Lücken und etwa 250 Varianten zu verzeichnen sind.

Zunächst soll untersucht werden, ob Herder aus Riga nur die 13 Recensionen an Nicolai eingeschickt hat, welche Suphan im vierten Bande seiner Herder-Ausgabe bringt. Es finden sich nämlich in der A. D. B. mit Herders damaligem Zeichen Y einige „Kurze Nachrichten“ über musicalische Werke (X 1, 241—246; X 2, 242; XI 2, 259; XII 1, 293) und ebenfalls in den Kurzen Nachrichten „drei schönwissenschaftliche Werke“ recensiert, deren Zeichen auf Herder hinweisen. Es würde sich, falls diese Sachen „Herderisch“ sind, sein Antheil aus der Rigaer Zeit um ungefähr 22 Druckseiten vermehren.

Innere Wahrscheinlichkeiten und stilistische Gründe bleiben bei unsrer Untersuchung zunächst unberücksichtigt, da das sogenannte „erkennen“ bekanntlich leicht auf Abwege führt. Ein Zeugenverhör soll hier vorgenommen werden, nach dessen Beendigung die Leser gleichsam als Geschworene und schliesslich als der allein dazu berufene Bernhard Suphan als Richter entscheiden mögen.

Erster Zeuge: Gustav Partheys „Die Mitarbeiter an Fr. Nicolais Allg. D. Bibl. nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Berlin 1842.“ Es war ein überaus mühseliger und beschwerlicher Weg, der mich zu dem Ergebniss führte: dieses Nachschlagebüchlein ist mit grosser Vorsicht zu gebrauchen; die zwei Register widersprechen sich bisweilen selbst, und wenn man die auf jeden Mitarbeiter entfallenden Recensionen übersichtlich zusammenstellt, wie ich es mit den ersten 24 Bänden gethan habe, so bleibt bei jedem Bande vielleicht ein Dutzend Recensionen übrig (häufig weit mehr), deren Verfasser unfindbar bleiben, entweder weil sie überhaupt kein Zeichen haben (und in diesem Falle ist Parthey unschuldig); oder sie haben ein Zeichen, über das Parthey keinen Aufschluss gibt. In letzterem Falle ist er durchaus nicht zu entschuldigen.

„Die beiden Register“, sagt Parthey in seiner Vorrede, die übrigens allein sein Werk ist[1]), „fanden sich nicht so, wie sie hier im Drucke vorliegen, in Nicolais Nachlasse.“ Glücklicher Weise ist uns auch dieses Manuscript erhalten, und da will ich denn beispielsweise aus den Bänden X—XII einige Zeichen deuten, nach denen man im „gedruckten Parthey“ vergeblich sucht. X 1, 283: Pl. bedeutet v. Knobloch; XI 2, 69 u. 105, XII 1, 34 u. Anhang 937: Pr. bedeutet Eschenburg; XI 2, 226 D* u. 227, 239 H* bedeutet Hensler, 364 Gh* Springer, XII 1, 152 Hch ist Heyne, XII 2, 43 Kg ist Iselin, Anhang zu XII 373 Gd ist Thierbach, 869 Ag ist wiederum Springer, u. s. w. Wären unter diesen Recensionen nicht einige sehr interessante, z. B. über Lessings Laokoon

1) Herrn Dr. Jonas in Berlin verdanke ich die von Parthey eigenhändig gemachte Notiz, dass ein Lehrer Wetzel die Register zusammengestellt habe.

und antiquar. Briefe, über Abbts Verm. Werke, über Klotzii Tyrtaeus, und die 16 enggedruckte Seiten lange über Nouveaux Principes de la langue allemande par Junker 1768 von Eschenburg, ich würde mir nicht erlaubt haben, Partheys Mängel aufzudecken. Aber Parthey hat auch mehr Druckfehler, als er „trotz aller Sorgfalt" zu haben glaubt. Z. B. ist Seite 2 neben Agrikola das 𝔜 in der Spalte Bd. 7—12 ein Irrthum; es muss 𝔛 heissen, wie durch S. 52 bestätigt wird, wo neben 𝔛 richtig Agrikola steht, der, wie wir nachher sehen werden, ein treuer und Jahrelang der einzige Musikrecensent war. Der S. 52 neben 𝔜 stehende Hensler, Leibarzt in Altona, hat niemals musicalische Recensionen geliefert, wie aus seinen ungedruckten Briefen an Nicolai hervorgeht. Ferner sind bei Parthey S. 50 neben dem Zeichen 𝔙𝔟 die Namen Reichard und Beckmann umzustellen; denn ersterer war, als die Bände 13—18 erschienen, erst 15 Jahre alt und hat in der That erst vom 32. Bande ab, nachdem er 21 Jahre alt geworden war, seine bekannte Zwitterthätigkeit als Componist und Schriftsteller begonnen. So muss denn auch S. 2 neben Beckmann das Zeichen 𝔙𝔟 in die frühere Spalte (Bd. 13—18) gerückt werden und S. 22 neben Reichard das Zeichen 𝔙𝔟 in die spätere Spalte (Bd. 19—36). Ueberhaupt überträgt sich ein Fehler bei Parthey jedesmal aus einem Register in das andre, und ich würde die Odysseus-Fahrt zwischen Scylla und Charybdis noch weiter fortsetzen, wenn ich nicht jetzt die Verpflichtung hätte, ein warnendes Beispiel beizubringen, dass man nun nicht gleich glaube, man sei, nachdem einige Unzuverlässigkeiten im „Mitarbeiterverzeichniss" aufgedeckt sind, auf das sogenannte „erkennen" der Recensionen angewiesen.

Aus dem Briefwechsel Nicolai-Herder geht hervor, dass Herder Lessings antiquarische Briefe und eines ungenannten „Sammlung romantischer Briefe, 1768" recensieren sollte. Nun stehen im Anhang zu Bd. XII diese Bücher recensiert S. 364 und S. 865, aber mit Zeichen, über die Parthey keinen Aufschluss gibt. Ueber die „Romantischen Briefe" schreibt Herder (Lb. I 2, 426): „Ich habe grosse Ideen in ihnen gefunden, tief aus der menschlichen Seele geschöpft, und zur Erziehung sein selbst, ungemein bildsam. Der Verfasser muss ein sehr

intuitiver Kopf sein, der Menschenseelen fast bis auf ihr metaphysisches Gebäude, und noch mit Intuition kennt." Vergleicht man hiermit eine Stelle aus der Recension: „Der Verf. hat Kenntniss des menschlichen Herzens, Anlage zu einem philosophischen Kopfe, und vornehmlich viel Empfindung", so liegt die Versuchung nahe, diese nach Parthey herrenlose Recension Herdern zuzuschreiben. Mag sie für uns herrenlos bleiben, vielleicht hätte sie Parthey vor 45 Jahren noch festnageln können, als das Manuscripten-Volumen an den unteren Rändern noch nicht so abgegriffen war, als es jetzt ist. Das Zeichen Lo z. B., dessen Feststellung wegen der Recensionen X 2, 231, XI 1, 133 u. 273, XI 2, 301 und Anhang zu XII 173 sehr wünschenswerth wäre, ist leider fast ganz abgegriffen, der Recensent also nicht mehr festzustellen; und so mag denn auch der To-Recensent unter den „Romantischen Briefen" in Dunkel gehüllt bleiben. Den Gd-Recensenten der „Antiquarischen Briefe" haben wir oben schon festgestellt.

Wenn wir uns jetzt den ersten 36 Bänden der A. D. B. zuwenden, in denen allein Herdersche Recensionen zu suchen sind, so ist zunächst die grosse Sorgfalt hervorzuheben, mit welcher die Druckfehlerverzeichnisse, die oft noch 3—6 Bände später erscheinen, geführt sind. Nicolai geht darin so weit, dass er sogar die Zeichen der Recensenten, falls sie verdruckt waren, gewissenhaft berichtigt, obwol doch seine Leser nichts davon hatten: ihnen blieben diese Zeichen nach wie vor räthselhaft. So müssen wir uns denn wegen der musicalischen Recensionen durch ein Labyrinth von Druckfehlern hindurch arbeiten, die Nicolais eigenthümliche Schreibung der Buchstaben X und Y verschuldet hat. Ich bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, dass ausser den mit X gezeichneten Musikrecensionen auch die mit Y unterzeichneten von Agrikola stammen, also die Recensionen VII 2, 119, VIII 1, 272, VIII 2, 284, IX 2, 240—244, X 1, 169, X 2, 189, XI 1, 261, XII 2, 296 und Anhang zu XII S. 678. Dagegen können die in denselben Bänden VII—XII stehenden Musikrecensionen, welche mit Y gezeichnet sind, auf keinen Fall von Agrikola geliefert sein, weil ein und dasselbe Musikstück, nämlich die Bachsche Cantate „Phillis und Thirsis 1766", innerhalb eines Viertel-

jahres zweimal recensiert ist (IX 2, 241 und X 1, 241). Selbst wenn man dem Capellmeister Agrikola ein so kurzes Gedächtniss zutrauen wollte, dass er diesen Irrthum begehen konnte, so müsste noch bewiesen werden, dass er sogar noch das Zeichen Y geführt hat, das doch in den Druckfehlerverzeichnissen sorgfältig von 𝔜 unterschieden wird. Bis zum 12. Bande ist nun ausser Agrikola durchaus kein Musikrecensent ausfindig zu machen. Wer hat also diese Y-Musikrecensionen geliefert? Offenbar derselbe Mitarbeiter, der in diesen Bänden 7—12 überhaupt das Zeichen Y führt, und das ist Herder. Erwähnt er doch die Bachsche Cantate „Phillis und Thirsis" in seiner Schlegel-Recension (Suphan 4, 238), also zu einer Zeit, wo dieses Musikstück eben erst erschienen war. „Sollte Ihr Genie zur Musik für Riga nicht brauchbarer sein als Ihre archäologische Muse?" schreibt Hamann an ihn (Lb. I 2, 33) im Mai 1765, und ein Jahr später (Lb. I 2, 137) macht Herder auf dem „höckerichten Wege zwischen Mietau und Riga in der Kibitka Triller, Bebungen und Kontrapunkte, Schleifungen und Sprünge und singt ein Dutzend Gassenlieder kläglich ab". Das Kukuksliedchen findet er von Hr. Händel allerliebst gesetzt (Lb. III 1, 230), und so lassen sich noch manche Stellen aus seinen Briefen und Werken anführen, die für seine musicalische Begabung und feines Verständniss für Musik sprechen (vgl. Lb. I 2, 194, Döring, Herders Leben S. 135 und R. Haym, Herder I 76: „Hartknoch probirte ihm zu Liebe neue Musikalien auf dem Klavier", und 102 „Die Musik spielte in Riga eine wichtige Rolle u. s. w.").

Aber wir wollten ja bei unsrer Beweisführung alle sogenannten inneren Wahrscheinlichkeiten beiseite lassen und wenden uns deshalb zu dem zweiten Zeugen, dem Briefwechsel zwischen Herder und Nicolai.

Dieser Zeuge (man findet seines gleichen häufig im Gerichtssaal) gibt auf direct an ihn gerichtete Fragen überhaupt keine Antwort: er hüllt sich dann in ein finsteres Schweigen oder drückt sich zweideutig und doppelsinnig aus. Man muss ihn also in ein Kreuzverhör nehmen. Da stellt sich denn heraus, dass der Briefwechsel von dieser Sache überhaupt nichts zu wissen braucht, ja vielleicht sogar nichts wissen

kann. Die Einsendung der musicalischen Recensionen von Seiten Herders, wenn er sie überhaupt geliefert hat, beginnt frühestens im December 1768 oder sie fällt, was viel wahrscheinlicher ist, in den Sommer 1769, d. h. in die Zeit seiner Flucht aus Riga, so dass die Recensionen sammt den Büchern und Scripturen, die er sonst noch an Nicolai abzuliefern verpflichtet war, durch den Buchhändler Hartknoch nach Berlin gelangten. Herders letzter Brief aus Riga kam am 10. April 1769 in Berlin an, durch Hartknochs Diener Steidel überbracht; den weiteren Verkehr mit Nicolai sollte vorläufig Hartknoch übernehmen (vgl. Herders Brief an Hartknoch Lb. II 13). Will man Herders Worte in dem Briefe vom 21. Nov. 1768: „Sie bekommen hier wieder einen kahlen Beitrag zu Ihrer Bibl., der Ihnen nicht helfen, und wie ich hoffe, auch nicht schaden kann, indessen wird er mit unterlaufen“ (Lb. I 2, 373), auch schon auf die Musicalien beziehen, so habe ich nichts dagegen; ich selbst deute sie anders.

Abgesehen von Herders Y sind also die äusseren Zeugnisse für die Echtheit dieser Musikrecensionen sehr dürftig[1]); dagegen sprechen triftige innere Gründe dafür, dass sie von Herder stammen; über stilistisches wage ich nicht zu entscheiden, das mögen berufene Herder-Kenner thun. Mir lag nur die Pflicht ob, meinen Fund ans Licht zu ziehen. Ist's schliesslich ein Wechselbalg, so mag er in den Schoss der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zurückwandern.

Die drei schönwissenschaftlichen Recensionen, deren Zeichen auf Herder hinweisen, sind folgende:

A. D. B. XI 2, 333 Petri Lambecii ... de augustissima bibliotheca ... 1766 mit dem Zeichen Y.
XII 2, 282 Poetische Werke von Dusch. 3. Thl. 1767 mit den Zeichen Y. G.
Anhang zu I—XII S. 331 Demosthenes für die Krone und Lysias Trauerlobrede 1768 mit den Zeichen A. Y.

---

1) Die Vermuthung, ob nicht vielleicht ein und dasselbe Zeichen, je nach dem Fache der Recensenten, dennoch zweierlei Personen bezeichnen könne, bleibt bei den ersten 24 Bänden entschieden ausgeschlossen. Ich urtheile nur, soweit meine gründliche Erfahrung reicht.

Was zunächst die Doppelzeichen unter den beiden letzten Recensionen anbetrifft, so finden sich solche gleichsam Zwillingsrecensenten in den ersten zwölf Bänden nebst Anhang 22 mal, nämlich

II 1, 210 O. L. Grillo-Heyne.
III 2, 82 u. V 1, 64 S. T. v. Moser-Zimmermann.
V 2, 256 u. VI 1, 272 L. R. Heyne-Schröckh.
VI 1, 103 J. B. Kästner-Resewitz.
VII 2, 99 A. D. Wehrmann-Ehlers.
IX 2, 88 T. B. Ebeling-Lichtenberg in Gotha.
X 2, 8 Fr. N. Teller-Eschenburg.
X 2, 66 St. P. Richter-v. Wöllner.
XI 1, 59 H. D. Musäus-Buschmann.
XI 1, 253 D. H. Buschmann-Musäus in Weimar.
XI 1, 112 D. S. Buschmann-Nicolai.
XI 1, 318 A. G. Wehrmann-Nicolai.
XI 2, 22 Q. S. Mendelssohn-Nicolai.
XII 1, 403 H. Sch. Musäus-Feder.
XII 2, 276 L. F.* Murray-Nicolai.
XII 2, 284 Y. G. Herder-Nicolai.
Anhang S. 337 A. Y. Wehrmann-Herder.
Anhang S. 411 Tl. E.* Gatterer-Hensler.
Anhang S. 901 Bl. H.* Schmid-Nicolai.
Anhang S. 902 D. H. Buschmann-Musäus.

Auffallend ist zunächst das häufigerwerden solcher „Kritischer Picknicks“ (an Herder Lb. I 2, 224) gegen das Jahr 1770 hin, d. h. also in der Zeit, wo, wie wir gleich sehen werden, Nicolai auf einen gewissen Abschluss hindrängte.

Sie finden sich dann vereinzelt auch in den späteren Bänden und werfen auf Nicolais Thätigkeit als Chefredacteur ein eigenthümliches Licht, worüber man v. Göckingk, Fr. Nicolais Leben und liter. Nachlass, 1820, S. 36 ff. vergleichen mag.

Haben wir nun ausser dem „Mitarbeiterverzeichniss“ noch einen Zeugen, dass die genannten drei Recensionen ganz oder theilweise Herderisch sind? Allerdings, wenn auch seine Zeugenaussage höchst lakonisch, ja sogar räthselhaft klingt.

Die Sache liegt so. Nicolai machte sich auf Herders Briefen Notizen über das Datum, wann er sie empfangen und

beantwortet hatte. Ausserdem aber schrieb er sofort beim lesen an den Rändern oben, unten und zur Seite kurze Bemerkungen hin, die ihm nachher bei der Beantwortung zu Hilfe kamen. Da steht denn nun auf Herders undatiertem Brief (es ist sein letzter aus Riga), der im „Lebensbild" I 2, 424 abgedruckt ist, an drei Rändern folgendes notiert, das ich der Uebersichtlichkeit wegen numerieren will: „1. Romant. Briefe recens. 2. Gesang Rhingulphs von dem Moses nicht viel hält. 3. Der Tacitus Magdeburg [durchstrichen]. 4. Dusch ist böse geworden über s. Recens. 5. Demosthenes und Lambec. waren ihm nicht zuge— [unleserlich]." Herder hatte seinem Briefe, den übrigens Steidel nach Berlin mitbrachte, die drei Recensionen beigelegt, welche bei Suphan 4, 320—336 abgedruckt sind. Einem aufmerksamen Leser der beiden Antworten Nicolais (es sind die Nrn. 124 und 127 im Lb. I 2) wird nicht entgehen, wie die Randbemerkungen 1—3 verwerthet sind und weshalb die Randbemerkung Nr. 4 unberücksichtigt blieb. Nicolai nämlich hatte allen Grund, in dieser Zeit der Klotzischen Händel Herdern nicht noch mehr zu reizen durch die Mittheilung, dass auch Dusch böse geworden sei. Man lese Herders erste Dusch-Recension, die eben erschienen war (Suphan 4, 278—291), und man wird Nicolais Klugheit billigen, dass er vorläufig schwieg. Als dann Herder vor seinem Abgange aus Riga die noch restierende Recension von Dusch' poetischen Werken einsandte und nun auf einige Jahre in der Fremde war, da stutzte Nicolai Herders Recension so zurecht, dass sich Dusch, der seine Thätigkeit für die Allg. D. Bibl. sofort abbrach, wieder geschmeichelt fühlen konnte. Diese Y. G.-Recension ist ein curioses Gemisch von Lob und Tadel, und es wird sehr schwer sein, denselben Versuch, welchen Suphan mit der Ramler-Recension gemacht hat (Suphan 4, Vorrede XII und S. 261—271), hier zu wiederholen.

Nicolais Randbemerkung Nr. 5 erledigt sich folgendermassen. „Der gegründetste Vorwurf", sagt er selbst (Lb. I 2, 442), „den man bisher der A. D. Bibl. gemacht hat, ist der, dass die Bücher allzu spät recensiert werden; zu diesem Behufe suche ich alle Kräfte anzuspannen, dass die allzu alten Bücher,

die noch fehlen, bald recensiert werden." So legt er denn seinem Briefe einen Zettel mit neun Titeln von Büchern bei, auf „deren Recension er sich verlässt". Es ist mir nun ganz unzweifelhaft, dass auf diesem Zettel auch „Lambec. und Demosthenes" gestanden haben. Man höre den Anfang der Lambecius-Recension: „Wir holen in diesem Buche einen beträchtlichen Beitrag zur gelehrten Geschichte Deutschlands nach u. s. w.", und nun folgt zwei Seiten lang eine Besprechung, wie sie ein Bibliothecar (denn auch solche Stelle bekleidete Herder in Riga, Lb. I 2, 486) nur zu leisten vermag.

Dass die Demosthenes-Recension zwei Verfasser gefunden hat, ist darum sehr natürlich, weil diese Seilersche Übersetzung zwei Reden enthält. Die „Für die Krone" wäre dann von Wehrmann und „Lysias Trauerlobrede" von Herder recensiert. Oder aber Herder hat bei seiner plötzlichen Abfahrt über beide Reden einen Recensionsentwurf zurückgelassen (s. die Briefe Nr. 134. 138 im Lb. II), der dann von Wehrmann überarbeitet worden ist. Ich hebe noch einmal hervor, dass diese Recension im Anhange zu den ersten zwölf Bänden steht, dessen Vorrede also beginnt: „Endlich kann ich den Lesern den Anhang vorlegen, der die noch fehlenden Anzeigen von 1764 bis 1768 enthält. Ich hoffe, dass nunmehr kein wichtiges, in diesen Zeitraum fallendes Buch werde ausgelassen seyn, obgleich freylich manche minder wichtige Schriften noch fehlen könnten; u. s. w. Berlin den 4. Januar 1771."

Wo war denn Herder, dass sich Nicolai solche Bearbeitungen seiner Recensionen erlauben durfte? Seit Juni 1769 auf Reisen zu Wasser und zu Lande! Bis zum Mai 1771, also volle zwei Jahre hindurch, wechseln die beiden Männer, die sich bisher 19 Briefe geschrieben hatten, deren nur vier, Herder schreibt ein Mal aus Nantes, ein zweites Mal aus Paris, Nicolai die Briefe S. 98 und S. 144 im Lb. II. „Schaamroth bis in das Innerste meiner Seele", so beginnt der Brief aus Nantes, „nehme ich jetzt und hier die Feder, um an Sie zu schreiben, und um mich über tausenderlei Sachen zu entschuldigen, die mich wahrhaftig stumm machen." Was Herdern stumm machte, ist die hübsche Zahl von Recensionen, die Nicolai noch von ihm zu erwarten hatte. Als nun die Zeit drängte, wo die ersten

zwölf Bände abgeschlossen werden mussten, da sah er sich nach anderen Recensenten um. Hier ist das Verzeichniss der von Herder abgelehnten und auf andere Recensenten übergegangenen Bücher.

1. Willamov, Dialogische Fabeln. Berlin 1765. Den Auftrag zur Recension erhielt Herder am 30. December 1766. Noch am 26. April 1767 erhielt Nicolai eine vertröstende Antwort. Das Büchlein blieb unrecensiert.

2. Neander, Geistliche Lieder. Riga 1766. Herder wollte „unaufgefordert eine Recension liefern, wozu er ein Recht hatte“ (Lb. I 2, 229). Sie stehen recensiert XII 1, 205 in zweiter Ausgabe 1768, von einem Herrn v. Teubern, Geh. Ref. in Dresden, der schon vor Herder Mitarbeiter war.

3. Bodmers Noachide, 12 Gesänge. Den Auftrag erhielt Herder im Mai 1767; im December verbittet er sie sich, im Februar 1768 bittet Nicolai „flehentlich um kurze Nachricht von der Noachide“; im April 1768 „könne sich Nicolai“, schreibt Herder, „auf die Noachide verlassen“. Ein ganzes Jahr später bittet Nicolai: „Schlagen Sie mir die Bodmerischen Schriften nicht ab.“ Wiederum ein ganzes Jahr später, im August aus Nantes, schreibt Herder: „Die Noachide hat schon so lange gewartet und kann noch länger warten.“ Ihre zweite Auflage, Zürich 1772, wird dann von Biester recensiert im Anhang zu Band 13—24, S. 1161.

4. Calliope von Bodmern. Zürich 1767. Erster Band. (Inhalt: Die Sündflut. Jakob. Rahel. Joseph. Jakobs Wiederkunft. Dina. Colombona. Zweiter Band: Die geraubte Helena von Coluthus. Die geraubte Europa von Moschus und desgl. von Nonnus. Der Parcival von Eschilbach[1]). Zilla. Die sechs ersten Gesänge der Ilias. Die Rache der Schwester; aus dem 13. Jahrhundert. Inkel und Yariko. Monima. Alles zusammen 508 Seiten in Hexametern, mit einer mhd. Sprachprobe aus Parcival.) Herder nennt sie die „monströse“, sie theilt das Schicksal der Noachide, schliesslich „mag sie heirathen, wer da will“, schreibt er aus Nantes. Es fand sich aber kein Heiratscandidat, sie blieb unrecensiert.

---

1) So nennt ihn auch Jördens 1806.

5. Sallust, übs. v. Abbt 1767. Den Auftrag erhielt Herder am 2. Mai 1767; im Februar 1769 erklärt er, er habe die Recension abgelehnt; im Juli 1769 wünscht Nicolai „insbesondere Abbts Sallustius“ zu erhalten. Eine Recension steht im Anhange S. 721 von Wehrmann, dem Mitrecensenten der Demosthenes-Recension.

6. Abbts Fragment der ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechts. Mit einer Vorrede herausgegeben von D. Johann Peter Miller. 1767. 264 S. in gr. 8⁰ nebst 3 Bogen Vorrede. — Im Juli 1767 erhielt Herder den Auftrag; im Juli 1769 wünscht Nicolai „besonders Abbts Fragmente“. Aus Nantes bittet Herder, „die Fragmente einem andern zu überlassen; im Nothfall könnte man indessen eine Zeit vorübergehen lassen, da alles noch gegen Abbt bellet, um alsdenn zu reden“. Die Recension, wahrscheinlich von Gatterer, steht im Anhang S. 765.

7. Ob unter den Abbtischen Schriften, von denen Nicolai wiederholt spricht, auch noch die „Gedanken von der Einrichtung der ersten Studien eines jungen Herrn von Stande u. s. w. 1767“ zu verstehen seien, mag dahingestellt bleiben. Recensiert ist dies Buch von Iselin XII 1, 73. Oder sollte Nicolai „Abbts Vermischte Werke (1. Thl. vom Verdienste) 1768“ meinen, so steht eine ausführliche Recension gleichfalls von Iselin in XII 2, 33.

8. Lessings Lustspiele 1767. Den Auftrag erhält Herder im Juli 1767; im December verbittet er sie sich, weil „sie einen Recensenten wollen, der des Theaters kundiger sey“. Nicolai will sie ihm dann „allenfalls erlassen“. Schliesslich werden sie von Buschmann recensiert XI 1, 247.

9. Heinze, Ciceros Reden übs. 1767. Aus Nantes „bittet“ Herder „im Ernste ihn davon zu erlösen“. Recens.: Anhang zu XII S. 734 von Mutzenbecher.

10. Versuch einer Übersetzung einiger Deklamationen des Quintilians von J. H. Steffens. 1766. 25 Bogen. 8⁰ hat dasselbe Schicksal wie Heinze. S. Anhang zu XII S. 728. Recens.: Mutzenbecher.

11. Joh. Pet. Miller, Anweisung zur Wohlredenheit, nach den auserlesensten Mustern deutscher und französischer

Redner. Leipzig 1767. Aus Nantes schreibt Herder: „es bleibt mir aufgehoben“; im Juni 1771 aus Bückeburg: „ist es nicht schon in besseren Händen?“ Die dritte Auflage, Lpz. 1776, steht recensiert XXXIII 1, 156, wahrscheinlich von dem Prediger Noodt in Wesenberg. Übrigens sagte Sulzer von diesem Buche, „es sei eines der besten, dieser Art, die wir haben“.

12. Sammlung romantischer Briefe. Erster Theil. 1768. 13 Bogen in klein 8°. — Im April 1769 erhielt Herder den Auftrag; im Mai erwartet Nicolai „sie sonderlich“. In Nantes will Herder „ihre Geschichte geendigt sehen um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen u. s. w.“. Im Juni 1771 weiss Herder nicht, „ob sie schon in andern bessern Händen seien“. Sie waren allerdings bereits recensiert (s. Anhang zu XII S. 865) von einem unbekannten Recensenten mit dem Zeichen To.

13. Lyrische Gedichte von J. C. Blum. 2. Aufl. Riga, Hartknoch 1769. Aus Nantes schreibt Herder, dass „sie ihm aufgehoben bleiben“. Recensiert werden sie dann von Ebeling XIII 1, 333; ihre dritte Auflage ebenfalls von Ebeling XVII 1, 202.

14. Der Messias. 3. Bd. Halle 1769. Er war eben auf der Messe herausgekommen, als Nicolai ihn sofort Herdern zur Recension empfiehlt; im Juli 1769 wünscht er ihn „besonders bald zu haben“. Aus Nantes antwortet Herder: „Ein solches Werk kann spät beurtheilt werden, als ein einziges Ewiges in seiner Art.“ Im Juni 1771 weiss er nicht, „ob nicht der Messias schon in bessern Händen“. Im Juni 1772 lässt Nicolai durch seinen Concipienten Herdern melden: „Die Recension vom Messias 3. Thl., wofern Ew. Hochw. solche nicht etwa schon fertig haben, wird nicht nöthig sein, weil ich sie von einem Andern nächstens erhalte.“ Er wird von Engel recensiert XVIII 2, 311, und über den ganzen Messias schreibt dann Biester im Anhang zu Bd. 13—24 S. 1181 eine 30 enggedruckte Seiten lange, vortreffliche Recension.

15. Youngs Nachtgedanken von Ebert. 4. Bd. 1769. werden ebenfalls Herdern sofort empfohlen. „Kann spät beurtheilt werden“, schreibt er aus Nantes, „denn der ist doch nur über die Anmerkungen zu richten.“ Dies besorgt dann Ebeling XV 1, 227, der auch den 5. Bd. recensiert XXI 2, 543.

16. Seybold super Od. Homerica, ebenfalls gleich nach dem erscheinen 1769 Herdern empfohlen. Aus Nantes antwortet er: „Von Seyb. bitte mich im Ernste zu erlösen, eine Schrift, die ich bisher noch nicht kenne." In der A. D. B. XX 1, 256 steht dann eine Recension über ein „Schreiben über den Homer u. s. w. von Seybold, Prof. in Jena 1772", die so beginnt: „Diese Schrift enthält im Grunde wenig eigne Bemerkungen, sondern meistens flüchtig gemachte Anmerkungen aus dem Blair, den Herderischen Schriften, Goguet und andern vom Verfasser genannten und nicht genannten kritischen Arbeiten." Recensent ist der Prediger im Haag und spätere Gen.-Superintendent in Oldenburg Mutzenbecher, dessen Recensionen für Herder-Forscher höchst interessant sind; namentlich die über (Klotzens) „Literarische Briefe an das Publikum" verbreitet über den Streit Klotz-Herder ein helles Licht, XIV 265. Diejenigen, welche sich mit Gleim beschäftigen, erfahren mancherlei aus Mutzenbechers Besprechung der „Anmerkungen über den Anakreon" XVI 142.

Als Herder sich eben in Riga einschiffen wollte, trafen als Honorar 8 alte Louisdor von Nicolai ein. Neunzig Druckseiten hatte Herder bis dahin geliefert, und drei Manuscripte (die zweite Dusch-Recension, Ossian und Ugolino) hatte Nicolai schon in Händen. Ob diese letzteren, welche später 27 Druckseiten gaben, in diese (erste?) Abrechnung mit inbegriffen sind, lässt sich nicht feststellen. Man darf aber nicht übersehen, dass die Herren Recensenten diejenigen Bücher bezahlen mussten, welche sie als Eigenthum zurückbehielten. Die Abrechnungen fanden jährlich im Mai nach der Messe statt, und es ist nicht unmöglich, dass Nicolai schon in den Jahren 1767 und 1768 mit Herdern abgerechnet hat, dem „die Bedingung des Honorars ganz allein überlassen blieb" (Lb. I 2, 206). Nicolais Contobücher, die ich genau durchgesehen habe, enthalten nur zweimal Honorarzahlungen an Herder, nämlich diese 8 alten Louisdor (= 40 ℛ), und im Sommer 1774 kurz vor dem Bruch 38 Thaler. Nur diese beiden Zahlungen werden auch im Briefwechsel erwähnt; Herder scheint also viele Bücher behalten und auch sonst in Abrechnung über Porto und dgl. mit Nicolai gestanden zu haben.

Wir nähern uns der Zeit, wo Herder mit Goethe in Strassburg zusammentrifft. Werke, die Herder für die Allg. D. Bibl. recensierte oder doch recensieren sollte, beschäftigten auch bald den jungen Goethe. Es sind Sulzers Theorie, die Jägerinn, Blums Lyrische Gedichte, Seybold über Homer, Sulzers Schöne Künste, Die Lieder Sineds des Barden (s. Bernays, D. j. G. II).

Die Recensionen, welche Herder von Bückeburg aus nach Berlin sandte, werden wir künftig feststellen auf Grund der siebzehn Briefe, welche à Monsieur Herder, Conseiller du Consistoire très renommé à Buckebourg, oder auch à Monsieur Herder, Chapelain de S. A. Msgr. le Prince-Evêque d'Eutin gerichtet waren, so wie er früher seine Briefe erhalten hatte unter der Adresse: Monsieur Hærder, Ministre de l'Evangile à Riga, oder Monsieur Herder, Professeur très renommé à Riga, und Homme de lettres à Nantes. Herder selbst schrieb 14 Mal aus Bückeburg an Nicolai. Nicht bloss der Inhalt, auch das Aeussere dieser uns erhaltenen Briefe lässt tief blicken.

Steglitz, März 1887.

## Briefe Herders und Wielands.

Mitgetheilt

von

CARL SCHÜDDEKOPF.

Auf die in diesem Archiv XIII, 498 ff. abgedruckten Briefe Wielands und Herders an einen gemeinsamen Correspondenten folgen hier je drei weitere Schreiben derselben an verschiedene Empfänger, darunter noch ein Brief Wielands an Eschenburg, den mir Herr Dr. Fresenius zur Ergänzung der genannten Publication uneigennützigst überlassen hat. Von diesen sind die Nummern 3, 5 und 6 derselben Hs. des British Museums entnommen, aus welcher vier Goethe-Briefe in „Ungedrucktes Zum Druck befördert von A. Cohn“ (Berlin 1878. S. 76 ff.)[1]), ein Brief Lachmanns durch Kluge (Zs. f. d. Phil. XVIII, 380 f.), drei Briefe J. Grimms durch Stengel (Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, Marburg 1886. II, 164 u. ö.), endlich ein Brief Klopstocks (oben S. 235 ff.) von mir veröffentlicht worden sind. Nr. 1 und 2

1) Nicht eben mit der Sorgfalt, die den nur in 60 Exemplaren abgezogenen Druck auszuzeichnen scheint. So ist in dem Briefe an Schiller (Cohn S. 76, Briefwechsel[4] Nr. 974) von einer verletzten Stelle nichts zu sehen, das Datum „am 20. (21., 22., 23.) December 1804“ von jüngerer Hand beigeschrieben. S. 76 Z. 14 lies: hätt ich — heute, 16 Uber; 77, 2 hievon; Cohn S. 80 ff. (seit 1878 ausgestellt) Z. 19 Wohlgebornen, 20 Veranlassung, 21 nochmals; 81, 2 Anfuge. Zu Nr. 6, 7 (S. 85, 86) hätte bemerkt werden können, dass nur die Unterschrift eigenhändig, und zu 7 bezeugt ist: „Vorstehende Namensunterschrift ist Goethe's eigenhändige. Solches bezeuget Fr. W. Riemer D. Geh. Hofrath und Oberbibliothekar.“ S. 85 Z. 10 lies: folgen autorisirt zurück; 86, 5 das Beste. Ms. Add. 28,961 Fol. 6 enthält auf einem Queroctavblatt folgende „Handschrift von Göthe“: „Beym Auspacken wohl in Acht zu nehmen | weil Kleinigkeiten drunter sind. | dass nichts verlohren gehe.“

stammen aus anderen Sammlungen des Brit. Mus., Nr. 4 und *c, d* der gleich zu erwähnenden Collationen aus einer Autographensammlung der herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel, der sie mit gütiger Erlaubniss des Herrn Oberbibliothecars v. Heinemann entnommen werden durften.

Ausser diesen bisher unbekannten Urkunden standen mir die Originale von fünf bereits gedruckten Briefen Wielands zu Gebote, deren Abweichungen ich hier verzeichne, soweit sie nicht lediglich Interpunction, Vertauschung grosser und kleiner Buchstaben, Ausfall des Umlauts oder Wechsel zwischen i und y, c, k und ck, s und ss, z und tz, einfachem und Doppelnasal betreffen:

*a*) an S. Gessner. Auswahl denkwürdiger Briefe (Wien 1815) I, 11—17. Original Ms. Add. 28,105 Fol. 29 f. Datum am Schluss. S. 11 Z. 23 *theurester*, 26 Geschenke; 12, 1 seltnen, 4 weitlauffigen, 6 Manns, 11 unsre [*so immer*], 13 unsern beyden, 14 *tent*irt, 17 unsers, 22 Arbeiten zubringen — etliche, 29 f. Unterschied der Fortsetzung von dem Anfang gar; 13, 3 f. ohngeachtet der *opposition* meiner heimlichen Gegner unter unsrer eignen, 7 mir seyn [!] in denen, 10 alles nicht, 12 von 65, 14 Jahr, 24 eröfnen; 14, 1 Vortheil, 3 giengen, 8 unsrer eignen, 10 unserm, 16 ich, 20 Seyen, 23 Gleichwohlen, 24 diesem, 27 *Shakespear* [*so immer*], 29 andrer — Zerstreuungen; 15, 4 dabey habe, 5 nichts, 8 Geschmak, 11 Arbeit sind, 12 leichters, 13 Format, 23 Sinn, 25 Geschmack, 30 ff. [*am unteren Rande*]; 16, 6 anderm Format, 17 mehrern, 18 diesen, 19 Schikanen, 22 [*für*] den [*zuerst*] die 2 — vom, 23 etwan, 25 voranzusetzen; 17, 1 abhangt, 6 1. Jahr, 8 fehlgeschlagnen, 22 besserm, 23 send' ich, 24 so wie.

*b*) an Klein. Morgenblatt 1820. Nr. 160. S. 641 f. Nr. 161. S. 646. Original Ms. Egert. 2407 Fol. 48 f. — S. 641 Sp. 2 Z. 22 theurester; 642, 1, 2 Blat, 5 „(der Brand des Schlosses)“ *fehlt*, 7 unsern Prinzen, 36 Mund eines ehmaligen, 38 wenn er, 42 Teutschen [*so immer*], 49 an dasigem; 642, 2, 1 componierte [*„ie“ immer in Fremdwörtern*], 17 Schattierungen, 23 schwehren, 33 der Alcesten hier, 44 verlohren, 49 mitarbeiteten; 646, 1, 33 kömmt es hierbey, 34 Costums, 43 Pak LumpenHunde, 49 wär' es; 646, 2, 2 aufmunternden.

*c*) an Merck. Briefe an J. H. Merck (Darmstadt 1835) S. 374 f. Datum am Schluss. 374, 19 dass, 22 soviel mit unserm ErbPrinz, 25 Erfolg *pp* soviel zu, 26 anders, 28 denn, 29 meinem schnellsten Briefe; 375, 5 f. reiners, sublimers, simplers, 7 f. noch irgend einer Zunge, 12 unterm ihm, 14 Ihm mein bester Dank fürs,

19 vorwichenen, 20 [*folgt:*] Wer zum Herr Urian! wird sich aber auch schämen seiner ehleiblichen Hausfrau noch in seinen alten Tagen einen Jungen gemacht zu haben?, 22 ausführt.

*d*) an Merck. Ebenda S. 400—404. Datum am Schluss. 400, 11 anders, 22 würdest mich; 401, 6 Feinden, 9 eignes, 19 Stokk, 25 Theil, 28 Fürsten; 402, 3 andern, 5 beynah, 17 Briefs, 18 horndumme teutsche, 23 unser, 28 *secc*ieren, 31 Amelie; 403, 5 hangt, 11. 21 was, 16 Mine, 20 geschüttelten — wiederfahren; 404, 5 darüber, 11 Tröstlichers, 16 [*folgt:*] Dein getreuer | *Wieland.* | Ich fürchte Du hast seit vielen Monaten, durch meine und meines *Domestici* Nachlässigkeit, keinen Merkur bekommen. Sieh doch gelegentl. nach, wie viele Stücke von diesem Jahr Dir fehlen, damit die Lücke gefüllt werden könne. Künftig solls dann wieder in gehöriger Ordnung gehn.

*e*) an Chr. G. Schütz. Darstellung seines Lebens (Halle 1835) II, S. 533 ff. Original Ms. Add. 21,524 Fol. 331 f. Datum am Schluss („October" *corr. ex:* „Sept"). 533, 13 „(Cicero)" *fehlt,* 16 lang', 20 meiner Briefschulden [*corr. ex:* mich an meine — erinnere], 34 betrift, 35 6ten; 534, 20 gewohnten, 22 ich's, 25 aufhaschte, 31 f. vorbei geflogenen, 40 wie [!] Ihnen; 535, 27 Theurester, 28 Plätzgen.

---

## 1. Herder an Adelung.

HochzuEhrender Herr,

Schon lange nahm ich mir vor, persönlich die Bekanntschaft eines Mannes zu suchen, den ich wegen seiner umfassenden Känntnisse, praktische [!] Gelehrsamkeit u. vielseitigen Sprachverdienste hochschätzte; die Umstände habens bisher noch nicht zulassen wollen. Ich mache[1]) Ihnen also wenigstens schriftlich meinen Gruss.

In der Jenaischen[2]) Universitätsbibliothek ist ein Codex der sogenannten Minnesinger in gross Folio auf Pergament[3]), meistens sehr wohl geschrieben, mit Noten der Lieder, wie auch einigen Fabeln u. andern Stanzen, die später angekleckt sind. Er rührt von Friedrich dem Weisen her u. ist mit des Churfürsten Joh. Friedrichs Bibliothek nach Jena gekommen; Eins der schätzbarsten Stücke, die Deutschland aus diesen Zeiten besitzet. Viele Stücke in[4]) ihm sind zwar schon in der Bodmerschen Sammlung[5]) abgedruckt; viele u.

1) *Zuerst:* gebe.

2) *Davor gestrichen:* hiesigen.

3) Vgl. v. d. Hagen MS IV, 900. Lachmanns (im MF) hs. J. Ueber Herders Beschäftigung mit derselben seit Sommer 1777 vgl. Haym II, 88.

4) *Zuerst:* von.

5) Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitpunkte, 140 Dichter enthaltend, durch Ruedger Manessen, Zürich 1758 f. II. 4°.

ganze Dichter aber auch nicht u. selbst jene bleiben in diesem Codex dem Sprachforscher immer noch schätzbar, weil sie im Thüringschen Dialekt sind u. man also die Verschiedenheit der Mundarten damaliger Zeit in sehr bestimmten Proben sehen kann. Bis über die Hälfte bin ich vor einigen Jahren durchgegangen u. habe für mich das Wesentlichste ausgezogen; ich wünschte aber, dass er einem Adelung in die Hände fiele, ihn fürs Publikum zu nützen. Der ältere Wiedeburg hat in seiner Nachricht von einigen alten Deutschen Mscr. 1754.[1]) von seinem Äussern treue Nachricht gegeben, | auch die Dichter genannt u. einige, nicht eben die ge- 2 wähltesten Proben gegeben: sonst ist er meines Wissens noch ungebraucht, ob gleich der Bibliothekar der Universitätsbibliothek H. Prof. Müller meint, dass ihn Bodmer genutzt habe. Gekannt hat Bodmer ihn u. führt ihn oft an[2]); aber genutzt? ich wüsste nicht, wo? — Ein Hauptunterschied dieser von der Manessischen Sammlung ist, dass ich in dieser die Minnelieder sorgfältig übergangen finde, dagegen ist sie reicher an Lehrstücken, Satyren, geistlichen Gedichten. Dies macht sie[3]) vielleicht einförmiger, hie u. da aber nutzbarer: denn ich wüste nicht[4]), was einförmiger als die Schwäbischen Liebessänger seyn könnte? Vermuthlich ist der Codex[5]) zum Vergnügen eines Thüringschen Landgrafen, zur Unterhaltung seines Prinzen oder dergl. zusammengetragen, weil bekanntermaassen in Wartburg doch ehemals die Sängerzunft blühete.

Ich habe den Codex seit Jahr u. Tag bei mir. Sollten Sie, H.[ochgeehrter] H.[err], zu ihm Lust haben: so bitte ichs mir zu melden. Ich hoffe es, vom hiesigen Hofe auswirken zu können, dass er Ihnen auf eine Zeit gesandt werde. An sichrer Gelegenheit kann es Ihnen von Leipzig aus auch wohl nicht fehlen: denn sonst ist er ziemlich schwer.

So gern möchte ich noch von Ihrer Geschichte der menschlichen Cultur[6]) und andern Sachen schwätzen; aber fürs erste mal

---

1) „Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten aus dem dreyzehenden und vierzehenden Jahrhunderte, welche in der Jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden“, hg. v. B. C. B. Wiedeburg. Jena 1754. 4°. Darin S. 1—76: *Ein Aldt Meister Gesang Buch auff Pergamen.*

2) Vgl. auch Wiedeburgs Vorrede Bl. 2ª.

3) *Zuerst:* ihn.

4) *Davor gestrichen* [?]: auch.

5) *Zuerst:* er.

6) Wol Adelungs „Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse“ etc. In vier Theilen. Leipzig 1778 ff. Zweyte verbesserte Auflage ebenda 1783 ff.

gnug! — Ich bitte es für kein Compliment anzunehmen, dass ich mit Versichrung meiner wahren Hochachtung sei

Weimar den 27. Jan. 1783.

Euer Wohlgeb.
In Eil gehorsamster Diener
Herder.

An
Hrn. Rath Adelung
in
fr. Leipzig.

[Ein Quartbogen. Ms. Add. 28,219 Fol. 32 f.]

### 2. Herder an Schiller[1]).

Der Besuch Ihrer Horen, hochgeschätzter Freund, ist mir sehr angenehm gewesen; sie werden Deutschland viel Gutes bringen, u. wenn mir meine Hora etwas Gutes darreicht, will ich gern zum allgemeinen Opfer das Meinige beitragen.

Auch meine Meinung über Dies u. Jenes von andern dargebrachte, will ich gern äussern, da ich weiss, dass sie bei Ihnen in guter Hand ist u. nicht fürchten darf, compromittirt zu werden.

Mich freuet Ihre bessere Gesundheit, die ich auch aus Ankündigung dieses Werks schliesse. Gebe es sie Ihnen ganz wieder.

Meine Hochachtung an Ihre Gemahlin.

*Vale opt. vale.*

W. den 9. Jul. 94. Herder.

HErn HofRath Schiller
Wohlgeb.
*fr.* zu
Jena.

[Ein Quartbogen. Ms. Add. 28,105 Nr. 24.]

1) Antwort auf Schillers Brief vom 4. Juli 1794 (Aus Herders Nachlass I, 185 ff.) mit der Einladung zum Beitritte zu den Horen: „Je grösser der Antheil sein wird, den Sie unserer Schrift schenken wollen, desto mehr werden Sie uns und das Publicum verpflichten; und hat unser Vorschlag das Glück, Ihren Beifall zu erhalten, so verstatten Sie uns vielleicht, über die eingesandten Manuscripte zuweilen Ihr Urtheil einzuholen, wozu Herr Geheimrath von Goethe bereits uns berechtigt hat." Vgl. Haym II, 592.

### 3. Herder an?[1])

Gnädige Gräfin,

So unerwartet Euer Gnaden dieser Brief kommt, so hochachtungs- und zutrauensvoll schreibe ich ihn: denn die wahre innige Hochachtung zeigt sich nur durch Zutrauen.

Mein vierter Sohn ist ein Oekonom. Er hat die Landwirthschaft in einem Preussischen Oberamt[2]) mit dem besten Zeugniss erlernet, darauf in Holstein sich die dortige Wirthschaft bekannt gemacht u. zu solchem Zweck bei einem Hrn v. Neergard die Aufsicht eines Gutes geführet, der ihn nicht von sich lassen wollte. Die Liebe zum Vaterlande indess u. günstige Anerbietungen zogen ihn zurück, die ihm [!] indess weiter zu Känntnissen der Oekonomie nach Fränkischer Weise in Ober Weimar, sonst aber zu nichts gebracht haben[3]).

Nicht nur sein jugendlicher, der Wirthschaft ganz ergebner und von der Natur dazu eigentlich bestimmter Geist strebt weiter; sondern die ganze Lage der Dinge, verbunden mit elterlicher Pflicht, treibt uns dazu, diesem mit Gaben u. Kenntnissen u. Trieben für die Oekonomie wohl ausgestatteten Jünglinge das zu verschaffen, was zur Entwicklung | sowohl als Ausübung u. Anwendung seiner 2 Kräfte ein rüstiger Jüngling braucht, nämlich einen seinen Kräften angemessenen Platz, auf dem er sich zeige u. weiter fortstrebe.

Chursachsen ist das Land, wornach er aus unsrer Beklommenheit sehr verlanget, u. ich zweifle nach alle dem wie ich ihn von Kindheit auf kenne u. wie seine bisherigen ununterbrochnen Bemühungen, Thathandlungen, Zeugnisse von ihm u. wirkliche Effecte gezeigt haben, daran durchaus nicht, dass diese seine Hoffnung gegründet sei, sobald ihm nur das Glück würde, an einen Ort zu kommen, wo er mit den Vortheilen der dortigen Wirthschaft seine Fähigkeiten übte und seine Kräfte zeigte.

Euer Gnaden sind — eine grosse Landwirthin? beim Himmel! dass [!] weiss ich nicht, u. will es nicht sagen; aber Sie sind, gnädige Gräfinn, im Kreise der Landwirthschafter u. Wirthschafterinnen, mit den besten bekannt, u. gewiss von den eigentlich besten geschätzt

1) Die Adressatin dieses Briefes, der einer von den mehrern ist, welche Herder „nach Sachsen um Verwalterstellen“ für Adelbert (geb. 25. Aug. 1779) schrieb (vgl. den Brief Jean Pauls an Emanuel Osmund vom 11. Aug. 1799 bei Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Fr. Richter I, 1, 82 ff.), war nicht zu ermitteln. Herr Prof. Haym, dessen Rathes ich mich erfreute, denkt an die Gräfin v. Werther.

2) Hadersleben, durch des Pathen Gleim Vermittlung.

3) Zu allem diesen vgl. Haym II, 798 ff.

u. geachtet. Unter andern ist die Gräfinn Lindenau, Euer Gnaden enge Freundinn, wegen ihrer ökonomischen Känntnisse u. vortreflichen Einrichtungen eben sowohl, als von Ihrer Herzensgüte so bekannt, dass mein Sohn glücklich seyn würde, wenn er gerade von einem solchen Ort aus u. unter solchen Augurien seinen dortigen Wirkungskreis anfangen könnte. Ach u. was kostet es Einer von Ihnen, reichen Göttinnen der Erde, einen unbegüterten aber geübten fleissigen u. fähigen Jüngling aufs Meer seines Metiers zu setzen, 3 indem | Sie ihm auf einem sichern See die Verwaltung eines Boots, eines Ruders (denn nur von einer Verwalterstelle, nicht von einem Pacht ist des Bittenden Rede)[1]) anvertrauen? Nur einen guten Willen kostet es Ihnen, u. der ist edlen schönen Gemüthern so leicht, so natürlich! —

Ich darf Sie also nicht um Verzeihung bitten, gnädige Gräfin, dass ich mich in [dieser][2]) einem Vater so dringenden u. drückenden Angelegenheit als an e[ine][2]) Hülfsgöttinn an Sie wende. Ihr Andenken ging mir wie ein schönes Ges[tirn][2]) auf; u. ich mag mich auf keine Weise weder entschuldigen noch rechtfertigen. Ich weiss, Sie werden die Sache überdenken, zurechtlegen, u. dafür thun was Sie können; dies sagt mir mein inniges Bewusstseyn, das mich noch nie hinterging. Welch einen Dank meine ganze Seele Ihnen dafür habe, werde ich mir die Kühnheit nehmen, erst späterhin zu sagen.

Ich habe „Lindenau" genannt, ohne doch Euer Gnaden Güte und Vorsorge damit beschränken zu wollen; auf einem offnen Meer nennt man die bekanntesten Ufer. Befehlen E. G. weiter; ich erwarte Ihre Befehle. Nur lassen Sie die Sache nicht fallen, beschämen Sie mein Zutrauen nicht. Ein Blättgen von Ihrer Hand wird mir wie das Oelblatt auf jenem Berge seyn, ein Zeichen, dass dort die Schöpfung blühe u. grüne.

Mit Bezeugung meiner Hochachtung an des Hrn. Grafen Excellenz habe ich die Ehre mit ehrerbietigstem Zutrauen zu seyn

Euer Hochgräfl. Gnaden

unterthäniger

Herder.

Verlangt den jungen Verwalter Jemand zur persönlichen Bekanntschaft; er stellt sich gleich.

Weimar, den 5. Aug. 99.

[Ein Quartbogen. Ms. Egert. 2407. Fol. 95 f.]

---

1) *Uebergeschrieben.*

2) *Abgerissen.*

### 4. Wieland an Eschenburg[1]).

Wohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr Professor,

Ew. Wohlgeb. sind allzugütig dass Sie sich mit Beförderung des Verschlusses[2]) meiner sogenannten auserlesenen Gedichte bemühen wollen. Ich bezeuge Ihnen dafür meine lebhafteste Erkentlichkeit, und bitte vor der Hand nur noch um Entschuldigung dass die verlangten 10 *Exemplare* noch zurückbleiben. Weil der 2[te] Theil längstens in 14 Tagen die Presse verlassen wird, so hielt ichs, zu Verminderung des *porto*, für besser, es noch so lange anstehen zu lassen biss ich die beyden ersten Theile mit einander absenden kann.

Ich empfehle mich indessen Ihrem Wohlwollen, und beharre mit vorzüglichster Hochachtung, Ew. Wohlgeb.

*Weimar* den 20[ten] *Jul.* 1784.

ganz ergebenster Fr. und Dr.
*Wieland.*

### 5. Wieland an Vieweg.

Hochgeschätzter Herr und Freund

Empfangen Sie meinen warmen wiewohl allzuspät abgestatteten Dank für das schöne Geschenk Ihres Taschenb. für 1802, welches sich sowohl durch die Stücke von Herder[3]) und Huber[4]), als durch die Kupfer, die alles was man in dieser Art noch gesehen hat übertreffen, so hoch über den grossen Haufen seiner Mitbewerber erhebt.

1) Nach dem Archiv XIII, 506 f. mitgetheilten Briefe Wielands vom 7. Mai 1784 scheint es sicher, dass Eschenburg der Adressat auch dieses Briefes ist.

2) Hier scheint, wie mich Dr. Fresenius belehrt, eine Verwirrung des Sprachbewusstseins hinsichtlich der Verba „verschleissen" und „verschliessen" zu Grunde zu liegen, über welche die Lexikographen keine klare Auskunft ertheilen. Adelung hat nur das Substantiv „Verschliess" und gibt unter „verschleissen" an, dass im Oberdeutschen auch „verschliessen", Part. „verschlossen" auftrete. Von diesem Gebrauche findet sich ein neueres Beispiel bei R. Roth, Das Büchergewerbe in Tübingen, 1880 S. 33. Sanders (II, 2, 954) springt von „Verschleuss" (bei Zschokke 8, 125) auf „Verschluss" in Schillers Kabale und Liebe II, 6 über, eine Stelle, die nichts beweist, da das Wort dort mit Boxberger im obscoenen Sinne zu deuten ist

3) „Eloise" daselbst S. 29 ff., jetzt bei Suphan XXVIII, 283 ff.

4) „Eigener Schade macht für andere klug. Ein dramatisches Sprichwort" und „Pauline Dupuis. Eine Erzählung".

Sie laden mich zu einem Beytrag für das Jahr 1803 ein, und wahrlich, wenn es bloss an meinem Willen läge, d. i. wenn ich irgend etwas, das sich für Sie schickte, vorräthig hätte, sollte Ihr Wunsch nicht lange unerhört bleiben. Aber — ich habe **nichts**; ich habe mich, vor der Zeit, ausgegeben, und ob es mir möglich seyn wird, binnen so kurzer Frist als Sie mir dazu geben, etwas Neues zu Tage zu fördern, ist mehr als ungewiss; ich fürchte es ist ganz unmöglich. Das *non sum qualis eram* ist im 69sten Jahre keine gezierte Bescheidenheit; und zum Unglück habe ich am 8ten d. M. einen Verlust erlitten[1]), der einen wesentlichen Einfluss auf mein ganzes Daseyn hat. Ich bin in dem Zustand eines Menschen, dem in einem schon weit vorgerückten Alter der rechte Arm abgestossen wurde; ich lebe zwar noch, aber den verlornen Arm werd' ich so lang ich lebe fühlen. Indessen ist doch der Umstand, dass Geistes-
2 beschäftigung, selbst der erforderlichen Anstrengung wegen, | izt beynahe das Einzige Mittel ist mich aufrecht zu erhalten, meinem Verlangen, eine Art von Erzählung für Sie auszuarbeiten, noch am meisten förderlich. Das Ding, worüber ich briete, dürfte, wenn es so wie Herders Heloise in Ihrem Taschenb. gedruckt würde (an der unendlich kleinen Schrift, die zu Hubers Paulina gebraucht ist, habe ich mir die Augen stumpf gelesen) etwa 5 bis 6 Bogen einnehmen; und wenn Sie mir etwas mehr Zeit dazu geben können als bis zum Sylvestertag dieses Jahres, so hoffe ich, trotz aller Arten von Abhaltungen, damit zu Stande zu kommen. Nur kann ich Ihnen nicht versprechen, dass aus dem Ey, worüber ich brüte, eine Helena hervorschlüpfen werde, und wenn Sie Sich ja mit mir einlassen wollen, so muss ich die Freyheit behalten, das Ding am Ende doch ins Feuer zu werfen, falls[2]) ich nicht selbst einiges Wohlgefallen daran haben kann. Ich erwarte hierüber Ihre Meinung und beharre indessen mit der vorzüglichsten Hochachtung

Weimar den 20sten Novemb. 1801.

Ihr ergebenster
*Wieland.*

Hr. Lütkemüller[3]) bittet sich Seiner gütigst zu erinnern und ihm den kleinen Rest des bewilligten Honorars für Aimar und Lucine sobald es seyn kann, zukommen zu lassen. Vermuthlich hat er Ihnen selbst geschrieben.

[Ein Octavblatt. Ms. Egert. 2407 Fol. 50.]

1) Durch den Tod seiner Frau.

2) *Zuerst:* wenn.

3) Sam. Christoph Abrah. Lütkemüller, Wielands Secretär, der die neue Göschensche Ausgabe seiner Werke besorgte, hatte seinen zweibändigen Roman „Aimar und Lucine" (mit einer Vorrede von Wieland) in Viewegs Verlag (Braunschweig 1802) erscheinen lassen.

### 6. Wieland an Göschen[1]).

Weimar. Den 24ten[2]) *Febr.* 1803.

Theurester Freund,

Der Ueberbringer dieses Blats, ein Herr von *Kleist,* aus der Familie des berühmten und unsterblichen Dichters dieses Nahmens, wünscht durch Vermittlung eines gemeinschaftlichen Freundes, Ihre Bekanntschaft zu machen. Er gedenkt sich einige Zeit in Leipzig aufzuhalten und bedarf zu diesem Ende eines dasigen Freundes, der ihm wegen einer Wohnung und der übrigen Bedürfnisse dieser Art mit gutem Rath diene, und hat mich daher, da er ohne alle Bekanntschaft in Leipzig ist, um ein Paar Zeilen an Sie gebeten. Hr. v. Kleist ist mit meinem ältesten Sohn in der Schweitz bekannt worden; in verwichnem Herbst war mein Sohn auf der Rückreise sein Gefährte bis Jena. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst kam Hr. v. Kleist nach Weimar; ich lernte ihn näher kennen, fand an ihm einen jungen Mann von seltnem Genie, von Kenntnissen und von schätzbarem Karakter, gewann ihn lieb und liess mich daher leicht bewegen, ihm, da er mir einige Zeit näher zu seyn wünschte, ein Zimmer in meinem Hause zu O.[smannstädt] einzuräumen. So ist er dann seit der 2ten Woche dieses Jahrs sechs Wochen lang mein Hausgenosse und Commensal gewesen, und ich habe mich nicht anders als ungern und mit Schmerz wieder von ihm getrennt. Ich | kann ihn also Ihrem Wohlwollen um so getroster empfehlen, 2 da ich versichert bin dass er Ihnen in keinerley Rücksicht lästig fallen wird. Ich zweifle keinen Augenblick, Er wird Sie und Sie werden Ihn eben sobald lieb gewinnen als dies der Fall zwischen Ihm und mir war. Den besondern Zweck, wesswegen er einige Zeit in Leipzig zu leben wünscht, wird er Ihnen vermuthlich selbst eröfnen[3]).

---

1) *Eine jüngere Hand hat zwischen Anrede und Eingang geschrieben:* Betrift den Hn v *Kleist,* dessen Werke Tieck neulich herausgegeben hat.

2) *Später zwischen geschrieben.*

3) *Vgl. den Brief Kleists an Ulrike, Leipzig* 13. März 1803: „Ich habe Osmanstädt wieder verlassen. — — Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu und wusste gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. — — Endlich entschloss ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiss wahrhaftig kaum anzugeben, warum?" *Dagegen weiter:* „Ich nehme hier Unterricht in der Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie [Guiscard] bei ihm declamiren" u. s. w. (Koberstein S. 82.)

In acht Wochen, lieber G. bin ich wieder ein Weimaraner[1]), und als solchen werden Sie, hoffe ich, nicht weniger lieben als bisher

Ihren ergebensten und verbundensten
Freund
*Wieland*[2]).

[Ein Quartblatt. Ms. Egert. 2407. Fol. 51.]

---

1) Wieland verkaufte und verliess Osmannstädt zum 1. Mai 1803.
2) *Auf der Rückseite von Göschens Hand: Weimar* d. 24 *Febr.* 1803. | *Wieland.* | empf. d. 26. Febr.

## Ein Brief Herders an F. L. Schröder und das Manuscript zu Adrastea IV, 271—309[1]).

Von

Ernst Naumann.

„Die Fortsetzung kann zu ihrer Zeit folgen“. Mit dieser Form der Ankündigung macht Herder im vierten Bande der Adrastea die Fortführung seines Gesprächs Fama fraternitatis oder Ueber den Zweck der Freimäurei, wie sie von aussen erscheint, abhängig von der Billigung der Leser, oder im Grunde eines einzigen, ganz bestimmten Lesers, für den er das Gespräch recht eigentlich geschrieben hatte. Seit seiner ersten Begegnung mit Friedr. Ludw. Schröder am 29. Juni 1800 hatte ein inniges Freundschaftsband die beiden vortrefflichen Männer umschlungen, nicht zum wenigsten geknüpft und gefestigt durch gemeinschaftliches Interesse für die Geschichte des Freimaurerbundes. Schröder hatten seine Forschungen über diesen Gegenstand in jenem Jahre auf die Reise geführt, sie geben den Stoff seines ersten Gesprächs mit Herder, den ersten Anlass zum Gedankenaustausch. Aus diesem persönlichen Verkehr entwickelt sich ein lebhaft geführter Briefwechsel, der erst neuerdings wieder zum Vorschein gekommen ist; durch einen fast vierjährigen Zeitraum (1800—1803) ziehen sich die abschriftlich erhaltenen Briefe Schröders an Herder hin, sie streifen nur hie und da persönliches, z. B.

1) Das hier benutzte handschriftliche Material hat dem Einsender behufs Bearbeitung des Textes der entsprechenden Partien im 23. und 24. Bande von Suphans Herder-Ausgabe zur Verfügung gestanden, wie denn auch die hier dargebotene weitere Verarbeitung dieses Materials Bd. 24 Einl. S. VIII und S. 597 Anm. zu S. 441 bereits angekündigt ist.

das Fortkommen Wilhelm Herders, ihrem Hauptinhalte nach führen sie die angeknüpften Untersuchungen fort.

So erhielt Herders nie erloschene Theilnahme für die Geschicke jenes Bundes — Hayms vorzügliches Werk „Herder nach seinem Leben und seinen Werken“, I, 105. II 158 ff. 789 ff. gibt darüber Auskunft — in den letzten Jahren seines Lebens neue Nahrung; die Sammlung wichtiger Data über die Geschichte des Ordens auch aus dem Mittelalter, von der seine Gattin in den Erinnerungen berichtet (1820 I, 97), fällt jedesfalls in diese Zeit, sie wurde noch, wie Notizen ebenderselben erweisen, auf seiner letzten Reise in Dresden aus englischen Werken[1]) fortgeführt. Seine „Papiere“ über Sinn und Grund der Entstehung des Ordens und seiner Symbole übersandte Herder dem Freunde zur Prüfung; in einer gleichfalls nur abschriftlich vorhandenen Abhandlung[2]), die als erste Vorarbeit zu dem später veröffentlichten Gespräche angesehen werden muss, steht das Bekenntniss: „Warum soll ichs nicht sagen? Ich habe viele redliche Leer- oder Such- oder Schlauköpfe in der Freimaurerei gefunden, trügt mich mein Herz nicht, so habe ich einen ganz Redlichen angetroffen, an den ich schreibe. Denn sonst wäre dies alles aus meiner Feder nicht gegangen, da es aus meinem Munde nie ging.“ Den „vorigen Papieren“ sendet er dies „Bekenntniss seines Glaubens über die Entstehung oder das Mystery der FrM.“ nach. „Ich glaube darin alles beweisen zu können“, so schliesst er, „was sich nicht von selbst beweiset. Eben daher meine Freude, als ich nach den mühsam-redlichen Untersuchungen meines Freundes — ich darf sagen Bruders — am Ende, d. i. bei der Metamorphose der F. M. mich mit ihm zusammenfand. Gern hätte ich seine Papiere gehabt, da ich dies schrieb; auf jedem Blatt wären sie mir Winke und Wegweiser gewesen.“

Das Original dieser Abhandlung hatte Schröder am 23. De-

1) Caroline von Herder nennt: The History and Antiquities of Glastonbury by the Publisher Thomas Hearne, M. A. Oxford 1722 und The British History, translated into English from the Latin of Jeffrey of Monmouth. With a large preface Concerning the Autority of the History by Aaron Thompson. London 1718.

2) Das Original hat Herders Witwe an Schröder gesandt.

cember 1800 in Händen, als er schrieb: „Ich sage Ihnen nichts über Ihren Aufsatz, den höchsten Beweis Ihres edlen Wohlwollens. Künftigen Sonnabend schicke ich [ihn] Ihnen wieder, mit meinen schlichten anspruchslosen Bemerkungen.“ Am 26. Dec. sendet Schröder das Heft aus Rellingen zurück: „Ja Sie haben meinem Gebäude ein Fundament gegeben, welches unerschütterlich ist. Wie soll, wie kann ich Ihnen dafür genug danken? Ich trenne mich höchst ungern von diesem wichtigen Papier — ohne Abschrift — aber Ihr Wille ist mir Gesetz. Ich bin nicht in allem Ihrer Meinung; leiten Sie mich, wo ich irre — ich suche Wahrheit. Ich habe einige Bemerkungen zu Ihrem tiefdurchdachten Aufsatze gemacht — hauptsächlich, um Sie auf die alten Documente, das älteste Constitutionsbuch und das Ritual aufmerksam zu machen.“

Schröders Bemerkungen sind von wesentlichem Einfluss auf die Umarbeitung der Abhandlung geworden (das eben erwähnte Constitutionsbuch bildet zum Beispiel in dem gedruckten Gespräche den Ausgangspunct der Unterredung), seine Zweifel haben Herder veranlasst, die Grundlagen seiner Untersuchung auf das gewissenhafteste zu prüfen und zu sichern.

In dem Briefwechsel finde ich den Aufsatz nur noch einmal erwähnt. Herder hatte behauptet: „Als nämlich das Christenthum aus Höhlen und Katakomben ans Licht trat, welche Gebäude konnte es für sich gebrauchen? Nicht die Götzentempel; und das nicht etwa bloss ihrer Entweihung durch Götzenbilder und Götzenopfer, sondern ihrer ganzen Struktur wegen. Weder das Heiligste, wo der Gott stand, noch der Tempel selbst, noch der Vorhof diente zur Ecclesia, einer Christenversammlung. Also wählte man die Gerichtshäuser, längliche Vierecke, in ihrer bekannten Abtheilung.“ Schröder erinnert sich dieser Stelle nach einem Vierteljahr wieder, er schreibt am 7. April 1801: „Zufällig sprach ich kürzlich mit einem Gelehrten über die Erbauung der ersten christlichen Kirchen. Er bemerkte, dass seit des Kaisers Theodosii Zeiten die Götzentempel dazu wären umgeschaffen worden, und berief sich auf Binyham in Originibus ecclesiasticis lib. 8 cap. 2. Wenn ich nicht irre, so stand in Ihrem Auf-

satze, man habe sich der Gerichtshäuser bedient und nicht der heidnischen Tempel. Ich habe es für Pflicht gehalten, Ihnen diese Bemerkung anzuzeigen." Diese Frage wird in dem veröffentlichten Gespräche nicht wieder aufgenommen, Herder hat sie jedoch nicht aus den Augen gelassen: mit geschichtlichen Beweisen ausgerüstet und auf eingehende Forschungen gestützt tritt er wieder an sie heran in dem dritten, noch ungedruckten Gespräche „Basilika".

Wer konnte nun, als von Herder ein Gespräch über „Freimäurei" veröffentlicht wurde, über Richtigkeit der vorgetragenen Ansichten, über zweckmässige Auswahl des mitgetheilten, über die Thulichkeit einer derartigen Behandlung ein berufenerer oder dem Verfasser erwünschterer Beurtheiler sein als der Freund, dessen Vorgang selbst Herdern angeregt hatte; seine Deutungen zu Papier zu bringen, der von Anfang an diesen Aufzeichnungen die höchste Beachtung geschenkt, der sie durch seine stetige Theilnahme gefördert hatte, zumal da er auf Grund jener Abhandlung den Gedankenkreis vollständig kannte, von dem Herder seinen übrigen Lesern nur einen Bruchtheil enthüllte, also auch im Stande war zu ermessen, in welchem Sinne etwa nach dieser Probe die übrigen Fragen behandelt werden sollten?

Wie sehr dies Herders Meinung war, zeigt die Eile, mit der er Schrödern das achte Heft der Adrastea übersandte; Knebel, mit dem sich Herder über die Adrastea unausgesetzt schrieb, las es erst am 22. April 1803, Schröder erhielt es bereits am 2. März alsbald nach dem erscheinen (auch dieses Stück ist auf dem Titelblatt vordatiert „1802"); gerade im Begriff an Herder zu schreiben, legt er die Feder aus der Hand, er durchfliegt das Werk und schreibt am 3. März weiter: „Ich habe mich auch an diesem Heft, wie an dem vorigen sehr erbaut, und es ist mehr als vortrefflich, was Sie über den Zweck sagen, den die Freimaurerei bearbeiten soll. Es will mir aber nicht in den Kopf, dass Sie so vieles aus dem Rituale anführen, ohne es dahingestellt seyn zu lassen, ob alles wahr ist, ohne sagen zu lassen: wir können die Gesellschaft nur nach dem beurtheilen, was von ihr gedruckt ist." Darauf der Vorwurf, dass Herder Dinge zur Sprache gebracht

hat, die nur für den eingeweiheten gehören, den aussenstehenden irre führen könnten, und schliesslich die Antwort auf Herders Ankündigung der Fortsetzung: „Vergeben Sie mir, ehrwürdiger Mann, dass ich aus dem Herzen zu Ihnen rede! Aber ich zittre vor dem, was folgen wird, wenn Linda[1]) nicht gegenwärtig ist.“

Herders Antwort auf diesen Brief liegt in folgendem Schreiben vor:

Aeusserst leid thut mirs, Verehrungswürdiger Freund, dass mein Aufsatz über die F.M. in der Adrastea Ihnen, in Stellen wenigstens, missfallen hat. Wenn nach dem Plan und Verfolg des Buchs ich über alle und allerlei Institute, Missionen, Juden, Jesuiten, Methodisten p. p. sprechen wollte, mithin auch über die F.M. sprechen musste, so sahe ich kein andres Mittel, als von ihr

1. Gesprächsweise, wo Einer dies, der andre das meinet,
2. Von Personen, die keine F.M. sind, selbst von einer Frauensperson;
3. Lediglich aus der Fama, diese sei schrift- oder mündlich, oder thätig sprechen zu lassen, und dabei
4. Auf ofne, freie, blos literarische, antiquarische, kritische Untersuchung den Weg zu lenken.

Hiedurch glaubte ich den Dank Jedes, er sei F.M. oder nicht, mir zu erwerben: denn zu lange ist im trüben Wasser gefischt, zu lange hinter dem Vorhange das blinde Spiel gespielt worden. Hiebei stand und stehet mir auch kein Verbot im Wege. Keinem Menschen in der Welt habe ichs weder zugesagt, noch zugeschworen, die F.M. nie zum Gegenstande literarischer Untersuchung zu machen; keinem habe ichs zusagen können und dürfen. Göttliche und menschliche Dinge, die Avtenticität der Bibel p. p. untersucht man; wie? und die F.M. sollte das **Einzige** Ding in der Welt seyn, das man nicht untersuchen dürfte, da pro et contra so viel darüber geschrieben ist und geschrieben wird? Neulich noch hat Prof. Buhle in Göttingen eine Abhandlung über den Ursprung der F.M. vorgelesen, die in die Schriften der Societät eingerückt wird, und ohne Zweifel besonders gedruckt ist[2]) (ich kenne sie nur aus den Göttinger gelehrten Anzeigen) worinn er sie mit der Rosenkreuzerei p. p. vermengt und unter dem Schein der sorgsamsten **Kritik** wohlmei-

---

1) Die Unterredner sind: Faust, Horst, Linda.

2) Erst 1804 erschien: J. G. Buhle, Ueber den Ursprung und die vorzüglichsten Schicksale der Orden der Rosenkreuzer und Freimaurer. Göttingen.

nend die Welt irreführet. Was Nikolai, Stark p p p p p[1]) geschrieben haben, andre schreiben und dichten werden, liegt zu Tage und wird da liegen; wie? und man sollte mit der Fackel historischer Kritik nicht vorwärts rücken dürfen? Dass über die F.M. dem Untersuchenden nichts Gewisses vorliegt, dass Bücher, wie das Constit. Buch, in denen Wahrheit und Lüge so ungeheuer vermischt sind, bei völligem Stillschweigen der Gesellschaft darüber, gelten und von Gliedern der Gesellschaft zum Theil selbst ans Licht gestellt worden, wer hat dies mehr beklagt, als eben der Sprechende dieses Gespräches? Wenn die Gesellschaft schweigt, reden die Steine. Dürfen unhistorische Dummheiten, Lügen und Betrügereien gedruckt werden, warum nicht — dazu aus gedruckten Büchern, die für einige Groschen verkauft werden, andre unbenutzte Stellen und Winke? Sind diese falsch, Grundlos; so zeige mans; eben das wünscht der sprechende Faust, Horst, und wer sollte es nicht wünschen?

Mein drittes Gespräch muss ich schreiben, weil ich das 2te geschrieben habe. Bis in den Koran hinein ist der Apfel geworfen; er muss herausgeholt werden: denn zu einem Spaas möchte ich diese Anführung nicht gemacht haben, die es auch nicht seyn sollte. Fürchten Sie nichts davon, dass Linda nicht dabei ist; statt ihrer ist eine andre Person da, die die Sprechenden oft gnug erinnern wird, wie wenig man von der Sache weiss, und wie Alles im Traum schwimmt, und im Nebel. Wenig sprechen werden die Personen dieses Gesprächs, sondern nur lesen, vorlesen aus gedruckten Büchern; das wird doch wohl erlaubt seyn?

Mit meiner ganzen F.M., verehrter Freund, (ich muss es bekennen) ists nicht weit her. Wenig über 20 Jahre war ich, als ich in Riga die 2. ersten Grade bekam, in der stricten Observanz und (ich kanns wohl sagen,) mit **gar keinem** Stral des Lichtes. Seitdem habe ich keine Loge besucht, nie das Zeichen gemacht, selbst Gespräche über die F.M. wie ich konnte, vermieden. (Mich dünkt, wir haben darüber geredet.) Die beiden Citate, auf die in diesen Gesprächen Alles ankommt, S. 288 von Wren und S. 300 aus dem Koran bin ich niemanden als mir schuldig. So wird es auch mit den Stellen seyn, über welche das 3te Gespräch fortläuft.

---

1) Fr. Nicolai, Letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen in dem den Herrn O.-H.-P. Starck betreffenden Streite. Berlin u. Stettin. 1790.

J. A. Starck [1741—1816, seit 1781 Oberhofprediger in Darmstadt], Ueber Krypto Katholicismus .... geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berliner Monatsschrift gemachte Beschuldigungen. II. Frankfurt 1787. — An dem Streit betheiligte sich auch Frau Constantia von der Recke.

Fürchten Sie also nichts für das 3te Gespräch, Verehrungswerther. Es spricht gar nicht von Ihrer neuen Maurerei, die aus jener Alten nur Zeichen und Gebräuche geborgt hat, sondern von der Alten. Beide verhalten sich zu einander, wie die Syntaxis pura und figurata; ich bleibe vor der Hand bei der pura. Solche und andre Abänderungen im **Ritual** der figurata sind meinem Zweck gleichgültig; das Ritual selbst aber gehört der alten Kirche, den F.M. mit Kelle, Spitzhammer, Schlägel; das Handwerkszeug lasse ich mir nicht nehmen. Ihr Testament ist das neue; meins das Alte. Ob ich je ein 4tes Gespräch, wie aus dem alten das neue ward? schreibe, stehet dahin: ich schreibe es, sobald ichs erweisen kann aus gedruckten Büchern.

Nehmen Sie es also auch, Treflicher, Bester, nicht ungut auf, wenn ich mir die Zusendung Ihrer für die Gesellschaft gedruckten Bogen, aus wahrer Scheu und Vorsicht, lieber verbitte. Da ich vermöge meiner wenigen empfangenen Grade, (ausser dass ich in einer andern Verbindung sie alle empfangen habe)[1]) nicht zum geheimen Ausschuss gehöre, für welche diese Bogen gedruckt sind, so würde es mich nur scheu und irre machen, wenn ich daraus etwas unwissentlich gebrauchte oder missbrauchte. Mein Gespräch schreibe ich ganz als ein Profaner, als ein Stockblinder Heide oder Türke.

Dass Sie mit meiner Arbeit am Ende zufrieden seyn werden, dess bin ich gewiss. Wenn ich der Gesellschaft den Namen einer **alten Ehrwürdigen, vielverdienten** als echte Wahrheit erweise und sie für die Zukunft von dummen Vermengungen mit Rosenkreuzern, Jesuiten, Tempelherrn u. f. auf ewig sondre; mich dünkt, so hätte ich Dank verdient.

Verzeihen Sie meine offene Wahrheit, edler Mann. Ihnen kann ich keine Halbwahrheit schreiben. Stärke sich Ihre Gesundheit! wohl bekomme Ihnen die Reise. Auch ich muss meiner Gesundheit wegen eine thun; ich habe einen harten Winter durchlebet. Lasst uns wirken, so lang' es Tag ist, sagt Christus, mein Meister; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Den ergebensten Gruss an Sie und Ihre Gattinn, von meiner Frauen; wir denken Ihrer mit dankbarer Liebe; darinn soll kein Ritual uns stören.

W.[eimar] 10. Mai 1803. Ihr

ewig treuverbundenster

Herder.

Dass dieser Brief als der einzige von Herders Hand aus dem Briefwechsel mit Schröder erhalten und bei den Herderschen Papieren verblieben ist, hat ein glücklicher Unfall be-

1) Als Theolog und Prediger.

wirkt. Der Brief, auf drei Quartseiten eines halben Bogens geschrieben, war zusammengelegt und zum absenden bereit, da wurde er mit rother Tinte befleckt, die den unteren und oberen Rand breit bedeckte und sich an den Falten noch tiefer hineinzog; Herder musste ihn umschreiben. So ist dieses wichtige Schriftstück gerettet, während Herders übrige Briefe wahrscheinlich unter den „vielen hunderten", welche Schröder im Jahre 1811 „bei der Davoustischen Geschichte" verbrannt hat, vernichtet worden sind. (Vgl. Friedr. Ludw. Schröder, Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers. Von F. L. W. Meyer. Hamburg 1819. II, 1 S. 339 u. S. 321. 335. 337.)

Mögen die Streitfrage zwischen Herder und Schröder diejenigen entscheiden, welche über Gewicht und Berechtigung der von letzterem erhobenen Vorwürfe als eingeweihete urtheilen, wir freuen uns der Klarheit und Sicherheit, mit der Herder hier seine Stellung in einer Frage, die ihn von jeher beschäftigt hat, kennzeichnet. Wenn der Grundsatz unbestreitbar ist, der durchweg die Voraussetzung seiner „Adrastea" bildet: dass das Feld frei sein muss, welches dem menschlichen Geist in Erforschung jeder Wahrheit (es betreffe diese die Gründe und Beschaffenheit oder den Umfang unsrer Erkenntniss in allgemeinen Begriffen oder in Thatsachen der Geschichte) gebühret; dass er also auch in Erforschung der Werkzeuge, die dazu gehören, mithin der Schriften, Traditionen und Einrichtungen jedes Zeitalters frei sein muss —, so ergibt die Anwendung desselben auf „die Unternehmungen zu Beförderung eines geistigen Reiches" mit Nothwendigkeit die im Eingang des Briefes entwickelten Folgen.

Das Schriftstück steht aber noch in engerer Verbindung mit den Gesprächen über „Freimäurei", indem es einen Gedanken ausführt, der bestimmt war, das ungedruckte dritte Gespräch „Basilika" zu eröffnen. Das Schema desselben beginnt:

Eingang, dass v[on] Fr.M. liter[arisch] gesprochen werden
könne, dürfe und müsse;
das letzte v[ie]ler schlechten Behauptungen
wegen;
z. B. Nikolai, Buhle;
denen von F.M. niemand antwortet.

In den Gesprächen selbst ist dieser Gedankengang nicht verwerthet worden.

Anderseits setzt der Brief nicht bloss das gedruckte Gespräch, sondern auch die ungedruckten Unterredungen in dem Bestande, wie sie jetzt in den Siegsfeldschen Papieren (s. B. Suphan, Herder Bd. 23, Einl. S. VIII) vorliegen, bereits voraus. Vom dritten Gespräch, das er schreiben muss, berichtet Herder selbst, „dass Linda nicht dabei ist; statt ihrer ist eine andre Person da", nämlich der wortkarge, nachdenkliche Hugo, ein Mitglied der Gesellschaft, dessen Namen Herder wol im Sinne der „Metakritik" I S. III (Bd. 21, 3) gewählt hat[1]). Einzelne Sätze des Briefes enthalten deutliche Nachklänge zu mehreren Stellen des dritten und vierten Gesprächs (über den Inhalt derselben Haym II, 793); die F.M. mit Kelle, Spitzhammer und Schlägel erinnern an „die Leute, die mit dem Spitzhammer, dem Schlägel, Klöpfel und andern Köpfe oder Steine zermalmenden Werkzeugen umzugehen gewohnt waren" und an „die Gesellschaft, die dergleichen Werkzeuge, Schlägel, Keule, Spitzhammer trug", seine erste Ausprägung hat der Gedanke im Zusammenhange der Abhandlung erhalten. Wenn Herder ferner es als sein Ziel hinstellt, der Gesellschaft den Namen einer alten ehrwürdigen vielverdienten als echte Wahrheit zu erweisen, so gedachte er hierbei einer im „Gespräche" enthaltenen Antwort Fausts auf die Frage: Und was wollen Sie nun mit dem Allen? „Zuerst dies, dass Ihrer Gesellschaft der Name alte und ehrwürdige Gesellschaft vindicirt werde." Hier kam im Brief die Verdeutschung nach dem Gebrauche des Fremdworts.

Derjenige Theil des Manuscripts, auf welchen diese Beziehungen zurückgehen, bildet auf 17 Blättern Folio (nur die Vorderseite beschrieben) die ältere von den beiden Schichten, in welche sich das ganze sondern lässt. Eine jüngere, das

---

1) Der Name Faust erklärt sich durch eine Anspielung auf seinen „Vorfahren" Adr. 4, 279 und Erwähnung des Buchs „Fausts Höllenzwang" und der „Clavicula Salomonis" im Mscr.; Linda ist nach Düntzers Vermuthung aus Jean Paul, Horst vom Herausgeber der „Zauberbibliothek" genommen.

heisst jener gegenüber eine zweite Bearbeitung darstellende, umfasst 7 Bl. Folio (auf beiden Seiten beschrieben). Diese enthält unter der Überschrift: „Zweite Unterredung“ das dritte Gespräch mit manchen Abänderungen, aber besonders im Eingange übereinstimmend im Gedankengange mit der ersten Gestalt, stilistisch indessen vollendeter; darauf folgt allgemeine Gedanken entwickelnd ein „Drittes Gespräch“ mit einer kurzen Fortsetzung; das erste fehlt. Es fehlt offenbar deswegen, weil es zum Druckmanuscript der Adrastea verwendet worden ist, wie auch schon das erste erhaltene Blatt die diesem Zweck entsprechende Ziffer 26 trug, ehe es mit der neuen Bezeichnung a) versehen wurde. Die am Schluss der „zweiten Unterredung“ stehende, jetzt durchstrichene Bemerkung: „Das dritte Gespräch folget“ zeigt, in welchem Umfange Herder ursprünglich sein Material zu veröffentlichen gesonnen war; erst im letzten Augenblick änderte er seinen Plan, sonderte aus der zweiten Unterredung aus, was sich auf Basilika und mittelalterliche Baugenossenschaften bezog, so dass nur noch übrig blieb, was jetzt Adrastea 4 S. 293 und S. 305—306 steht, nahm dagegen grosse Stücke hinzu, die nunmehr durch Zusammenrückung mit jenen und theilweise Umarbeitung für eine „Fortsetzung des vorigen Gesprächs“ unter dem Titel „Salomos Siegelring“ (Adr. 4, 283—309) geeignet wurden. Dadurch ist unter anderm erst die Stelle aus dem Koran, sowie die Sage von den Genien Salomonis in den Text gekommen. Aus der Hast, mit der Herder das wichtigste herausgreifend verschiedenartiges nur leidlich unter ein Dach brachte, erklärt sich der theils unklare, theils sprungweis fortschreitende Gedankengang, besonders in der „Fortsetzung“.

Auch in dem Briefe hat Herder mit den zwei bereits geschriebenen Gesprächen etwas ungenau das gedruckte Gespräch mit seiner Fortsetzung bezeichnet, im dritten, welches er noch „schreiben“ musste, konnte er nur noch auf die ältere Form zurückgreifen, da die spätere verbraucht war, das vierte, dessen er gedenkt, hat er nie „geschrieben“, d. h. das vierte Gespräch der älteren Bearbeitung ist über die erste Niederschrift nie hinausgekommen und auch nicht bis zu dem vorgesetzten Ziele gelangt.

Das Manuscript in seinem ganzen Umfange ist erst entstanden im Laufe des Jahres 1802; denn im vierten Gespräch erwähnt Herder die Prospecte des Schlosses Marienburg, die er mit staunender Freude auf den Kupfertafeln in Fricks Erläuterungen gesehen habe: dieses Werk ist 1802 in Berlin erschienen. Die Schnelligkeit der Arbeit darf nicht Wunder nehmen, war doch der Stoff in dem Aufsatz über Mystery, wie die oben ausgehobene Stelle zeigt, längst vorbereitet und schrak Herders Arbeitslust doch selbst noch im letzten Augenblick vor einer Umgestaltung nicht zurück.

---

# Kleine Goetheana.

Von

RICHARD MARIA WERNER.

## I. Gretchen Wagner.

Minor hat in einem ausführlichen Aufsatze der Zeitschrift für allgemeine Geschichte etc. 1886 „Goethes Jugendentwicklung nach neuen Quellen“ betrachtet. Er kommt dabei S. 660 auch darauf zu sprechen, dass die Deutung Scherers Gretchen Wagner durch die Briefe Goethes an seine Schwester im letzten Goethe-Jahrbuche bestätigt würde. Nachdem er das bisher bekannte zusammengestellt hat, fährt er fort: „Und nun schreibt Goethe in unseren Briefen an seine Schwester Cornelia aus Leipzig: »So weit von Mädchen. Aber noch eines. Hier habe ich die Ehre keines zu kennen, dem Himmel sei Dank! Cor pejus .... (es folgt eine Reihe mit Absicht undeutlich gekritzelter Buchstaben) .... Mit jungen schönen W— doch was geht dich das an! Fort! fort! fort!« — Also eine peinliche Erinnerung knüpft sich für Goethe an diesen Buchstaben, und zwar eine Herzensgeschichte. Er will nichts mehr von Mädchen wissen: »Fort! fort! fort!« Kann Goethe auf diese Weise von einer andern Frankfurter Herzenserfahrung reden als von der Gretchengeschichte?“ [Vgl. jetzt noch Anz. XIII 174.]

Diese von Minor „so unglaublich missverstandene Stelle“ (vgl. S. 666 Anm.) beweist aber auch nicht das geringste für Scherers Annahme, gegen welche bekanntlich Düntzer Abhandlungen I, 32—65 alles nöthige mit ganz unnöthigem Pathos eingewendet hat. Was Goethe meint, kann nicht zweifelhaft sein. Er spricht von verschiedenen Mädchen (Goethe-Jahrbuch, VII, 5 f.): „Schmitelgen und Kundelgen .. die lieben Kinder! denen

3 Madles von Stocküm .... Jfr. Rincklef ... Mademoisel Brevillier ... So weit von Mädgen." In Leipzig kennt er keines. „Mit jungen schönen W— doch was geht dich das an! Fort! fort! fort! Gnug von Mädgen." Das angeführte in einer ganz humoristischen Stelle, drollig und lustig mit Ha! ha! ha! und lache. Und nun soll mitten inne ein ganz tragisches erinnern ein halbes Bekenntniss seiner Frankfurter Liebe erpressen. Und warum sagt denn Goethe „Mit jungen schönen W—", das lässt doch einen Plural erwarten und zwar den Plural Weibern, er renommiert eben „fast wie ein Franzos". Und wer noch zweifeln sollte, lese doch folgende Stelle im Briefe vom 14. Mai 1766 (Goethe-Jahrbuch VII, 35): „Often sister I am in good humor. In a very good humor! Then I go to visit pretty wifes and pretty maiden. St! Say nothing of it to the father!" Also wie dort „junge schöne W—" neben den „Mädgen", so hier pretty wifes neben den pretty maiden; wie dort ein unterbrechen durch Gedankenstrich und „fort! fort! fort!", so hier das St!; wie dort „doch was geht dich das an", so hier: Say nothing of it to the father. Man sieht, die beiden Stellen sind so ähnlich gebaut, dass man sie mit einander vergleichen muss.

Auch was dann in dem englischen Briefe weiter folgt, ist charakteristisch: „But, why should the father not know it. It is a very good scool for a young fellow to be in the company and acquaintance of young virtuos and honest ladies. The fear to be hated[1]) by them makes us fly many excesses seducing by his outward side, and therefore periculous to the Youth." Goethe ist jetzt offener als im October 1765, aber er sucht einem möglichen Missverständnisse durch eine moralisch-theoretische Erwägung vorzubeugen. Man vergleiche noch VII, 53 f., wo er von seinen Leipziger Damenbekanntschaften Mdlle Breitkopf, Mlle Taenert, ihre Freundin, la conseillere Böhme und ihre Freundin Madame de Ploto, la petite Schoenkopf und Mesdames Kustner — mais ce sont des gooses charakterisiert; er liebt alle, ohne sich einer ausschliesslich zu weihen, und alle sind plus bonnes que belles.

1) So muss statt des überlieferten hatred gelesen werden.

Minor that also unrecht, sich für Gretchen Wagner auf Goethes Brief an Cornelia zu berufen.

27. 10. 86.

## II. Brief und Gedicht.

In allen Epochen der Goethischen Entwickelung lassen sich Parallelen zwischen seiner Dichtung und den momentansten Aeusserungen seines Gefühles, welche uns erhalten sind, seinen Briefen nämlich, entdecken. Wir dürfen wol annehmen, dass ihn beim niederschreiben des Briefes ein poetisches Motiv packt. Er fixiert es flüchtig in Briefform, aber es bleibt in ihm lebendig, es arbeitet in ihm so lange, bis er es auch als Dichter gestaltet. Die Beobachtung kann jeder an sich selbst machen: es blitzt eine poetische Idee vor uns auf, wir finden plötzlich etwas, das dichterischer Bearbeitung fähig wäre, doch fehlt uns die Fähigkeit, welche den Dichter ausmacht, die Idealisierung vorzunehmen und die Idee zu gestalten. Der Dichter wird noch viel häufiger in jenem Falle sein, darum müssen in ihm lebendig werdende Keime zu Gedichten oftmals verkümmern. Nur mitunter gelingt es ihm, solche Keime ausreifen zu lassen, und dann finden wir einen deutlichen Einklang zwischen Brief und Gedicht. Freilich braucht nicht alles zu stimmen, auf dem Wege vom erschauen des poetischen Motivs bis zu seiner künstlerischen Gestaltung wird mancherlei zuwachsen oder wegfallen, es können auch zwei Motive in einander fliessen. Aber als wesentlich wird immer gelten müssen, dass die Briefe das frühere, die Verse das spätere sind, dass wir nicht umgekehrt im Briefe das Citat eines wieder in Prosa aufgedröselten Gedichtes vorliegen haben. Unsere grossen Dichter citieren überhaupt ihre Gedichte sehr selten, Schiller noch häufiger als Goethe. Dieser höchstens zu humoristischen Zwecken. Z. B. „doch sagt ein groser Dichter: Ein Herz das Einen liebt, kann keinen Menschen hassen“, so citiert selbst der 18jährige Goethe schon Worte seiner Amine[1]) (Goethe-Jahrbuch VII, 90).

1) Doch werden Gedichte eingelegt, Goethe behauptet sogar VII, 38: je ne fais presque plus de vers qu'en voulant embellir quelques fois les lettres à mes amis, qui selon leur vieille bonté les croient toujours admirables.

Vielfach können wir das hervorgehobene Verhältniss zwischen Brief und Gedicht bei Goethe beobachten. Auch die erst jetzt bekannt gewordenen Briefe Goethes aus Leipzig zeigen uns zwei wichtige Fälle.

Am 11. Mai 1766 schreibt er an seine Schwester Cornelia (Goethe-Jahrbuch VII, 33): „Any words[1]) of myself. Sister I am a foolish boy. Thou knowst it; why should I say it[2])? My soul is changed a little. I am no more a thunderer as I was at Francfort. I make no more: J'enrage. I am as meek! as meek! Hah thou believest it not! Many time I become a melancholical one. I know not whence it comes. Then I look on every man with a starring owl like countenance. Then I go in woods, to streams, I look on the pyed daisies on the blue violets, I hear the nightingales, the larks, the rooks and daws, the cukow; And then a darkness comes down my soul; a darkness as thik as fogs in the October are."

Seine Stimmung wechselt (VII, 35): „Often Sister I am in a good humor. In a very good humor"; dann überkommt ihn wieder seine Melancholie, da starrt er die Leute mit eulenähnlichem Gesicht an. Wem fällt dabei nicht das Gedicht aus dem Leipziger Liederbuche: „Der Misanthrop" ein:

A. Erst sitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frey; (a good humor)
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bey.

B. Sie fragen, was das sey? (I know not whence it comes)
Lieb oder lange Weile.

C. Ach sie sinds alle zwey.

Der Schluss mit seiner ironischen Pointe fehlt im Briefe noch, durch ihn wurde das Motiv erst künstlerisch abgerundet. Es erweitert sich also, ganz wie wir früher sahen, das im

1) So statt des im Goethe-Jahrbuch gedruckten worlds zu lesen.

2) Es fehlt das not, das wir erwarten, also etwa shan't st. should. Goethe meint doch: ich bin ein närrischer Kerl. Du weisst es, warum sollte ichs daher nicht sagen.

Briefe zuerst angedeutete Motiv auf dem Wege zum Gedicht. Mit dem Titel können wir einen Ausdruck in der Beilage zu unserem Briefe: „A Song over the Unconfidence towards my self. To Dr. Schlosser“ vergleichen: a peevish boy. In dem Gedichte „Liebe wider Willen“ (D. j. Goethe I, 107): „Mit misanthropischem Gesicht“; später im Briefe vom 2. November 1767 polemisiert er einmal gegen den Misanthropen: „sage der Misantrope was er will“ (VII, 94).

Ich glaube, wir können unser Gedicht danach auch datieren und zwar anders, als ich im Anzeiger VIII, 261 gethan habe. Es dürfte in Leipzig zwischen dem 11. Mai und dem 27. September 1766 verfasst sein. Im Briefe vom letzteren Tage (VII, 39) kommt nämlich Goethe nochmals auf die frühere Stelle zu sprechen und beruhigt die Schwester mit folgenden Worten: „Ce que regarde ma melancholie, elle n'est pas si forte, comme je l'ai depeinte, il y a quelque fois des manieres poetiques dans mes descriptions qui aggrandisent les faits. Pour mon visage, il ne faut pas, qu'il soit si effroyable, car entre nous, il y a des belles filles qui se plaisent a me voir.“ Hier ist das Motiv vom eulenartigen Aussehen bereits fallen gelassen, es liegt nahe, anzunehmen, dass es schon vorher poetisch fixiert worden sei.

An Behrisch schreibt Goethe den 3. Nov. Morgends (1767) mit Bezug auf einen eben eintreffenden Brief des Freundes aus Dessau (Goethe-Jahrbuch VII, 94). Behrisch hat jedesfalls über seinen Zögling gejammert und die Verhältnisse des anhaltischen Hofes geschildert. Darauf erwidert Goethe: „Ich möchte nicht Fürst seyn; er muss sich doch manchmal schämen wenn er seine Gemahlinn bedächtig ansieht, und sich ein paar Jahre zurück erinnert.“ Und nun führt er aus, wie wol der Fürst noch vor wenigen Jahren in den Armen seiner Geliebten geredet haben dürfte. Wir werden dadurch auf das Gedicht: „Der wahre Genuss“ (D. j. Goethe I, 94 ff.) geführt, das sich in den ersten Strophen an einen bestimmten Fürsten wendet: „O Fürst, lass dir die Wollust schenken“. Besonders wenn wir die älteste Fassung dieses Gedichtes (Goethe-Jahrbuch VII, 147 f.) vergleichen, tritt uns wieder die Ausführung des Motives aus jenem Briefe entgegen:

So lass dich durch die Liebe binden,
Wenn du es durch die Pflicht nicht willst.

„O wie hasse ich meine zukünftige Gemahlin" — so lässt Goethe den Fürsten sprechen — „Ich will sie heurathen, ich muss, aber mein Herz soll sie nicht haben, dir soll nichts dieses Herz entreissen, niemand und wenn es ein Engel wäre."

Goethe schickt das Gedicht am 4. December 1767 (VII, 111) als sein letztes Gedicht an Behrisch. Das Gedicht ist also zwischen dem 3. November und 4. December 1767 entstanden. Nun wird im Briefe vom 4. December freilich bloss gesagt: „Hier schicke ich dir mein letztes Gedicht. Ich halte es für gut, und es soll in den zweyten Theil meiner Wercke kommen." Aber wir werden auf unser Gedicht durch die nachfolgenden Stellen geführt. 15. Dec. 1767 (VII, 113): „Hättest du nur immer einige Erinnerungen über das Gedichte geschrieben (das mit dem letzten Briefe überschickte natürlich), du weisst ja, dass sie mir immer lieb sind. Aber die Apostrophe F** muss stehen bleiben, da kann ich dir nicht helfen. Es ist auch eine übertriebne Delicatesse von dir dass du sie ausstreichen willst"; und im Briefe vom Mertz 1768 (VII, 116) heisst es dann: „Streiche in dem Gedichte der wahre Genuss das strittige Wort aus und setze Freund dafür." Die Apostrophe F** meint zweifelsohne Fürst in Vers 3, Behrisch nimmt als Prinzenerzieher daran Anstoss und will es getilgt sehen. Goethe nennt das übertriebne Delicatesse, um dann doch nachzugeben. Aber im Leipziger Liederbuch taucht das strittige Wort wieder auf, um dann (schon für den geplanten Abdruck in den Werken 1789? der aber unterblieb Hempel 5, 337) völlig zu verschwinden. Also auch hier erstes Motiv im Brief, kurze Zeit darauf die poetische Gestaltung.

Diese Beobachtungen sind deshalb von Wichtigkeit, weil sie zeigen, wie Goethes Poesie auch während der Leipziger Zeit durchaus Gelegenheitsdichtung ist. Die Motive werden nicht ausgeklügelt, sondern ergeben sich aus seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen. Er unterscheidet sich dadurch gewaltig von den Anakreontikern, welchen er nur die Mittel abborgt (vgl. auch Minor, Zs. f. allg. Gesch. 1886 S. 623).

Wir werden aber versucht, einen Schritt weiter zu gehen:

wir benutzen Uebereinstimmungen zwischen Liedern und Briefen zu chronologischen Zwecken. Es mag nicht immer angehen, gewiss müssen Brief und Gedicht nicht gleichzeitig sein, aber wir dürfen es vermuthen.

Ich erwähne dies deshalb, weil wir für das Gedicht des Sessenheimer Liederbuches, welches später „Willkomm' und Abschied" genannt wurde, gleichfalls den Keim in einem Brief aufweisen können[1]). Freilich steht es mit der Datierung des Briefes misslich, das schwanken in den Angaben beträgt ein volles Jahr. Gemeint ist der Brief aus Saarbrück vom 27. Juni: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's Lothring'sche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fliesst. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluss in der Dämmerung so graulich und still floss und linker Hand die schwere Finsterniss des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnissvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum...... Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben!"

Das landschaftliche Material des Gedichtes ist hier schon vorhanden, Ausdrücke wie: „an den Bergen hieng die Nacht", das herausblicken aus dem Gebüsche, sind bereits geprägt, ja sogar der Abschluss „Und doch welch Glück geliebt zu werden" etc. ist wenigstens im Gegentheile schon vorgebildet. Wir können hier den Zusammenhang unmöglich leugnen und dürfen die Unterschiede nicht zu stark hervorheben. Wir haben im Briefe die Keime für das Gedicht. Der Brief ist aus Saarbrück von der lothringischen Reise an eine nicht genannte Adressatin am 27. Juni geschrieben. Wie Goedeke wahrscheinlich gemacht hat, im Jahre 1770, nicht 1771. Der Brief fiele daher vor Goethes Bekanntschaft mit Friederike, während das Gedicht ohne Friederike nicht zu denken ist. Freilich kann ich nicht umhin, den Brief den übrigen Briefen aus dem Jahre

1) Ich habe zuerst Anz. VIII, 250 auf diese Aehnlichkeit aufmerksam gemacht. Vgl. Werner, Goethes Willkommen und Abschied, Lemberg 1887.

1770 vor Goethes Besuch in Sessenheim bedeutend überlegen zu finden; ich glaube einen ganz anderen Ton, eine verhaltene Glut darin zu entdecken, welche sich ganz anders äussert als die philiströse Ehrpusslichkeit der Briefe an die Trapp, Hetzler u. dgl. Halten wir aber an der Jahreszahl 1770 fest, so bleibt uns nur die Annahme, dass Goethe das auf der lothringischen Reise aufgefangene und im Briefe vorläufig festgehaltene poetische Motiv längere Zeit mit sich herumtrug, um es endlich während des Verhältnisses zu Friederike künstlerisch zu gestalten; dabei verschwindet der Zusammenhang mit der ursprünglichen Situation. Es wird also das poetische Motiv ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Anlass verwendet.

Auch das können wir uns theoretisch völlig zurechtlegen. Es wird das poetische Motiv alles zufälligen entkleidet, idealisiert, wie Schiller das nennt, und voll und rund herausgearbeitet, bewusst oder vielleicht unbewusst. Diesen Grundsatz habe ich bei meiner Analyse des Gedichtes: „Geheimstes" angewendet (Goethe und Gräfin O'Donell S. 199—203). Goethe schreibt zuerst an den in Wien weilenden Herzog (a. a. O. S. 156): „Im Orient, wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es schon für das höchste Glück geachtet, wenn, von irgend einem demüthigen Knecht, vor dem Angesichte der Herrinn gesprochen wird und Sie es auch nur geschehen lässt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde derjenige hingerissen werden, dessen Sie selbst erwähnte! Möchte ich doch allerhöchsten Ortes nur manchmal nahmenweise erscheinen dürfen." Wir wissen, worauf Goethe anspielt (vgl. v. Loepers Anm. bei Hempel IV, 57). Schehab-ed-din pilgert 628 auf den hl. Berg Arafat und betet dort vor allem Volk und spricht in seiner Demuth: „Glaubst du, bei Gott den Rang einzunehmen, den diese Leute dir zuschreiben? Glaubst du, dass heute nach dir Nachfrage ist vor dem Gegenstande deiner Liebe?" Scheich Faredh erscheint und ruft: „Angenehme Nachricht deinem Herzen! Lege deine Kleider ab; es ist Nachfrage nach dir gewesen vor dem Gegenstande deiner Zärtlichkeit, trotz aller deiner Unvollkommenheit!" Goethe hat in seinem Citate geändert; es ist von Gott die Rede, Goethe wendet es auf die Herrin an, das ist die Kaiserin Maria Ludovica; es ist von

einer Nachfrage die Rede, Goethe schwächt das, erwähnt nur das nennen des Namens und stellt die andere Möglichkeit als eine unerhörte Steigerung der Gnade hin. Goethe hat also die poetische Sage bereits gewendet, um sie auf einen bestimmten Fall beziehen zu können. Wieder anders hat Goethe das poetische Motiv im Maskenzug von 1818 aufgefasst, wenn er das Epos sprechen lässt (XI, 1, 329):

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird gesprochen,
Sei es dir zum höchsten Lohne!

Solchen Augenblick verehre,
Wenn das Glück dir solchen gönnte!"
Also klingt vom Oriente
Her des Dichters weise Lehre.

Hier also wird das Motiv ausgedehnt auf Kaiser und vielgeliebte, dagegen auf das nennen des Namens eingeschränkt, die Steigerung fehlt. Die Tragoedie bezeichnet die Verse als ein Citat aus einem orientalischen Dichter. Im West-östlichen Divan (V, 57) heisst es nun:

Wisst [l. Wisset?] ihr, wie Schehâb-ed-din
Sich auf Arafat entmantelt;
Niemand haltet ihr für thörig,
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaisers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird gesprochen,
Sei es dir zu höchstem Lohne!

Darum war's der höchste Jammer
Als einst Medschnun sterben wollte,
Dass vor Leila seinen Namen
Man forthin nicht nennen sollte.

Hier kommt ein neues Motiv hinzu, ausdrücklich wird nun „Vielgeliebte" mit Leila parallelisiert, was nur den Sinn haben kann, dass neben dem höchsten Herrn der Erde, dem Kaiser, das für den liebenden höchste, seine vielgeliebte nämlich, aufgeführt werden soll. Es ist also das ursprüngliche Motiv wieder anders gewendet und die frühere Beziehung

auf die „Herrin“, die Kaiserin Maria Ludovica, getilgt. Es ist das Motiv zu einer Sentenz geworden, man könnte sagen, es ist damit die Idealisierung auf die Spitze getrieben, denn die Sentenz ist eben das allgemeingiltige, abgelöst von allem besonderen. Im Briefe finden wir erst den Anfang der Idealisierung: „Herrin“ verweist deutlich auf die Kaiserin, welche dann gleichsam die Exemplificierung des allgemeinen Satzes ist. Im Maskenzuge dagegen erscheint die Sentenz abgeschlossen: Kaiser und vielgeliebte bilden das positiv- und das relativhöchste der Erde, dann wird die Sentenz durch die auftretenden Dichter Weimars exemplificiert:

> Glücklich preisen wir die Guten
> Die wir jetzt zu nennen wagen,
> Die in kurz vergangnen Tagen
> Weggeführt des Lebens Fluthen.

Endlich im West-östlichen Divan: die Sentenz wird durch Medschnun und Leila exemplificiert.

Ich möchte vermuthen, dass Goethe das Motiv zu einem Spruche verdichtet hatte, den er als kleines ganzes festhielt:

> Wenn vor deines Kaisers Throne,
> Oder vor der Vielgeliebten
> Je dein Name wird gesprochen,
> Sei es dir zum höchsten Lohne!

Wie etwa den Spruch: „Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz“ (IV, 54), den er dann ohne nähere Verbindung an das Gedicht „Ergebung“ anschloss. Ich werde auf diese Vermuthung gebracht, da unsere Strophe, was bisher übersehen wurde, metrisch aus dem Zusammenhange fällt. Alle Strophen des Gedichtes „Geheimstes“ zeigen den Reim im zweiten und vierten Verse, unsere Strophe dagegen im ersten und vierten. Goethe nahm also eine fertige Strophe ins Gedicht auf.

Ich halte daher an der Meinung fest, das Gedicht „Geheimstes“ habe trotz der Aehnlichkeit mit dem Briefe keine Beziehung auf die Kaiserin Maria Ludovica, und werde durch Düntzers Polemik gegen mich in seinem Schriftchen „Goethes Verehrung der Kaiserin von Oesterreich“ 1885 S. 90—94 in dieser meiner Ansicht nur bestärkt. Düntzer weiss zwar alles

besser — das ganze genannte Heft zeigt meinem Buche gegenüber das oft kleinliche streben, alles besser zu wissen —, aber das bessere ist leider des guten Feind. Auch will mich bedünken, dass wir das Verständniss unseres Gedichtes durch die Deutung auf die Kaiserin nicht im geringsten fördern. Nun gar bei der Auffassung von „Schwäger", welche Düntzer S. 92 vorträgt: die Neuigkeitskrämer fragen, „wer seine geliebte sei, um ihm zu beweisen, dass diese auch andere liebe"; traut jemand Goethe die — gelinde gesagt — Tactlosigkeit zu, so das auftreten der verehrten Kaiserin einzuleiten, noch dazu der Kaiserin, welche zur Zeit, als Goethe das Manuscript des Divan zusammenstellte, bereits todt war? Das leuchtet mir eben nicht ein. Wir können unser Gedicht von dem andern desselben Buches: „Genügsam" nicht trennen, dieselbe Bescheidenheit und Demuth des Dichters in beiden: will nun Düntzer auch das Gedicht „Genügsam" auf die Kaiserin beziehen? Ich glaube nicht, vgl. S. 91 seines Heftes. Ich hoffe zwar nicht ihn zu überzeugen, bin aber zufrieden, wenn ich andere überzeugt habe.

1. 11. 86.

### III. Goethes Aussehen im Jahre 1832.

Es ist zwar bekannt genug, dass Goethe sich merkwürdig gut erhalten hatte, trotzdem wird das nachfolgende charakteristische Zeugniss dafür von Interesse sein, schon wegen des Schreibers und der Adressatin. Grossherzog Karl Friedrich von Weimar meldet nämlich der Gräfin Titine O'Donell am 29 de Fevrier 1832:

„Ms. de Goethe, que Vôtre Excellence honore de sa — Bienveillance, se porte etonnement bien. A le voir Vous le prendriez pour un Homme de soixante-Ans bien compté et .... helas ... c'est un Vieillard plus qu'octogenaire. Il prend plus que jamais garde a sa santé et l'on préservent a lui menager toute Impression desagréable. Dans le Monde civilisé il n'existe guerres de Maison ou l'on parle aussi peu Guerre et Choléra, que dans celle de Goethe."

Gräfin Titine O'Donell war die Enkelin des Prinzen de Ligne und die Gemahlin des Grafen Moriz O'Donell von

Tyrconell. Ihr widmete Goethe zu ihrer Hochzeit 1811 die Hammerschen Zeichnungen nach seinen Skizzen, von welchen der im Goethe-Jahrbuch VII, 181 veröffentlichte Brief vom 25. September 1810 handelt.

Der Brief des Grossherzogs ist im Besitze des Grafen Moriz O'Donell zu Lehen nächst Salzburg.

4. 10. 86.

### IV. Hasen laufen lassen.

Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit (XX, 149): „*Wir liessen einen Hasen nach dem andern laufen (dies war unsre sprichwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch sollte unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden).*“ Im Deutschen Wörterbuch IV, 2, 530 wird angeführt, dass Hase als Bild für eine Schnurre, einen närrischen lustigen Streich dient, und dazu eine Stelle aus Müllers Siegfried von Lindenberg citiert. Sanders I, 699 erinnert an den Jagdausdruck „Wechselhasen“, und von Loeper (XX, 220) stimmt ihm bei.

Der Sinn wird jedoch besser durch eine Geschichte erklärt, welche sich in „*Frag vnd Antwort, Konig Salomonis vnd Marcolphi*“ findet (vgl. Goedeke I$^2$, 347 f. Die Stelle gedruckt bei H. Merkens, Deutscher Humor alter Zeit. Würzburg 1879 S. 559 f.).

*Hie liess Marcolphus einen Hasen lauffen, vnd die Hunde lieffen dem Hasen alle nach.*

Vnd Marcolphus gienge hin vnnd kauffet ein lebendigen Hasen vnd verbarg jn heimlich vnder sein kleider vnd gienge wider ghen Hof, vnnd da jhn die Diener sahen, hetzten sie die Hund an jhn vnd meinten, sie sollten jn zerreissen. Da liess Marcolphus den Hasen lauffen, zuhandt verliessen jhn die Hundt vnd lieffen dem Hasen nach: also kam er vor den König; vnd als jhn der König sahe, sprach er: „Was jagen die Hunde?“

Marcolphus: „Das, das sie fleuhet.“

Salomon: „Was ist das, das sie fleuhet?“

Marcolphus: „Das sie jagen.“

Hier ist der Ausdruck ganz ähnlich gebraucht, und Goethe kann sehr wol unter den anderen Volksbüchern, welche während

der Messe zu haben waren, auch den Salomon und Markolph gelesen haben, da von demselben ein Frankfurter Druck existiert (ihn hat Merkens a. a. O. benutzt). Als Unterstützung dieser Ansicht kann gelten, dass Salomon (Merkens S. 552) sagt: „*Wer stehet, der sehe, dass er nicht falle*“. Freilich kann Goethe diesen Vers (Beherzigung) auch aus einer anderen Quelle (vgl. Loeper I 296) kennen gelernt haben.

22. 11. 86.

### V. Der Wanderer.

Schon Minor ist in den Studien zur Goethe-Philologie S. 44 ff. dem Motive nachgegangen, welches Goethe in seinem Wanderer (D. j. Goethe II, 7 ff.) behandelt hat. Wir begegnen diesem Motiv auch in einer Idylle Gessners: „Daphnis und Micon“ (II, 121 ff.). Es ist ein Gespräch zwischen diesen beiden Hirten; Micon ist fremd in der Gegend. Sie gehen zusammen, plötzlich fragt Micon: *Aber sage mir, Daphnis, was ich da sehe. Marmorsäulen liegen im Sumpfe, und Schilf und Unkraut schlägt sich drüber. Sieh ein zerfallnes Gewölbe von Epheu über und überschlungen, und Dornen wachsen aus jeder Ritze.* Daphnis erwidert: *Ein Grabmal wars.* Nun wird dies weiter ausgeführt: *Sieh da liegt die Urne im Schlamm. Bilder scheinen aus ihren Seiten hervorzuspringen: Fürchterliche Krieger sinds und tobende Pferde; sieh, mit ihren Hufen zertreten sie Männer, die verwundet zu Boden stürzen* ... Der Contrast zwischen Krieger- und Hirtenleben wird in Gessnerscher Weise gestaltet. *Was bleibt nun von seiner fürchterlichen Grösse?* ... Daphnis führt den Fremden dann zu seiner Hütte. *Hier Freund, gehe diesen Fusssteig durch die Wiese, hier an dem mit Hopfen behangenen Gränzgott vorbey* .... sie gehen, *und der Weg führte sie in die stillen Schatten fruchtbarer Bäume, in deren Mitte eine bequeme Hütte stund* ... Daphnis bewirthet den Fremden mit Früchten und Wein. Dann erneuern sie das Andenken an den Vater Daphnis', der diese Hütte gebaut und die Gegend fruchtbar gemacht hat.

Die Aehnlichkeit ist ziemlich gross, obwol Goethe das Motiv in der herrlichsten Weise vertieft hat. Ich will auch nicht behaupten, dass ihm bei der Abfassung des Gedichtes

die Idylle Gessners vorschwebte, allein die Anregungen, welche der Dichter bei der Conception seines Gedichtes empfängt, setzen sich aus so mancherlei Zufälligkeiten zusammen, dass wir trachten müssen, alle Einzelheiten zu erforschen.

Für die Scene am Brunnen im Werther (D. j. G. III, 237 ff.) verweise ich auf Gessners Idylle „Mycon"[1]) (II, 109).

17. 1. 87.

### VI. Tom Jones als Goethes muthmassliches Vorbild.

Zu dem Gedichte „Vertrauen" (Loeper II², 200) bemerkt der Herausgeber S. 465: „Anlass und Zeit der Entstehung sind unermittelt". Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, dass in Fieldings Tom Jones im 12. Capitel des 7. Buches (Neu übersetzt. Nürnberg bey J. G. Lochner u. Grattenauer 1780 II, 194 f., mir ist hier leider das Original nicht zugänglich) eine Scene geschildert ist, welche ganz ähnlich wie der Dialog in unserem Gedichtchen verläuft. Tom Jones befindet sich unter den Soldaten an der Mittagstafel; da die Reihe an ihn kommt, eine Gesundheit auszubringen, nennt er seine theuere Sophia und nahm umsoweniger Anstand das zu thun, *da er es für ganz unmöglich hielt, dass einer von der gegenwärtigen Gesellschaft die Person, die er im Sinne hatte, errathen würde.* Der Lieutenant ist mit dem Vornamen nicht zufrieden, und so sagt Jones nach einigem Bedenken: *Miss Sophia Western.* — *„Das ist eine Gesundheit, die ich mit der meinigen nicht in einer Reihe trinken werde, erklärte sich Fähndrich Northerton, wenn nicht jemand für die Schöne gut sagt, der sie gilt. Ich kenne eine Fieke Western, sagte er, bei der fast alle junge Kerls in Bath gelegen, und vielleicht ist das eben das Mensch." Jones versicherte*

1) Ich beziehe wie Minor a. a. O. das von Goethe am 11. Mai 1767 (Goethe-Jahrbuch VII, 58) charakterisierte Werkchen „Mikon" auf die Erzählung in Dichtung und Wahrheit (XXI, 62) von einer Idylle, die er in Leipzig verfasste. Mycon erscheint bei Gessner viermal (Schriften, Zürich 1782 II, 12. 92. 107. 121), immer ist damit eine edle Person gemeint, seine Geliebte heisst Daphne. In der einen Idylle (S. 107 ff.) erscheint er als besonderer Pfleger von Bäumen. — Das von Goethe in Versen behandelte Motiv begegnet in Gessners Schäferspiel Evander und Alcimna I, 2 (II 152), vgl. D. j. Goethe I, 64. 270 und Minor-Sauer, Studien S. 39 f.

*ihn auf das feierlichste des Gegentheils, und versicherte, dass das junge Frauenzimmer, das er meinte, eine Person von grossem Stande und Reichthum wäre. — „Ja, ja, das ist sie auch, hohl mich der Teufel! 's ist eben das Mensch und keine andere. Sechs Bouteillen Burgunder will ich verlohren haben, wenn sie Tom French von unserm Regimente nicht, in was für ein Weinhaus wir wollen, in Bridgesstreet in unsere Gesellschaft bringen soll." Er fuhr darauf fort, ihre Gestalt auf das genaueste zu beschreiben, (denn er hatte sie bei ihrer Muhme gesehen) und endigte damit, dass er sagte, ihr Vater hätte ein grosses Gut in Sommersetshire.*

Fielding fährt fort: *Die Zärtlichkeit der Liebenden kann den geringsten Scherz mit dem Namen ihrer Geliebten übel verdauen. Gleichwohl rächte Jones, so sehr er auch Liebender und Held oben drein war, diese Beschimpfungen nicht so hastig, als er vielleicht hätte thun sollen. Die Wahrheit zu sagen, da ihm nur noch wenig von dieser Art des Wizzes vorgekommen war, so verstand er ihn auch so bald nicht, und war lange Zeit immer der Meinung, Northerton verwechselte wirklich seine Gebieterinn mit einer andern.* Er verweist also dem Fähndrich noch einmal seine Bemerkungen, er lasse mit dieser Dame nicht Scherz treiben. — *„Scherz treiben? sagte der andere, mich soll der Teufel hohlen, wenn ich je in meinem Leben mehr im Ernste geredet habe. Tom French von unserem Regimente hatte sie und ihre Muhme zu Bath zu seinem Befehle." — „So muss ich Ihnen denn auch in allem Ernst sagen, rief Jones, dass Sie einer der unverschämtesten Schurken auf Gottes Erdboden sind."* — Diese Worte haben zur Folge, dass der Fähndrich ihm *mit einer ganzen Ladung Flüchen, eine Bouteille an den Kopf schmiess, die ihn ein wenig über den rechten Schlaf traf, und ihn sogleich zu Boden stürzte.*

Nun betrachte man unser Gedichtchen:

A. Was krähst du nur[1]) und thust so gross?<br>
B. „Hab' ich doch ein köstlich Liebchen!" —<br>
A. So weis' mir sie doch! Wer ist sie denn?<br>
Die kennt wohl manches Bübchen!

---

1) Nur für das überlieferte mir schlug ich Goethe-Jahrbuch I, 384 vor, v. Loeper S. 465 spricht sich dafür, Frhr. v. Biedermann Archiv XII, 617 dagegen aus.

B. „Kennst du sie denn, du Lumpenhund?" —
A. Das will ich grad' nicht sagen;
Doch hat sie wohl auch zu guter Stund'
Dem und jenem nichts abgeschlagen.

B. „Wer ist denn der Der und der Jener denn?
Das sollst du mir bekennen!
Ich schlage dir gleich den Schädel ein,
Wenn du sie mir nicht kannst nennen!"

Die Schlussstrophe, welche das Motiv anders als bei Fielding abrundet, gehört nicht mehr hieher. Das Gedicht erschien zuerst in der Ausgabe von 1815, vielleicht hat sich Goethe in der Zeit von 1808 einmal mit Tom Jones beschäftigt, d. h. in der Zeit, als er seine Selbstbiographie schrieb. Dieser Einfall kam mir, weil Fielding im ersten Capitel des achten Buchs, wo er sich über das wunderbare auslässt (II, 248), sagt: *denn, wie ein Genie vom ersten Rang im fünften Kapitel vom Erhabenen bemerkt: „die grosse Kunst aller Poesie ist, Dichtung und Wahrheit zu vermischen, um das Glaubliche mit dem Wunderbaren zu vereinigen."* Ich erwähne diese Stelle beiläufig, weil sie den Belegen für den Titel: Dichtung und Wahrheit einen bisher unbekannten hinzufügt.

29. 1. 87.

### VII. Eine Parallele zu Faust I, 29.

Zu diesen Versen hat D. Jacoby I, 199 die entsprechenden Zeilen aus dem Gedicht an Merck (D. j. G. III, 156 f.) citiert. Ich mache noch auf das Epigramm „Problem" (Loeper II², 206) aufmerksam, das wir freilich nur bis 1810 zurückverfolgen können.

*Warum ist alles so räthselhaft?*
*Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft;*
*Das Wollen will, die Kraft ist bereit*
*Und daneben die schöne, lange Zeit.*
*So seht doch hin, wo die gute Welt*
*Zusammenhält!*
*Seht hin, wo sie auseinanderfällt!*

Diese Zeilen könnte man geradezu für ein Paralipomenon des Faust halten; ich möchte sie daher bedeutend früher datieren.

28. 1. 87.

## VIII. Zwei Conjecturen.

### a) Zu Loeper II², 187.

In der ersten Palinodie muss der 3. Vers gelesen werden

Du hältst die Nase, Haug

um den Reim auf Opferrauch herzustellen; auch in der zweiten Palinodie wird Vers 6 Herr Hauch (für Haug) eingeführt. Dass diese Conjectur erlaubt ist, beweist ausser dem mangelnden Reim der Gedankenstrich: du hälst die Nase zu —, was bei Goethe wiederholt das Zeichen einer unterdrückten Lesart ist. Freilich verhehle ich mir nicht, dass in Haugs Gedicht, welches die Palinodie veranlasste, im Vers 5 (Düntzer Erl. 558): „Und hielt die Nase mit der Linken zu (: du)“ steht.

28. 1. 87.

### b) Zu Loeper II², 204.

Im 16. Verse des Gedichtes „Jahrmarkt zu Hünfeld den 26. Juli 1814“ ist überliefert: „Und hatten keine Ehre eingelegt“; nach dem vorangegangenen Verse: „Beutel und Scheuer war gefegt“ möchte ich die Schreibung Aehre vorziehen. Die seltenere, aber nicht unerlaubte Verbindung Aehren einlegen (vgl. Grimm WB. 3, 224 sub 5 Früchte einlegen = in die Scheuer führen) wurde vom Schreiber in die gewöhnlichere Ehre einlegen verwandelt. Auch in Vers 18 muss eine Verderbniss stecken, so dass die Conjectur nichts unerhörtes ist.

28. 1. 87.

# Goethes Gedicht an Fräulein Casimira Wołowska.

Von

Paul Emil Richter.

Als Goethe sich im Jahre 1823 in Marienbad befand, bat ihn die schöne und anmuthige, aber zu Schwermuth geneigte und häufig von ihrem Tode redende Casimira Wołowska, die unverheiratete Schwester der Clavierspielerin der Kaiserin von Russland Szymanowska, um einige Zeilen für ihr Stammbuch, und er kam ihrem Wunsche nach, indem er ihr das obengenannte Gedicht widmete. Es lautet:

„Dein Testament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniss nach Vermächtniss ausgespendet,
Zufrieden jeder seinen Theil zu haben.
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachtest,
So wär' es der, dem Du Dich ganz vermachtest."

Marienbad, den 18. August 1823. Goethe.

In der zu dem Gedichte gehörigen Anmerkung erklärt Goethe: „Ein geistreicher Freund schrieb in ihr Stammbuch ein Testament, worin sie ihre höchst liebenswürdigen Eigenschaften und Vorzüge einzeln und an verschiedene Personen vermacht. Der Scherz konnte für sehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils gesteigerte Vorzüge derselben andeutete, und ich schrieb dieses Gedicht unmittelbar in jener Voraussetzung."

Wer der geistreiche Freund war, und wie das Testament lautete, darüber gab (und zwar ohne auf den in der „Gegenwart" vom 14. August 1886 abgedruckten Aufsatz Robert Falcks: „Graf Rastopschin [so!] und Goethe" hinzuweisen, der, wie sich erst während der Correctur gegenwärtiger Mittheilung

herausgestellt hat, offenbar die Quelle des Pariser Blattes gewesen ist) die am 31. October 1886 in Paris erschienene Nr. 20 der Gazette anecdotique Aufschluss.

Der Verfasser jenes Testamentes war kein anderer als der Graf Rostopschin, sonst litterarisch nur bekannt durch seine Schrift über den Brand von Moskau und seine aus 14 Capiteln von je einigen Zeilen bestehenden Memoiren, deren charakteristische „Epitre dédicatoire au public" mit den Worten anhebt: „Chien de public! organe discordant des passions" etc. (Diese Memoiren sollen sich jetzt, nach der „Gegenwart", im Besitze der Familie Galitzin befinden.) Ein Verächter der Menschheit im allgemeinen fand er sich doch durch die Liebenswürdigkeit der Casimira Wołowska bewogen, aus seiner Unzugänglichkeit herauszugehen, und schrieb, wie folgt, in ihr Stammbuch:

Testament, ou les premières et dernières volontés d'une jeune personne à qui l'on a persuadé qu'elle va mourir.

---

1. Étant réduite à l'extrémité par trop de santé, et sentant approcher Madame la Mort de mon lit, où je dors tranquillement, je dicte mes volontés en nommant pour mon exécuteur testamentaire dans ce monde M. Rossini, et dans l'autre M. Haendel.

2. Je lègue mon esprit à la première jeune personne qui aura perdu le sien.

3. Mon âme aux égoïstes.

4. Mon coeur aux riches.

5. Mon amitié pour ma soeur à ses enfants.

6. Mes yeux aux jeunes filles qui passent inaperçues dans le monde.

7. Mes dents aux femmes laides à faire peur.

8. Mon teint aux Albinos.

9. Ma tournure aux orphelines sans dot.

10. Mon regard aux mères malheureuses qui ont à solliciter des grâces pour leurs enfants.

11. Ma cruche où je bois l'eau de Carlsbad, au premier roi qui y viendra.

Signé: Casimira Wołowska.

Pour copie conforme:

Fédor, comte Rostopchine.

Le 19 Juillet 1823. Au cap de Bonne-Espérance.

---

Nach dem lesen dieses Testamentes schrieb Goethe das obenstehende Gedicht, das die hocherfreute Empfängerin leider wegen Unkenntniss der deutschen Sprache nicht verstand. Als sie dies Goethe mittheilte, versprach er ihr eine Uebersetzung des Gedichtes zu machen, soll aber zu der Schwester Szymanowska geäussert haben: „Ce sera la première fois de ma vie que pareille chose m'arrive.“ Tags darauf schrieb Goethe unter seine deutschen Verse:

Ton testament distribue les dons précieux
Dont la nature perfectionna ton être,
Legs sur legs généreusement désignés.
Chacun est très content du lot qui lui est échu.
Mais, si c'était l'intention de rendre heureux,
Celui-là le serait à qui tu voudrais léguer l'ensemble.

---

# I. Vier Briefe Schillers. II. Böttigers Briefe an Schiller.

Mitgetheilt

von

ROBERT BOXBERGER.

## I.

### 1. An W. G. Becker in Dresden[1]).

Weimar, 18. März 1802.

Hier, mein verehrter Freund, übersende ich Ihnen einige Kleinigkeiten[2]), die Ihnen bloss meinen guten Willen an den Tag legen sollen. Andre Beschäftigungen haben mich nicht dazu kommen lassen, mich auf dem lyrischen Felde zu ergehen, und das wenige, was diesen Winter entstand, habe ich noch zwischen Ihnen und Cotta teilen müssen.

Es wird gut sein, wenn Sie diese Kleinigkeiten nicht in Einer Folge abdrucken lassen, sondern unter fremden Arbeiten zerstreuen.

Lassen Sie mich Ihrem freundschaftlichen Andenken bestens empfohlen sein.

Schiller.

### 2. An Böttiger?[3])

Weimar, den 27. Jänner 1803.

Da ich von diesem Jahr an den Merkur in einer Journal-Gesellschaft[4]) zu lesen bekomme, so stelle ich Ihnen dieses erste Stück

1) Die Adresse ergibt sich aus Kalender S. 120. Der Brief gieng durch Körners Hände. Ebd. Vgl. Briefwechsel mit Körner IV, S. 276. Das Original ist im Besitz von Fräulein Marie Zervas in Dresden, die mir den Abdruck gütigst gestattet hat. Es stammt aus Krauklings Auction, Katalog S. 50 No. 1500.

2) „Sehnsucht", „Die Gunst des Augenblicks", „Dem Erbprinzen von Weimar", erschienen in Beckers Taschenbuch für 1803.

3) Besser weiss ich den Brief nicht zu adressieren, der im Kalender, wie alle Briefe von Haus zu Haus, nicht verzeichnet ist. Böttiger gab von 1790 bis 1810 mit Reinhold und Wieland den „neuen deutschen Mercur" heraus. Das Original dieses und der beiden folgenden Briefe ist im Besitz des Herrn A. Meyer Cohn, Banquier in Berlin, der mir mit grösster Freundlichkeit Abschriften davon zugeschickt und den Abdruck gestattet hat.

4) Vgl. Briefwechsel mit Goethe, Vollmers Ausgabe II, S. 460.

des neuen Jahrgangs, mit meinem verbindlichsten Dank für Ihre mir bisher gezeigte Gefälligkeit wieder zu und bitte Sie, von mir beiliegendes Werk als ein Zeichen meiner achtungsvollen Dankbarkeit anzunehmen[1]).

### 3. An Buchhändler Frommann in Jena[2]).

Weimar, den 3. April 1803.

Der Druck[3]) ist vortrefflich und das Arrangement ganz nach meinem Wunsch; nur das einzige hab' ich zu erinnern, dass mir, nach besserer Ueberlegung, das Personenverzeichnis überhaupt unnötig scheint, indem sich alle Personen selbst erklären, wenn sie vorkommen. Drei leere Seiten zur Einleitung von so wenigem Text sieht auch nicht recht gut aus, besser hingegen wird sich ein leeres Blatt bloss mit der Firma des Verlegers (Cotta's Firma kann übrigens auch auf den Titel kommen) und Druckers am Ende und hinter dem Text ausnehmen. Mein Rat wäre daher, das Blatt mit dem Personenverzeichnis zu unterdrücken und es für den Schluss aufzusparen.

Einen einzigen Vers habe geändert, weil ich vergessen hatte, es hier im Mskrpt. noch zu thun. Es ist wegen einer Stelle, die den Russen hätte anstössig werden können[4]).

In 2 oder 3 Tagen geht eine Gelegenheit nach Italien von hier ab, die sich vielleicht in Monaten nicht wieder findet. Ich wünschte einem dortigen Freund[5]) einen Abdruck dieses Gedichts mitsenden

---

1) Vielleicht der 4. Theil seiner „Kleineren prosaischen Schriften“, Leipzig, Crusius, 1802.

2) Kalender S. 189. Vgl. Briefwechsel mit Cotta S. 554. In dem „Katalog der Autographen-Sammlung M. Cohns“, Berlin 1886, S. 47 No. 8, ist als Adressat irrthümlich Cotta angegeben.

3) Der „Huldigung der Künste“.

4) Jedesfalls der Vers 176, Goedekes kritische Ausgabe XV, 1, S. 10: „Er macht den Sklaven frei und menschlich selbst den Wilden.“ So findet sich der Vers im ersten Druck und in dem Petersburger Exemplar (Hempels Ausg. VI, S. 152); in den übrigen Ausgaben und auch in Schillers Mscr. im Staatsarchiv zu Weimar lautet der Vers: „Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden“, der also später wiederhergestellt, resp. dessen Veränderung bei den erneuten Drucken unberücksichtigt geblieben ist.

5) Wilhelm von Humboldt, preussischem Gesandten in Rom; vgl. Schillers Brief an diesen vom 2. April 1805. Die Gelegenheit war die Reise der Herrn von Herda nach Rom. Vgl. Caroline von Humboldt an Frau von Schiller, Rom, den 8. Juli 1805 (Urlichs, Ch. v. Schiller und ihre Freunde II, S. 201): „Die Briefe, die ihr Lieben den

zu können, und wäre sehr erfreut, wenn Sie mir ein solches Exemplar wie diesen Revisionsbogen wollten abziehen und auf den Sonnabend zukommen lassen.

Mit aller Achtung verharre

E. Wohlgeb.
ergebenster Diener
Schiller.

4. An Fritz von Stein in Breslau[1]).

Weimar, den 13. April 1805.

Der Schauspieler Cordemann, der vom hiesigen Theater nach Breslau abgeht und mich um ein Empfehlungsschreiben dahin bittet, giebt mir eine zu angenehme Gelegenheit an die Hand, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, als dass ich sie nicht mit Freuden ergreifen sollte. Also nicht deswegen, weil ich Sie als einen Patron der Schauspieler kenne, sondern weil er von Weimar und von uns kommt, glaube ich ihm eine gütige Aufnahme bei Ihnen versprechen zu können.

Meines herzlichen Anteils an dem Glücke, das Sie im Besitz Ihrer liebenswürdigen Helene[2]) gefunden, sind Sie ohne meine

---

Herrn von Herdas mitgegeben habt, sind erst jetzt in unsre Hände gekommen, weil sie durch einen Zufall länger von Rom abgehalten worden sind, als es ihr Plan war." Mit derselben Gelegenheit schrieb Schiller an den Maler Reinhart nach Rom (O. Baisch, Johann Christian Reinhart, Leipzig 1882, S. 181): „Es wäre recht hübsch, wenn Er dem Herrn von Herda aus Weimar, der diesen Brief mitnimmt und im Sommer wieder zurückreisen wird, eine schöne Landschaft mitgeben könnte." Frau von Stein schreibt an ihren Sohn Fritz (Fielitz, Briefe Goethes an Frau von Stein II, S. 386) den 2. September 1796: „Er (Goethe) sagte, er habe gar keinen Einfluss auf den Herzog, sondern ich sollte doch der Herzogin erzählen, er (Goethe) hielte es für gut, dass der Herzog Dir die Kammerpräsidentenstelle in Eisenach, im Fall Herda stürbe, verspräche." Da der Brief der Frau von Humboldt von mehr als einem Herda spricht, so wird der andere der Gemahl jener Frau von Herda sein, die in Goethes Briefen an Frau von Stein (ed. Fielitz II, S. 188) erwähnt wird, und der, nach Mittheilung des Herrn Majors O. Seidel in Erfurt, wahrscheinlich Director vom Salzwerk Wilhelm-Glücksbrunn zu Kreuzburg an der Werra war.

1) Kalender S. 190. Danach wurde der Brief den 15. abgesandt. Vgl. Meyer Cohns Katalog S. 48 No. 9. Hier vollständig.

2) Er hatte sich 1804 mit Helene Freiin von Stosch auf Gustau in Schlesien vermählt.

Versicherung gewiss. Nur dieses eine hatte Ihnen noch gefehlt, um Sie zu einem ganz glücklichen Sterblichen zu machen, alles andere, was man sich vom Himmel sonst erbitten mag, besassen Sie schon längst. Ich möchte wohl wünschen, Sie in Ihrer häusslichen Würde und Herrlichkeit zu sehen. Es freut mich nicht wenig, dass ich bei Ihrer lieben Freundin doch auch ein weniges gelte und also hoffen darf, in Ihrem Andenken fortzuleben. Das Ihrige ist immer lebendig unter uns, und ich würde es unter die Glückseligkeiten meines Lebens gerechnet haben, wenn uns der Himmel an Einem Ort und für die ganze Zukunft hätte vereinigen wollen.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund. Weimarische Neuigkeiten werden Sie von meiner Frau erfahren, und die angenehmste darunter ist, dass Ihre Mutter sich wohl befindet. Leider war Göthe diesen Winter einigemal sehr hart krank, und es ist zu fürchten, dass gefährliche Rückfälle kommen. Auch ich habe viel gelitten, aber ich bin es schon gewohnt und habe mich längst darauf eingerichtet, auch beim Kranksein leidlich zu existieren.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

## II.

## Böttigers Briefe an Schiller.

Nach den Originalen der Dresdner Bibliothek mitgetheilt.

### 1[1]).

Weimar, den 31. August 97.

Gestern erst kam ich

vom staubumwölkten Sparta an der Spree,

in mein Häuschen zurück, und fand in einem Briefe von Göthe[2]) beifolgende Inlage[3]).

Aus einem Briefe von Meier, den ich zu gleicher Zeit vorfand, schliesse ich, dass die transalpinische Wanderung doch noch vor sich geht. Meier ist völlig wieder hergestellt. Auch findet, wie mir der einsichtsvolle französische Minister in Berlin, Caillard

---

1) Erhalten den 1. September 1797. Kalender S. 49. Schillers Antwort vom 6. Sept. zuerst gedruckt in Hasses Zeitgenossen III, 6, 3/4, S. 100 = K. W. Böttiger, K. A. Böttiger. Eine biographische Skizze, S. 136.

2) Der noch nicht bekannt geworden. Er wird vom 17. August datiert sein.

3) Den Brief an Schiller aus Frankfurt vom 16./17. August. Briefwechsel mit Schiller[4] I, S. 286, vgl. mit ebd. S. 301.

genau bewiesen hat, für einen Mann, wie Göthe, durchaus kein Bedenken bei einer Italienischen Reise statt. Glück auf also. Denn die Ausbeute wird sehr ergiebig seyn.

Hirt hat noch schöne Sachen für die Horen liegen. Er empfielt sich Ihnen, so wie alles, was in Berlin unter dem grossen Hutdeckel auch einen Kopf verbirgt.

Die Erwartung auf den neuen Musenalmanach ist gespannter, als je. Man sagte in Berlin in den gelehrten Judenzirkeln, den einzigen, die dort eigentlich von Literatur sprechen, Sie und Göthe träten darin mit einer nagelneuen Dichtungsart auf, die Engel und selbst Eschenburg noch nicht protokollirt haben. Hüten Sie sich also ja vor dem altfränkischen Namen Balladen. Das würde die ganze Freude verderben.

Mit innigster Verehrung und Dienstverpflichtung

Ew. Wohlgeboren
gehorsamer Diener
Böttiger.

Voss macht noch 2 Idyllen? zu seiner Luise.

Eben brennen 2 Scheuern in der Gegend von Bertuchs Haus. Aber es hat keine Gefahr. Der Blitz zündete sie.

2.

Weimar, den 11. Oktober 1797[1]).

Jede Hore, sagt der Grieche, hat ihre eigene Gabe! Glücklich ist der, der sie alle zu empfangen und mit Danksagung zu geniessen versteht.

Hatte die Hore Ihres vorjährigen Almanachs neben den Rosen in ihrem Kranze auch einige Stachelblumen eingeflochten; so war es nicht die Schuld der Geber, sondern der Empfänger, dass nicht diese Gabe allen gleich willkommen war. Den diessjährigen Almanach wird Momus selbst nicht tadeln können. Mnemosynens Töchter haben selten etwas köstlicheres gespendet.

Ich werde ihre Gabe dankbar geniessen! Hoffentlich wird ausser dem in Teutschland unvermeidlichen Nachtrab von Nachahmertross doch auch mancher forschende Geniesser jetzt genauer das Wesen und die Bedingungen dessen, was man bis jetzt Romanze und Ballade nannte, untersuchen. Sie nannten Ihre Erzählungen Balladen, Göthe nannte die seinigen Romanzen. Ich kan diess nicht für bloss zufällig halten, und doch ist mir der Unterschied, den Sie dabey gedacht haben könnten, noch nicht ganz klar. Vieleicht

1) Kalender S. 51.

wird mir bald die Freude zu Theil, Ihnen persönlich meine Zweifel und Fragen vorlegen zu dürfen.

Darf ich die mit R.[1]) unterschriebenen Gedichte nicht unter Ihren Namen setzen? Und wer ist Luise ***?[2]) Dass K... Herr Keller in Rom sey, vermuthe ich durch einige Angaben. Die Erzählung: Der Handschuh hatte ich schon einmal in Dresden gelesen, wo Sie aber beym Ausgang den Ritter noch etwas stärker seinen Unwillen äussern liessen.

Der ehrliche Knebel, der jetzt in Nürnberg ist, hat seit seiner Abreise das Exemplar der Horen, das Ihre Güte ihm bestimmte, nicht mehr erhalten, und fragt mich darum. Ist es etwa bei Göthe liegen geblieben?

Mit unwandelbarer Hochachtung und Dankverpflichtung

der Ihrigste

Böttiger.

3.

Weimar, den 17. Oktober 1797[3]).

Endlich kann ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, dem Auftrage des Hrn. Geh. R. Göthe gemäss, Dorotheen, die Schnellvermählte und Längsterwartete zusenden. Das Exemplar in Seide ist der Frau Hofräthin bestimmt, der ich Hochachtungsvoll die Hand küsse und wohl die Frage vorlegen möchte, welche von den neun Musen, die hier erscheinen, ihr die liebste sey?[4])

Schon als mir Göthe das Gedicht zum erstenmale vorlass, wurde der Wunsch sehr lebendig in mir, dem Publikum ein Wort darüber ins Ohr zu sagen, dass Gedichte der Art, aus welchen der Geist der Homerischen Rhapsoden athmet, nicht gelesen, sondern gehört seyn wollen, und bei dieser Gelegenheit auf die nur hörbaren Schönheiten desselben aufmerksam zu machen. Unglücklicherweise zerstört die auf morgen angekündigte Ankunft der Frau von der Recke meinen Plan, Ihnen morgen selbst auf ein Stündchen aufzuwarten, und meine Ideen, für welche ich mir vieleicht ein Plätzchen in den Horen ausgebeten hätte, Ihrem berichtigenden Urtheile vorzulegen.

Noch muss ich wegen einiger vorschnellen Mutmassungen in

---

1) Von Brinckmann. Redlich, Versuch eines Chifferlexikons u. s. w. S. 41.

2) Brachmann. Ebenda. Vgl. Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers S. 226 f.

3) Kalender S. 52. Schillers Antwort vom 18. October 1797 bei K. W. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen II, S. 204 f.

4) Bis hieher abgedruckt bei Hoffmeister, Schillers Leben IV, S. 237.

meinem letzten Briefe um Verzeihung bitten. In einigen der mit R. unterzeichneten Gedichte erkenne ich nun den Hr. v. Brinkmann in Berlin, vulgo Selmar genannt.

Gönnen Sie mir Ihre fernere freundschaftliche Gewogenheit. Mit wahrer Verehrung und Dienstverpflichtung

Ihr
ganz eigener
Böttiger.

4.

Weimar, den 12. November 1797[1]).

Der brave Hirt in Berlin, der vieleicht noch die Freude erlebt, dass sein in jeder Rücksicht klassisches Monument auf Friedrich II. trotz aller Cabale aufgeführt, und dadurch in Deutschland das erste Denkmal errichtet wird, das ganz im reinen Sinne des Alterthums empfangen und geboren ist — schickt mir für Sie zum beliebigen, und wo möglich baldigen Gebrauch für die Horen seine in der Berliner Academie gehaltene Vorlesung über den Laocoon[2]) und empfielt sich Ihrem freundlichen Andenken.

Göthe ist, wie er mir schreibt[3]), binnen 14 Tagen gewiss hier. Meier bringt grosse Kunstschätze aus Italien mit. Die Aldobrandinische Hochzeit begleitet die Reisenden sogar im Reisewagen. Da wird denn hoffentlich wieder ein neuer Mittelpunct freundlicher Zusammenkunft für uns arme, isolirte Weimaraner gegeben seyn. Und da hoffe ich mit Zuversicht auch Ihnen mündlich meine aufrichtige Verehrung bezeugen zu können.

Ganz der Ihrige
Böttiger.

5.

Weimar, den 23. December 1797[4]).

Die süsse Hoffnung, Sie auf einige Wochen bey uns zu besitzen, ist leider verschwunden. Ich hatte manches schöne Plänchen darauf berechnet, das nun seinen Platz bey den Spanischen Schlössern bekommt.

---

1) Kalender S. 53, wo der Eintrag unterm 11. November also auf einem Versehen Schillers beruht, wenn nicht Böttigers Datum danach zu ändern ist.

2) Vgl. ebenda zum 15. November: „An Cotta (Hirts Laocoon)." Der Aufsatz erschien in den Horen 1797, Stück 10 No. 1.

3) Dieser Brief von Goethe (vom 8. November?) ist noch nicht zum Vorschein gekommen.

4) Kalender S. 55. Schillers Antwort in: K. W. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen II, S. 206.

Bei einer neulichen Unterredung äusserten Sie Ihre Gedanken über Schröder, und da ich wusste, wie schmeichelhaft ihm Ihr Zutrauen, dass er vieleicht die Rolle Wallensteins ausfüllen könne, seyn müsste, so sagte ich ihm etwas davon in einem meiner Briefe. Hier die Antwort, die ich Ihnen in der Absicht mittheile, um zu hören, ob er wohl vor Ostern das Stück noch bekommen könne. Hätte er es erst in Hamburg gespielt: so käme er vieleicht im Sommer selbst zu uns. Denn er hat schon in mehreren Briefen von einer Reise gesprochen. Und so etwas wäre doch der Rede noch einmal werth. Der höchste tragische Character, den unser grösster Dichter vom unbedingten Schicksal beherrschen, und doch selbstthätig auftreten lässt, vom ersten Schauspieler dargestellt.

Mit gefühltester Verehrung und Verpflichtung

Böttiger.

6.

Weimar, den 31. Januar 1798[1].

Ich werde morgen Schrödern das ehrenvolle Zeugniss schreiben, dass Sie seinem Meisterthum auf eine so schmeichelhafte Weise ertheilen, und ich weiss es, wie sehr ihn das anfeuern und begeistern wird. Das Urtheil eines Schillers wiegt ihm das Geschrei des ganzen sogenannten Publicums auf.

Ich lege Ihnen hier seine neuesten Briefe bey. Die Stelle von den unübertreffbaren Schauspielern lässt sich mit Fingern deuten und sichert uns die Hoffnung ihn Ihren Wallenstein hier in Weimar spielen zu sehen.

Meyer hat mir Ihre gütige Aufforderung bekannt gemacht, etwas über die saubern Kunstausleerungen der vulgo grossen Nation für die Horen niederzuschreiben. Ich erwarte von meinem Freund Millin aus Paris zuverlässige Nachrichten über die Ankunft und Aufstellung des italischen Kunstraubes. Diess sei für die Horen bestimmt[2].

Die aufrichtigsten Wünsche für Ihre uns allen kostbare Gesundheit!

Ganz der Ihrige
Böttiger.

Schröders Brief schicken Sie nur an die Frau v. Wolzogen zurück, damit ich auch darauf antworten kann, damit Sie nicht mit Briefschreiben belästigt werden.

---

1) Kalender S. 57.

2) Vgl. Schiller an Goethe, den 23. Januar 1798.

7.

Weimar, den 22. Februar 1799[1]).

Ich beobachte nur meine Schuldigkeit, indem ich Ihnen hier, mein verehrungswürdiger Herr Hofrath, ein Blatt des Modejournals übersende, das so eben abgedruckt worden ist. Der Strohm der in die See ausfliesst ist doch nur ein Sohn dieser See und hier ist gar nur von einem kleinen, kleinen Bächelchen die Rede.

Es schien mir gewagt und anmassend über das Kunstwerk selbst ein tiefeindringendes motivirtes Urtheil zu fällen, da man vom Theile nicht sprechen soll, ohne das Ganze zu kennen. Diess werden zu seiner Zeit schon die Meister selbst thun, die auch nur über Meister urtheilen können. So höre ich mit ausserordentlichem Vergnügen, dass Hr. v. Humboldt den zweiten Theil seiner ästhetischen Versuche diesem dramatischen Cyclus widmen wird. Wie viel wird da zu lernen seyn!

Ich habe hier nur dem Stimme gegeben, was mich bei der Aufführung selbst unwiderstehlich ergriff und zur Bewunderung hinriss, und es übrigens am meisten mit unsern gewiss braven Schauspielern zu thun gehabt. Etwas musste in diesem Journal gesagt werden. Ganz Deutschland blickt jetzt auch darum auf Weimar, weil hier unter dem belebenden Hauch der Meister ein neuer Medeischer Verjüngungsprocess mit der vor Alter, vor Gespenster- und Gewissensangst faslenden Melpomene vorgenommen wurde.

Man kann aber bei dem besten Willen und der besten Absicht sehr fehlgreifen. Darum verdiente ich doch um der Absicht willen Belehrung und Zurechtweisung.

Wir beten jetzt: Wallenstein, dein Ende komme! Möge unsere Inbrunst und Ungeduld Erhörung finden. Mit Graff habe ich vor

---

1) Kalender S. 73. „25. Februar. Von Böttiger, Modejournal." Vgl. Hoffmeister, Supplemente IV, S. 593. Schillers Antwort vom 1. März 1799 wurde zuerst gedruckt in Cottas Taschenbuch für Damen 1808, S. XIV. In der Berliner Sammlung steht sie an falscher Stelle II, 2, S. 807. Vgl. Böttiger in der Minerva 1811, S. 34. Schiller an Goethe, den 1. März 1799: „Ich kann Ihnen heute nichts mehr sagen, die Post drängt mich, und ich muss auch den Ubique [Böttiger] abfertigen." Die Nachricht, die Schiller an demselben Tage aus Kopenhagen erhalten hatte, dass man dort auf dem Graf Schimmelmannschen Privattheater „Wallensteins Lager" aufgeführt habe, und die, später bestätigte, Vermuthung, dass Böttiger das Manuscript des „Lagers" dorthin veruntreut hätte, erklären den ärgerlichen Ton in Schillers Antwort an „Ubique". Vgl. über den ganzen Handel „Archiv" IX, S. 339 ff.

einiger Zeit eine Unterredung gehabt, die mir aufs neue beweisst, dass er erst durch die zweite Vorstellung den Geist der Rolle ganz zu fassen anfing, und den hohen Forderungen, die sie ihm auflegt, immer kräftiger entsprechen wird.

Mit der lebhaftesten Dankverpflichtung für die hohen, seltenen Genüsse, die auch ich Ihnen verdanke, und der gefühltesten Verehrung

Ew. Wohlgeb.
gehorsamer Diener
C. A. Böttiger.

Weimar, den 22. Febr. 99.

Hat Cotta eine Nachricht für die Alg. Z. bekommen?

8.

Weimar, den 3. März 1799[1]).

Erschrecken Sie nicht, dass ich Sie noch mit einem Briefe heimsuche. Aber auch hier mag der Zweck das Mittel, die gute Absicht meine Zudringlichkeit entschuldigen.

Haben die jetzt herrschenden Pentarchen des Hamburger Theaters das Msct. Ihres Wallensteins verlangt und — erhalten? Vor einigen Wochen wusste Schröder noch nichts davon, dass es dahin gekommen wäre. Ich habe Ursache zu glauben, dass Schröder, der in der That von den Fünfherren sehr schnöde behandelt wird — sie wollen ein eigenes Theater ihm zum Trotze bauen — es nicht ungern sehen würde, wenn sie das Stück, was schon mit Ungestüm vom dortigen Publikum gefordert wird, geben müssten. Schröder würde nach seinen jetzigen Verhältnissen zuverlässig nicht in Hamburg darin spielen. Aber unter dieser Combination wäre es vielleicht allein möglich, ihn als Wallenstein noch einmal in Weimar zu erblicken. Noch eine Frage, die mit allem obigen in Beziehung steht: würden Sie wohl Schrödern allein und bloss zu seinem persönlichen Gebrauch eine Abschrift der ganzen Trilogie, wenn sie vollendet ist, anvertrauen?

Schreiben Sie mir hierüber ganz aufrichtig und versichern Sie sich, dass der Scheitelpunkt meiner Wünsche und Bemühungen kein

1) Kalender S. 73. Schiller an Goethe, den 5. März 1799: „Hier wieder ein Brief von Ubique [Böttiger]. Der Mensch kann doch nicht ruhen sich in andere Affairen zu mischen. Und seine schreckliche Saalbaderei über Wallenstein und die Weiber des Stücks! Ich werde mein Stück dazu nicht hergeben, Schröder's Müthlein an den Hamburger Schauspielern zu kühlen.“

anderer seyn kann, als dass diese Sonne, die warlich noch nicht so nahe am Eintauchen im Ozean ist, als viele wähnen, noch einmal vor ihrem Untergang unser Theater vergulde und den höchsten Kampf mit den oberen Mächten, den, seit die Griechen verblüheten, kein Theater so sah, in Ihrem Wallenstein uns versinnliche oder idealisire. Und dass uns dieser seltene Genuss zu Theil werde, halte ich auch heute noch für möglich.

Von Berlin erhalte ich durch einen ganz unbefangenen Mann gewiss einige Nachrichten über die schon den 18. Februar erfolgte Aufführung. Da Iffland, wie ich höre, nach der Messe in Leipzig spielen wird, so sähen wir ihn ja vielleicht auch noch als ä.[lteren] Piccolomini. Dass er die Rolle ausserordentlich hoch hält, weiss ich schon aus seinem eigenen Geständnisse.

Diesem ältern Piccolomini habe ich auf jeden Fall eine amende honorable abzulegen, und werde es zu seiner Zeit gern thun. Wie danke ich Ihnen für Ihre gütige Belehrung! Da ich das Stück bis jetzt nicht im Zusammenhange lesen und übersehen konnte: so musste ich freilich diese Rolle durch ein sehr unreines Nebelmedium sehen. Indess gebe ich Ihnen doch anheim, ob nicht der Umstand, dass er nach dem Kaiserl. Brief an Wallensteins Stelle tritt, es selbst der gehaltenen Kunst eines Ifflands schwer machen wird, uns in ihm nur den loyalen Pflichtmann des Kaisers erblicken zu lassen. Und es fodert sogar die Einheit des Interesse, die uns ja wohl über alle aristotelischen Einheiten gehn muss, dass wir ihm die Falschheit gegen den ihm sich auch vor dem Verrath so ganz hingebenden Wallenstein sehr hoch anrechnen. Aber darum hätt' ich ihn doch noch keinen Buben schelten sollen[1]). In diese Injurie konnte mich nur der fehlgreifende Schauspieler verwickeln. Auch der Gräfin Terzky habe ich offenbar zu viel gethan. Hierbei aber muss ich mich auch selbst wieder loben. Ich habe noch vor kurzem bei einer sehr hitzigen Debatte, wo man mit vielen Scheingründen schier alle überredet hatte, dass Sie besser gethan hätten, die Weiber alle aus dem Spiele zu lassen, weil alle Motifen, die durch sie hineinkommen, entweder vorausgesetzt oder bei gehöriger Andeutung der Phantasie der Zuhörer zugetraut werden könnten, nicht durch die Thekla, wohl aber durch die Terzky gesiegt. Sie kann gar nicht umgangen werden.

Wohl möchte ich von Ihnen selbst die Gründe hören, warum Wallenstein nicht früher als entschlossener, planvoller Verräther auftritt, da wir dann bei seinem Falle der Nemesis noch lieber einen Altar erbaut hätten? Der Kampf in ihm, der so herrliche Situationen veranlasst, konnte durch Hindernisse und Ahnungen hervorgebracht werden. Jemand antwortete, als diese Frage aufgeworfen

1) Vgl. Archiv IX, S. 344.

wurde: dann wäre das Stück eine Revolutionspredigt geworden, und jetzt unaufführbar gewessen. Freilich klingt das sehr lächerlich, und wurde auch, wie billig, ausgelacht. Aber gedenkbar ist mir doch auch der Wallenstein, der seiner warnenden und abrathenden Schwester die eiserne Nothwendigkeit entgegensetzt. — Doch Verzeihung wegen dieses Geschwätzes, das um so unzeitiger ist, weil unsere Neugier den Vorhang, der vor den letzten drei Acten hängt, noch nicht zerreissen kann.

Mit gefühltester Hochachtung und Verpflichtung

Ihr
ganz gehorsamer
Böttiger.

Sie nehmen gewiss auch Theil an den frohen Aussichten, die sich durch die neu aufgegangene Sonne am Bayrischen Firmament für unsern H. Major von Kalb geöffnet haben!

9.

Der H. Hofrath Wieland hat mir aufgetragen, Ihnen beifolgende Bettlerhochzeit zu schicken, die Composition seines ältesten Sohnes[1]). Ich wage es nicht Ihrem entscheidenden Kennerurtheil vorzugreifen, kann aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Aufführung des Stücks auf dem hiesigen Theater sich nicht zu grosse Schwierigkeiten entgegen stellen möchten. Durch einige Vertilgungsstriche würden gewisse Unschicklichkeiten wegfallen, die man freilich unserm Publicum in den obersten Regionen kaum bieten könnte. Trotz aller Reminiscenzen und falschen Motiven im Sentimentalen sind doch einzelne Szenen z. B. gleich die erste Unterredung, die Kitty unter vier Augen mit Harry hat, sehr fein gedacht und ausgedrückt. Wenn nur der dritte Act nicht so schwach wäre! Sollte sich aber da nicht etwas nachhelfen lassen?

Falls Sie Bedenklichkeiten haben sollten, unserm verehrten Wieland das Todesurtheil, wenn diess gesprochen werden müsste, selbst zu sagen, so haben Sie nur die Güte, die Handschrift an mich zu schicken, und mir mit zwei Worten zu sagen, was etwa zu sagen ist.

Mit wahrer Verehrung und Verpflichtung

Der Ihrige
Böttiger.

Den 25. Februar 1804.

---

1) Ludwig Fr. Aug. Wieland, „Die Bettlershochzeit, Lustspiel in drei Aufzügen", erschien in den „Lustspielen", Braunschweig 1805, S. 145 ff.

10.

Ein Engländer, der sich aber seit mehreren Jahren in Paris aufhält, Herr Goldschmidt ist an mich empfolen und setzt mich dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit, bei Ew. Hochwohlgeboren anzufragen, ob Sie ihn heute oder morgen Vormittags auf einige Augenblicke sprechen können. Ich weiss, wie belästigend diese Besuche für Sie sind, und darum ist mirs unangenehm. Indess bringt er Ihnen, wie er sagt, Anträge vom Director des Coventgarden-Theaters in London, Mr. Harris. Er selbst hat die Welt viel gesehen und spricht auch unsere Sprache mit Geläufigkeit. Haben Sie nur die Güte, mir durch den Überbringer mündlich eine Antwort sagen zu lassen.

Mit unwandelbarer Hochachtung

der Ihrige
Böttiger.

Montags Mittags.

(Adr.:) Herrn Hofrath von Schiller Hochwohlgeboren.

11[1]).

An Schiller.

Deutschlands Chorag, dich entheben mit goldenen Schnäbeln dem Zeitstrom
Schwäne, wie dein Gesang über uns selbst uns erhebt.
Deutsche Geschlechter, sie kommen und gehn. Du allein bleibst fest stehn
Singt dich die Ahnfrau, lehrt Enkel dem Enkel dein Lied.
Auch ich hört' an den Pappeln der Ilm, wie dein Saitenspiel rauschte,
Sah im Wallenstein dich halten die Zügel des Spiels.
Hörte die Braut von Messina dich lesen[2]), den Chortact bemessend,
Half — so war dein Gebot — ordnen im Bazar den Schmuck[3]).
Ach, da sprachst du das Wort: „Dies alles sind nur Versuche!
Ist doch der Köcher noch voll, stralt mir ein höheres Ziel.“

---

1) Ein von Böttiger selbst geschriebenes, aus Krauklings Autographensammlung stammendes Schriftstück, welches sich jetzt ebenfalls im Besitz der Dresdner Bibliothek befindet.

2) Vgl. Kalender S. 140. Sievers, Akademische Blätter S. 358. Briefwechsel mit Körner IV, S. 312, mit Goethe [3] II, S. 398.

3) Vgl. Goedekes kritische Ausgabe XIV, S. 46.

Aber da raubten sie dich, die neidischen Uranionen,
Dass bei ihnen du sängst, dort wo die Hebe kredenzt.
Hört es, ihr Spätgeborenen, hört's, euch selbstisch beäugelnd,
Was zur Unsterblichkeit führt, nannte der Heros Versuch.

---

Carl August Böttiger,

geb. den 8. Juni 1760 in Reichenbach im sächsischen Voigtlande, in den Jahren 1791—1804 Director des Gymnasiums und Oberconsistorialrath in Weimar, jetzt K. Sächsischer Hofrath und Oberaufseher der Antiken-Museen in Dresden.

Den 6. Dec. 1834.

---

# Beiträge zur Kritik und Erklärung Hölderlins.

Von

ROBERT WIRTH.

## IV.

### Griechenland.

(Werke I S. 6; Gedichte 1878 S. 5; Köstlin, Dichtungen Hölderlins 1884 S. 166.)

Unter den „Quellen, woraus die schon zur guten Zeit Hölderlins gedruckten Gedichte geschöpft sind", gibt Chr. Schwab in der Vorrede zu den Werken des Dichters S. VII für das Gedicht Griechenland Schillers Thalia von 1793 an. In der That steht dieses Gedicht auf Seite 331 des vierten Bandes der Neuen Thalia vom genannten Jahre; vergleichen wir jedoch den Text der Thalia mit dem hergebrachten Texte in den Ausgaben der Gedichte seit 1826, so müssen wir wegen der Abweichungen dieses Textes von dem Texte der Thalia, der also die Quelle des Gedichtes sein soll, gerechter Weise erstaunen. Die ganze fünfte Strophe der Vulgata ist überhaupt in der Thalia nicht aufzufinden. Es musste demnach für die Vulgata eine andere Quelle neben der Thalia angenommen werden. Diese Quelle war sicherlich den ersten Herausgebern der Gedichte, Uhland und G. Schwab, bekannt, aber schon der Sohn des letzteren, Chr. Schwab, scheint nicht um sie gewusst zu haben, sonst hätte er in der erwähnten Vorrede ohne Zweifel auf dieselbe aufmerksam gemacht, da ja auch er nicht den Text der Thalia, sondern den dieser zweiten Quelle abdruckt. Ich selbst vermuthete (in meinem Programm), die genannten ersten Herausgeber hätten wol ein Manuscript und zwar ein verbessertes zur Einsicht gehabt und sich danach gerichtet;

indessen, da in den nachgelassenen Manuscripten des Dichters sich zwar ein bis jetzt ungedrucktes Jugendgedicht ohne Reim unter dem Titel Hymne an den Genius Griechenlands, nicht aber irgend eine handschriftliche Spur unserer Hymne vorfand, so fragte ich mich zugleich: wo mag denn ein solches Manuscript geblieben sein? Köstlin billigt die Vulgata, jedoch nicht in allen Stücken — an fünf Stellen geht er auf die Thalia zurück, so dass wir jetzt drei Texte hätten: Thalia, Vulgata und den Text Köstlins als Vermischung von beiden. Welcher Text nun soll in Zukunft gelten? Ich habe die Quelle der Vulgata wieder aufgefunden und zwar im 4. Stück des 3. Bandes der Urania von J. L. Ewald, Leipzig, Voss 1795 S. 314 (der Titel des 1. Bandes lautet: Urania für Kopf und Herz. Hannover, Helwing 1794). Da dieser Text wie der der Thalia noch von Hölderlin selbst herrührt und zugleich eine Verbesserung des früheren Textes bedeutet, so muss derselbe wie bisher so auch in Zukunft in den Ausgaben des Dichters festgehalten werden. Der Text der Thalia ist somit historisch geworden, und man hat kein Recht, auf ihn, wie Köstlin thut, zur Constituierung eines veränderten dritten Textes zurückzugehen. Abgesehen also davon, dass die Urania unser Gedicht genau in der Form (auszunehmen sind zwei Druckfehler, die sich jedoch sofort als solche kennzeichnen) enthält, wie wir es in sämmtlichen Ausgaben der Gedichte Hölderlins bis auf Köstlin lesen, so ist in ihr auch die Widmung des Gedichts vollständig, obschon ebenfalls mit einem Druckfehler, enthalten: An Gotthold Ständlin (für Stäudlin). Warum die genannten ersten Herausgeber der Gedichte diese Widmung in „An St.“ verkürzten oder in dieser abgekürzten Form aus der Thalia, nach der sie sich ja im übrigen nicht richteten, herübernahmen, ist nicht ersichtlich: diese Widmung ist vielmehr in Zukunft vollständig abzudrucken. Bei der Bemerkung über die Druckfehler der Urania (auch die Thalia hat deren, die sich jedoch ebenfalls leicht erkennen lassen) habe ich nicht als solchen betrachtet das nun im 5. Verse der 6. Strophe. Schon die Thalia hatte dieses nun, doch haben es alle Herausgeber Hölderlins und auch Köstlin in nur verwandelt, ich selbst hatte diese Aenderung (Programm) gebilligt und nun

als Druckfehler angesehen. Muss in der That nicht dieses nun sehr bedenklich erscheinen, da Uhland und der ältere Schwab, die, wie gesagt, sicherlich wol beide Texte, die Thalia und die Urania, einsahen, als erste Herausgeber der Gedichte trotz diesen beiden Zeugnissen in nur änderten? Sollte aber auf der anderen Seite, wenn der Dichter wirklich nach Annahme dieser Herausgeber nur geschrieben, der Zufall es gefügt haben, dass diese Partikel in zwei Drucken das Unglück hatte, in nun verdruckt zu werden? Nach nochmaliger Erwägung des Inhaltes unseres Gedichts will es mir scheinen, als ob nun festgehalten werden müsse. Die Partikel ist nämlich als Gegensatz zu den vorhergehenden antirealen Bedingungssätzen genau so wie die entsprechende Partikel νῦν im Griechischen und nunc im Lateinischen dem Sinne nach vollständig gerechtfertigt, durch sie wird nicht rein zeitlich, sondern mehr gegensätzlich die Wirklichkeit den vom Dichter in der Phantasie bloss vorgestellten Verhältnissen entgegengestellt. Auch die Interpunction in der Urania am Ende des vorhergehenden Verses (; —), die offenbar vom Dichter selbst herrührt, weist auf eine solche Erklärung hin, die Periode darf nicht durch ein Ausrufezeichen mit folgendem Gedankenstrich, wie es jetzt in allen Ausgaben geschieht, gleichsam gestaut werden.

Die Abfassung unseres Gedichtes fällt wol in das Ende der Tübinger Studienzeit des Dichters, welche mit dem Sommersemester 1793 abgeschlossen wurde. Mit dem zwölf Jahre älteren Stäudlin, dem er es widmet, war er durch Neuffer bekannt geworden, aber nicht erst in seinen letzten Universitätsjahren, wie Schwab meint (Werke II S. 275 — dagegen spricht schon in unserem Gedichte der Schlussvers der 2. Strophe: Wie vor Jahren dieses Herz dich fand), sondern wol bereits im Jahre 1789, seinem ersten Universitätsjahre (ebenda). Das Gedicht gehört in die Zeit, da der Dichter am Hyperion arbeitete, von dem er ebenfalls an Stäudlin 1793 ein Fragment schickt (II S. 94)[1]. Die Thalia, die die erste Fassung des

---

1) Beiläufig bemerke ich, dass wir das erste Zeugniss, dass Hölderlin einen Roman habe schreiben wollen, aus dem Jahre 1792 besitzen,

Gedichtes enthält, trägt zwar die Jahreszahl 1793, erschien aber erst im folgenden Jahre. Dass diese Jahreszahl der Thalia nicht hindern würde, die Abfassung unseres Gedichtes in dasselbe Jahr zu verlegen, geht aus einer brieflichen Bemerkung des Dichters an Neuffer hervor über das Gedicht Das Schicksal, welches in derselben Thalia S. 222 steht. Der Brief ist aus Waltershausen bei Meiningen, wo der Dichter bekanntlich Hofmeister bei dem Major von Kalb war (er war nach einer anderen ebenfalls ungedruckten brieflichen Bemerkung am Freitag vor dem 30. December 1793 daselbst eingetroffen), geschrieben (als Datum ist mit Bleistift beigefügt Merz 1794), die betreffende Stelle lautet: „Mein Gedicht an das Schiksaal wird warscheinlich diesen Sommer in der Thalia erscheinen.“ Unser Gedicht ferner verräth deutlich bis auf den Rhythmus, wenn man will (darauf hat W. Windelband in seinen Präludien S. 150 aufmerksam gemacht), den Einfluss Schillers. Mit dem Anfange desselben berührt sich eine Briefstelle an Neuffer ebenfalls aus dem Jahre 1793 (II 93), wo der Dichter von Götterstunden spricht, wann er aus dem Platanenhaine am Ilissus zurückkehre u. s. w.; aus dieser Stelle ersehen wir auch, dass der Dichter den Ausdruck in der 1. Strophe: Wo mein Plato Paradiese schuf wol von den himmlischen Speculationen des Philosophen verstanden wissen will, besonders von denen des Symposiums, das er überhaupt vor allen Dialogen Platos am meisten liebte — man denke nur an Diotima! Die Urania von Ewald erwähnt der Dichter in einem Briefe vom 21. März 1794 ebenfalls aus Waltershausen an seinen Stiefbruder (II 10 — vgl. oben die Stelle über das Schicksal mit dem später hinzugefügten [richtig?] Datum): „Kannst Du die neusten Stücke von Schillers Thalia oder Ewalds Urania oder auch der schwäbischen Flora auffinden, so siehe nach meinem Namen und denke meiner! Es sind aber meist Kleinigkeiten, die Du

---

in welchem Jahre Magenau am 3. Juni von Markgröningen aus (wo er Pfarrgehilfe war) dem Dichter schreibt (ungedruckt): „Du willst Romanist (d. h. Romanschreiber) werden. Thalia leite Dich sicher zwischen den Abgründen hin, die dem unerfarenen Waller da drohen. Lass auch mich ein Wörtlein reden, voran, dass ich Deinen Entschluss billige.“

dort finden wirst." An Neuffer richtet er sodann aus demselben Orte in einem Briefe ohne Datum (II 101) die Frage: „Weisst Du nicht, ob Stäudlin mein Gedicht an die Kühnheit in die Urania geschickt hat? Ich wünschte es zu wissen, um vielleicht anderen Gebrauch davon zu machen." Stäudlin hatte dies, beiläufig bemerkt, wol nicht gethan, denn die erwähnte Hymne ist vielmehr auch in der oft angeführten Thalia (S. 334) erschienen. Die dritte Stelle endlich, die hieher gehört, findet sich in einem ebenfalls von Waltershausen aus an seinen schon oben (im 3. Aufsatze) erwähnten Schwager Bräunlin Pfingsten 1794 gerichteten Briefe (ungedruckt): „Durch günstige Zufälle", heisst es dort, „ist mirs möglich gemacht worden, meine Kleinigkeiten in Herders Briefen für die Humanität, Schillers Thalia, auch Ewalds Urania aufzustellen. Gute Gesellschaft hab' ich da grösstentheils." Ich füge ausdrücklich hinzu, dass die Urania in den 4 Bänden aus den Jahren 1794—96 (mehr ist nicht erschienen) nur einen einzigen Beitrag Hölderlins aufweist — unser in Rede stehendes Gedicht in gegenüber dem Thalia-Texte verbesserter Form. Befremdlich klingt in der letzten brieflichen Stelle die Bemerkung, der Dichter habe seine Kleinigkeiten in Herders Briefen für die Humanität angebracht. Gehörte etwa Hölderlin, obwol er damals persönlich noch nicht mit Herder bekannt war, zu dessen „correspondierenden Freunden", die in den genannten Briefen unter Abkürzungen — einzelnen Buchstaben — angeführt werden? Nein, denn der Inhalt der Briefe ist ganz von Herder selbst verfasst und die Correspondenz ist eine Fiction. Da aber Herder die in ihnen niedergelegten Ansichten bekanntlich nicht offen als die seinigen wissen lassen wollte, weshalb er eben zu ihrer Darstellung die Form des brieflichen Verkehrs zwischen Freunden wählte, so dürfen wir einen Schritt weiter gehen und vermuthen, dass in der damaligen litterarischen Welt die Meinung einer Mitarbeiterschaft an diesen Briefen, von denen in der genannten Zeit schon einige Sammlungen erschienen waren, verbreitet gewesen sei und dass Herder selbst ausser gegenüber denen, welche er das Manuscript einsehen liess, dieser Meinung Vorschub leistete, falls man nicht gar noch mehr

vermuthen darf. Hölderlin wenigstens muss von irgend einer Seite her über diese Briefe als ein Repertorium von moralischen Aufsätzen mehrerer berichtet worden sein. Weiter in den Conjecturen zu gehen, dazu fehlt jeder Anhalt der Ueberlieferung[1]. So viel im Anschluss an die Hymne Griechenland.

---

1) Wir haben es hier mit einer jedesfalls unabsichtlich dem Dichter geschehenen Täuschung zu thun, die er selbst bald als solche erkannt haben mag; denn während er brieflich wiederholt von seinen schriftstellerischen Aussichten und Arbeiten berichtet, erwähnt er fortan die Humanitätsbriefe Herders überhaupt mit keiner Silbe, selbst da nicht, wo er über seine sonstigen Beziehungen zu Herder spricht. Letztere bestehen, nebenbei erwähnt, darin, dass ihm, wie er aus Waltershausen an seine Mutter schreibt (Werke II S. 14, der Brief, ohne Datum, ist falsch gestellt, siehe Werke I S. IX), in den ersten Monaten seiner erzieherischen Thätigkeit wol durch die Mutter seines Zöglings in Aussicht gestellt wurde, später auch einen Sohn Herders gemeinschaftlich mit dem ihrigen und zwar in Weimar erziehen zu sollen (vielleicht hängt mit dieser dem Dichter gestellten günstigen Aussicht, von der freilich auch nie wieder die Rede ist, die obige auffallende Bemerkung aus derselben Zeit über seine Theilnahme an den Humanitätsbriefen zusammen), und darin, dass der Dichter später Herdern in Weimar einen Besuch abstattete. Darüber berichtet er ebenfalls an seine Mutter von Jena aus den 16. Jan. 1795 (ungedr., die Stelle lautet: „Auch Herder, den ich einmal in Weimar besuchte, interessirt sich ser für mich, wie mir soeben die Majorin [aus Weimar] schreibt und lässt mir sagen, ich möchte ihn doch so oft ich nach Weimar käme, besuchen. Diss wird auch ziemlich oft geschehen [doch verlautet von einem ferneren Besuche nichts], ich musst es der Majorin versprechen beim Abschiede"), ferner an Neuffer d. 19. Jan. (II S. 108) und endlich an Hegel d. 26. Jan. (Brief abgedruckt in Westermanns Monatsheften September 1871 S. 654).

## Zu Ludwig Tiecks Nachlass.

Von

ADOLF HAUFFEN.

Rudolf Köpke hat in seinem Buche: Ludwig Tiecks Nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Leipzig 1855 im ersten Bande S. 21 „das Reh, ein Feenmärchen in vier Aufzügen“ abgedruckt. Er sagt über dieses Drama in der Einleitung S. XII: „Das Reh ist eine Schulübung aus dem Jahre 1790— — eine Probe von Tieck's komischer Kraft“ und ferner in seinem Buche: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. Leipzig 1855. I S. 113: „Der Sturm Shakespeare's mochte ihm (Tieck) bei einem dramatischen Feenmärchen: das Reh vorgeschwebt haben, welches er 1790 für seinen wenig zuverlässigen und begabten Schulgefährten Schmohl mit gewohnter Gutmüthigkeit in kurzer Zeit geschrieben hatte.“ Hier liegt ein Irrthum vor. Tieck mag sich im Alter an diese Angelegenheit nicht mehr genau erinnert und dieselbe eben darum seinem Freunde Köpke unrichtig erzählt haben. Denn das „Reh“ ist wirklich von Schmohl gedichtet worden. Das handschriftliche Exemplar desselben befindet sich in Tiecks Nachlass (in der königl. Bibliothek zu Berlin) von Schmohl selbst geschrieben, und auf zweien mit dem Manuscripte verbundenen Blättern stehen folgende noch ungedruckte Zeilen Schmohls, die an Tieck gerichtet sind:

„Liebster Freund!

Mit grosser Freude habe ich Deinen Brief gelesen und mit noch grösserer Dein Trauerspiel. Welch ein schönes Stück hast Du aus der Fabel der Ino zusammengesetzt? Neue Charaktere, schöne Situationen, eine vortreffliche Verbindung der Scenen, kurz — alles was man nur von einem guten Stücke fordern kann. Doch mit Erstaunen und mit Lachen las ich die Stelle Deines Briefes, in der Du mich aufforderst, auch ein Stück aus der nämlichen Fabel zu machen.

Ich ein Dichter? Der ich bis jetzo nur noch wenige Gedichte gelesen, noch kein einziges selbst geschrieben habe, ich sollte mich sogleich an die schwerste aller Dichtungsarten wagen? Doch gewöhnte ich mich nach und nach an den Gedanken, ich überlegte hin und her und so entstand in zweien Abenden dies Werkchen. Aber Freund wirst Du mich nicht für einen der grössten Betrüger unter der Sonne halten? Du schickst mir eine kostbare Waare und erwartest dafür eine ähnliche; Du schickst mir einen belvederischen Apoll und ich schicke Dir dagegen einen elenden Umriss von der grotesken Figur eines Sphinxes; denn Du triffst in diesem Spiel der Phantasie (— erlaube mir für dies' Geschmiere diesen noch zu edlen Namen) weder Charaktere, weder Einleitung, Ausführung noch Verbindung der Scene. Seichte, fade witzige Einfälle, crasse ungehobelte Ideen müssen bei mir Deine schönen Schilderungen, Deine vortrefflichen empfindungsvollen Scenen ersetzen. Du hast Gozzi's Feenmärchen gelesen. Sein schlechtestes ist gegen dies gehalten noch ein Meisterstück. Ich schicke Dir das Ungeheuer blos in der Absicht, um Dich auch beständig abzuschrecken, mir etwas ähnliches irgend einmal wieder zuzumuthen, und zugleich um Dich zu überzeugen, wie falsch Deine Behauptung sei, dass jeder Mensch wenn er nur wolle, ein Dichter sein könne. Denn wenn Du nur die ersten Seiten von diesem (ich weiss wirklich nicht, wie ich es nennen soll) wirst durchgelesen haben, wirst Du sogleich zugeben müssen, dass ich der elendeste Dichter bin, der jemals eine Feder angesetzt hat. — Das Feen-Märchen ist elend genug, denn ich habe es selbst erfunden, und es ist weit leichter ein selbst erfundenes Märchen in Handlung zu setzen, als aus mehreren, wie Gozzi gethan hat, ein dramatisches Stück zu machen.

Zwei Charactere der italiänischen Komödie habe ich beibehalten. Tartaglia und Trüffaldin, um mich völlig zu prostituieren, da ich sie auftreten lasse, ohne die komische Kunst zu haben, sie angenehm zu machen.

Bei der ganzen Sache wirst Du blos meine Aufrichtigkeit bewundern, dass ich meine Schwäche so sehr blosgebe und Dir ein Ding zuschicke, das nicht einmal des Papieres und des Postgeldes werth ist.

Ich erwarte künftig, wie Du mir versprochen hast, mehrere Deiner poetischen Arbeiten, aber zugleich Dein unwiederrufliches Urtheil, nie wieder die Feder anzusetzen und mich an der Muse der göttlichen Dichtkunst zu versündigen.

In höchster Eile

Lebe wohl
ich bleibe
Dein Freund
Schmohl."

Nach diesem Briefe können wir doch nicht daran zweifeln, dass Schmohl das „Reh“ gedichtet habe; nicht so sehr durch Shakespeares „Sturm“, als vielmehr durch Gozzis Märchenkomoedien dazu angeregt. Ausser den Figuren des Tartaglia und des Truffaldin hat er dem Italiener auch den Zauberer, die Fee, den König und dessen treulose Gattin, das Liebespaar u. a. entlehnt. Auch die Verwandlung von Thieren und Menschen auf der Bühne, Stürme, die Pest im ganzen Reiche und andere Momente erinnern besonders an das „blaue Ungeheuer“ Gozzis. Der Tadel, den Schmohl über sein eigenes Werk ausspricht, ist nur zu berechtigt. Es hat weit grössere Mängel als Tiecks Jugendarbeiten, und Köpke hat Recht, wenn er Schmohl einen „phantasielosen Gesellen“ nennt.

In dem eben citierten Briefe erwähnt Schmohl auch ein Drama Tiecks von derselben Fabel, der Fabel der Ino. Augenscheinlich hat den beiden Freunden ihr Lehrer Rambach dieses Thema angegeben, und Tieck regte nun, wie es seine Gewohnheit war (siehe Köpke, Erinnerungen S. 114), Schmohl an, zur Lösung dieser Aufgabe eine Dichtung zu versuchen. Ino ist bekanntlich die zweite Gattin des Königs Athamas, welche einen Orakelspruch vorbrachte, dem zufolge ihr Stiefsohn Phrixus geschlachtet werden sollte zur Abwendung einer Unfruchtbarkeit des Landes. Phrixus wird gerettet. Ino stürzt sich ins Meer. Dies ist auch im wesentlichen die Fabel des „Rehs“ und einer ungedruckten Jugenddichtung Tiecks, „Roxane“ betitelt, auf die Schmohl im obigen Briefe anspielt (und die ich im Nachlasse Tiecks aufgefunden habe). Der Anfang dieses ältesten Dramas Tiecks fehlt; trotzdem ist der Gang der Handlung deutlich zu erkennen. Roxane, die zweite Gattin des Sultans Soliman, will ihren Stiefsohn, den Thronerben Mustapha, bei Seite schaffen zu Gunsten ihres eigenen Kindes. Ihr Vertrauter ist Achmet. Da nun Solimans Reich durch Krieg und Hungersnoth arg heimgesucht wird, versteht sie es so einzurichten, dass Achmet zum Propheten Ali gesandt wird, um von diesem einen Orakelspruch über die Möglichkeit einer Rettung zu erlangen. Achmet tödtet Ali und überbringt nun dem Sultan einen falschen, von Roxane verfassten Spruch, wonach sich Mustapha von einem Felsen stürzen muss, um

das Vaterland zu retten. Mustapha erklärt sich hiezu bereit, doch ehe er es ausführt, erscheint der Geist des getödteten Ali und nöthigt Achmet zur Bekenntniss seiner Schuld. Roxane vergiftet sich.

Die überschwenglichen Lobeserhebungen in Schmohls Brief verdient dieses Jugendproduct natürlich nicht. Die auftretenden Personen sind nicht genügend charakterisiert, die Motivierung im einzelnen ist mangelhaft, die Verse sind holprig. Doch verrathen die consequente Durchführung des Hauptgedankens, glücklich gewählte dramatische Effecte und eine poetische Ausdrucksweise bereits die dichterische Begabung des siebzehnjährigen Knaben.

Die nachfolgenden Verse des Dramas sind besonders interessant. Sie gehören zum langen Monologe Alis, den dieser kurz vor der Ankunft Achmets hält.

Die Höhle des alten Derwisch Ali. Es ist Nacht; eine kleine Lampe erhellt die Finsterniss. Man hört den Sturm brausen.

Ali

(Ein Greis von neunzig Jahren sitzt in seiner Höhle, sein Bart reicht fast bis auf die Knie.)

Wie furchtbar saust der Sturmwind durch den Wald
Ein Donner rollt ihm nach, als wollt' er ihn ereilen.
Die Zeit schliesst heute schon mein neunzigstes
Jahr, morgen fängt ein neues Lebensjahr,
Das hundertste schon an. Wie schnell bin ich
Die Zeit durchlaufen; wie flog mir
Die gold'ne Knabenzeit vorüber, wie .... u. s. w.
— — Mir ist als spräche eine inn're Stimme
Der heut'ge Tag ist Deines Lebens Grenze. —
Wie? Waren nun die Freuden dieses Lebens,
Die wie ein Rauch verschwanden, meines Daseins Zweck?
Hätt' ich mein Leben an die Zeit verspielt?
Empfänd' ich heut' zum letztenmale den
Gedanken, dass ich bin? — Wozu der hohen Kräfte,
Wozu der heissen, unbegränzten Wünsche?
Warum gab er, aus dessen Hand wir giengen
Nur unserm Geiste so viel Federkraft
Die Räthsel zu bemerken, die
Er mit allmächt'gem Finger in seine
Werke schrieb? Warum nicht auch die Macht

Sie zu errathen? Wir stehen da und brennen
Den tiefen Sinn zu erforschen, der in ihnen liegt
Und ewig bleibt doch Alles nur ein Räthsel.
Wozu den Funken dieser Göttlichkeit,
Wenn er verlöschen soll und nicht zur Flamme werden?
Freundschaft und Liebe ist das Band der Welt ....

Dann spricht der Greis über die Allgewalt der Liebe und zieht aus der Liebe, die auch der Schöpfer zu den Menschen fühlen muss, den Schluss, dass es ein Jenseits gibt:

Wohl mir! ich daure fort! Entzückender Gedanke,
Dahin zu wandeln über tausend Welten,
Den Einklang dieser grossen Harmonie zu fühlen.
Die Räthsel werden sich vor meinen Augen lösen
Die hier mir unerrathbar scheinen. — —

Hier finden wir dieselben Fragen nach dem Welträthsel, denselben raschen Wechsel der Stimmung von der Verzweiflung zum freudigen Entzücken, wie in den beiden andern im Orient spielenden Jugenddichtungen Tiecks, im „Abdallah“ und im „Almansur“. Und noch weitere Beziehungen. Auch im „Almansur“ tritt ein greiser Einsiedler auf, der einen Rath heischenden Jüngling in seiner Höhle gastlich empfängt, der auf sein langes Leben ruhig zurückblickt und mit seinem Geiste in die ferne Zukunft schwebt über die Erde hinaus. Im „Abdallah“ wird wie in der „Roxane“ von vornehmen Männern eine Verschwörung gegen den Sultan versucht, doch von diesem rasch unterdrückt; hier wie dort Verläumdung, Verrath, Mord, die Entfesselung der furchtbarsten Leidenschaften und zum Schlusse die Reue, Zerknirschung und Verzweiflung der Hauptperson, hier wie dort eine Roxane, ein Abubekr, Raschid, Achmet und Ali. — Da der „Almansur“ sowie Plan und Anfang des „Abdallah“ noch der Gymnasialzeit Tiecks, dem Jahre 1790 angehören, so spricht die Verwandtschaft beider zu der „Roxane“ wol dafür, dass dieses, Weisses „Mustapha und Zeangir“ (gedruckt 1763) als Vorbild benutzende Drama als poetische Schularbeit zu gleicher Zeit mit Schmohls „Reh“ entstanden ist.

Im Jahre 1798 dichtete Tieck ein musicalisches Märchen: Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Es ist falsch, dieses Drama für eine Umarbeitung des „Rehs“ zu halten und daraus

den Schluss zu ziehen, Tieck habe auch das „Reh“ gedichtet. Er erklärt vielmehr selbst in der Vorrede zum „Ungeheuer“ (Schriften 11 S. 150), dass er sich hier an Gozzi angelehnt habe. Und in der That hat das „blaue Ungeheuer“ Gozzis nicht nur einen ähnlichen Titel, sondern im grossen und ganzen auch dieselben Personen und den gleichen Inhalt mit Tiecks Drama. — Auch hier wird der Königssohn in ein Ungeheuer verwandelt und erst am Ende des Stückes gerettet, auch hier wird das Land von mehreren Plagen zugleich heimgesucht, an denen des Königs zweite Gemahlin allein die Schuld trägt.

Ausser dem eben besprochenen Drama „Roxane“ enthält Tiecks handschriftlicher Nachlass in der königl. Bibliothek zu Berlin noch folgendes:

2) Die Entführung. Ein Lustspiel. Aus dem Jahre 1789. Zwei Acte sind erhalten. Die bekannten Bedientenscenen werden uns hier vorgeführt mit den zweifelhaften Witzen und den unzweifelhaften Ohrfeigen. Eine ahnenstolze Aristokratin, deren Mann ein Pantoffelheld ist und deren Tochter sich einen unebenbürtigen Geliebten auserwählt hat.

3) Karl von Berneck. Ein Trauerspiel. Die erste Bearbeitung aus dem Jahre 1793.

4) Der neue Don Carlos. Posse. Vollständig. Aus dem Jahre 1807.

5) Iwona, eine ossianische Skizze. 1791.

6) Gesang des Barden Longal. Ebenfalls Ossian nachgebildet.

7) Das Märchen vom Rosstrapp. Der Gesang eines Minnesingers. Der Dichter versetzt sich hier in das goldene Zeitalter der alten Germanen und versucht in einer Liebesgeschichte die Erklärung des Namens Rosstrapp. 1792. (Vgl. Holtei, Briefe an Tieck 4 S. 249 ff.)

8) Uebersetzungsfragmente aus den Nibelungen und dem deutschen Heldenbuche.

9) Uebersetzungsfragmente aus Beaumont, Fletcher und Sheridan.

10) Notizen zur spanischen und altdeutschen Litteratur.

11) Notizen über englische Ausdrücke. Alphabetisch geordnet.

12) Zerstreute Tagebuchblätter und Gelegenheitsgedichte.

Endlich die bereits von Köpke in den Nachgelassenen Schriften veröffentlichten Dichtungen, die Briefe an Tieck (hggb. v. Holtei. 4 Bde. Breslau, 1864), der Briefwechsel zwischen Solger und Tieck (hggb. von Tieck und Raumer in Solgers Nachgelassenen Schriften. 2 Bde. 1825), Abschriften von etwa zwanzig Briefen Tiecks an Uechtritz, Devrient, Riemer, Freytag, Justinus Kerner, seinen Bruder u. a., und Notizen, die sich Köpke für seine Editionen gemacht hat.

---

Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Das rührende Drama und bürgerliche Trauerspiel bis zu Diderot, der Familienroman des Marivaux und Richardson und die dramatische Theorie Diderots. Von W. Wetz. I. Band. Allgemeiner Theil. Das rührende Drama der Franzosen. Erste Abtheilung Worms. Verlag von P. Reiss. 1885. 4 Bll. u. 206 SS. gr. 8°.

Dieses Werk ist auf drei Bände zu je zwei Abtheilungen angelegt, jede vom Umfange der jetzt vorliegenden ersten Abtheilung des ersten Bandes. Das gibt beiläufig zwölfhundert eng bedruckte Seiten (unser Buch ist wahres Augengift mit seinen weit gestreckten, eng zusammengerückten Zeilen, zum Glücke sind die Lettern scharf). Herr Wetz beabsichtigt auf diesem grossen Raume nur wenige Jahre der litterarischen Entwickelung eingehend zu betrachten, freilich Jahre wichtiger Umwälzungen. Ueber den Plan kommen wir nicht ganz ins klare, doch scheint es auf ein Capitel vergleichender Litteraturgeschichte abgesehen zu sein. Worauf Herr Wetz hinzuzielen scheint, das ist das losringen der realistischen Dichtung aus dem französischen idealisierenden Classicismus; er will (S. 25) zeigen, „wie sich aus einzelnen Keimen in den früheren ständischen Dichtgattungen neue Dichtgattungen ohne ständischen Charakter entwickeln“ und wie diese „mit Richardson und Diderot bei einem so entschiedenen Gegensatz zu dem Classicismus ankommen“. Dabei fällt uns zweierlei auf: erstens dass Herr Wetz die Begrenzung ziemlich willkürlich trifft, denn die Bewegung, welche er im Auge hat, endet doch nicht mit Diderot, sondern höchstens mit Lessing, und zweitens, dass der principielle Standpunct, welchen der Herr Verfasser einnimmt, keineswegs der richtige ist, wenn wir nicht die Worte „ständisch“ und „bürgerlich“ ganz anders fassen, als bisher immer geschehen ist und auch von unserm Verfasser geschieht, vgl. nur S. 46. Herr Wetz ist ein Schüler Erich Schmidts, wie wir aus seiner „Vorbemerkung“ erfahren; schon die Worte seines Lehrers im „Lessing“ I 284 und 286, in dem prächtigen Abschnitt über Diderot, hätten ihn abhalten sollen, das „bürgerliche“ so sehr in den

Vordergrund zu rücken; denn er reicht damit durchaus nicht aus. Er will den Kampf der individualisierenden Richtung des Realismus gegen die schematisierende und nivellierende Kunst des Idealismus darstellen und verschiebt mit dem unglücklichen Ausdruck „bürgerlich“ die ganze Betrachtung. Das wird uns gleich in der Einleitung klar, welche die allgemeinen Gesichtspuncte darlegt. Wetz lässt die Lyrik ausser Acht, weil sie in Frankreich völlig unberührt von der allgemeinen Umwälzung geblieben sei. Ob man diese Behauptung einem Béranger gegenüber wol aufrecht erhalten kann? Es wird aber auch die reinkomische Dichtung ausgeschlossen (S. 11), weil sich auch in ihr „der Unterschied gegen früher nicht nach allen Seiten hin in seiner ganzen Schärfe ausspricht“; auch dies kann nicht uneingeschränkt zugegeben werden, da gerade von hier das fortschreiten des Realismus zu erkennen wäre. Nun bleibt bloss Tragoedie und Epos, und auch hier wird wieder unterschieden, es wird vom heroischen und religiösen Epos abgesehen, weil sie wenig Interesse hätten; wegen des verfehlten Principes beseitigt Herr Wetz jenes Gebiet, auf welches in Deutschland die streitenden Parteien anfangs am meisten Rücksicht nahmen; können wir uns eine Geschichte der Umwälzungen in der Litteratur denken, ohne dass von Klopstock die Rede ist? Herr Wetz ahnt selbst S. 16 das verfehlte seines Standpunctes, kommt aber nicht darüber hinaus. Sein Feld bleibt also das ernste Drama und der Roman; dabei überlässt Herr Wetz der Culturgeschichte — wir müssen hinzufügen: der Zukunft, denn wir haben noch keine — die Ursachen der Umwandlung zu erforschen, er will den Verlauf darstellen (S. 12); und noch weiter, unberücksichtigt bleibt auch die Umbildung des Gedankengehaltes, der wol das grösste Interesse beanspruchen darf. Es bleibt also als Gegenstand der Betrachtung von Herrn Wetz praepariert: die Veränderung des ernsten Dramas und des Romans, insofern sie sich im Stoff, der Behandlung und der Form äussert; die Scheidung von Behandlung und Form wird wol im Verlaufe klarer werden als durch die Auseinandersetzung S. 11 f. Herr Wetz ist aber noch nicht zu Ende, er schränkt sein Thema noch weiter ein; er sieht nämlich, dass sich im 18. Jahrhundert das Verhältniss zum Classicismus in drei Perioden gliedert, „deren jede ziemlich genau ein Drittel des ganzen Zeitraumes umfasst“. Im ersten Drittel: festhalten an der Tradition, Ansätze zum weiterbilden; von den dreissiger bis in die Mitte der sechziger Jahre: einführen der modernen Geschichte, aufheben des Unterschiedes zwischen Tragoedie und Komoedie, was das auftreten der fürstlichen Persönlichkeiten betrifft, brechen mit der classischen Manier der Behandlung, Einfluss einzelner Persönlichkeiten; letzter Abschnitt: die nichtfranzösischen Litteraturen werden völlig anticlassisch, neue Auffassung der Litteratur, sich kreuzende Einflüsse. Herr Wetz betrachtet, und

ich lasse jetzt alle Einwendungen gegen das eben gesagte ganz ausser Spiel, bloss den zweiten Abschnitt, in welchem nach ihm (S. 23) zu betrachten sind 1) die Leistungen der Schweizer, 2) Voltaire und seine Nachfolger und 3) die Behandlung „bürgerlichernster Verhältnisse in Drama und Roman" mit den beiden Höhepuncten Richardson und Diderot; und jetzt endlich wären wir so weit: Herr Wetz wird in seinem dreibändigen Werke nur die dritte Richtung betrachten und auf eine Aristeia Richardsons und Diderots (S. 25) hinarbeiten.

Herr Wetz beschränkt sich auf dieses Capitel, weil seiner Ansicht nach die übrigen durch Danzel und Erich Schmidt schon zur Genüge beleuchtet seien. Das ist aber nach meiner Ueberzeugung nicht richtig; der Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern ist noch lang nicht ausreichend klar behandelt, Voltaires Einfluss so gut wie gar nicht, dagegen Richardsons Bedeutung durch Erich Schmidt und die bürgerliche Richtung durch Kawczyński, wie übrigens Herr Wetz selbst angibt, wenigstens in der Hauptsache; auch Sauers hätte S. 25 gedacht werden sollen.

Kann ich so die Grundlagen und Principien seiner Arbeit nicht völlig billigen, so erfordert doch die Gerechtigkeit, das Buch im einzelnen nachhaltig zu loben. Herr Wetz hat mit grosser Sorgsamkeit, regem Eifer geforscht und den Blick aufs ganze nicht verloren; er ist zudem von einer rührenden Bescheidenheit, welche jeden Tadel von Anfang an entwaffnet, er spricht immer von seinem „Werkchen", was einem solchen Plane gegenüber fast komisch klingt. Seine Darstellung ist ruhig, aber schwunglos, es fehlen die starken Accente, wodurch alles etwas verschwimmt; zudem beklagen wir den Mangel eines Inhaltsverzeichnisses, was bei der verworrenen Composition des Buches doppelt empfindlich ist. Wir haben es mit einem Anfänger zu thun, der sich mit seinen Ansichten noch nicht recht hervortraut, aber voll glühenden Eifers ist; sein „grösster Ehrgeiz" war das Andenken zweier braver Männer zu retten, „die ihr Jahrhundert möglicher Weise überschätzte, das gegenwärtige jedoch sicher zu niedrig stellt", eben Richardsons und Diderots; ich bin nicht überzeugt, dass eine solche Rettung nöthig ist: in den gelehrten Kreisen haben die beiden Männer die ihnen gebührende Schätzung und das grosse Publicum scheint wenigstens Richardson auch noch zu lesen, wenigstens kann man dies aus Tauchnitz' Collection of british Authors schliessen. Und dann glaube ich, ohne den Herrn Verfasser kränken zu wollen, dass sein Buch nur zu jenen dringen wird, welche die richtige Meinung schon haben; es hiesse sich selbst täuschen, wenn man beim grösseren gebildeten Publicum Interesse an der gelehrten Litteraturgeschichte voraussetzte.

Noch einen etwas allgemeineren Gedanken möchte ich betonen, der sich mir gerade bei der Lectüre des vorliegenden Buches wieder

mächtig aufdrängte. Die Litteraturgeschichte, welche die Verdienste Opitzens vielleicht über Gebühr schätzt, wird nicht müde, begeistert das ankämpfen gegen den französischen Classicismus zu preisen; es werden die neuen Errungenschaften lebhaft herausgestrichen als ebenso viel erlösende Thaten. Aber die Litteratur bleibt nicht stehen, wir bekommen den deutschen Classicismus und die Litteraturgeschichte preist nun ebenso laut bei Goethe und Schiller das zurückkehren zu dem geschmähten französischen Classicismus. Scherer spricht sehr vorsichtig darüber, aber auch er kommt über diesen Widerspruch nicht ganz hinaus. Da eifert man gegen die Monologe, gegen die Vertrautenpaare, gegen das binden der Scenen und muss doch bei Goethes Iphigenie gerade diese „Dramatik des Racine" auf einer höheren Stufe wiederfinden. Lessing, welcher das französische Theater so energisch bekämpft hatte, verwarf den „Sturm und Drang", und wie bald steht Goethe dem „studentisch aufgeknöpften" Wesen seiner Jugenddramen fremd gegenüber, wie unangenehm sind ihm die ersten Werke Schillers! Und Schiller selbst, wie hart urtheilt er ab! Unsere Litteraturgeschichten übertreiben alles, sowol Lob als Tadel, sie leben vom Contraste, um die Perioden scharf von einander abzugrenzen. Realismus und Idealismus kämpfen einen ewigen Kampf, einmal siegt jener, einmal dieser, wenige Momente sehen wir, welche wie Tag- und Nachtgleiche dastehen, es gibt aber keinen Stillstand und kaum erlangt, wird das Gleichgewicht wieder gestört. Die Lobredner des starken Realismus in der Genieperiode verwerfen gewiss den modernen Realismus mit längst bekannten Gründen. Man fühlt sich versucht, zum Anwalt der classischen französischen Tragoedie zu werden, wenn man immer nur das verwerfliche derselben vorgehalten bekommt. Etwas conventionelles findet sich in jeder entwickelten Dramatik; es bildet sich eine gewisse Formelhaftigkeit aus, welche Vorzüge und Nachtheile in sich birgt, und eigentlich doch „Unnatur" ist. Man nehme doch einmal Schillers dramatische Sprache vor, welche bis zum heutigen Tage von allen unsern Dramatikern mit dem fünffüssigen Iambus herübergenommen wird; wie viel stereotypes, unnatürliches wird man finden; es wäre sehr interessant, dieser Erscheinung einmal gründlich nachzugehen; auch unser Blankvers, so viel Freiheit er dem Dichter gibt, bringt etwas schematisches in die Sprache und Form, etwas unschönes. Und wer kann sich dem Reize schön gebauter Alexandriner verschliessen? Sie ermüden endlich, bringen zum Schluss etwas starres mit sich. Aber ist es denn mit dem deutschen Blankvers anders? Wir zerreissen ihn zur Prosa, um ihn auf die Dauer ertragen zu können, und von Schiller angefangen — ich lasse Lessing absichtlich unberücksichtigt — bis auf Wildenbruch herunter ist der fünffüssige Iambus oft gar kein Vers mehr, sondern nur gehobene Prosa; die unendlichen Freiheiten, schwebende, versetzte Be-

tonung, zweisilbige Senkungen, überzählige und mangelnde Füsse sind dem Metriker ein Greuel und zerstören den Charakter des Verses vollständig. Man schlage Schillers Dramen auf, wo man will, man sieht entweder völliges durchbrechen des Verses oder Unnatur, auferlegt durch den Zwang des Verses[1]), z. B. in der Jungfrau 13, 301. Johanna sagt:

Ich bins,
Da ich euch wieder sehe, eure Stimmen
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.

Oder Wildenbruchs Harold IV. Act ([2] S. 139):

Sprecht mir von Vorsicht nicht in dieser Stunde,
Rache heisst das Gesetz, dem sie gehorcht!
Komm, Schicksal, blase Sturmwind und Verderben,
Wirf Schiff und Mannschaft in ein einzig Wrack.
Du schreckst nur den, der an den Ausgang denkt!

Freiheit und Starrheit der Form treten in diesen ganz zufällig herausgegriffenen Beispielen deutlich genug hervor. Das ist doch das Resultat des ganzen Kampfes gegen die classische dramatische Form, und da declamiert man gegen die Unnatur des Alexandriners! und nun gar des französischen, der nicht im geringsten so eintönig ist, wie der deutsche[2]).

Auch die Geschlossenheit des französischen classischen Dramas war ein grosser Vorzug und wird auch als solcher anerkannt; die Strenge der Form war wichtig für eine Zeit der Formlosigkeit, der englische Einfluss, welchen das 17. Jahrhundert nur zu deutlich zeigt, rief bloss Verirrungen hervor, erst die strenge Schule des französischen

---

1) Charakteristisch für den Zwang, welchen der fünffüssige Iambus mit sich bringen kann, erscheint mir eine Stelle im Don Carlos. Es heisst sowol in der ersten Thalia-Fassung (5, 1, 174 V. 3638 ff.) als in den weiteren iambischen Redactionen von 1787 angefangen, auch noch 1801 (5, 2, 278 V. 2522 ff.):

Euer Haar
ist silbergrau und ihr erröthet nicht
an eures Weibes Redlichkeit zu glauben?

Redlichkeit aber ist nicht das, was wir erwarten, der praegnante Ausdruck wäre: Treue und wirklich heisst es in der Prosafassung (5, 2, 59 Z. 17 ff.): „Euer Haar ist silbergrau und Ihr seyd eitel genug, an die Treue eures Weibes zu glauben"; hier scheint der Blankvers an dem unentschiedenen Ausdrucke schuld zu sein. Vgl. Schlegels Shakespeare-Uebersetzung.

2) Dass es auch der deutsche Alexandriner nicht zu sein brauchte, sehen wir aus Goethes Faust, 2. Theil, wo der Schluss des 4. Actes ganz im Alexandriner gedichtet ist.

Classicismus machte die richtige Wirkung des englischen Dramas möglich. Hat nicht auch Schiller durch das Studium der französischen Classiker ein heilsames Gegengewicht gegen Shakespeare zu finden geglaubt (an Dalberg 24. August 1784)? Wozu also das ganze Pathos bei der litterarhistorischen Betrachtung; wird unsere Wissenschaft nie dahin kommen, das gesetzmässige der Weiterbildung als Verstandessache, nicht als Gefühlssache darzustellen? Jede Zeit, jede Richtung trägt die Berechtigung in sich; das scheinbare zurückgehen ist ein ebenso sicheres vorwärtsbilden, wie das scheinbare weitertreiben; Atavismus in der Litteratur ist selten, fast unmöglich. Es wäre nun schon an der Zeit, dass die Litteraturhistorie einmal den umgekehrten Weg einschlüge und einmal das conservative der Litteratur ins Auge fasste, nicht was die neue Periode neues hinzubringt, sondern was sie altes herübernimmt: also die Kehrseite der Medaille; dann würde das neue nicht so bedeutend erscheinen und vielleicht hinter dem alten verschwinden. Man fasse einmal Lessing so auf; ist es nicht charakteristisch, dass auch der Gegner des classischen französischen Dramas als Dramatiker fast ganz französisch bleibt? wie gering sind seine praktischen Neuerungen! von seinen theoretischen Auseinandersetzungen nutzt er selbst sehr wenig.

Noch ein Gebiet wird immer gestreift, das „ständische", um dieses Wort beizubehalten. Wo steckt denn nur die Grundverschiedenheit zwischen früher und später? Das hohe Drama hat nach wie vor die Helden der Welt zu Helden des Dramas[1]) gemacht; die eigentlichen bürgerlichen Tragoedien sind verschwindend gering an Zahl, an Bedeutung und Ansehen. Auch Lessing, der Dichter der Miss Sara, wird nach seinen theoretischen Ausführungen der Dichter der Emilia, welche keine bürgerliche, sondern eine moderne Virginia ist, endlich des Nathan, wo wir schon wieder fast auf dem alten Boden sind. Und Schiller steigt von den Räubern zu Fiesco, zu Carlos und so weiter. Goethe setzt bei dem Götz ein, sinkt zum Clavigo und der Stella, steigt zu Egmont, Iphigenie und Tasso. Bei Grillparzer, bei Kleist, wo steckt das bürgerliche? Erst das junge Deutschland wird wieder consequenter, aber ein Hebbel wächst von Maria Magdalena zu den Nibelungen. Man wird sagen, das all-

1) Auch hiefür ist eine Aeusserung Schillers über seinen Don Carlos wichtig, er schreibt am 27. März 1783 an Reinwald: „Dazu kommt, dass man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die grosse Staatspersonen behandeln . ." Schiller betont also ganz ausdrücklich, dass die Rückkehr zum alten „ständischen" Charakter, um diesen Ausdruck zu brauchen, eine vollständig bewusste Hinwendung zu einer neuen Schönheit sei, denn er hat in der Briefstelle die Vorzüge seines neuen Stoffes Don Carlos im Auge.

gemein menschliche tritt in den Vordergrund, der Mensch, nicht das, was er in der Gesellschaft vorstellt, wird vom Dramatiker behandelt. Als ob das im classischen französischen Drama etwa nicht ebenso gewesen wäre; als ob nicht auch hier die allgemein menschlichen Empfindungen den Dichter allein gereizt hätten; man nenne mir ein classisches französisches Drama, wo nur das „ständische" als solches anders als etwa bei Schiller im Don Carlos, in der Maria Stuart, der Braut von Messina u. dgl. verwerthet würde. Der Ideengehalt hat zugenommen, allerdings, das ist aber kein specieller Fortschritt des Dramas, sondern der ganzen Geistesrichtung, welcher sich das Drama fügen muss. Die neuen Errungenschaften gehören nicht dem Drama, sondern der Bildung überhaupt an, den Dramatikern und Theoretikern gebührt bloss das Verdienst, das Drama dem Charakter ihrer Zeit angepasst zu haben.

Noch bleibt das eine: die ideale Ferne. Doch auch hier sehen wir gar keine grosse Neuerung bleibend durchgeführt; neben dem modernen Drama verharrt die höhere Tragoedie auf ihrem Rechte, Zustände der abgelegenen Zeiten dramatisch zu behandeln, und wenn wir unser Gefühl prüfen, machen wir einen genauen Unterschied zwischen dem modernen und dem höheren[1]) Drama (auch Herr Wetz S. 40): so wie wir für jenes die Prosa, für dieses den Vers als das natürliche ansehen, verlangen wir für dieses die ideale Ferne. Charakteristisch ist wieder Grillparzer: ihm schwebt ein Napoleon vor, und er schreibt einen Ottokar, indem er sehr deutlich die modernen

1) Diesem Gefühle gibt auch Schiller Ausdruck, wenn er über den Don Carlos am 24. August 1784 an Dalberg schreibt: „Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, dass ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich . . . da ist; da ich in diesem Fache grösser und glänzender erscheinen, und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden konnte." Also Schiller gesteht der hohen Tragoedie im Gegensatze zur bürgerlichen einen höheren Rang zu. Nach seiner Aeusserung im Briefe vom 7. Juni 1784 an Dalberg hätte dies noch zweifelhaft erscheinen können; er sagt auch hier: „Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein grosses historisches Stück, vorzüglich meinen Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen, und gross befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der grossen, nach ausserordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem er angehört, schnellern und grössern Ruhm als drei Stücke wie jenes!"

Zustände, Charaktergegensätze wie Napoleon und Kaiser Franz in ideale Ferne rückt und sie Ottokar und Rudolf nennt, gewissermassen die Geschichte völlig verlassend.

Was wir in dem ganzen Kampfe gegen den französischen Classicismus als Gewinn betrachten können, ist das starke betonen solcher Ausnahmen, oder besser gesagt, jetzt wird die Gleichberechtigung dessen durchgeführt, was man früher als Ausnahme gestattete, man bricht die Schranken, ohne jedoch die Consequenzen zu ziehen, man begnügt sich, den Herrn gezeigt zu haben, ohne die Herrschaft zu verlangen. Also nicht die Verwerfung, sondern die Erweiterung der classischen Begriffe ist das Ziel und Resultat. Dass diese zwei Dinge ganz verschieden sind, leuchtet wol auf den ersten Blick ein; es war aber meiner Ueberzeugung nach einmal an der Zeit, diese selbstverständlichen Dinge zu erwähnen und auszusprechen, weil sie überall, von allen Darstellern vergessen werden. Darum verzeiht man vielleicht auch die Ausführlichkeit meiner Polemik.

Auf ganz anderem Wege und auf ganz andere Weise vollzieht sich die Umgestaltung im Gebiete des Romans. Man sieht den Unterschied am meisten, wenn man sich mit dem picarischen Roman beschäftigt; hier war in Deutschland mit Grimmelshausen der Realismus vollständig zum Siege gelangt; wir haben es durchaus mit einer Schilderung des bürgerlichen Lebens zu thun, welches mit allen seinen Ausschreitungen in den Roman aufgenommen wird. Den Gegensatz bildet einerseits der heroische Roman vom Schlage des Lohensteinschen Arminius, anderseits das seltenere Heldengedicht nach der Weise des „Habspurgischen Ottobert". Dem Schäferromane war längst das analysieren der Gefühle, das auswässern der Empfindungen eigen. Das bürgerliche Element bleibt auch im Weiseschen Romane. Unmöglich kann also darin die Neuerung Richardsons bestehen. Man darf daher Tragoedie und Roman durchaus nicht aus demselben Gesichtspuncte betrachten, im Gegentheil: der Roman wird zu einem Abzugscanale für manches von dem, was in der Tragoedie befehdet wurde. Damit fällt das ganze Gebäude, welches Herr Wetz aufrichten will, meiner Ansicht nach in sich zusammen.

Herr Wetz verfolgt die Scheidung der komischen und ernsten Dichtungen nach Ständen von den ältesten Zeiten bis herauf; bei den Griechen können wir diese Scheidung wol aus dem besonderen Charakter des Dramas erklären; dass sie dann von den Römern wie so vieles herübergenommen wurde, kann man völlig begreifen. Nicht zugeben kann ich die Behauptung, dass auch im Mittelalter zwischen den ernsten Heldengedichten, „die sich in Hof- und Ritterkreisen bewegten", und Schwänken, scherzhaften Erzählungen, Fabliaus unterschieden worden sei, „zahllosen heitern Darstellungen aus dem bürgerlichen, bäuerlichen und mönchischen Leben"; es bedarf wol nicht der Titel etwa der „Gesammtabenteuer", um diese Behauptung zu

widerlegen, man denke nur an Gedichte, wie „die halbe Birne“, „der Borte“ etc. etc. Widersprechen muss ich auch der Ansicht, dass die französischen Tragiker die alten „bis zu den unbedeutendsten Aeusserlichkeiten“ nachgeahmt hätten, während sie doch den Chor ganz ausser Acht liessen. Was die Verwerthung moderner Stoffe nach dem Muster des Bajazet betrifft, so hätte vielleicht mit einem Worte gesagt werden können, dass auch in Deutschland während des 17. Jahrhunderts dergleichen nicht selten vorkam, wie Gryphius, Haugwitz u. a. beweisen.

Herr Wetz hat im Laufe seiner Darstellung mit Recht einen andern Plan verfolgt, als man nach seinen ersten Auseinandersetzungen hätte glauben können: er beginnt mit der Komoedie und vertritt, wenn er sich auch nicht darüber klar wird, doch den Standpunct, dass wir in den Neuerungen nicht ein ändern der Tragoedie, sondern ein erweitern der Komoedie zu bemerken haben. Man vertreibt nicht die Heroen aus ihrer Domäne, sondern man fügt in das Lustspiel mehr und mehr ernste Scenen ein, man gelangt nicht von der tragédie zur tragédie bourgeoise, sondern von der comédie zur comédie touchante oder, wie die Spötter sagen, larmoyante, zur comoedia commovens. Das ist sehr wichtig, denn der umgekehrte Weg war versuchsweise wol auch eingeschlagen worden, indem man die komische Figur in die Tragoedie einschmuggelte; er musste natürlich aufgegeben werden. Die Erweiterung des Lustspiels aber blieb bestehen. Herr Wetz hat auch die Gründe dafür erwogen, indem er die paedagogischen Tendenzen des Zeitalters betont, aber er richtet eine olla putrida her, indem er Aufklärung, gesunden Menschenverstand, Gefühlsseligkeit, Zweckmässigkeit, moralische Absichten, Gläubigkeit zusammenmengt; nach S. 46 stünden Johann Martin Miller, der Verfasser des „Sigwart“, und Nicolai wegen seines Sebaldus Nothanker auf derselben Stufe, und S. 40 kommt sogar Fielding, Goldsmith, Dickens und George Eliot auf eine Linie mit Richardson; das heisst doch sein eigenes Gebäude selbst zerstören, zuerst scheidet er den komischen Roman aus, dann zieht er den humoristischen Roman wieder herbei. Man sieht daraus, wie bei Herrn Wetz noch alles gährt, wie wenig geübt er in allgemeinen Deductionen ist, aber es gilt von ihm Goethes Wort: „Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet, Es giebt zuletzt doch noch ’n Wein“. Das beweist der „zweite Abschnitt“ unseres Buches: „Das rührende Drama der Franzosen“ (S. 63ff.). Ganz besonders mache ich auf die sehr gelungenen Bemerkungen über das tragische und komische, über die Aehnlichkeit zwischen Shakespeare und Molière aufmerksam, ich vermisse nur ein Wort darüber, dass bei diesem der Humor, nicht die Komik das wichtigste ist. Sehr gut sind von Wetz auch die ernsten Seiten Molières, also die Ansätze zum Schauspiel, hervorgehoben.

Der übrige Theil des Buches (S. 83—206) ist eine grosse

Monographie über Destouches, welche mit genauester Ausführlichkeit jedes einzelne Werk betrachtet und zergliedert, auch eine Biographie an die Spitze stellt. Ueber diesen Theil genügt es, zu referieren, da nur die allgemeinen Thatsachen die vergleichende Litteraturgeschichte angehen; dem Plane des ganzen nach nimmt dieses Capitel eigentlich einen zu breiten Raum ein, denn Herr Wetz sagt selbst, dass Destouches noch ganz auf dem älteren Lustspiele fusst und nur wenige Zuthaten aus dem Rührdrama schon einfügt. Aber als Exemplification können wir uns dieses zergliedern jedes einzelnen Lustspiels wol gefallen lassen, umsomehr da eine Zusammenfassung erfolgt; ich bedaure nur, dass die Methode, welche Sauer und Brahm angewendet haben, nicht beibehalten wurde, sie ist übersichtlicher und schärfer. In dieser Beziehung ist das Buch ein Rückschritt unserer Wissenschaft. Und dann noch eines: Herr Wetz lässt auch hier seinen ethischen Gefühlen so die Zügel schiessen, dass er die Aesthetik völlig vergisst; statt ruhig als Litterarhistoriker zu untersuchen, declamiert er als Moralist. S. 108 f. z. B. wird er fast komisch, da er sich gegen Oront in der „dreifachen Heirat" ereifert, als ob er selbst Valer wäre. Das kommt weiter nicht in Betracht, man darf die Personen eines Lustspiels bei litterarhistorischer Darstellung nicht abkanzeln, sondern den Dichter vor Augen haben, vgl. auch S. 112. 113. 114. 115. 122f. 129. 136 (hier bes. ergötzlich) u. s. f. Es hätte sich empfohlen, das typische der Lustspiele, was Personen, Scenen, Einführungen, Verknüpfung, Intrigue anbetrifft, gleich zu constatieren und so recht übersichtlich herauszuarbeiten, die Arbeit hätte dadurch an Klarheit bedeutend gewonnen. Und dann hätte noch etwas geschehen können, da sich Herr Wetz schon so eingehend mit Destouches beschäftigte: es hätte der Einfluss, welchen das Théatre italien und das Théatre de la foire auf ihn ausübten, aufgezeigt werden sollen. Herr Wetz sagt S. 103 in der ersten Anmerkung: „Der abgeschmackte Spuk, mit dem sie als Zauberin die Nerine dem Pasquin erscheinen lässt, hätte Destouches wol besser seinen Collegen vom italienischen Theater oder dem Theater de la foire überlassen sollen"; er scheint also nicht zu bemerken, dass noch viel mehr aus dieser Quelle stammt, man vergleiche nur die Javotte in der dreifachen Heirat (S. 109), Leandre im unvermutheten Hinderniss (S. 113 f.), die im Théatre italien vorgebildet sind (ich kann auf meine Einleitung zu Stranitzkys Ollapatrida, Wiener Neudrucke Heft 10, s. auch S. 237 verweisen); und dann verkennt er, dass gerade die Anbequemung an diese Dichtung bei Destouches sehr charakteristisch ist. Besonders S. 118 ff. hätte ich eine Rücksichtnahme auf das Théatre italien gewünscht.

Wir dürfen hoffen, dass im weiteren Verlaufe des Werkes vielleicht noch Gelegenheit ist, auf manches zurückzukommen, und Herr Wetz wird gewiss alle Consequenzen ziehen, welche man jetzt schon

aus seinen Analysen herauslesen kann. Meine Bedenken würden vielleicht zerstreut worden sein, wenn uns Herr Wetz deutlicher den Plan seiner Arbeit charakterisiert und gleich in dem Capitel über Destouches gezeigt hätte, wie er weiterhin darstellen will. Man wird ihm nicht gerecht, weil man über seine Absichten nicht klar wird, wir wünschen ihm aber die Kraft, sein Werk bald zu vollenden und alle Zweifel zu zerstreuen.

Lemberg 30. März 1886. R. M. Werner.

---

# Miscellen.

## 1.

## Zwei Grabschriften auf Eulenspiegel.

EPITA: Nobilis parasiti Oulenspigel.

Hoc ego præduro moriens sub marmore condor
  Non iaceo: neque sto: mortuus ipse cubo
Vt fato mores maneant: mirabilis omni
  Luce fui: Protheus cærulus alter ego
Nocturnæ volucris nomen speculiq; parentes
  Qum dederant: iam tunc notus utroq; polo
Qum me vix pleno lactasset in vbere mater
  Iam petit attonitos fama stupenda viros
Vita liquet nostra: totis mirabilis annis
  Nomen habent pueri: foemina: virq; meum
Vt faciles vitae mores communis haberem
  Non volui busto morte iacere meo.

Aliud.

Videte viatores optumi: bini-
Siue adcedatis trini: siue singuli:
Vel sturnatim conuoletis: pedes: aut eques
Mas sies: uel foemina — aut pupus: uel senes:
Qui fui gnarus parasitus: & helluo.
Quem cinefactum cludit hoc saxum:
Non bapiro non atramento: sed duro
Malleo tornatum: fui dies omneis
Festiuusq; dicaculus popa: planus:
Iuuat: ut prudens viuus & sagax plureis:
Mortuum sic fallere: facere & salse.

Nolui humatus hac humo iacere:
Supinus aut stare: sed cubans sedere.
Mendax quod esset: meum si quis cadauer
Iacere dicat sepulchro: dat rectum stare.
Sic ludo functus quod viuus saepe feci.

In: Batrachomiomachia Homeri | Philymno interprete | et Evlogia fvne|bria. 4°. Bl. C $5^b$ u. C $6^a$ (gedruckt Wittenberg 1513). Vf. ist der Erfurter Poeta Tilemann Conradi (Tiloninus).

Wilhelm Crecelius.

---

2.

## Caspar Cunradus und seine Prosopographia melica.

Ueber das stocken der Prosopographia, von der nur drei Millenarii, der erste und zweite zu Frankfurt 1615, der dritte zu Hanau 1621, erschienen, geben die folgenden Auszüge von Briefen des C. Cunradus an Gruter, dem mit anderen gemeinschaftlich der zweite Millenarius gewidmet ist, Aufschluss (aus Cod. Pal. 1907, Bl. 64 f.):

1. Vratisl. Non. VIIbr. A. 1617. Pro complendo quarto Prosopographiae meae millenario desidero natalem Dn. Mel. Adami, quem ut ipsemet mihi significet, amanter peto. Habet et heic adfines literas, sororis ipsius nuptias significantes. Meas adicere non potui ob temporis brevitatem: sed et ipse proximis meis responsum debet. Mihi et meis sic benè convenit. Septimum conjugis mei fructum nunc spero, & septimum fortassis filium.

2. III. Eid. Martias A. C. ∞DCXIIX. Sub exitum anni 28. Decembr. mea Conjux puerpera septimò facta septimum peperit filium, quem Godofredum diximus. — Mei millenarii cancrino gressu procedunt, dolo, credo, nostri Bibliopolae Davidis Molleri, qui sumtus Tampachio refrendere [?] haut dubiè non potest: interim ego in tertium annum differor & de exemplaris restitutione dubitare incipio. Loquere, quaeso, cum Tampachio, & morae istius veram caussam mihi explora. Quartus millenarius jam posset sequi, imò et quintus, ac longè perfectiores quàm duo priores, modò iste me non ita fefellisset. De alio qui sumtus suppeditet, cogitabo: Tu in medium si consulere heic quid potes, facito, quaeso. Multis labor iste non improbatur ob temporis inprimis consignationem, quo hi, illi, vixere.

Wilhelm Crecelius.

---

3.

## Aus den Stammbüchern der Berliner Bibliothek.

1. „Qui fert malis auxilia, post tempus dolet.
Bonae MEM. ergo L. M. Q.[1]) scripsi
Mart. Opitius a Boberfeldt
S. R. Mtis Pol. Suec.que Secretarius
et Historiographus, Consiliarius
Ligio-Bregensis. Gedani, III.
Kalend. Maias. A. M·IↃ·CXXXVIIII."

Stammbuch des Breslauers Thomas Lerch (aus den Jahren 1636—1652) auf der königl. Bibliothek zu Berlin, Ms. Diez. C. Oct. 5.

2. „Pignus amicitiae, facilemque in sidera dextram
Verbaque non dubius qualia noscit AMOR
Qvisque dabit: trepidâ sed rerum urgente ruinâ
Posce manum: plures nil nisi VERBA DABUNT.
Symb.
Non Confundit.
— — punctum coit omnis in Unum
Fatorum series — — —
Exiguum Hocce
Eximii verè Amoris
monumentum
Doctiss. Praestantiss.que
Dno THOMÆ LERCH
L. M. R. [?]
reliqui
Lugduni Batavor.
XIII. Calend. Julii
A. CIƆIƆ CXLIII.
Andreas Gryphius.
Es muß fürs Vaterlandt auch was gelidten sein."

Ebenda. — Von bekannteren Namen findet sich in Lerchs Album noch Elias Schedius Cada-Bojus (Rostock, 27. Nov. 1640) und Petrus Lauremberg (Rostock, Dec. 1638).

3. Ein Gedicht Logaus v. J. 1639 steht in dem Stammbuche Ludwigs von Logau (Ms. Diez. C. Oct. 9. aus den Jahren 1634—1698); abgedruckt ist es im Weimarischen Jahrbuch 2, 212 und bei Hoffmann von Fallersleben, Findlinge 1, 485 (1860).

4. Das Stammbuch (Alba amic. 29) des Malers und Dichters Matthaeus Merian des jüngeren (1621—1687; vgl. Allg. D. Biographie 21, 424) enthält viele Eintragungen fürstlicher Personen

1) = Lubens Meritoque.

aus Deutschland, Holland und England. Litterarische Berühmtheiten finden sich: Bl. 55 „Anthon Ulrich HZBUL[1]). Crescit sub pondere palma. 1665", Bl. 160 Hanß Georg Pellicer o. J. und Bl. 161 Deütrich Haacke, London 23. Herbstmonat 1640.

5. Der Danziger Heinrich Nicolai hat bei seinem Besuche verschiedener Universitäten sein Album (1585—1593. Alba amic. 6) vielen Professoren praesentiert. Eingetragen haben sich: Bl. 236 Josephus Scaliger (Leyden 5. April 1585?), Bl. 176 Johannes Sturmius (Northeim 9. Oct. 1587), 31b David Chytraeus, 65b Conradus Dasypodius (Strassburg 9. Jan. 1589), 71b Paulus Melissus (Heidelberg 1. Febr. 1589), 72b Nicolaus Reusner 1588, 143a Melchior Junius (Strassburg 5. Jan. 1589).

Berlin. J. Bolte.

## 4.

## Charlotte Buff.

In seiner Abhandlung über Charlotte Buff und ihre Familie (Morgenblatt 1863 S. 1054) hat Düntzer unter den Pathinnen von Charlotte aufgeführt „Catharina Henriette Felicitas Wetzel, geborene Buff, Gattin des Kaplans zu Reichelsheim, die Halbschwester des Vaters". Diese (nach dem Taufregister der Pfarrei Steinbach geboren am 14. December 1717, Dienstag Morgen zwischen 7—8 Uhr, getauft am 17. December) war meine Urgrossmutter, die Gattin meines Urgrossvaters, des Kaplans Johannes Crecelius zu Reichelsheim, einem damals und bis 1866 nassauischen Dorfe in der Nähe von Friedberg in der Wetterau. Ich denke mir, in dem Taufbuch ist sie als Ehegattin des Kaplans Cretzelii bezeichnet (wie der Name manchmal nach der Aussprache geschrieben wurde), für Cr aber konnte leicht W verlesen werden. Der Fehler ist auch in den neuesten Abdruck des Aufsatzes in Düntzers Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken Bd. 1 S. 68 übergegangen. Das richtige steht in der Genealogie der Buff, welche H. K. Eggers in der Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie IX (1881) S. 431 ff. gibt: dort wird die genannte Katharina Henriette Felicitas als Gattin vom Pfarrer Crecelius zu Odenhausen angegeben. Mein Urgrossvater war nämlich von Reichelsheim, wo er als Kaplan seinem Vater zur Seite gestanden hatte, nach Odenhausen versetzt worden, einem damals gleichfalls nassauischen Dorfe, 1 Stunde oberhalb Giessen am rechten Ufer der Lahn gelegen, welches seit 1815 zum preussischen Kreise Wetzlar gehört.

Wilhelm Crecelius.

1) = Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

# Ein Stück aus Klopstocks Messias in ursprünglicher Fassung.

Von

Heinrich Funck.

In der Abhandlung von den Schönheiten der Bodmerischen Noachide hatte Wieland die Vermuthung ausgesprochen, dass der Dichter des Messias „den reuigen Teufel Abbadona" selig machen werde, worauf ein anderer Kunstrichter in den Greifswalder Kritischen Nachrichten unter dem 14. November 1753 die Bemerkung machte: „ich weiss, dass diese Muthmassung erfüllt werden wird, da ich schon ein Fragment eines der künftigen Gesänge des Messias gesehen habe, worin Abbadona wirklich Gnade erhält."

Von dieser handschriftlichen Fassung „des begnadigten Abbadona", welche rund zwanzig Jahre früher fällt als der erste Druck des entsprechenden Abschnittes aus dem 19. Gesange des Klopstockschen Heldengedichts, ist eine am 6. Februar 1754 angefertigte, in Privatbesitz befindliche Copie von mir aufgefunden worden, deren Publication mir um so wünschenswerther erscheint, je seltener dem Klopstock-Forscher Gelegenheit geboten wird, in die dem Druck vorhergegangene Gestaltung der Messiade einen willkommenen Einblick zu erhalten. Das wenige, was wir bis jetzt vom Messias in ursprünglicher Fassung kennen, besteht aus kleinen Bruchstücken, welche vom Dichter selbst aus der noch unedierten Epopoee in seinen Briefen und Abhandlungen mitgetheilt werden. Ein grösseres Fragment aus der Messias-Handschrift, wie wir ein solches den Lesern dieser Blätter nunmehr vorführen möchten, ist bisher noch nicht veröffentlicht worden.

Die Verse der von mir entdeckten Abschrift a. d. J. 1754 lauten:

91 Und die Sünder standen allein. Vom Throne des Richters
92 Stiegen die Todesengel herab, die Verworfnen zu führen
In die Wohnung der ewigen Nacht. Sie trugen die Schrecken
Des auf dem Thron im richtenden Blick. Zu tausenden welzten,
95 Da sie giengen, die Donnerwolken des hohen Gerichtsstuls
96 Ihrem eilenden Fusse sich nach. In einsamer Stille
Und mit sterbendem Blick, starr in die Tiefe gesenkt, stand
98 Abbadona, und einer der Todesengel kam nahe
99 Gegen sein Antliz herab. Er sah den Seraph und kannt' ihn
100 Und ergab sich zu sterben. Er schaute mit bebendem Auge
Auf den Richter und rief aus allen Tiefen der Seele.
102 Gegen ihn wandte das ganze Geschlecht der Menschen ihr Antliz
103 Und der Richter vom Thron. So sprach der anbetende Seraph:
Weil nun alles geschehn ist und auf den lezten der Tage
Diese Nacht der Ewigkeit folgt, so lass nur noch einmal,
106 Der Du stehst auf dem Throne, mit diesen Thränen Dich anschaun,
Die seit der Erde Geburt mein brechendes Auge geweint hat.
108 Schau von dem Thron, wo Du stehst, Du hast ja selber gelitten!
109 Schau ins Elend herab, wo Deine Gerichteten stehen,
Auf den verlassensten aller Erschaffnen! Ich bitte nicht Gnade,
Aber lass um den Tod, Gottmensch! Erbarmer! Dich bitten.
112 Siehe, diesen Fels umfass ich, hier will ich mich halten,
113 Wenn der Todesengel von Gott die Gerichteten wegführt.

---

Die vom Wortlaut des Manuscriptes abweichende Lesart des gedruckten Textes (1773):

91 Graunvoll stand das Heer zu des Richters Linke. Vom Throne
92 Schwebten — Verworfene
95 schwebten, Donnerwolken — Gerichtstuhls (Die Ausgabe von 1800 stellt „Gerichtsstuhls" wieder her.)
96 Fluge
98 Abbadona. Ihm kam der Engel einer des Todes
99 Immer näher und näher. — Cherub
100 erhub — trüberem
102 sein
103 anbetend der
106 Du, der sitzt
108 Schaue vom Thron — ruhst
109 in das — herunter — wir
112 Felsen
113 die — führen

114 Tausend Donner sind um Dich her, nimm der Tausenden einen,
115 Waffne ihn mit Allmacht und tödte mich, Sohn, um Deiner Liebe,
116 Um Deiner Erbarmungen willen, mit denen Du heute beseligst!
117 Ach ich bin ja von Dir auch mit den Gerechten geschaffen!
Lass mich sterben, vertilg aus Deiner Schöpfung den Anblick
Meines Jammers, und Abbadona sei ewig vergessen!
Meine Schöpfung sei aus und leer die Stätte des bängsten
121 Und des elendesten aller Erschaffnen! Es schweigt Dein Donner,
122 Und Du antwortest mir nicht! Ach muss ich leben, so lass mich,
123 Von den Verworfnen gesondert, auf diesem dunkeln Gerichtsplatz
Einsam bleiben, dass mirs in meinen Qualen ein Trost sei,
125 Tief nachdenkend mich umzuschaun: dort stand auf dem Throne
Mit hellglänzenden Wunden der Sohn! Da huben die Frommen
127 Sich auf schimmernden Wolken empor! Hier ward ich gerichtet!
128 Abbadona blieb sinnlos stehen, im eilenden Fluge
Standen die Todesengel und wandten ihr Antliz zum Richter.
130 Feyrlich schwieg das Menschengeschlecht, die Donner ver-
(131) stummten,
132 Abbadona erwacht und fühlt die Ewigkeit wieder.
Gegen ihn kam durch die wartenden Himmel die Stimme des Richters:
Abbadona! ich schuf Dich, ich kenne meine Geschöpfe,
Sehe den Wurm, eh er kriecht, den Seraph, eh er empfindet;
136 Kenn' im Labyrinthe des Herzens den tiefsten Gedanken:
Aber Du hast mich verlassen, und jene Gerichteten zeugen
138 Wider Dich auch, Du verführtest sie mit, auch sie sind unsterblich.
Abbadona erhub sich und rang die Hände gen Himmel,

114 einen der tausend
115 Waffn'
116 Deiner — begnadigst
117 ward — erschaffen
121 verlassensten — Dein Donner säumet
122 hörest mich
123 dunklen
125 sass
127 wurd'
128 sank an den Felsen. In eilendem
130 Feyerlich
(131) Die unaufhörlich vorher von dem Throne des Richters erschollen.
132 erwacht' — fühlte
136 in allen Tiefen des Herzens alle
138 Sie sind unsterblich

140 Also sagt er: Ach! wann Du mich kennst und wenn Du den bängsten
Aller Engel gewürdiget hast, sein Elend zu sehen,
Wenn Dein göttliches Auge die Ewigkeiten durchschaut hat,
Die ich leide, so würdige mich, dass Dein Donner mich fasse
144 Und Dein Arm sich meiner erbarme, mich endlich zu tödten!
145 Gottmensch! ich sinke betäubt in des Abgrunds furchtbarste Tiefen,
146 Und mein bebender Geist fliegt über der Ewigkeit Schauplatz
147 Grenzenlos hin und ruft dem Tod, so oft ich dran denke,
Dass Du mich schufst und ich es nicht werth war, geschaffen zu werden.
Schau, wo Du richtest, herab und sieh, o Erbarmer, mein Elend,
150 Lass den Gedanken nur einmal noch meine Seele gedenken,
Dass Du mich schufst, dass auch ich von dem besten der Wesen gemacht ward!
152 Und dann tilg auf ewig sie weg vom Antliz der Schöpfung!
153 Sei gegrüsst, Gedanke, vom nahen Abschied von allen,
154 Welche Gott schuf, und dem Unerschaffnen der letzte Gedanken!
Da der vollendete Himmel in seinen Kreisen heraufkam
Und der erste Jubelgesang die Unendlichkeit füllte,
157 Da mit einer grosen Empfindung, die von dem Erschaffer
158 Alle auf einmal empfanden, die werdenden Engel sich fühlten,
159 Da der Einsame sich vor Myriaden enthüllte,
160 Wie er von Ewigkeit war und zugleich der höchste Gedanke
161 Nicht allein von Gott mehr gedacht war, da schuf mich mein Richter.
Damals kannt ich kein Elend, kein Schmerz entweihte die Hoheit

140 sagt' — wenn
144 erbarm, vor dir mich (Die Ausgaben von 1780 und 1800 stellen „erbarme“ wieder her.)
145 Mittler! — Tiefe
146 entflieht
147 Stürzt sich hinab, — Tode — es
150 mich Einmal nur noch den grossen Gedanken denken
152 mich
153 mir, Gedanke, gegrüsst, vor dem
154 Die — Gedanke
157 Schöpfer
158 All' — ergriff
159 Tausendmal tausend
160 zuerst
161 mehr von Gott — ward

163 Meiner Seele; von allen, die ich zu lieben mir wehlte,
164 Ward mir der liebenswürdigste, Gott; mit schattenden Flügeln
165 Deckte mich ewiges Heil! In jeder Aussicht erblickt ich
166 Seligkeit um mich herum! Mir jauchzt ich in meiner Entzückung,
167 Dass ich geschaffen war, von Dir geliebet zu werden,
Von dem besten der Wesen; ich mass mein daurendes Leben
169 Nach der Ewigkeit ab und meine selige Tage
Nach der Zahl der Erbarmungen Gottes. Nun muss ich vergehen,
171 Nicht mehr seyn, nicht mehr mit tiefer Bewunderung Gott sehn
Und am Throne des Sohns kein Halleluja mehr singen!
173 Werde dann aufgelösst, ewiger Geist, Dein Zweck ist
(174) vollendet;
175 Sei nun zum letztenmal angebetet, o Du, der zum
(176) Zeugen
177 Seiner Huld mich, zum Zeugen der ernsten Gerechtig-
(178) keit machte.
179 Also sagt er und sank vor dem Thron des Richters aufs Antliz
Und erwartet den Tod, und tiefe feyrliche Stille
Breitet noch über den Himmel sich aus und über die Erde.
182 Damals hub' ich mein Angesicht auf und sah durch die Himmel,
Und ich sah auf den goldenen Stülen die Heiligen beben
Vor Erwarten der Dinge, die kommen solten, ich sah auch
185 Die Schar der Verworfnen vor Abbadona erwartend
186 Umherstehen, es lagen um sie die nächtlichen Wolken

---

163 Meines Geistes. Vor — sie zu — auskohr
164 War — schattendem Flügel
165 sah
166 Seligkeiten um mich
167 zu. Ich war, — werden
169 zählte die seligen
171 schaun
173 denn, ewiger Geist, werd' aufgelöset! Vollendet
(174) Ist der Zweck, zu dem du geschaffen wurdest! Hier steh' ich,
175 Bete zum letztenmale dich an, o, der auf des Schicksals
(176) Nächtlichste furchtbarste Höh mich stellte, mich dort zum Zeugen
177 Erst der Huld; der Rache, der unerbittlichen, dann mich
(178) Auserkohr, dass Aeonen es sähn, und ihr Antlitz verhüllten!
179 sinkt — Richter aufs Angesicht nieder,
182 erhub — Aug' — die Himmel herunter
185 Vor dem Heer —, um
186 Glühender Stirn

Unbeweglich, so sah ich die Todesengel, sie wandten
188 Starr von Abbadona ihr Antliz zum Throne des Richters.
Hier verstumte der Vater der Menschen, die Heiligen sahn ihn,
190 Als wann er noch einmal unter ihnen vom Tod erwachte,
191 Da er fortfuhr zu erzehlen; wie die liebende Stimme des Vaters
192 Zu dem Sohn, wie der Nachhall der Jubel erhob sich vom Throne
Diese Stimme: Komm, Abbadona, zu Deinem Erbarmer!
Adam verstumte von neuem. Da ihm die Sprache zurückkam,
Da er mit feurig geflügelten Worten zu reden vermochte,
Sagt er: Schnell, wie Gedanken der himmelsteigenden Andacht,
197 Wie der Sturmwinde Flügel, in denen der Ewige wandelt,
Schwung sich Abbadona empor und eilte zum Throne.
199 Als er durch die Himmel daher gieng, erwachte die Schönheit
Seiner heiligen Jugend im betenden Auge, das Gott sah,
201 Und die Ruh der Unsterblichen kam in des Seraph Geberde.
202 So ist keiner von uns an der Auferstehungen Tage
203 Ueber dem Staub der Erden gestanden, wie Abbadona daher gieng.
204 Abdiel konnte nicht mehr des Kommenden Anblick erwarten,
Schwung sich durch die Gerechten hervor, mit verbreiteten Armen
206 Jauchzt er durch die Himmel, die Wange glüht ihm; die Krone
207 Klang um sein Haupt; er zittert auf Abbadona herunter
208 Und umarmt ihn. Der Liebende riss sich aus seiner Umarmung
209 Und sank izt zu den Füssen des Richters aufs Antliz nieder.
Nun erhub sich in allen Himmeln des lauten Weinens
211 Stimme, die Stimme des sanften Jubels, der betenden Harfen

188 ihr Antlitz von Abbadona
190 wenn — unter ihnen noch einmal — Tod'
191 wieder begann: Zuletzt, wie die
192 Jubel Nachhall, scholl von dem
197 auf Flügeln des Sturms — dem
199 daher durch die Himmel
201 des
202 hat
203 Staube
204 ertragen
206 Jauchzt' — laut durch — glüht'
207 zittert'
208 umarmt'
209 jetzt — Angesicht
211 der sanfteren Wonne — leiseren

212 Silberton kam von den Stülen der vier und zwanzig Gerechten
213 Zu dem Stule des Sohns und sang von dem Todten, der lebte.
Wie kan ich reden die Worte, die Abbadona gesagt hat,
215 Da er kam vor den Thron und zu dem auf dem Throne sich wandte?
216 Also sagt er und hatte die Zeichen des Lebens:
O! mit welchen festlichen Nahmen, mit welchen Gebeten
218 Soll ich zuerst Dich nennen, der Du Dich meiner erbarmt hast?
Kinder des Lichts, die ich liebte, zu Euch bin ich wieder gekommen,
Erstgebohrne der Schöpfung, und Ihr durch die Wunden des Sohnes
Erben des ewigen Lebens! wohin bin ich wieder gekommen?
222 Sagt mir, ach sagt mir, wer rief mir, wes war die Stimme vom Throne,
223 Die beim Nahmen mich nennte? Du bist die Quelle des
(224) Lebens!
225 Heil ist Dein Name! Du bist Jehova, der Erstling vom Vater!
226 Licht vom Licht, der Bundesmittler, das Lamm, das erwürgt war!
König heissest Du auch! ich will die Liebe Dich nennen!
228 Siehe, Gott hat an des Weltgerichts Abend noch einmal erschaffen;
229 Dann ich ward einer der ewig Todten; den letzten der Tage
230 Schuf er mich neu und riss mich aus meiner Todesumschattung
Wieder zum ewigen Heil, das unaussprechlich wie Gott ist!
232 Halleluia, ein feyrndes Halleluia, o Erster!
233 Sei Dir von mir nun ewig gesungen! Zur Todesangst sprachst Du:
234 Sei nicht mehr! und zu den Thränen: ich hab Euch alle gezehlet!
Freudenthränen, und Dank und Anbetung sei dem auf dem Throne.

---

212 Jubel entglitt
213 Kam zu dem
215 am Thron' aufstand
216 lächelte Wonne des ewigen
218 also sich — hat
222 o — wer rief mich
(224) Fülle der Herrlichkeit! ewige Quelle des ewigen Lebens!
225 der Eingeborne des Vaters
226 Lichte! des Bundes Mittler! — ward
228 Gott hat am Abend des Weltgerichts
229 Denn — war
230 rief
232 feyrendes
233 auf — Du sprachest zum Elend
234 zu

So weit war also Klopstocks „begnadigter Abbadona“ schon zwei Decennien vor seinem erscheinen vollendet. Aus vielerlei Gründen neigte man schon bisher zu der Ansicht, dass dieses Stück aus dem 19. Gesange des Messias sehr früh, möglicher Weise schon vor Klopstocks Reise in die Schweiz, gedichtet worden sei. Wenn wir nun auch vor einem gründlichen Studium des ursprünglichen Wortlautes unserer Stelle nicht näher auf die Frage eingehen möchten, mit welchem Rechte die Abfassung derselben bis vor die Mitte von 1750 zurückdatiert wird, so wollen wir doch einen von den Gründen, die man bisher für eine so frühzeitige Abfassung unseres Fragments geltend machte, an der Hand des im Manuscript sich findenden Textes schon jetzt für hinfällig erklären. Es betrifft dieser Grund die Aehnlichkeit des Verses 150: „Lass mich Einmal nur noch den grossen Gedanken denken“ mit der Anfangsstrophe der Zürichersee-Ode: „... Das den grossen Gedanken Deiner Schöpfung noch einmal denkt.“ Nun lautete aber unserm Funde zufolge der betreffende Vers ursprünglich: „Lass den Gedanken nur einmal noch meine Seele gedenken“, es wurde also die Stelle vom Dichter offenkundig erst später nach den Eingangsworten der unterdessen berühmt gewordenen Ode auf den Züricher See abgeändert.

Endlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass unser Gewährsmann, der nachmalige badische Hofrath Fr. D. Ring, dem. Fräulein von Muralt, eine gelehrte Züricherin, Klopstocks „begnadigten Abbadona“ zum abschreiben übergeben, vor seine Abschrift u. a. die Worte setzte: „Sie gab mir ein Stück aus dem noch künftigen eilften Gesang des Messias, darinn Abbadona begnadiget wird .... Adam erzehlt den mit ihm auferstandenen Erzvätern ein Stück von seinem Gesichte vom allgemeinen Weltgerichte.“ Wenn Rings Angabe vom 11. Gesang nicht auf einem Irrthum beruht, müsste eine Versetzung unserer Stelle angenommen werden. Es ist jedoch in Betracht zu ziehen, dass der Messias schon 1750 auf zwanzig Gesänge angelegt war.

## Ein ungedrucktes Jugendgedicht Karl Wilhelm Ramlers.

Dasselbe Archiv, in welchem H. A. Daniel im Jahre 1856 Ramlers „Erste Ode auf Friedrich den Grossen"[1]) auffand, hat auch den nachstehenden Versuch des genannten jugendlichen Dichters uns erhalten. — Unterzeichneter hat im Jahre 1878 durch die Gefälligkeit des Herrn Geheimen Regierungs-Raths Professor Dr. Cramer, als des damaligen Directors der Franckischen Stiftungen zu Halle, auf kurze Zeit jenes Quartheft anvertraut erhalten, in welchem die von den Schülern der Lateinischen Schule und des Königlichen Paedagogiums vorgetragenen Reden und Gedichte aus der Zeit von 1737—1742 niedergeschrieben sind.

Ramler declamierte sein Gedicht: „Das Geisterreich" als civis primi ordinis am 2. October 1742 bei Gelegenheit eines öffentlichen Examens und bei der Entlassung der im Semester vor ihm die Anstalt verlassenden vier Abiturienten. Im ganzen traten damals zehn Schüler mit Vorträgen auf, von denen nur einer, Johann Theodor Fri(t)ze aus Halle, bestimmt als Abiturient bezeichnet werden kann, da ihm ausser einer Vergleichung zwischen Malerei und Erziehung in lateinischer Sprache noch Abschiedsworte an die Schule zugeschrieben werden. Ausserdem sprachen noch: Josias Lorck aus Flensburg „Ueber die hauptsächlichsten Missbräuche im Gottesdienste", in hebräischer Sprache; Georg Conrad Winckelmann aus Neu-Gatersleben (bei

1) Ramlers Erste Ode auf Friedrich den Grossen. Zum erstenmale gedruckt und zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit des Herrn Dr. Fr. A. Eckstein, Condirectors etc. am 1. Januar 1856 überreicht von dem Lehrer-Collegium des Kgl. Pädagogiums. Halle. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei. 4°; — auch abgedruckt in H. A. Daniels Zerstreuten Blättern (Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts). Halle. 1866. 8°. S. 84—94.

Magdeburg) hatte sich vorgenommen, in lateinischer Sprache den Nachweis zu führen, dass die Gehässigkeit mit Fug und Recht aus dem Staate der Gelehrten verbannt werden müsse; Johann Friedrich Körbin aus Halle behandelte in deutschen Versen das Thema, dass die der Weisheit beflissenen oft sich selbst und der gelehrten Welt schaden; Johann Andreas Mori(t)z aus Magdeburg verspottete in einem lateinischen Gedichte den Kitzel berühmt zu werden (pruritum inclarescendi), der sich so oft bei Gelehrten finde; Georg Friedrich Martini aus London untersuchte in griechischer Sprache, welchen Werth das Wort des Kallimachus hätte: „Ein grosses Buch ein grosses Unglück“; Johann Samuel Ernst aus Rawitsch hielt eine lateinische Rede, um den Sokrates von dem Vorwurfe, er sei ein attischer Possenreisser (Scurra Atticus) gewesen, frei zu machen; Friedrich Maximilian Moritz aus Baden-Durlach verbreitete sich über die Beredsamkeit der Philosophen gegenüber ihren eigenen Fehlern, in heimischer Sprache; Paul Gottfried Vogel aus Halle endlich hielt eine lateinische Rede „Ueber die herrliche und bewundernswerthe Gabe des Gedächtnisses“.

Ausser diesen neun Schülern hatte, wie schon erwähnt, Karl Wilhelm Ramler aus Colberg in deutschen Versen zu sprechen, und zwar an dritter Stelle. Sein Thema war: „Ueber das Geisterreich als einen Spiegel göttlicher Macht und Weisheit“; sodann hatte er es übernommen, den vier scheidenden Mitschülern bei ihrem Abgange Glück zu wünschen (Carolus Guilelmus Ramler, Colberga-Pomeranus, nonnulla de regno spirituum, potentiae ac sapientiae divinae speculo, praefatus, abeuntibus quatuor commilitonibus discessum gratulabitur carmine germanico).

Das Gedicht zerfällt in zwei inhaltlich und formell ganz ungleiche Theile: Str. 1—30 Das Geisterreich, in jambischem Versmasse, Str. 31—36 Abschiedsgruss, in trochaeischem Versmasse, wobei jede dieser 36 Strophen auf acht Zeilen angelegt ist.

Näher haben wir in jeder der dreissig ersten Strophen 2 Dim. iamb. hypercatal., 2 Dim. iamb. acatal., 1 Dim. iamb. hypercatal., 1 Dim. iamb. acatal., 1 Dim. iamb. hypercatal.

und 1 Alexandriner. Das Reimschema ist in ihnen: aa bb cd cd. — Von den Strophen 31—36 besteht jede aus folgenden Versen: 1 Dim. troch. acatal., 1 Dim. troch. catal., 1 Dim. troch. acatal., 1 Dim. troch. catal., 2 Dim. troch. acatal., 2 Dim. troch. catal., mit dem Reimschema ab ab cc dd.

Leider sind zwei Lücken vorhanden. In Str. 9 fehlen 2 Zeilen, in Str. 23 fehlt 1 Zeile. Wir haben den Ursprung dieser Auslassungen wol in dem Umstande zu suchen, dass der Schreiber des Manuscriptes die einzelnen Strophen nicht von einander getrennt hat. Während es dem Herausgeber von Ramlers „Erster Ode auf Friedrich den Grossen“ geglückt ist, für diese ein Vorbild in Joh. Chr. Günthers „Ode auf den Frieden von Passarowitz“ zu entdecken (vgl. Daniel, Zerstreute Blätter S. 87), war es dem unterzeichneten nicht möglich, ein Muster zu ermitteln, an welches sich der erste grössere Theil des vorliegenden Gedichtes genau anlehnte. Unter Günthers Gedichten findet sich zwar ein in achtzeiligen Strophen gedichtetes und aus jambischen Dimetern bestehendes („Er erinnert sich der vorigen Zeiten“ u. s. w., in der Fuldaschen Ausgabe = Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. XI S. 141 bis 145); doch weicht dasselbe im Reimschema ab (gekreuzte Reime statt pariger in den ersten vier Zeilen), und wir vermissen den für unser Gedicht so charakteristischen, die Strophe schliessenden Alexandriner. Dagegen haben Str. 31—36 des Ramlerschen Gedichtes ihr genaues metrisches Urbild in dem bekannten Kirchenliede des Joh. Georg Albinus „Alle Menschen müssen sterben“.

Betrachten wir nunmehr den Inhalt der vorliegenden Dichtung. Derselbe ist, entsprechend der pietistischen Richtung, welche damals auf dem Hallischen Waisenhause herrschte, ein religiöser. Deshalb geben auch von altclassischer Gelehrsamkeit, mit welcher ja Ramlers spätere Dichtungen ganz durchtränkt sind, nur zwei Stellen Zeugniss: Str. 17, 7/8 Erinnerung an die Reue Alexanders des Grossen über die Ermordung des Klitus und Str. 20, 6 7 der schwefelreiche Schlund des Avernus. Dagegen sind verschiedene Bibelsprüche verwendet worden. Die hauptsächlichsten derselben dürften folgende sein: Jes. 6, 2/3 und Offenb. 4, 8 sind benutzt in Str. 4/5 („die Seraphim,

die vor der grossen Majestät bald auf, bald wieder niederfahren"; die Worte „reine, reine, reine Willen" weisen auf das „Dreimalheilig" hin); Dan. 8, 15/17 und 9, 21, sowie Luk. 1, 26—30 schwebten dem Dichter bei Abfassung der Str. 6 vor (Gabriel, der dort mit Daniel, hier mit Maria spricht); der in Str. 8—12 besprochene Sturz der Engel dürfte auf Jud. 1, 6 gehen, wo er aber nur sehr kurz erwähnt ist. Ob hier eine Bekanntschaft, wenn auch nur eine indirecte, mit Miltons „Verlorenem Paradies" anzunehmen ist, in dessen fünftem und sechstem Gesange der Abfall der Engel von Gott und ihr Sturz in die Tiefe erzählt wird, soll dahin gestellt bleiben; nur sei an die Thatsache erinnert, dass 1732, also zehn Jahre vor Abfassung des vorliegenden Gedichtes, die Bodmersche Uebersetzung von Miltons Epos erschienen war. Zu Str. 20 („Bey Zehen tausend um ihn stehn, Bey hundert tausend von ihm gehn") ist vielleicht an Dan. 7, 10, bei den Worten derselben Strophe „O welche grosse Legionen" an Matth. 26, 53 zu denken. Die „Feuerflammen" endlich in Str. 25 gehen auf Ps. 104, 4 zurück.

Das von Daniel a. a. O. erwähnte dritte Jugendgedicht Ramlers (welches am 10. Juli 1741 vorgetragen wurde), „Vom Anfang der christlichen Religion unter den Malabaren" ist nicht erhalten; nur die lateinische Ankündigung desselben steht in dem erwähnten Hefte: Carolus Guilelmus Ramler, Colberga-Pomeranus, initia Christianae inter Tamulos[1]) civitatis(?) carmine germanico exponet.

Erfurt. ALBERT PICK.

1) Die Tamulen sind ein Stamm der Dravidas in Vorderindien; ihr Name dient hier zur lat. Bezeichnung der Bewohner der Küste Malabar, welche Ramler Malabaren nennt.

d. 2. Octbr. 1742.

Das Geister Reich, als ein Spiegel Göttlicher Allmacht und Weisheit
vorgestellet
von
Karl Wilhelm Ramler aus Colberg.

(1) Ihr Himmel ihr, wo Millionen
Und Millionen Sonnen wohnen!
Ihr Sonnen, deren grause Last
Kein Mass kein Sinn, kein Dencken fast.
Ihr ungezehlten Welten Heere,
Die ihr den Bau der Dunckelheit
Um jene grosse Feuer Meere
In steter Ruhe wältzt und nimmer ruhig seyd!

(2) Ein andermal mögt ihr mir zeigen,
Wie hoch die Trefflichkeiten steigen,
Womit euch der Monarch geschmückt.
Jetzt aber wird mein Geist entrückt,
Jetzt reisset sich mein denckend Wesen
Weit über alle Himmel hin,
Und will sich höhern Stoff erlesen.
Ach welch ein Schauer kühlt den angeflamten Sinn!

(3) Entwölckt euch nur ihr ewgen Höhen,
Lasst mich in eure Tiefe(n) sehen!
Durchdringt dis stoltze Lust-Revier
Ihr meines Geistes Augen ihr!
Verlasset nur die ird'schen Sterne,
Und das beflamte Himmels Zelt,
Und dringet in die höchste Ferne,
Und dringet bis ins Hertz der regen Geister Welt!

(4) Mein Blick wird scharf, Ihr Seraphinen
Solt mir zum hohen Vorwurf dienen
Solt mir der erste Wunder Schein
Von Gottes weiser Allmacht seyn.
Ihr solt es seyn beflamte Schaaren,
Die Vor der grossen Majestät
Bald auf, bald wieder niederfahren
Ihr solt es seyn, worauf mein Sinn, mein Dencken geht.

(5) O diese Geistigkeit erfüllen
Nur reine, reine, reine Willen,
Hier wohnt Vollkommener Verstand
Dem Fehl und Mangel unbekant;
Hier wohnt: (mich überläuft ein Schauer):
Hier wohnet die Geschwindigkeit
Hier wohnet eine ewge Dauer,
Hier wohnt und lebt und herscht die Dienstbeflissenheit.

(6) Wie Könt ihr doch so schnell erscheinen,
Und eure Geistigkeit Vereinen
Mit einem etwas, welches man
Auch unverklährt entdecken Kan?
Wie kan ein Gabriel sich Zeigen
In einem Menschlichen Gesicht,
Und einen Glieder-Bau besteigen,
Der dort mit Daniel, hie mit Maria spricht?

(7) O grosses All! o grosser Meister!
Was schufstu doch Vor grosse Geister!
Ihr Wesen ist genung für mich,
Dass meine gantze Seele sich
Darin Verlier(e)t, es nicht ergründet
Und endlich tief und hoch entzückt
Sich selbst nicht weiss und wiederfindet;
Da sie die Engel sieht und dennoch nicht erblickt.

(8) So hoch ich mich zu euch gewaget,
Und euer Wesen ausgefraget,
Ihr unbefleckten Chöre ihr!
So tief und tiefer scheinet mir
Der Abgrund der sich aufgegrüftet,
Wo sich die unglückselge Schaar
Ein Haus der Finsterniss gestiftet,
Da ihr umstrahltes Schloss Verschertzt Verlohren war.

(9) Ach warum habt ihr euch bethöret,
Dass ihr des Höchsten Thron entehret?
Ach warum habt ihr euch vergaft
In eures Wesens Eigenschaft?
Jetzt seyd ihr ja so tief gestürzet,
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Das Leben aber nicht; ihr lebt, und seyd Verflucht.

(10) Wie Kam es auch: (o lasst mich fragen
Der Welt die Antwort anzusagen):
Wie Kam es euch ihr Cherubim,
Ihr wundervollen Seraphim,
Wie kam es euch so selgen Geistern
In die so kluge Seele ein,
Euch selbst der Gottheit zu bemeistern?
Wie Kontet ihr denn auch wohl unerschaffen seyn?

(11) Ihr seyd gestürtzt; ihr seyd gebunden,
Ihr habt des Aufruhrs Lohn gefunden.
Was euch Vollkommen schön gemacht
Begräbet eine ewge Nacht.
Ihr habt des Höchsten Reich Verlassen,
Jetzt habt ihr nun ein eignes Reich.
Jetzt mögt ihr Gott und Engel hassen,
Ihr schadet ihnen nicht, selbst aber härmt ihr euch

(12) Gerechter Richter! deine Stärcke
Strahlt auch aus diesen deinem Wercke.
Auch selbst die Teufel Zeigen an
Dass sie dir Zitternd unterthan.
Sie müssen wieder Danck und Willen
So bald nur dein Befehl ergeht,
Ihm püncktlich und mit Furcht erfüllen.
O unbewölckter Glantz von deiner Majestät.

(13) Und nun o Geist wirf deine Blicke
In dich und auf dich selbst zurücke
Bewundre deine Seltenheit
Jetzt ohne Ehrgeitz ohne Neid.
Je mehr ein Geist sich selbst erkennen,
Und seine Tugend wissen Kan,
Je tiefer ist das Meer Zu nennen,
Je weiter ist das Feld, das sich ihm aufgethan.

(14) Ihr überwunder schönen Seelen,
Die ihr in schwachen Leibes Höhlen
In Hütten dieser Sterblichkeit
Recht unumschranckte Fürsten seyd,
Ist nicht in euch das wahre Siegel
Von jenen Herscher abgedrückt?
Seyd ihr nicht aufgeklärte Spiegel
Worinnen Er sein Bild, sein göttlich Bild erblickt.

(15) In euch ist ein Verstand geleget
Der suchet was das Luft Meer träget,
Und was der Leib, die Kleine Welt,
Vor grosse Wunder in sich hält;
Der forschet, wie man hört und schmecket;
Und was in Thieren, Ertz und Kraut
Vor unerkante Kraft verstecket;
Ja der selbst der Natur in Hertz und Adern schaut.

(16) Mit diesen seligen Verstande
Ist mit unaufgelösten Bande
Des Willens freye Macht Vereint.
Er flieht was dem Zuwieder scheint,
Und sucht was der Vor glücklich schätzet,
Bleibt aber dennoch fesselfrey;
Sein edles Recht wird nicht Verletzet;
Nein er fällt der Vernunft nur stets aus Freundschaft bey.

(17) Auch fühlt die Seele ihre Triebe
Jetzt bindet sie die süsse Liebe,
Nun macht der Zorn die Schrancken auf
Jetzt hat die Freude ihren Lauf,
Nun hemt die Traurigkeit sie wieder,
Auch nimt hier das Gewissen Platz.
Ein Alexander netzt die Glieder
Die er vorher durchbohrt mit einen Thränen Schatz.

(18) Unendlicher, dein hohes Wesen
Giebt uns ein jeder Geist zu lesen
Den du aus nichts heraus gebracht,
Und Zu nichts irdischen gemacht;
Dem du ein Leben eingesencket
Wie, oder eine Ewigkeit
Der immer sinnt, der deutlich dencket
O Herr! o Unterthan! o Macht! o Seltenheit!

(19) Ein neues Wunder! wo die Sinnen
Mir fast Zergehn, mir fast Zerrinnen,
Besteigt die güldne Himmels Bahn,
Und sincket in den Ocean,
Zählt hie die Tropfen, dort die Sterne
Und ob die Zahl unendlich heisst
So ist sie dennoch weit und ferne
Von aller Engel Schaar Von aller Menschen Geist.

(20) O welche Menge Seraphinen,
Die ihren Herrn bey tausend dienen,
Bey Zehen tausend um ihn stehn,
Bey hundert tausend Von ihm gehn.
O welche grosse Legionen!
Die in dem Schwefel reichen Schlund,
Die in Avernens Klüften wohnen.
Welch ein Verschwornes Reich! welch ein Verstärckter Bund.

(21) Und o wie Viele Menschen-Geister!
Von Adam, dem der grosse Meister
Die erste Seele eingehaucht
Bis dem, der erst den Odem braucht
Zur Zeit der letzten Feld-Posaune.
Wie Viele Welten grosser Gott!
Wie Viele Geister! ich erstaune
Und nenne dich mit Recht Jehova Zebaoth.

(22) Zur Ewigkeit kann sich mein Dencken
Nicht ohne Seelen-Schwindel lencken,
Zur Ewigkeit die bey dem Geist
Das Göttlichste und Höchste heisst.
Ach ich verliehre Sinn und Kräfte,
Wenn ich auf Zeiten ohne Zeit
Der Seele forschend Auge hefte.
Und finde doch sonst nichts als Ewig-Ewigkeit.

(23) — — — — — — — — — — — —
In diesen himlischen Revier(en)
O Schöpfer lass mir einen Blick
Auf dein geheiligt Meisterstück,
Um neuen Wunde(r)n nachzugraben!
Ja neue Wunder seh ich schon,
Die deiner Weissheit Zeichen haben.
O Himmel, stärcke du nur jetzt den matten Ton!

(24) Ich sahe alles war verschieden,
Was sich dort oben und hinieden
Und in den tiefen Gründen regt.
Was nur ein geistig Wesen hegt,
Hat andre Triebe und Gedancken,
Hat eine andre Eigenschaft,
Ich sahe ordentliche Schrancken,
Ein schönes Regiment woran nichts mangelhaft.

(25) Ich sahe heilge Feuer-Flammen
Um jenen Gottheits-Thron beysammen
Die auf den Winck des Fürsten sehn,
Und dan in alle Lande gehn.
Noch seh ich wie die Hölle tobe:
Jedoch er schrenckt ihr Rasen ein,
Zu andrer Vortheil, seinem Lobe
Und ihren eignen Fall. Auch das muss Weisheit seyn.

(26) Ihr frommen Geister hier und droben!
Euch ist ein Kleinod aufgehoben.
O ja! ein übergrosser Lohn!
Da steht ihr um den selgen Thron,
Da schöpft ihr nichts als neue Wonne,
Da schaut ihr Gottes Angesicht
Da wandelt ihr in ewger Sonne!
Die Leuchte ist das Lamm, Jehova ist das Licht.

(27) Mein Blick wird Kühn, mein Auge dreister:
Ich sehe euch, gefallne Geister,
Wie euch die Höllen-Fessel drückt,
Wie es euch quält, wenn ihr erblickt
Wie dort die reine Chöre spielen
Wie ihre Harfen, wie ihr Lied
Sich an dem lautern Strome kühlen
Um welchen sich ein Krantz von Lebens-Bäumen Zieht.

(28) Das müsst ihr sehn, und ewig leben.
Hilf Himmel! Das muss Marter geben!
Des Höchsten holder Gnaden-Blick,
Der Frommen Lust, der Engel Glück,
Bleibt euch Verdeckt, bleibt euch Verhüllet.
Seht! hier ist Weissheit im Gericht,
Er straft nachdem das Maas erfüllet,
Er lohnt ein gutes Werck, nachdem es am Gewicht.

(29) Ihr seyd ja wol, ihr Creaturen,
Unausgeforschte Weissheits Spuren!
Ach aber, grosses Geister-Heer,
Du bist ein bodenloses Meer
Und eine Tiefe ohne Ende
Und über Menschlichen Verstand!
Ein Wunder worauf Gottes Hände
Fast alle Allmachts Kraft und Weissheit aufgewandt.

(30) Hier Kan mein Sinn sich recht Versencken;
Hier kan er immer tiefer dencken,
Und findet doch nicht Grund und Ziel.
Der grossen Wunder sind Zu Viel.
Doch ist mein Geist nicht tief gedrungen
In euere Vollkommenheit
So werdet ihr wohl sonst besungen
So werden Geister seyn vor eure Würdigkeit.

---

(31) Licht Verhülle deine Blicke
Weil der Tag Zu traurig ist!
O du ewiges Geschicke,
Siehe da wie hart du bist!
Himmel lass mich lieber schweigen.
Nein ich soll noch Thränen Zeigen;
Nein ich soll noch Zähren streun
Und mit Seufzen zinsbar seyn.

(32) Freunde, lasst euch noch so nennen,
Dieser Nahme bleibt uns ja,
Freunde, wolt ihr euch den trennen:
O so lasst das Hertze da;
Liebsten Freunde wolt ihr scheiden;
O so lasst bey unsern Leiden
Und bey dem Verklagten Glück
Nur noch einen Trost Zurück.

(33) Jener Tempel steht uns offen
Und ihr blickt mit Lust hinein.
Eure Wahl ist wohl getroffen.
Aber kan das Balsam seyn
Der die tiefe Wunden heilet,
Die uns dieser Riss ertheilet.
Unsre Lindrung ist allein
Wenn ihr wollet Freunde seyn.

(34) Jene Stellen werden Wüsten,
Wo wir euren Fleiss gesehn;
Wo wir euch am Morgen grüss(t)en,
Werden öde Spuren stehn.
Doch der Schmertz wird auch Vertrieben,
Wenn uns unsre Freunde lieben.
Seht, wie manchen Zähren-Guss
Eure Freundschaft hemmen muss.

(35) Jenes Muster ist Verschwunden
Das sich unser Fleiss erwehlt;
Ach ihr sonst so süssen Stunden!
Unser süsses Beyspiel fehlt.
Wie soll ich es wieder wagen?
Soll ich noch von neuen Klagen?
Nein der Freunde treues Hertz
Ueberwiegt auch diesen Schmertz.

(36) Nun ich sehe schon von weiten,
Wie du deines Landes Zier,
Und ein Kleinod unsrer Zeiten;
Du, ja Du, geliebtes Vier,
Dich, ja dich seh ich so steigen.
Nim den letzten Wehmuts-Zeugen
Und den letzten Liebes-Zoll:
Theure Krone lebe wohl!

## Herder und J. W. Petersen.

Von

DANIEL JACOBY.

In Herders christlichen Liedern und Hymnen (Werke zur schönen Litteratur und Kunst IV, 141 f. 1827. 16°) findet sich ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Die Gemeine des Herrn. Nach Petersen." Wie Lessing, der im achten Briefe, die neueste Litteratur betreffend, sich aufs wärmste des „Schwärmers" angenommen hat — Petersen, sagt er, war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie —, so hatte Herder von Petersens Begabung eine gute Meinung. Manche seiner Stimmen aus Zion, so urtheilt Herder, lassen sich wie Idyllen lesen, liebliche Bilder voll reiner Empfindung und hoher Wahrheit (Werke hggb. von Suphan 23, 491).

„Der Stimmen aus Zion Erster und Ander Theil" erschienen o. O. 1698 in zweiter Auflage; die erste, welche ich nicht gesehen habe, ist nach Goedeke (Grundriss 528) 1696 gedruckt worden. „Neue Stimmen aus Zion" 1701 o. O. Diese prosaischen Lieder, wie Lessing sie nennt, sind freie Dichtungen: ein jeder Theil enthält hundert „Psalmen", im ganzen also dreihundert. Ueber jedem Psalm eine Ueberschrift, von Petersen gemacht, „auff dass der Sinn desto besser ausgedrücket würde". Eine allgemeine Melodie ist dem ersten Psalm beigefügt, „nach welcher alle andere, wie auch die Psalmen Davids, können gesungen werden" (Vorrede Petersens). Eigene Erfahrungen und Empfindungen spricht er in einer schlichten, durch kräftige Bilder belebten Sprache aus, für seine gottseligen Brüder, „die Stillen im Lande" (s. Psalm 48) tapfer eintretend.

Der Psalm 13 hat die Ueberschrift: „Die wunderbare Gemeinschafft der oberen Kirche mit der Kirche auff Erden und ihren Gliedern, durch Christum das Haupt seiner Gemeine:

Gleichwie die Gottlosen mit den bösen Geistern durch den Drachen Gemeinschafft haben, und gar genau verbunden seyn." Daher die Ueberschrift bei Herder: so hat er auch in der Adrastea die wortreicheren Ueberschriften Petersens zu Psalm 15 und 16 geändert: „Das Licht am Abend" und „Das Mass jedes Zeitalters". Aber nicht die prosaische Fassung des 13. Psalmes hat Herder für sein Gedicht vor Augen gehabt. Im Jahre 1721, sechs Jahre vor seinem Tode, veröffentlichte Petersen „CCC Stimmen aus Zion ... in förmliche Lieder übersetzet. In drey Theile abgefasst." Die oben genannten 300 Psalmen in ungebundener Sprache sind hier in Verse und Reime gebracht; die Ueberschriften ganz dieselben, ebenso der Inhalt. Das ist besonders hervorzuheben, weil Koch in seiner Geschichte des Kirchenlieds (I, 6, 121) so redet, als ob die 300 Psalmen in Liedern nicht denselben Inhalt hätten wie die prosaischen in der Sammlung von 1698 und 1701 Herder hat nun den 13. Psalm aus dieser Sammlung von 1721 benutzt S. 41—44. Da bisher meines Wissens darüber nichts genaueres gesagt ist — Koberstein V$^5$, 265 weiss nur, dass ein Lied Herders schon aus dem Jahr 1769[1]) Petersen nachgebildet wurde —, so ist eine nähere Betrachtung wol nicht unerwünscht. Herder hat zunächst wesentlich gekürzt. Sein Gedicht enthält 7, Petersens 15 Strophen: die Strophen 1, 5—8, 12—14 bei Petersen sind gestrichen. Der Inhalt ist so viel möglich beibehalten, meistens hat Herder sehr glücklich geändert, z. B. in Strophe 3 und 6, nur sind die beiden letzten Verse der sechsten noch hart. Er hat prosaische Wendungen bei Petersen getilgt, er hat den trochaeischen Rhythmus reiner bewahrt und durchgeführt, den Reim meist beibehalten, ausser wo der ganze Vers einer Aenderung bedürftig schien. Aber der Leser urtheile selbst: eine klare Uebersicht gewährt die

1) Die Jahreszahl 1769 ist zwar bei Herder a. a. O. bemerkt, aber auf diese Datierung der Gattin Herders ist nicht sicher zu bauen. Der Herausgeber der Gedichte Herders, Herr Dr. Redlich in Hamburg, wird zur Zeit uns auch darüber näheres berichten, wenn er zu diesem Theil seiner Aufgabe gelangt. — Der Vf. dieser Zeilen hat für die Allgemeine Deutsche Biographie über J. W. Petersen und dessen Frau geschrieben, der Artikel wird im 25. Band erscheinen.

Gegenüberstellung; die cursiv gedruckten Worte sind Herders Eigenthum.

| Petersen. | Herder. |
|---|---|
| 2) Seht! es stehen Harffen-Spieler | 1) *Hört!* es *singen* Harfenspieler |
| gegen über jenem Hauss: | *Droben hoch im Heiligthum!* |
| Diese spielen nicht wie Schüler; | *Hört und lernt, des Himmels* Schüler |
| Voller Wunder ist das Hauss: | *Alle singen Gottes Ruhm!* |
| Jeder spricht nach seiner Weise | Jeder *ganz* nach seiner Weise |
| ins besonder und allein, | *Tief von Herzen* und allein, |
| iedoch stimmen alle ein | *Und* doch stimmen alle ein |
| kräfftig wirckend GOtt zum Preise: | *Lieblich, einig,* Gott zum Preise! |
| Wie der Geist wird ausgesand | *Hört! so* wird der Geist gesandt |
| siebenfach in alle Land. | Siebenfach in alle Land. |
| | |
| 3) Wie sie droben lieblich spielen, | 2) Wie sie droben lieblich spielen, |
| so erthönt es in dem Saal, | so ertönet *überall,* |
| In den Kammern von so vielen | *Wo hier Seelen himmlisch fühlen,* |
| und von ihrem Wiederhall. | *Zarter, leiser* Wiederhall. |
| In den Kammern ist es stille, | *Tief im Herzen wird's so stille!* |
| sie sind heilig, lauter rein, | *Ist's* so heilig, *lieblich,* rein! |
| da vernimmt man auch allein | Da *ertönt denn engelfein* |
| solchen Klang in solcher Stille. | *Harfen*klang in *sanfter* Stille, |
| Dieser Harffen-Spieler Thon | *Und der* Harfen *Himmels*ton |
| klingt wohl für des HErren Thron. | *Tönet auf zu Gottes* Thron. |
| | |
| 4) Ein gantz neues Lied sie singen, | 3) *All'* ein neues Lied sie singen, |
| Das kein Mensch sonst lernen kan, | Das kein *andrer* lernen kann, |
| als die sich zum Lamme dringen, | Als die *auf* zum Lamme dringen |
| die die Erstgeburt geht an. | *Auf der Ueberwinder Bahn.* |
| Diese sind keusch und Jungfrauen | *Rein und heilig* und Jungfrauen, |
| und mit Weibern nicht befleckt, | *Alle Christus Ebenbild,* |
| deren Gang dahin sich streckt, | *Alle seines Sinns erfüllt,* |
| wo sich GOttes Lamm läst schauen: | *Er in allen anzu*schauen! |
| Deren Hertz aufrichtig ist, | *Von der Sünde rein und gut* |
| fern von aller falschen List. | *Sie gewaschen durch sein Blut.* |
| | |
| 9) Erd und Himmel ist verbunden | 4) Erd' und Himmel ist verbunden |
| durch der Erstgebohrnen Zahl: | Durch der *Ueberwinder* Zahl. |
| Weil sie droben überwunden, | *Wie* die droben überwunden, |
| hört man ihren Freuden-Schall, | Hört man ihren Freudenschall |
| und da klingts auch hier auf Erden | *Wieder*klingen hier auf Erden; |
| in der Brüder Hertzen schön, | *Wie sie droben lobend steh'n,* |
| solcher Klang ist angenehm; | *Werden wir auch lobend geh'n,* |
| Eintracht muss gekrönet werden. | *Lobend dort* gekrönet werden! |
| Doch der erste Bruder ist | *Ihr und unser* Bruder ist, |
| aller Orten JEsus Christ. | Aller *Bruder,* Jesus Christ. |

| Petersen. | Herder. |
| --- | --- |
| 10) Ein Geist, aber viele Kräffte; | 5) *Und* Ein Geist *in allen* Kräften |
| Und so geht der eine Geist | Und der Eine *Gottes*geist |
| durch die Stimmen und Geschäffte, | Geht durch Stimmen und Geschäfte, |
| die er alle singen heist: | Die er alle *kl*ingen heisst: |
| Ein Lied ist es, das sie singen. | Ein Lied *Gottes,* das sie singen |
| Wenn GOtt redt im Heiligthum | *Ueberall* im Heiligthum, |
| ist es stille um und um: | *Hoch und nieden,* um und um |
| Bald macht er die Harffen klingen, | Ist es stille, *und sie* singen, |
| wenn der Spieler Hertze wird | *Wie jedwedes Tiefe* wird |
| von des Geistes Krafft berührt. | Von der Geisteskraft *g*erührt. |
| 11) Alles ist ein Strahl von Oben, | 6) Alles ist ein Strahl von oben, |
| und des Geistes Ueberfluss, | *Eines* Geistes Ueberfluss, |
| wenn sie GOttes Wercke loben: | Wenn sie Gottes Werke loben, |
| JEsus alles wircken muss, | *Wie er* alles wirken muss. |
| er ist das Wort aller Stimmen, | *Jesus* Wort *in* allen Stimmen, |
| aller Lichter Glantz und Licht: | Aller Lichter *Jesus* Licht! |
| Alle die ihm sind verpflicht, | *Wie in seinem Angesicht* |
| lieblich wohl zusammen stimmen. | *Alle Strahlen* lieblich stimmen, |
| Ein Glied giebt dem andern Stärck | *Und* in *seinem Gottes*-Werk |
| eins wirckt in des andern Werck. | *Aller* Glieder *eine* Stärk'! |
| 15) Aller Heilgen Chor anstimme | 7) Aller *Glieder* Chor anstimme[1]) |
| und Lobsinge unserm GOtt! | Und lobsinge unserm Gott, |
| Jeder sing in seiner Stimme | Jeder sing' in seiner Stimme |
| Danck dem HErren Zebaoth! | Dank dem Herren Zebaoth. |
| Nehmt die Harffen, Harffen-Spieler! | Nehmt die Harfen, Harfenspieler, |
| Lobet ihn in einem Geist, | Lobet ihn in Einem Geist! |
| biss ihr ewig euch befleisst | *Himmel, Erde! preiset, preist!* |
| wie die Meister, nicht wie Schüler, | *Ihr* die Meister, *ihr die* Schüler, |
| wenn ihr steht am gläsern Meer, | *All in Einem Chore preist* |
| hoch zu preisen GOttes Ehr. | Gott *in Einem, Einem Geist!* |

1) Falsch im Texte anstimme*t*, lobsinge*t*, sing*t*. Der Reim auf Stimme ergibt das ebenso wie der Abdruck bei Petersen.

## Briefe von Johann Heinrich Voss.

Mitgetheilt

von

AUGUST ESCHEN.

Eine kleine Anzahl Briefe, welche Johann Heinrich Voss in den Jahren 1796—1798 an Friedr. Aug. Eschen schrieb (vergl. Bd. XI, Heft 4 dieser Zeitschrift, S. 560 ff.) werden hier mitgetheilt, weil sie in mancher Hinsicht nicht ohne Interesse sind. Hinzugefügt sind ein Brief Eschens an Voss, sowie Auszüge aus einigen Briefen desselben an seinen Vater, welche sein Verhältniss zu Voss und das spätere Zerwürfniss mit ihm näher beleuchten.

Der frühere Schüler hieng anfangs mit unbegrenzter Verehrung an dem Lehrer, und wenn auch nach und nach sein Blick freier wurde, und er ein unbefangeneres und richtigeres Urtheil gewann über das, was seinem Vorbilde fehlte, so ist doch die dankbare Verehrung immer dieselbe geblieben.

Auch Voss war seinem Schüler anfangs herzlich zugethan, er beehrte ihn mit seinem Vertrauen, beauftragte ihn mit der Ueberwachung und Correctur des Druckes der Vergilschen Eklogen und nahm aufrichtig Theil an allem, was seine Studien und sein Leben betraf, allein, wie es ihm leider bei vielen seiner Freunde ergieng, mit der Zeit nahm seine Zuneigung ab, und er hatte dem früheren Lieblinge über viele Dinge Vorwürfe zu machen. Gewiss war es anfangs Vorsicht und guter Wille, was ihn veranlasste Eschen vor der Veröffentlichung frühreifer Producte zu warnen, aber bald mischte sich auch etwas anderes hinein. Von Natur argwöhnisch und misstrauisch war er nur zu sehr geneigt, Anfeindung, Neben-

buhlerei, das Bestreben, ihn zu verdrängen oder die ihm gebührende Ehre zu schmälern, überall aufzufinden, namentlich konnte er ein eingreifen in sein eigentlichstes Feld, die Uebersetzung aus den Classikern und die Idylle, schwer ertragen. Empfindlich gegen jeden Tadel, war er entrüstet über jede Kritik, welche nicht unbedingtes Lob über seine Leistungen aussprach, und fand Tadel, wo keiner beabsichtigt war. Eifersüchtig verlangte er, dass seine Freunde nur ihm anhangen sollten und sich streng von allen absondern, die er als seine Feinde betrachtete. So nahm er es sehr übel, dass Eschen dem Umgange mit den beiden ihm verhassten Brüdern Schlegel nicht entsagte, sondern gern mit ihnen verkehrte, wenn er sich auch keineswegs so sehr ihrem Einflusse hingab, wie Schiller an einer Stelle eines Briefes an Goethe (vom 8. Mai 1798) meint, sondern sich immer ein freies Urtheil über sie bewahrte, wie aus seinen Briefen hervorgeht. Wenn Voss aber zürnte, so zürnte er sehr und nahm es mit Worten nicht genau, wie in seinen vielen litterarischen Fehden sich zeigt, namentlich auch mit Heyne, gegen den auch in den nachfolgenden Briefen (II) ein gerade nicht feiner Ausfall losgelassen wird. Er konnte dann sehr ausfallend und heftig werden. Das geschah nun namentlich, als Eschen mit seiner Uebersetzung der Horazischen Oden auftrat, während Voss selbst die gleiche Arbeit beabsichtigte. Er fand dies Verfahren des Schülers undankbar, unbescheiden und anmassend, liess sich darüber in wegwerfendster Weise aus, ehe er noch die Uebersetzung kannte. Eschen konnte dies gar nicht fassen, hoffte noch immer ihn wieder zu versöhnen, schickte ihm auch ein Exemplar seines Werkes und erwartete eine Aeusserung darüber. Aber Voss war zu erbittert, er brach nicht nur mit seinem Schüler, der dann nach ganz kurzer Zeit sein trauriges Ende fand, sondern auch mit dessen Vater, dem ihm bis dahin befreundeten Justizrath Eschen, dessen Haus er von da an nicht wieder betreten hat. Dazu mochte übrigens ausser dem Zerwürfniss mit dem Sohne ein sehr ärgerlicher Handel mitwirken, in den er mit dem Vater verwickelt wurde, und der hier noch erwähnt werden mag.

Herbst in seiner bekannten Vossischen Lebensbeschreibung

und, auf dessen Autorität hin, Heussner in seiner Festschrift: „Joh. Heinr. Voss als Schulmann in Eutin“ stellen die Sache so dar, als ob Eschen votierendes Mitglied des Consistoriums und zugleich Partei gewesen sei bei Entscheidung der Frage, ob er für seine drei Söhne zur Zahlung des vollen Schulgeldes von 24 Thlr. verpflichtet sei, auch wenn diese an den neusprachlichen Privatstunden keinen Antheil genommen hätten. So lag die Sache denn doch nicht, Eschen hatte durchaus kein persönliches Interesse an der Streitfrage, da von 1799—1801, während welcher Zeit der Fall spielte, keiner seiner Söhne Vossens Unterricht genoss. Für den Unterricht in den gewöhnlichen Gymnasialfächern wurde ein sehr geringes Schulgeld bezahlt, dagegen der in sogenannten Privatstunden, an denen aber alle Schüler Theil zu nehmen pflegten, ertheilte Unterricht in den neueren Sprachen besser vergütet. Da nun durch französische Emigranten Gelegenheit zu anderweitigem französischem Unterricht geboten war, hatten verschiedene Eltern diese Gelegenheit benutzt, und weigerten sich nun Voss für die nicht genossenen Stunden zu bezahlen. Dieser wandte sich deshalb 1799 an das Consistorium mit dem Antrage, dass 1) die Verpflichtung zur Zahlung des vollen Schulgeldes für alle Schüler ausgesprochen werde, einerlei ob sie an den sogenannten Privatstunden Theil nähmen oder nicht, und 2) eine Ermässigung des Schulgeldes nicht stattfinden solle, wenn mehrere Söhne derselben Familie gleichzeitig die Schule besuchten, was eben gebräuchlich gewesen war. Die Mitglieder des Consistoriums stimmten schriftlich über den Antrag ab, theils für theils wider; Eschen, der sich auf den rein juristischen Standpunct stellt, erklärt sich in einem ausführlichen Votum dagegen, und dies Votum ragt durch seine scharfe und logische Beweisführung unter den übrigen hervor. Das fand auch Stolberg, damals Praesident des Consistoriums, und er veranlasste Eschen, sein Votum, allerdings ein durchaus ungehöriges Verfahren, vertraulich Voss mitzutheilen, der dadurch wol eine andere Meinung von der Sache gewinnen und seinen Antrag zurücknehmen werde. Aber diese erwartete Wirkung blieb aus, Voss gerieth in die grösste Aufregung, suchte zuerst Eschen zur Aenderung seiner Erklärung zu

bewegen, und als dies nicht gelang, behandelte er das ihm vertraulich mitgetheilte Schriftstück als die Parteischrift eines Gegners, gegen welche er in einer neuen Eingabe in masslos heftiger Weise zu Felde zog. Durch den Weggang Stolbergs blieb die Sache eine Zeitlang liegen, später wurde von neuem votiert, ob die letztgenannte Eingabe, welche ihres Tones wegen sofort hätte zurückgegeben werden sollen, bei den Acten bleiben dürfe, welches die Majorität beschloss, weil sie vor mehr als Jahresfrist einmal angenommen worden sei. Endlich wurden sämmtliche Acten dem Herzoge zur Entscheidung vorgelegt mit einer Erklärung Eschens, wie Voss zur Kenntniss seines Votums gekommen sei. Dieser sprach seinen Tadel über das gedachte Verfahren aus, entschied, dass Vossens Gesuch Billigkeits halber zu bewilligen sei, zugleich aber liess er demselben in besonderem Auftrage durch den Superintendenten einen Verweis ertheilen, weil „in seiner Verantwortung die Grenze der Mässigung und des gegen ein Mitglied des Consistorii zu beobachtenden Anstands überschritten zu sein scheine“. Voss „unterwirft sich mit der Ehrfurcht, die dem höchsten Ausspruche gebührt. Um indess bei der Nachwelt seinen guten Namen zu sichern, bittet er um die Erlaubniss, dass seine Entschuldigung zu den Acten gelegt werde.“ Und nun sucht er sein Verfahren in drei Puncten zu rechtfertigen, womit die unerquickliche Angelegenheit schliesst.

---

## I.

Giebichenstein, 16. Juni 96.

Nach Jena soll ich nicht kommen, lieber Eschen. Heute Mittag hoffte ich abreisen zu können; aber (Gott verzeihe es den Störern) ich finde kein Mittel, die Reise vergnügt zu endigen, als daß ich, ohne Weiteres, mein Angesicht nach Halberstadt wende. Ein einziger Tag blieb noch in meiner Gewalt; an diesem einzigen Tage in Jena, was hätte ich viel anders vornehmen können, als antworten, warum nur diesen einzigen Tag. Nicht wahr, Lieber, es ist Schade. Die nächste Woche gehts nach Eutin zurück.

Von dem Drucke der Eklogen weiß ich nichts, ein Probebogen, den mir Ihr Buchdrucker Goepferdt (ich male Hammerichs Hand nach) schicken sollte, irrt vielleicht in der Welt herum. Machen Sies, Lieber, wie es Ihnen gut deucht. Auch die Wahl der Lettern

für Titel und Ueberschrift (die in Eutin nur aus der Armut der Druckerei könnten gewählt werden) überlasse ich Ihnen und Ihren Rathgebern. Danken Sie dem Hrn. Hofr. Schütz für sein gütiges Erbieten, das bei der Menge seiner wichtigeren Geschäfte eine große Aufopferung ist; aber misbrauchen Sie den gutmütigen Mann nicht zu sehr. Die gedrohte Auffoderung war Scherz, wofür er ihn selbst annahm. Halte ers mit der Anzeige meiner Sache, wie er will oder kann.

Hier ist das mühsame Register, welches Ihnen und unserm Bach auch nicht wenig Mühe beim Corrigiren machen wird. Wenn es, mit gleichen Lettern gedruckt, den 2. Band, welcher die lezten 5 Eklogen enthält, zu sehr verdicken sollte; so nehme der Buchdrucker sie so klein, wie bei dem Landbau, Gespaltene Kolumnen verstehn sich von selbst.

Empfehlen Sie mich dem Hrn. Hofr. Schiller, und wem ich sonst noch willkommen gewesen wäre; und grüßen Sie Freund Bach[1]). Wenn der arme Kindt[1]) nur nicht, durch Wilhelms Nachricht verführt, eine vergebliche Reise macht! Ich erwarte es kaum, da ihm an Einem Tage nicht viel liegen konnte.

Leben Sie wohl, mein lieber Eschen, und schreiben Sie mir bald ein Zettelchen nach Eutin.

Voß.

II.

Eutin, 1. Sept. 96.

Endlich, doch endlich der lang erwartete Probebogen, mein lieber Freund Eschen! Ich dachte schon die alles verschlingenden Raubfranken hätten auch alles Papier dort herum in Requisition gesezt. Aber daß Hr. Göpferdt auf eigenen oder Hammerichs Antrieb, den Struvischen[2]) Probedruck, woran wir so viel typografische Eleganz verwandt hatten, ganz und gar aus der Acht ließ: das war seine Schuld. Jezt wird er umsezen und ändern müssen; und ich bevollmächtige Sie, mein Lieber, ihm strenge auf die Finger zu sehn. Die Kolumne, wo nicht des Textes, doch wenigstens des Kommentars, muß um einen Strohhalm schmaler sein; der Text muß mehr Licht haben; und die Anmerkungen müssen ebenso, wie die Inhalte, gedruckt werden. Ich habe auf dem Probebogen alles bis zum Uebermaß deutlich zu machen gesucht. Wo der Göpferdtische Kopf noch nicht faßt; da müssen Sie und Bach meine Ausleger sein. Geben Sie dem Künstler nur zu verstehn, daß unsere typografischen Grundsätze nicht auf unserm eigenen Boden erzielt, sondern aus den Kunstwerken der Baskerville (und welche hochtönende

---

1) Frühere Schüler von Voss aus Eutin.

2) Buchdruckerei in Eutin.

Namen Ihnen sonst einfallen) entlehnt worden sein. Dann wird er schon sanftmütig an den Schriftkasten treten.

Vielen Dank, mein lieber Freund für Ihre Nachrichten, meinen und Heynens Homer betreffend. In 6 Blättern wird man mir Sprachverderb die Fülle nachweisen. Ich werde mein Urtheil in Demut anhören, und es der alles entscheidenden Zeit anheimstellen. Heynens Bestreben war von jeher nach Pöbelruhm. Jezt wird er, wie ein rothjackiger Menschenfreund auf der Bühne hinter seinen Wurmgläsern, mit Anstand von dem gnädigsten Beifall hoher Potentaten sein gaffendes Völklein unterhalten können.

Ich bin seit meiner Reise mit einem heftigen Ohrenbrummen geplagt, das ich mir auf der Roßtrappe durch Erhizung zuzog. Alle Mittel sind umsonst; und ich danke dem Himmel, daß der lezte Bogen des Almanachs vorigen Posttag nach Hamburg gegangen ist. Dabei ist mir die Schule, obgleich ich nur 2—3 Stunden gebe, eine drückende Last. Ich erwarte, daß der Bischof mir einen Gehülfen ansezen werde. Verlangt er meinen Rath, so kann ich von der gütigen Nachweisung d. Hrn. Pr. Woltmann Gebrauch machen. Spalding hat mir auch den Hrn. Bredow in Berlin vorgeschlagen.

Ich wollte Ihnen noch ein paar Zusäze zu meinem Kommentar schicken; aber heute ist mirs nicht möglich. Sie haben doch das Mspt. in Händen?

Werden Sie was dagegen haben, lieber Eschen, wenn ich künftiges Jahr mit meiner Frau nach Jena komme? Ich habe so etwas mit dem Hrn. v. Humbold verabredet. Reisen ist die wahre Panacee für uns beide; nur kein Bergklettern in der Hize. Der Hr. v. Humbold wird sich bei seiner Zurückkunft in Jena nach Ihnen und Bach erkundigen. Sein Umgang wird Ihnen angenehm und lehrreich sein.

Sagen Sie mir doch, was der Magister Bielefeld (mein halbjähriger Hörer, nicht Schüler) für Sachen treibt. Er hat mich mit Gedichten und einer Vorlesung heimgesucht; und schrieb mir in Poesie und Prosa gleich originell, oder urheitlich, um mich mit Würde auszudrücken. Ich danke es den Göttern Griechenlands, daß ich Ihrer und mehrerer, die meine Schule besuchten, mich mit angenehmeren Empfindungen erinnere. Gerne hätte ich Ihnen über die horazische Ode etwas gesagt; aber ich kann nicht vor dem Beelzebub, der mir auf dem Gehörfell trommelt und schnurrt. Theilen Sie mir ferner mit, was Sie in Ihren Nebenstunden ausarbeiten. Sie versäumen doch nicht, die Herren Litteraturmeisterer in Ihrer Gegend Verse lesen zu lehren.

Empfehlen Sie mich d. Hrn. Schiller und Schütz; und sein Sie und Bach von uns allen auf das freundschaftlichste gegrüßt

der Ihrige

Voß.

III.

Eutin, 4. Sept. 96.

Der Bischof hat jezt entschieden, l. Fr., daß ich die 500 ℛ, wovon ich einen Mitarbeiter besoldete, für mich behalte, und ein Mitarbeiter auf neue Bedingungen angesezt wird. Er bekommt, wie ich glaube, 200 ℛ und Aussicht auf Beförderung. Ich schreibe heute an Hr. Bredow, der aber vielleicht schon ein Amt hat. Damit also keine Zeit verloren werde, bitte ich Sie, zu veranstalten, daß die Freunde des Hrn. Pr. Woltmann (dem Sie mich bestens empfehlen) ihre Neigung zu der Stelle dem Grafen Stolberg erklären, und die Briefe, weil der Graf abwesend ist, an mich addressiren. Sie erkundigen sich unter der Hand, was Sie von der Wissenschaft u. dem Character dieser Herren erfahren können.

Meinen Brief mit dem corrigirten Probebogen werden Sie durch Hammerich erhalten oder erhalten haben. Sein Sie ja strenge gegen Göpferdt, daß er von meiner Anweisung nicht abweiche.

Diese Zusäze bitte ich einzuschalten. Ein Besuch und das Ohrenbrummen nöthigt mich abzubrechen.

Ich bin und bleibe

der Ihrige
Voß.

IV.

Eutin, 11. Sept. 1796.

Hr. Hofr. Schüz hat die Güte gehabt, mir die Rec. meines Homers zu schicken: Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum! Daß doch das Völklein nie ausstirbt, womit schon Hagedorn so bekannt war: Ich weiß ein Volk, das immer lernen sollte, und immer lehrt! u. s. w.

Doch lassen wir unsern Belehrer, der es uns endlich erlauben wird, wenn wir nicht Lust haben, an seinem Gängelbande in die schöne Ewigkeit einzugehn. Meine Schriften haben noch alle das Glück gehabt, nie bei ihrer Erscheinung gut zu sein, aber nach einiger Zeit es gewesen zu sein.

Ich wollte Sie bitten, mein lieber Eschen, noch diese Stellen in meinen Kommentar einzuschalten. Sollte Göpferdt, wider Vermuten, Umstände machen, so zu drucken, wie ichs haben will; so nehmen Sie das Mspt. zurück.

Mein Ohrensausen verändert sich doch; welches ich für Anzeige von Besserung halte. Hätte ich nur erst einen Gehülfen! Dann reise ich mit meiner Frau im Oct. zu ihrer Mutter und zu Esmarch, und seze mich dann auf meiner behaglichen Winterstube behaglich an den Komm. der Georgica, um im Mai wieder ausfliegen zu können.

Grüßen Sie herzlich unsern Freund Bach, der mir auch einmal schreiben muß. Buck handelt ja unvernünftig.

Ich umarme Sie, mein guter Eschen. Sie werden Ihren Eltern Freude machen, und mir,

Ihrem aufrichtigen Freunde
Voß.

V.

Auszug aus einem Briefe von F. A. Eschen an seinen Vater.

Jena d. 31. März 1797.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Neulich kam Friederich Schlegel zu mir. Nachdem wir von manchen Dingen gesprochen hatten, so kam das Gespräch auf Voßens Homer. Ich sagte ihm frei heraus, wie schief man bisher noch darüber geurtheilt habe. Er merkte sogleich, daß alles was ich sagte auch seinen Bruder, und ihn vorzüglich, traf, und sogleich sagte er mir: ich könnte doch nicht anders als zufrieden sein mit der Recension seines Bruders, wenn auch nicht in einzelnen Theilen, worin auch er nicht gleicher Meinung mit ihm wäre, doch im Ganzen. Ich antwortete ihm, daß der Fall bei mir grade umgekehrt wäre, daß ich einzelnes in der Recension seines Bruders wohl gut finden könne, daß aber die ganze Anlage und die ganze Ansicht falsch sei. Wir fuhren fort zu reden, und als ich ihm gleich nachher noch stärkere Dinge sagte, so nahm er plözlich seinen Hut, schüzte Geschäfte vor und empfahl sich. Solche Zwistigkeiten sind bei uns nicht selten, aber statt uns von einander zu entfernen, bringen sie uns einander näher, und jeder schäzt und schont die Freiheit des andern.

VI.

Berlin 28. Jun. 97.

Wir reisen von hier am Montage (2. Jul.) und kommen am Mittwoch (4. Jul.) in Giebichenstein an. Ich hoffe, Sie wird nichts hindern, mein lieber Eschen, einige Tage mit uns zu leben. Ich befinde mich wohl, bei abwechselndem Sausen, muß aber noch immer als ein Genesender mich in Acht nehmen. Schon deswegen wünschte ich nicht, daß durch Hr. Schlegel das Geräusch vermehrt würde. Wir bleiben in G. 5 Tage. Sagen Sie dies unsern Freunden und leben Sie wohl. Eben lese ich Ihren Hymnus mit der Bleifeder in der Hand.

Der Ihrige
Voß.

Können Sie mir nicht von Hr. Schütz Abdrücke meiner Erklärung gegen Lenz mitbringen und die Bogen der Ekl. von dem Schluße der 5. Ekloge an?

## VII.

### Aus einem Briefe von F. A. Eschen an seinen Vater.

Jena d. 14. Juli 1797.

Bester Vater,

Gestern Morgen um 11 Uhr kam ich aus Halle von meinem Voß zurück, und dies wird die spätere Beantwortung Ihres Briefes entschuldigen — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — Doch ich eile zu Voß. Aus Berlin schrieb Voß mir, daß er am 3ten aus Berlin abreisen und am 5ten in Giebichenstein ankommen würde. Dienstag Morgen also (den 4ten) des Morgens um 4 Uhr machte ich mit einem Freunde, v. Bostel, mich auf und wir zogen zu Fuße der Landstraße von Halle nach. Der Tag war außerordentlich schön, und wir beiden Reisenden unterhielten uns beinahe von nichts anderem als von Voß und der Freude ihn zu sehn. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Essen ging ich allein nach Giebichenstein, das nur eine Viertelstunde von Halle entfernt liegt. Wie ich in den Hof trat, hörte ich, Voß sei eben angekommen, und mit seiner Ernestine, mit Reichardt und dessen Frau, mit Abraham und Hans[1]) im Garten. Ich eilte schnell dahin, und ging durch einige schmale dunkele Gänge, und ohne daß sie es gewahr wurden, sprang ich mit einmal aus einem solchen schmalen Gange heraus und stand vor ihnen. Ernestine erkannte mich sogleich und rief: da ist Eschen! Voß erkannte mich nicht so plözlich: aber als er mich nun erkannte, und wir uns nun nach der Trennung zum ersten Male umarmten — diese hohe Freude kann nicht beschrieben, sie kann nur gefühlt werden. — Reichardt bewillkommte mich darauf und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht gleich bei ihm abgetreten wäre, da er mich doch so herzlich und aufrichtig eingeladen hätte: er schien beinahe empfindlich darüber, doch ward er mir bald wieder gut, als ich ihm sagte, daß ich einen Freund mit nach Halle gebracht hätte. Hätte er jezo nur irgend Platz gehabt, so würde er uns dennoch beide in Giebichenstein einquartiert haben, da dies nicht war, so bedung er sich dieses aus, daß ich des Morgens gleich hinauskommen und den ganzen Tag in Giebichenstein zubringen müßte. Daß dieses nicht unterblieb, können Sie leicht denken, und erst um 11 oder $11\frac{1}{2}$ kam ich des Abends nach Halle zurück. — Schon am ersten Nachmittage hatten Voß und ich uns bald von der übrigen Gesellschaft entfernt, und gingen allein in den Gängen des überaus schönen Gartens auf und nieder. — — — — — — — — — — — — — — — —

1) Söhne von Voss.

Darauf sprachen wir vieles, sehr vieles über Jena, Weimar, über die Gelehrten daselbst, über den Zustand der Literatur u. s. w. Schon aus Berlin hatte mir Voß geschrieben, daß er meinen Hymnus an den Hermes gesehn habe, und mit der Bleifeder in der Hand dabei sitze. Ich fragte ihn jezo darnach, und er sagte mir, daß er nur im Anfange ein Wort, das ich vorher verworfen hatte, des Rhytmus wegen zurückgenommen habe, daß er bald aber gesehen habe, wie die Uebersezung gearbeitet sei, und nicht weiter corrigirt habe. Wahrscheinlich hatte er damals keine Zeit weiter dazu. Doch bald kamen wir von dem Hymnus wieder ab, und da wir über so viele für mich wichtigere Dinge zu sprechen hatten, so habe ich die ganze Zeit nachher, die ich bei Voß war, nicht wieder daran gedacht. Da Reichardt sah, wie viel wir zusammen sprachen, und da er für Voß fürchtete, daß es ihn angreifen möchte, so verbot er ihm am Abende, diesen Tag nicht mehr über wichtige Dinge zu reden; und Voß legte sich selbst das Gebot auf, diesen Abend kein bedeutendes Wort mehr mit mir zu reden. — Wie unendlich habe ich mich gefreut, Voß so gesund und wohl zu finden. Ich hatte ihn mir blaß und abgefallen vorgestellt, aber um desto freudiger erstaunte ich, als ich ihn unverändert fand, und noch von beßerer Farbe, als damals, wo ich ihn verließ. Daß eine kleine Schwäche ihn noch nicht verlassen hat, und daß ein langes Sprechen ihn ermattet, ist nicht zu verwundern, und dieses wird die Zeit leicht wieder herstellen. Ernestine ist immer dieselbe, dasselbe reine anspruchslose Bild der Natur, eben so still und gut und herzlich, wie ich sie immer gekannt habe. Hans begegnete mir in einem Gange: ich erkannte ihn schneller als er mich; ich habe mich gewundert, wie groß er geworden ist. Abraham, den ich später sah, erkannte mich gleich, wie ich ihn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Den Nachmittag hatte ich wieder viele Gelegenheit, mit Voß zu sprechen, und dieser Nachmittag ist mir so unvergeßlich, wie jede Stunde, die ich in Giebichenstein zugebracht habe. Wir sprachen über meine Studien und über meinen künftigen Lebensplan, und mit allem, was ich Voß darüber sagte, war er durchaus zufrieden. Er wird Ihnen es sagen, daß ich auf dem Wege, den ich erwählte, nicht umherschweife, sondern ihn strenge verfolge. Das Ziel, welches am Ende desselben steht, mag sein, welches es will, ich werde es mit Macht ergreifen und dabei glücklich sein. Ich werde jede Fähigkeit in mir auszubilden suchen, und nichts zu untergraben, was der Welt vielleicht Frucht bringen könnte. — Auch über mein Verhältniß zu Bötticher, Schlegel, Schüz u. s. w. sprachen wir, und auch hierüber wird Voß Ihnen sagen, was ich von diesen Menschen halte, und daß ich sie kenne. Und man lernt

sie noch beßer kennen, wenn man von ihnen zu Voß geht, aus einem Puppenspiel in die reine Natur. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem was Wolf und was ich von Friedr. Schlegel sagte, hat er eine günstigere Meinung von ihm erhalten, als er zuvor hatte. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie wir beim Thee saßen, sagte ich zu Voß, bei dem ich saß, er habe mir meine Uebersezung zurückgeschickt, und vieles da unterstrichen, wo er glaube, daß ich aus Unachtsamkeit gegen die Quantität gefehlt habe: dies sei aber von mir aus Gründen geschehen, weil ich nicht glaubte, daß man dem Verstande keine Gewalt einräumen dürfe auf dem Gebiete des Gehörs. Voß antwortete mir: ich würde schwerlich mit dieser Meinung zu irgend einem sichern Resultate kommen, auch er wäre einst durch alle die Schwierigkeiten, welche diese Sache hätte, hindurchgegangen, und wäre endlich zu Resultaten gekommen, worüber er vieles geschrieben habe. Wir gingen darauf von der Gesellschaft weg und auf sein Zimmer, und er zeigte mir hier das, was er hierüber aufgeschrieben hatte. Wir sprachen noch vieles über diese Sache, und zuletzt gab er mir sein Manuscript, um, wenn es noch möglich wäre, es mir abzuschreiben, damit es nicht verloren ginge, und damit, wenn er es nicht thäte, ich vielleicht die Sache einst weiter ausführen könnte. Hernach sprachen wir über Homer und über Wolffs Ideen in seinen Prolegomenis, und ich bin ganz mit dem, was Voß mir darüber sagte, einverstanden. Ich war diesen Montag sehr frühe hinausgegangen, um Voß einen Aufsaz über die Form und Anlage der Horazischen Briefe vorzulesen, wovon ich ihm schon den Tag zuvor gesagt hatte. Er war mit dem Aufsaze zufrieden, und fand das, was ich darin gegen Klopstock, Wieland, Hermann und Schlegel gesagt (welchen lezteren ich nicht genannt, aber deutlich genug bezeichnet habe) wahr und nicht zu stark. Ich werde diesen Aufsaz weiter ausarbeiten und eine Uebersezung einer Horazischen Epistel hinzufügen; dann werde ich ihn, wenn ich ihn an Voß vorher geschickt und seine Meinung darüber gehört habe, vielleicht in das dritte Stück des Lyceums geben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Darauf, als es an die Stunde der Trennung ging, sprach ich noch manches mit Voß und Reichardt. Voß sagte, er wünsche, ich wäre erst wieder bei ihm. Reichardt lud mich ein, sobald ich nur könnte, wieder zu ihm zu kommen. Wir nahmen darauf von einander Abschied, und von diesem Abschiede kann ich Ihnen ebensowenig sagen, als von unserm Wiedersehn. Ich wußte selbst nicht, wo ich war, als Voß mich noch einmal an der Thür umarmte und

mich an sich drückte — ein unaussprechliches Gefühl ergriff mich, und auf dem Wege nach Halle zurück ging ich stumm neben meinem Gefährten und suchte dieses Gefühl mir deutlich zu machen — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Diese wenigen Tage, die ich mit Voß, Wolf und Reichardt lebte, gehören unter die schönsten meines Lebens, und ich möchte sie nicht um alles geben. Mir war es fast, als lernte ich Voß jezt erst von neuem kennen, und doch kannte ich ihn so schon lange! — — — — Voß gab mir auch seine Uebersezungen vom Ovid, und ich habe mich oft damit in eine Laube des Gartens geschlichen und darin gelesen. Einiges las Voß selbst daraus vor. — —

VIII.

Eutin, den 25. Sept. 97.

Zu meiner gewöhnlichen Briefscheu, liebster Eschen kommen jezt ernsthaftere Entschuldigungen. Das Pflanzenleben bekommt mir am besten. Sie haben sich das gewiß schon selbst zu meiner Rechtfertigung gesagt. Der Brunnen hat das Sausen meist weggespült; es wird wohl noch einmal zu einem vernünftigen Leben kommen.

Hier die Horazische Epistel mit der Einleitung; beide haben mir Vergnügen gemacht. Was ich anders wünschte, habe ich angemerkt. Der Ton der Abhandlung ist manchmal etwas docirend, den konnte ich nicht wegbringen. Die Miene des Zufälligen wäre, zumal vor einer Horazischen Epistel, schicklicher als: Nun wollen wir das, nun das! Indeß für den lieben Deutschen mag es wohl so besser sein.

Ihr Hymnus hat mir sehr gefallen; ich werde, wenn mich die Laune anwandelt, etwas daran zu glätten suchen. Die übrigen Gedichte sind gute Uebungen, die Besseres versprechen. Es fehlt an innerem Gehalt. Lassen Sie sich nicht verleiten, etwas Unreifes zu drucken. Wie man zuerst auftrit, davon hängt vieles ab.

Ich habe eine unruhige Nacht gehabt. Empfehlen Sie mich meinem Freunde Wolf, dem ich die Eklogen lieber ohne Brief als später zusenden will. Wegen Ihres Ex. werde ich Hammerich — [hier fehlt ein Wort, weil ein kleines Stückchen am Rande des Briefes abgerissen ist]

Ihr aufrichtiger
Voß.

IX.

Eutin 28. Februar 1798.

Unsre Verbindung, mein Theuerster, ist die eines Vaters und Sohns. Ich bin Ihretwegen in Unruhe und muß ein ernsthaftes Wort sprechen.

Sie haben meine Warnungen in Giebichenstein mit Wohlwollen aufgenommen. Sie haben mich durch Ihre Aeusserungen beruhigt. Ich habe Ihrem Vater meine Beruhigung mitgetheilt. Sie hätten, sagten wir uns, den ernsten Entschluß, mit den Kenntnissen, die den Menschen ausbilden und veredeln, auch solche zu verbinden, die zu einem Amte führen. Sie wollten den Hauptzweck Ihrer akademischen Jahre nicht vernachlässigen. Sie wollten das edlere Selbst, das Sie in sich fühlten, nicht durch Hize des Treibhauses zeitigen, sondern durch Gottes Sonne zur Reife bringen. Sie wollten den Umgang Andersrathender und Andershandelnder meiden, überzeugt, daß mit solchen sich oft zusammen zu denken und zusammen zu fühlen, etwas — Anfaulendes habe.

Das, was ich seitdem höre, hat meine Ruhe nicht ganz erhalten. O möchten Sie mir sagen können, daß ich Unrecht habe, Sie, mein Geliebter, an dem ich Freude zu erleben hoffe, auch, bei kleinen Abweichungen, forthoffen werde!

Zuerst hat es mich (ich sage es ungern) geschmerzt, daß Sie auf meine treue, durch eigne Erfahrung bewährte Warnung, nichts Jugendliches mehr drucken zu lassen, mit keiner Silbe geantwortet haben. Bald darauf fand ich in dem Merkur, den Bötticher (Sie kennen ihn) zusammenraft, allerlei gedruckt, das Sie von mir nicht gedruckt erwartet hätten. Dann hörte ich, Sie hätten die Uebersezung des Don Quixote unter Händen, und schon einen Verleger dafür. Ich halte es für Ihr Glück, daß ein anderer Ihnen den Kranz abläuft, weil ein so erlaufener Kranz, als worauf Sie und Hr. Tiek es anlegten, nicht von parnassischem Laube sein könnte. Endlich sagte man mir, daß Sie dem Umgange mit dem nichtigen und niedrig handelnden Schlegel keinesweges entsagt haben. Auch fand ich in der Rec. der Dorothea eine Stelle über veredelte Sprache, die mich anfeindete, und ein Gespräch über mich voraussezte.

Ihr Plan, die akademischen Jahre durch einen Aufenthalt in der Schweiz zu unterbrechen, hatte meinen Beifall. Die Geschichte der Zeit wird Sie von der Schweiz entfernen, hoffe ich. Aber nun wollen Sie jede Hofmeisterstelle annehmen. Wäre es nun nicht gerathener, Ihre juristischen Collegia auszuhören, und dann zu thun, was die Umstände rathen?

Sie wissen von alten Zeiten her, daß ich kein sonderlicher Verehrer des Magens bin. Er soll nicht über Kopf und Herz gesezt werden; aber untergeordnet verdient er Achtung, und Pflege, oder Kopf und Herz gehen mit ihm zu Grunde.

Ich hielt Sie, mein geliebter Eschen, für hinlänglich gesezt, den Anlockungen des litterarischen Freibeuternestes, das in Jena sich eingenistet hat, zu widerstehn. Es scheint mir, Sie haben die Probe des Nil admirari nicht gehalten. Ich sende keinen Sohn weder nach Göttingen noch nach Jena, wegen des bösen Tons, der

in beiden Monopolien der anmaßenden Gelahrtheit und Schönthuerei herrscht.

Noch ist nichts verloren, mein Lieber! Nur ernsthaft sich umgesehn, und zurück in sich selbst. Sie sind und bleiben der gute, fleißige, richtig denkende und empfindende, und, was die Grazie aller Tugenden ist, der bescheidene Eschen.

Ich umarme Sie mit inniger Vaterliebe

Ihr
Voß.

## X.

### Aus einem Briefe von F. A. Eschen an J. H. Voß (ohne Datum).

Meinen herzlichsten Dank bringe ich Ihnen für Ihre lezten Worte, welche Sie mir gesandt haben, und ich freue mich des neuen Beweises Ihrer innigen Theilnahme an allem, was mein inneres und äußeres Wohl betrifft. Es fodert daher nicht nur meine Pflicht, sondern die Stimme meines Herzens Ihnen von dem Wege Rechenschaft zu geben, der mich zu beidem führen soll, und entweder die wirklichen Abweichungen davon zu gestehen und dann einzulenken, oder die scheinbaren zu rechtfertigen. Ich werde so zu Ihnen reden, wie ich zu meinem Vater reden würde, und jezo habe ich nur dieses Verhältniß vor Augen. — Was ich Ihnen damals in Giebichenstein sagte, könnte ich Ihnen jezt mit eben der inneren Freiheit und Ruhe wiederholen. Die Vorsäze, die ich dort Ihnen mittheilte, und denen Sie Beifall gaben, habe ich nicht mit anderen vertauscht: sie lenken noch jezt, wie sie es immer thun sollen, meine Handlungen. — Mein Vater schrieb mir einst, er bäte mich, mich nicht mit der Schriftstellerei zu befaßen, meinen Namen nicht in die Druckerpresse zu geben, und sagte mir zugleich, daß Sie mit der Seinigen Ihre Bitte vereinigten. Ihre Bitte mußte mir sehr viel werth sein, dieses wußten Sie sicher, und ich durfte daher nicht erst den Buchstaben meinen Dank anvertrauen, dessen Sie bei allem, was nur von Ihnen kommen kann, gewiß sind. Meine Handlungen blieben mir dabei frei, wenn ich diese mit Gründen gegen mich rechtfertigen konnte, denn nur die Gründe der eigenen Vernunft können für den vernünftigen Menschen Geseze sein, worin, wie mir dünkt, die wahre Freiheit besteht. Diese Rechtfertigung glaubte ich mir damals geben zu können, als ich die beiden kleinen Oden und die kleine Epistel aus dem Horaz in den Merkur rücken ließ. Nicht die geringsten Ansprüche habe ich dabei gemacht, und ich überließ es gänzlich W i e l a n d s Urtheil, der über die Aufnahme der Gedichte und Uebersezungen in den Merkur allein entscheidet, ob sie Werth genug hätten, in einem so ephemerischen Journale zu erscheinen. Wieland nahm sie mit Dank auf und gab mir späterhin, wenn ich es wollte, eine Stelle für eine Uebersezung irgend eines H o m e r i d i s c h e n Hymnus. Wenn sie auch nur wenigen

gefielen, so hatte ich erlangt, was ich wollte: denn ich glaube nicht, daß nur das ganz vollkommene dem Publikum dürfe vorgelegt werden; auch das halbvollkommne führt dem vollkommnen entgegen und befördert es. Sollte es in der Welt der schönen Kunst anders sein, als in der übrigen Welt? Ich kann es mir kaum denken. Sobald wir hier der Kindheit entwachsen sind, und durch innere und äußere Bildung Kenntnisse und Kräfte gewonnen haben, so sind wir verpflichtet, das Gute wie dort das Schöne stufenweise zu befördern: wo nicht die Kraft fehlt, ist gänzliche Ruhe versagt, und diejenige, die auch nur wenig sich äußern kann, muß für das Ganze thätig sein; auch durch sie gewinnt es nothwendig. So wie wir hier das Gute nicht um der Glückseligkeit willen thun sollen, so kann auch dort, wo wir das Schöne befördern, nur bei demjenigen, der nicht weiß was und warum er es thut, der Ruhm die Triebfeder seines Handelns sein, denn jenes ist nothwendig, dieser meistens nur zufällig und trifft nicht die Sache sondern nur den Menschen. Wer von dem wenigen Guten, was der Jüngling jezt nur zu befördern vermag, auf eine gleiche Bahn des Mannes schlöße, und von dem jezigen sein Urtheil schon für alles folgende festsezte, der könnte den Grund dafür nur aus eigener Beschränktheit hernehmen: denn wo wirkliche Kraft ist, da entwickelt sie sich aus dem kleinsten Puncte ins unendliche. — Dies und mehreres, dessen Ausführung Sie mir gewiß erlassen, habe ich mir oft gesagt, und darum hoffe ich, sollte es mich auch dann, wenn ich etwas besseres zu geben vermöchte, nicht reuen, das weniger gute gegeben zu haben, und dieses wird jenem nicht Schaden bringen können. Ich bin mir bewußt, daß mich nicht jene kleinliche Ehrsucht, welche hier so viele aus der gelehrten Welt um mich her zu treiben scheint, getrieben hat, und ich bin in dieser Rücksicht um so wachsamer auf mich, weil man nur zu leicht und zu gerne sich mit scheinbaren Gründen täuscht, um nur jene im Hinterhalt liegende Ehrsucht decken zu können, und die innere Stimme, welche uns gegen den verborgenen Verräther warnt, zu überschreien. — — — — — — — — —

Das Nil admirari ist mir eins der ersten Geseze, und einige meiner Freunde, die nicht durchaus von dieser admiratio sich frei gemacht hatten, gaben mir deshalb gewiß oft einen Mangel an Empfänglichkeit und Sinn für das Schöne und Große Schuld.

## XI.

### Aus einem Briefe von F. A. Eschen an seinen Vater vom 9. April 1798.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß Voß meine Gründe für Schriftstellerei für „philosophische Spizfindigkeiten, womit ein im Hinterhalt lauernder feindlicher

Dämon den edleren Genius beschleiche", erklärt hätte, war grade das, was ich am wenigsten erwartete. Ueber jenen versteckten Dämon und über das, was ich von jener Eigenliebe und Ruhmsucht hielt, habe ich mich in demselben Briefe deutlich erklärt. Voß mußte also entweder diese Erklärung nicht für meines Herzens Meinung halten und mir also einen bösen Willen zuschreiben, der sich durch scheinbare Gründe rechtfertigen wollte, oder er glaubte, daß ich den guten Willen durch jenen Schein, den ich treuherzig genug für Wahrheit und für etwas wirkliches hielte, betäubt und ihm seine Kraft genommen habe. Das erstere glaubte Voß unmöglich, eben so wenig, wie Sie es glauben werden; denn ich wüßte nichts, wodurch ich irgend einmal einem solchen Glauben Entstehung und Nahrung hätte geben können: wenn aber das leztere, so war es ja, meinen guten Willen vorausgesezt, leicht mich zurückzuführen, von wo ich mich verirrt hatte, und mir jenen trügenden Schein und die Ursache seines Truges zu zeigen: bei dem guten Willen glaube ich dann wohl auch guten Verstand genug zu haben, um die Wahrheit einzusehen. Doch Sie selbst stellen mir einige Fragen auf, welche mich auf jenen schlauen Betrug aufmerksam machen sollen. Zur Beantwortung derselben will ich deshalb demjenigen, was ich an Voß schrieb, einiges hinzufügen. Ich kann dieses leicht, da ich über diese Sache viel mit Fichte und meinem Freunde Hülsen geredet habe, welche dem was ich sagte Recht gaben, und welche Philosophen genug sind um philosophische Spizfindigkeiten von philosophischen Wahrheiten zu unterscheiden. — — —

## XII.

### Aus einem Briefe von F. A. Eschen an seinen Vater.

Montelier, den 2. Sept. 1799.

— — Daß meine Uebersezung der Horazischen Oden schon angekündigt ist, erfahre ich von Ihnen zuerst. Ich hatte meinem Freunde Gries den Auftrag dazu gegeben, wenn er es nöthig finden sollte, daß sie außer der Ankündigung bei einigen Proben im Deutschen Merkur bekannt gemacht würde. Diese Proben, wenn Sie sie allenfalls gesehen haben, zeugen noch von der ersten Arbeit und sind jezt ganz von mir geändert. Wenn mein Brief an Schiller richtig ankommt, so werden Sie vielleicht einige völlig ausgearbeitete Hor. Oden im folgenden Musenalmanache finden. Die Arbeit hat mir viele Freude gewährt, und mit keiner bin ich je so zufrieden gewesen, und ich glaube auch, daß ich sie nirgends als in der Schweiz würde vollendet haben. Daß Voß meinen Auftritt damit übelgenommen hat, thut mir wehe; ich fürchtete es beinahe vorher, aber ich tröstete mich oft damit, daß Voßens Charakter und Ansicht der Wissenschaft zu rein wäre, um hierüber so egoistisch zu urtheilen.

Daß Voß mich für stolz, anmaßend, von sich selbst eingenommen, verblendet u. s. w. hält, dies kann ich mir erklären, und darüber würde ich mich nicht wundern; aber daß er es übel nimmt, daß ich meine Kräfte an etwas versuche, woran er sie auch versucht, — dies kann ich bei Voß nicht begreifen. Und was nimmt er übel? Glaubt er ich beginne einen Streit mit ihm? Wer wirklich die Wissenschaft liebt, streitet nicht mit einem andern, sondern freut sich der Mitkämpfer für dieselbe Sache. Wenn Voß glaubt, ich wolle gegen ihn in die Schranken treten und die Lanze gegen ihn gebrauchen, dann gestehe ich aufrichtig, daß ich ihn nicht verstehe und nicht verstehen mag. Oder war der Römische Dichter Voßens Eigenthum, weil er ihn übersezte? und ziemte es dem Schüler, wenn er nicht undankbar sein wollte, schnell von seiner eigenen Bearbeitung derselben Materie abzustehen, wenn er des Lehrers Arbeit daran erfuhr? Auch das verstehe ich nicht. Oder glaubt Voß, ich thue dem Absaz seines Werkes durch das meinige Schaden? Das glaubt er nicht, und kann er nicht glauben, da er gewiß überzeugt ist und nothwendig überzeugt sein muß, daß meine Uebersezung mit der seinigen in durchaus keine Vergleichung wird kommen können. Also dies wird es sein: der Schüler sollte doch wohl einsehen, wenn er nicht ein eitler thörigter Mensch ist, daß die Arbeit des so sehr geübten, des als Uebersezer von den besten noch unübertroffenen Lehrers, gegen die seinige, die nach weniger Uebung in der Jugend u. s. w. gemacht ist, sich verhalten wird, wie das Gemählde eines Raphael gegen das eines Gemähldecopisten aus der Dresdener oder andern Galerie. Wenn es das ist, woher das Uebelnehmen? Bedauern mit mir könnte ich mir eher erklären. Aber hier kann ich doch einiges noch antworten: der Nahme Schüler und Lehrer thut, wie ich glaube, nichts zur Sache und ist in manchen Fällen ganz unpassend. Es ist nicht durchaus nothwendig, daß die eine Uebersezung vortreflich, die andere schlecht sei; denn ich glaube, daß bei einer Uebersezung des Horaz wie des Homer mehrere Arten und Ansichten stattfinden können; daß es nicht unmöglich wäre, daß Voßens Uebers. in ihrer Art unübertreflich wäre, und daß man dennoch auf eine andere Weise, wenn auch in dieser Weise nicht so vortreflich, übersezen könne, und etwas geben könne, was bei jener Uebers. wohl bestehen könnte, und dem Publikum nicht ohne Nuzen wäre, da es beide Ansichten, beide Sprachbehandlungen und Gedankenwendungen mit einander vergleichen und dadurch den Römischen Dichter sich um manches klarer machen würde. Daß man es der Mühe werth finden werde, diese Vergleichung zu machen, das zu hoffen bin ich freilich übermüthig genug, und mit diesem Uebermuthe habe ich so fleißig gearbeitet, als ich konnte. Auch gestehe ich gern, daß die Zufriedenheit und Aufforderung meiner Freunde die Arbeit fortzusezen, als

ich unschlüßig war, ob ich mit Voß auftreten wollte, daß Wielands außerordentliches Vergnügen an meinen lezten Arbeiten und seine Aufforderung am Attischen Museum mitzuarbeiten und ihm etwas aus dem Griechischen Ueberseztes zu geben, es möchte sein, was es wolle, Prosa oder Poesie, mich in dem Muthe und Eifer bei meiner Arbeit sehr unterstützt hat. Eine Uebers. des Horaz von mir sollte überdieß Voßen gar nicht unerwartet gewesen sein, da er weiß, daß ich mehrere Briefe und Oden schon lange vor seinem Unternehmen drucken ließ, daß ich schon einen Aufsaz über die Hor. Briefe, womit er zufrieden war, und ich jezt sehr unzufrieden bin, zum Drucke gegeben hatte. — Wenn Voß so dächte wie ich — ob meine Denkart die richtige ist weiß ich nicht, glaube es aber, da sie auch die meiner Freunde ist — so würde Voß sich über das Vertrauen auf meine Kraft freuen und nur besorgt sein, ich möchte nicht ganz mit Ehren auftreten. Von Concurrenz, ins Gehege fallen, von Undankbarkeit am allerwenigsten würde er sich dann nichts träumen laßen und, wenn er gute Meinung genug von mir hätte, die heftigen Urtheile so lange zurückhalten, bis meine Uebersezung erschiene und für mich das Wort führen könnte. Doch genug von diesen ärgerl. Kleinigkeiten, wenn ich wieder zu Voß komme, sollen solche Anstöße bald gehoben sein, und er wird mich besser kennen lernen. Sollte Voß sich auch gegen Sie geäußert haben, so bitte ich Sie, es mir zu schreiben, und ich werde dann einige wenige Worte an Voß schreiben; wenn nicht, so schweige ich still, erwarte die Zukunft und gehe meinen Gang so unbekümmert und ruhig fort als zuvor. Ich bin nur froh, daß ich mit mir selbst nicht dabei in Widerspruch komme. — — —

## XIII.

### Aus einem Briefe von F. A. Eschen an seinen Vater.

Rümligen bei Bern den 30. Mai 1800.

— — — Das beiliegende Exemplar meiner Uebersezung bitte ich Sie so zu empfangen, als ich es Ihnen gebe, als ein mit freudigem Herzen gegebenes Geschenk und als Zeichen meiner kindlichen Liebe. — An den Hofrath Voß habe ich auch eins geschickt, mit wenigen Worten zur Beilage. Ich wünsche, daß er sich darüber gegen Sie äußert, und daß Sie diese Aeußerungen mir mittheilen. — — —

## XIV.

Aus einem Briefe von F. A. Eschen an A. W. Schlegel (im Besitz der K. öff. Bibliothek zu Dresden).[1])

Rümligen bei Bern den 30. Mai 1800.

— — — Daß die fehlervollen Proben meiner Uebersezung [der Horazischen Oden] im Teutschen Merkur[2]) nur Proben der ersten Arbeit waren, die ich bekannt zu machen sehr Unrecht hatte, werden Sie bey dem Lesen dieser lezten Arbeit, glaube ich, leicht sehen, und daß ich alle meine Kräfte aufwandte, um jedem einzelnen Gedichte den eigenen gemäßen Ton zu geben, bald durch leichtere, bald durch kühnere Wendungen. Auch im Sylbenmaße suchte ich die Kraft und Schönheit des Originals zu erreichen und habe deshalb vorzüglich im Sapphischen Sylbenmaße mir selten statt der Spondäen die schlaff machenden Trochäen erlaubt. — Doch wozu vor Ihnen hiervon reden, was Sie so schnell bemerken?

Ob ich diesen Sommer irgend etwas anderes übersezen werde, zweifle ich; da ich die Homeridischen Hymnen bis zum Winter zurücklegen werde, und durch meine bisherigen Uebersezungen vielleicht Gewandtheit der Sprache genug erhielt und genug vor den *versibus rerum inopibus nugisque canoris*[3]) gewarnt ward, um an mir jezt ernstlicher versuchen zu können, ob eine eigene Muse mir Antwort giebt, oder nicht. Was mir einige Hofnung zu dieser Antwort giebt, ist, daß ich so schlechte Sachen, als im Schillerschen Musenallmanache von mir abgedruckt sind, nicht mehr machen könnte: und lieber auch mag die blinde Themis meine Gefährtin durchs Leben seyn als eine solche plaudernde Muse.

---

1) Vergl. Waitz, Caroline und ihre Freunde. Leipzig 1882. S. 74 f.

2) Neuer Teutscher Merkur 1799 Mai S. 49—53: „Proben einer neuen Uebersetzung der Horazischen Oden". Im Jahrgange 1797 des Merkurs hatte Eschen die Oden III, 9 und V, 15 und den Brief I, 13 veröffentlicht (Jul. S. 216—218, Oktob. S. 139—142).

3) Horat. de arte poet. 322.

## Zweite Fortsetzung der Nachträge zu „S. Hirzels Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek, herausgegeben von L. Hirzel" und zu „Goethes Briefen, von F. Strehlke".

Von

WOLDEMAR Freiherrn v. BIEDERMANN.

1784.

Pfälzisches Museum. Erster Band. Vom Jahre 1783 bis 1784. Mannheim. Im Verlage der Herausgeber der ausländischen schönen Geister. [4. Heft 1784. S. 446–451 unter der Überschrift „Fragment" ohne Namen des Verfassers erster Druck von Goethes Aufsatz „Die Natur".]

1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Erster Band. Mannheim. Verlag von Heinrich Hoff. 1837. [S. 489 ff. erster Druck des grössten Theils von Goethes Brief an Fr. v. Grotthuss v. 17. Febr. 1814.]

1842.

Geschichte der Teutschen von Heinrich Luden. Erster Band. Höchstes hast du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet, Stets dir selber nur gleich, hast du das Schönste bewahrt. Wirst du dereinst dich deiner bewußt .... Jena, Friedrich Luden. 1842. [Das Motto auf dem Titel hat Luden von Goethe erhalten, besage Briefs von Dahlmann an W. Grimm d. d. Jena 21. Febr. 1842. — Dieses Motto steht auch 1842 auf dem Titel des 2., sowie 1843 auf dem Titel des 3. Bandes.]

1885.

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 44. Jahrgang. 3. Quartal. Nr. 38. Ausgegeben am 17. Sep-

tember 1885. Inhalt .... Goethiana. 1. Zu Goethes Verhältniß zu Carlyle. Von Ewald Flügel .... [S. 561 Zuschrift Goethes an Carlyle v. 14. Juni 1830, „Sendung an Herrn Carlyle. 1. Goethes Farbenlehre“ —]

1886.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Siebenter Band. Mit dem ersten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1886. [S. 3—75 Briefe Goethes an seine Schwester: v. 21. Juni 1765, „Liebe Schwester. Damit du“ — v. 12. u. 13. Oct. 1765, „Liebes Schwestergen Es wäre“ nebst Nachschr. an d. Vater „Hn. Raht Lange habe“ — v. 18. Oct. 1765, „Ma soeur, ma chere soeur. Me voilà“ — v. 6. Dec. 1765, „Mädgen, Ich habe eben jetzo“ — v. 7. Dec. 1765, „Antwort auf d. Brief v. 21. Nov.“ — zwisch. 7. u. 12. Dec. 1765, „Antwort auf d. Brief vom 6 Xbr. 65“ — v. 12. u. 23. Dec. 1765, „Liebe Schwester Es ist heute“ — v. 31. Dec. 1765 sow. 2., 17. u. 18. Jan. 1766, „Liebe Schwester! Das Jahr“ — v. 14. März 1766, „Chère Soeur Il faut que“ — v. 30. März sow. 11., 14., 28. u. 31. Mai 1766, „Ma chere soeur It is ten a clok“ — v. 27. Spt. sow. 12., 13. u. 18. Oct. 1766, „Bon jour ma petite savante“ — v. 11.—15. Mai 1767, „Liebste Schwester, Beschämt, von allen Seiten“ — aus Aug. 1767, „Mon petit bon, bon, Je ne dirai“ — aus Aug. 1767, „Pour ma soeur. Oui pipi“ — v. 12.—14. Oct. 1767, „Meine Schwester, Es ist heute“; S. 76—118 Briefe an Behrisch: aus Oct. (?) 1766, „Je serois bien ravi“ — v. 12. Oct. 1766, „Bon jour mon cher! Ma petite“ — v. ? „Ich muss dir etwas schriftlich“ — v. ? „Noch so eine Nacht“ — aus Oct. 1767, „Hochzeitlied, an meinen Freund“ — v. 16. Oct. 1767, „Gott weiß, ich binn“ — v. 17. Oct. 1767, „Es ist noch ebensoviel“ — v. 24. Oct. 1767, „Gestern einen Brief“ — v. 2. u. 3. Nov. 1767, „Dass du vom Sonnabend“ — v. 7. Nov. 1767, „Es ist schon sechs“ — v. 10.—14. Oct. (Nov.) 1767, „Es ist gut dass ich“ — v. 20.—21. Nov. 1767, „Einen launischen Abend“ — v. 27. Nov. 1767, „So viel ich jetzo“ — v. 4. Dec. 1767, „Hören Sie nur Mosier“ — v. 15. Dec. 1767, „Das war nun doch“ —

kurz vor 26. Dec. 1767, „Du kriegst heute“ — Ende März 1768, „Wenn dir an einem Briefe“ — v. 26. Apr. 1768, „Lange nicht geschrieben Behrisch“ — aus Mai 1768, „Da hast du die Lieder“; S. 153—167 Briefe an F. S. Voigt: Erlass der grh. Oberaufsicht an diesen v. 12. Oct. 1823 — Br. v. 28. März 1814, „Ew. Wohlgebohren Erhalten hierbey das Original“ — v. 26. März 1816, „Der mir übersendete so“ — v. 27. Fbr. 1821, „Ew. Wohlgeb. möchte vor allen Dingen“ — v. 2. Mai 1821, „Mit eiliger“ — v. 22. Nov. 1826, „Ew. Wohlgeb. die mir zu so hohen“ — v. 27. Jan. 1827, „Ew. Wohlgeb. versäume nicht zu vermelden“ — v. 26. Fbr. 1828, „Ew. Wohlgeb. erhalten hiebey abgeredtermassen“ — v. 3. März 1828, „Ew. Wohlgeb. habe nicht verfehlen“ — v. 28. Juli 1828, „Ew. Wohlgeb. übersende, in Gefolg“ — v. 25. Oct. 1829, „Ew: Wohlgeb. erzeigen mir“ — v. 11. Nov. 1829, „Ew Wohlgeb. sage den verpflichtetsten“; S. 168—198: Briefe an Knebel v. 1780, „Hier zu deinem Briefe“, v. 1782 (?), „Beyliegendes wollte ich dir“, v. 31. Oct. 1798, „Ich höre durch Trabitius“, v. 6. Fbr. 1800, „Du wirst so gut seyn“, v. 25. Dec. 1805, „Hier die Stelle aus Lucrez“, v. ? „Ich sage dir nur“; an Herz. Ernst II. v. Gotha v. 24. Jan. 1781, „Durchlauchtigster Herzog Gnädigster Herr. Wenn mich“; ans Amt Weimar v. 10. März 1784, „Die zu Ende vorigen“; an v. Franckenberg v. 2. Sept. 1788, „Ew. Exzell. überschicke die verlangte“; an Kirms v. 10. Oct. 1795, „Von Ew. Wohlgeb. Bemühungen“ und v. 18. Aug. 1799, „Herr Vohs war“; an Gädicke v. 23. Dec. 1799. „Der zurückkommende Bogen“; an v. Einsiedel (?) v. 1803 (?), „So eben zeigt sich“; an Karl August v. 28. März 1807, „Unterthänigster Vortrag. Das Fach“; an Hammer v. 25. Spt. 1810, „Der Landschaftsmaler Herr Hammer“; an v. Müller v. 12. März 1814, „Ew. Hochwohlgeb sende den Berkaischen“; an Frau v. Grothuss v. 9. Mai 1814, „Unter dem 23. April“ u. v. 9. Mai 1824, „Dass Sie mir, theuerste Freundin“; an Liebich aus Juli 1814, „Für den an mich ergangenen“; an v. Voigt, „Alles was Ew. Exzell.“; an ? v. 16. März 1821, „Das werthe Büchlein“; an P. A. Wolff v. 21. (23. ?) Spt. 1821, „Ihr lieber Brief, mein Werthester“; an Riemer v.

6. Dec. 1821, „Wollten Sie, mein Werthester“; an Reichel v. 3. Aug. 1828, „Unterzeichneter sendet in beygehenden“, v. 19. Aug. 1828, „Ew. Wohlgeb. verfehle nicht baldigst“, v. 9. Jan. 1829, „Ew: Wohlgebornen haben vollkommen“, v. 2. April 1830, „Indem ich wiederholend“ u. v. 8. Juli 1830, „Ew: Wohlgeb. halte für nöthig“; an Doris Zelter v. 21. Oct. 1828, „Ohne mich lange“; an Frau v. Schiller v. ? „Durch einen sehr lästigen“. — S. 268 „Ilmenau“ mit älteren Lesarten. S. 274 Agenda 1828. S. 275 Theaterzettel der Oper Circe von Goethe. S. 282 abweichende Fassung aus „Faust II. Theil“. (Die Bitte bei Herders Tode S. 298 f. ist selbstverständlich nicht von Goethe.)]

Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. 2. Band. Weimar. Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1886.

[Auch unter dem Titel:] Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau von Stein und Herder. Mit Beilagen. Weimar . . . . [S. 1 an Fr. v. Stein „Ich vermuthe, dass du“ — S. 2 an Herder „Ich bin in grosse“ — S. 2 an Fr. v. St. v. 27. Aug. 1786, „Meiner lieben schicke ich“ — S. 3 an dies. v. 30. Aug. 1786, „Nun geht es mit mir“ — S. 4 an dies. v. 1. Spt. 1786, „Nun noch ein Lebewohl“ — S. 5 an dies. v. 2. Spt. 1786, „Morgen Sonntags“ — S. 6 an dies. v. 18. Spt. 1786, „Auf ein ganz kleines“ — S. 7 an dies. „Wieder ein kleines Lebenszeichen“; S. 9—313 Goethes Tagebücher; S. 317 an Herders v. 2. Spt. 1786, „Ich lasse Euch meinen“ — S. 318 an Herders v. 18. Spt. 1786, „Ein kleines Blättchen“ — S. 319 an Herder aus Oct. 1786 „*Η πολλα βροτοις*“ — S. 321 an Herders v. 10. Nov. 1786, „Vierzehn Tage bin ich“ — S. 324 an Herders v. 2. Dec. 1786, „Bald hoffe ich nun“ — S. 327 an Herders v. 13./16. Dec. 1786, „Wie herzlich freut es“ — S. 331 an Herder v. 29. Dec. 1786, „Endlich kann ich Dir“ — S. 334 an Herder v. 13. Jan. 1787, „Hier, lieber Bruder, die Iphigenia“ — S. 337 an Herder v. 13. Jan. 1787, „Hier mein lieber wenn“ — S. 338 an Herder v. 25. Jan. 1787, „Du erhältst diesmal“ — S. 343 an Herders v. 3. Fbr. 1787, „Auf Euern Brief“ — S. 346 an Herders v. 17. Fbr. 1787, „Heute kommt mir die frohe“; S. 351

an Karl August v. 3. Nov. 1786, „Endlich kann ich den Mund“ — S. 353 an dens. v. 1. Nov. 1786, „Endlich bin ich in dieser Hauptstadt“; S. 356 an Minister v. Fritsch v. 20. Fbr. 1787, „Hochwohlgeborner Freiherr .... Ew. Excellenz erlauben“ — S. 358 an dens. v. 28. Oct. 1787, „Hochwohlgeborner Freiherr .... Ew. Excellenz erhalten“ — S. 361 an dens. v. 29. März 1788, „Hochwohlgeborner Freiherr .... Solang als unser gnädigster“; S. 374, 402—405 u. 423 ff. Reisebemerkungen; S. 398—402 Verzeichniss aus Rom geschriebener Briefe; S. 412 Verzeichniss von Schriftstücken; S. 436 Beschreibung einer Zeichnung; S. 443 Vertheilung der Göschenschen Ausgabe der Schriften; S. 471 in Rom aufgestelltes Namensverzeichniss.]

Goethe-Forschungen von Woldemar Freiherr von Biedermann. Neue Folge. Mit zwei Bildnissen und zwei Facsimile. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1886. [Beilagen: Facsimile des im Arch. f. L.-G. XII, 616 f. abgedruckten Briefgedichts an Merck und des ebend. XII, 168 f. gedruckten Bruchstücks aus „G. v. Berlichingen“; S. 8 ff. berichtigter Neudruck des zuerst im Goethe-Jahrb. II, 229 f. gedruckten Chorgesangs aus „Faust“; S. 390 f. u. 400 f. Briefe an H. Voss v. 21. März 1804, „Die Rec. hat mir viel“ u. an v. Quandt v. 22. März 1829, „Ew. Hochwohlgeb. danke verpflichtet“; S. 428 Neudruck der chinesische Dichtungen betr. Stellen aus d. Tagebuch v. 1827; Neudruck von Briefen an Gräfin Egloffstein, Kirms, Ernst Müller[1]), Weller u. einen Unbekannten; S. 183 ff. angebl. von Goethe geschriebenes Lied zum Brunnenfeste in Tennstädt.]

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Zweite durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1886. [Auf neuerlicher Handschriftenprüfung beruhend.]

Die Vögel von Goethe. In der ursprünglichen Gestalt herausgegeben von Wilhelm Arndt. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1886.

1) Der Brief an E. Müller ist im Register der „Goethe-Forschungen“ übersehen.

Erinnerungen an Moritz Seebeck, wirkl. Geheimerath der Universität Jena. Nebst einem Anhange: Goethe und Thomas Seebeck. Von Kuno Fischer. Mit Moritz Seebecks Bildniß. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886. [Neudruck der Bruchstücke aus Goethes Briefwechsel mit Th. Seebeck.]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1886. Nr. 10. München, Sonntag, 10. Januar. [S. 140 Codicill Goethes, seinen Briefwechsel mit Schiller betr.]

— — — Nr. 13. München, Mittwoch, 13. Januar. [S. 177 Goethes Eintrag in Jos. Raabes Stammbuch.]

Frankfurter Zeitung und Handelsblatt. Nr. 124. Dienstag, 4. Mai 1886. [Tagebucheintrag Goethes am 5. Juni 1816.]

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 45. Jahrgang, 2. Quartal. Nr. 25. Ausgegeben am 17. Juni 1886. Inhalt .... Notizen. Ein Stammbuchblatt Goethe's .... S. 588. Fr. Wilh. Grunow. Leipzig. [S. 589 Stammbuchbl. f. Joh. Paul Brack v. 29. Fbr.—Dec.? — 1769.]

Didaskalia. Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals. Nr. 194. Freitag, 20. August 1886. [S. 775 Brief an Geh. R. Ant. v. Klein v. 17. Apr. 1789, „Verehrungswerther Hr. Geheimerath! Ich danke".]

Neue Freie Presse. Morgenblatt. Nr. 7866. Wien, Mittwoch, den 21. Juli 1886. [S. 2 Br. an Carlyle v. 26. Oct. 1824, „Wenn ich, mein verehrtester".]

— — — Nr. 7876. Wien, Donnerstag, den 22. Juli 1886. [S. 1 Br. an Carlyle v. 12. Juli 1827 ist derselbe, der bei Froude u. im „Magaz. f. d. Lit. d. In- u. Auslandes" unt. 20. Juli steht.]

— — — Nr. 8021. Wien, Samstag, den 25. December 1886. [S. 2 Briefe an Christiane Vulpius v. 7. (27.?) Aug. u. 10. Spt. 1792, sow. Tagebucheinträge v. 4.—8. Juni 1816.]

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Nr. 1. Wien, Sonntag, den 17. October 1886. 1. Jahrgang. [S. 7 Stammbuchgedicht f. Bertha Loder, nachmals Fr. v. Lützow v. 13. Mai 1809, facsimilirt.]

— — — Nr. 3. Wien, Sonntag, den 14. November 1886

[S. 2 Stammbucheintr. f. Senator Schübler in Heilbronn v. 12. Apr. 1776.]

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin. Nr. 33. Berlin, den 14. August 1886. Band XXX. [S. 106 f. Goethes Stammbuchsgedicht für Casimira Wołowska mit Varianten, sow. franz. Uebersetzung desselben.]

Sonntags-Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Nr. 46. Sonntag, 14. November 1886. [S. 183 Vers „An meine liebe Mutter“ in Bogatzkys „Schatzkästlein“.]

Zeitschrift für Vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch, Professor an der Universität Marburg i. H. Ersten Bandes zweites Heft. [Vignette] Berlin 1886, August Hettler. [S. 110 u. 113 Stellen aus Briefen an F. v. Einsiedel v. 12. Fbr. 1803 u. 11. März 1807.]

Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes. Wochenschrift der Weltlitteratur. 1832 gegründet von Joseph Lehmann. 55. Jahrgang. Herausgegeben von Karl Bleibtreu .... Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Nr. 50. Leipzig, den 11. Dezember 1886. [S. 788 Schluss des Briefes an Carlyle v. 17. Oct. 1830, mitgeth. v. Eug. Oswald.]

Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar von Robert Keil. Weimar, Alexander Huschkes Hofbuchhandlung. [Enth. S. 26 „Repertorium über die Goethesche Repositur“; S. 35 Goethes Stammbucheintr. für s. Mutter.]

CLXXII. Katalog des Antiquarischen Lagers von Albert Cohn in Berlin W, Nr. 53 Mohrenstrasse. [Vignette] Autographen und historische Documente, Sammlung des verstorbenen Herrn Friedrich Roeth in Augsburg. Dritte Abtheilung. Deutsche und ausländische Dichter und Nationalschriftsteller. Berlin. Albert Cohn, 53 Mohrenstrasse, W, 1886. [S. 72 f. Titel und Datum zur Oper „Circe“; Datum — 9. März 1814 — e. Briefs an Kanzl. v. Müller; Dat. v. Briefen an Factor Reichel — 3. Aug. 1828, 19. Aug. 1828, 9. Jan. 1829, 2. Apr. 1830, 8. Juli 1830 — Stelle aus Br. an Reichel v. 2. Apr. 1830.]

CLXXVII. Katalog des Antiquarischen Lagers von Albert Cohn .... Autographen und historische Documente .... [S. 11 Neudruck einer Stelle aus Br. an Merck v. 5. Jan. 1777; Drucke das Ilmen. Bergwerk betr.; Signatur e. Theaterzettels; S. 12 Br. an Frau v. Schiller v. 25. März 1824, „Sie erhalten hierbey, theure verehrte“ — Dat. e. Briefs ohne Adr. v. 19. Spt. 1830.]

Katalog einer umfangreichen und bedeutenden Autographen-Sammlung .... welche .... von Leo Liepmannssohn. Antiquariat, Berlin ... Montag, den 8. März 1886 öffentlich versteigert wird. Berlin. Leo Liepmannssohn. Antiquariat. [S. 64 Dat. — 5. Mai 1831 — e. Briefs an Conta.]

Lager-Catalog Nr. 161 des antiquarischen Bücherlagers von J. A. Stargardt, Berlin SW 19 Zimmer-Strasse. Inhaltsverzeichniss .... Autographen berühmter Dichter und Schriftsteller Nr. 810—908 .... [Nr. 825 Stelle aus obigem Brief an Conta v. 5. Mai 1831 u. Schluss desselben.]

Rudolph Lepke's 582. Berliner Auctions-Katalog. Versteigerung: Mittwoch, den 16. Juni 1886 und folg. Tage von 10 Uhr ab. — Auction von werthvollen Kupferstichen, Radirungen, Holzschnitten, Autographen und Büchern etc. .... [S. 35 Brief aus Berka an d. Mitglieder der Auseinandersetzungscommission zu Handen des Min. v. Voigt v. 25. Mai 1814; Entwürfe zu Briefen an Prof. Marx v. 4. Mai 1827 u. an Prof. Döbereiner v. 6. desselb. Monats.]

---

# Neue Mittheilungen über die Veruntreuung des Manuscriptes von Wallensteins Lager.

Von

MORITZ ALB. SPIESS.

In dem Nachlasse Karl August Böttigers, im Besitz der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, befinden sich zwei Bände Briefe des Freiherrn zu Racknitz in Dresden an Böttiger[1]). Racknitz war seit 1790 Hausmarschall des kursächsischen Hofes und hatte als solcher die Verwaltung der herrschaftlichen Schlösser und Gärten unter sich. In seiner Stellung darauf angewiesen, für die geschmackvolle Einrichtung der ihm anvertrauten Räume zu sorgen, schrieb er das bekannte Werk „Darstellung und Geschichte des Geschmacks . . .“[2]), welchem Schiller und Goethe in den Xenien folgende Abfertigung zu Theil werden liessen:

Neueste Schule.

Ehemals hatte man einen Geschmack; nun gibt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

An deutsche Baulustige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist Manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

Wie sehr Racknitz über diesen Angriff der beiden Dichter empört war, ergibt sich am besten aus seinem Brief an Böttiger vom 29. December 1796[3]):

1) Racknitz, Briefe an C. A. Böttiger, 154. und 155. Quartband des Nachlasses.

2) Vergl. Abendzeitung 1818. Nr. 149 f.

3) Racknitz I Nr. 3.

„Ehe ich diesen langen Brief beschliesse", schreibt er, „muss ich Sie lieber Böttcher recht inständigst ersuchen, Schillern und Göthen wegen denen Xenien die Ruthe zu geben, oder selbige wenigstens auf Erbsen knien zu lassen; nicht aus der Ursach dieweiln Sie mir die Ehre erzeuget, mich mit in denen Xenien paradiren zu lassen, dieses ist mir in Wahrheit gantz gleichgültig, und dieses um so mehr, dieweiln das was sie von meinem Werke sagen, im Grunde nichts gesagt ist, aber es thut mir als ein Deutscher Leid, dass solche verdienstvolle und ausgezeichnete Männer wie Göthe und Schiller einen solchen unanständigen Weg einschlagen um ihren Witz zu zeigen; Männer von Verdienst und Manier die sich unter verdienstvolle Gelehrte rechnen wollen, müssen nie die Achtung beleidigen, welche sie andern schuldig sind, es ist ärgerlich, kränkend und demüthigend für uns Deutsche, wann unssere verdienstvolle Männer sich so unanständig betragen, findet man wohl dergleichen Unfug, unter denen englischen, französischen, oder italienischen Gelehrten? Man hat es indessen doch den Xenien zu verdanken dass man um den sehr wohlfeilen Preis von 3 ℛ: eine halbe Stunde recht hertzlich über die Antwort auf selbige, welche Sie wohl lieber Böttcher gelesen werden haben, und welche den Titel führet an die Sudelköche von Jena lachen kann; so lächerlich aber auch alles dieses für den Zuschauer ist, und sich die Buchhändler recht wohl dabei befinden, und vielleicht dergleichen Possen gerne theuer bezalen; so bleibt es dennoch immer recht traurig, wenn deutsche verdienstvolle Männer sich so mit Koth bewerfen. Man versichert hier das Göthe und Herder mit einander zerfallen." —

Dagegen hatte sich Böttiger in seiner Recension über das 1. Heft des Werkes höchst anerkennend über die Leistung Racknitzens ausgesprochen [1]). Ein Danksagungsschreiben des Freiherrn bahnte zwischen beiden Männern einen Briefwechsel an, der bis zu Böttigers Uebersiedelung nach Dresden im Jahre 1804 lebhaft geführt wurde. Enthalten die Briefe auch im allgemeinen Privatangelegenheiten, die wenig interessieren, wie den Austausch von Ideen über den weitern Inhalt des freiherrlichen Werkes, Pläne, die beide schmiedeten, um für Böttiger eine Anstellung in Dresden zu erreichen, so finden sich doch auch dann und wann in ihnen Aeusserungen über hervorragende Zeitgenossen, welche unsere Aufmerksamkeit

1) Allgem. Literaturzeitung 30. März 1796.

erregen und der Mittheilung werth erscheinen. Namentlich aber wird die bereits sattsam bekannte Neigung Böttigers zu Indiscretionen aufs neue durch sie in ein helles Licht gestellt. Die betreffenden Stellen beziehen sich auf Schillers Kraniche des Ibykus und auf Wallensteins Lager.

In Betreff ersterer ist allerdings die Ergibigkeit unsrer Quelle eine sehr geringe, und wenn wir nicht von andrer Seite wüssten, dass Schiller am 6. September 1797 die Kraniche des Ibykus vor dem Drucke an Böttiger schickte, um zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen in Widerspruch befände, so würden wir die Andeutungen in unseren Briefen kaum verstehen. Böttiger gab am 8. Sept. das Manuscript mit einem günstigen Urtheil zurück, hatte aber inzwischen die Gelegenheit benutzt, eine Abschrift zu nehmen und dieselbe nach Dresden an Racknitz zu senden, der sie weiter an Körner gab, durch den dann Schiller zu seiner Ueberraschung von der Sache erfuhr[1]). Nun finden wir in einem Brief Racknitzens an Böttiger vom 29. Sept. 1797[2]) einen Dank für den Empfang einer Schillerschen Ballade, welche, wie das Datum des Briefes zeigt, die obige sein muss. Grösseres Interesse gewinnt die Stelle dadurch, dass Racknitz Gelegenheit nimmt, sein Urtheil über Schillers Handschuh anzufügen. Er schreibt:

— „Vielen Dank . . . für die uns zugesendeten Gedichte von Schillern und Göthe, die Ballade von Schillern gefällt mir recht wohl, indessen kenne ich Balladen von Schillern die mir noch besser gefallen, unter andern eine welche meine Lieblings Ballade ist, wo der Ritter mitten unter Löwen, Tygers und Leoparden den Handschu seiner Schönen aufheben muss, dieses erfüllet, und nachhero seiner Schönen selbigen ins Gesicht wirft, diese finde ich vortrefflich.“

Weit wichtiger erscheinen die auf Wallensteins Lager bezüglichen Mittheilungen. Im Novemberheft des Journals des Luxus und der Moden für 1798 erschien ein Aufsatz

---

1) Schillers Kalender S. 49. Schillers Briefwechsel mit Körner IV S. 51 und 54. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe[4] Nr. 359 und 361, 2.

2) Racknitz I Nr. 8.

Böttigers über die Einrichtung des erneuerten Weimarer Theaters und über die Eröffnungsvorstellung in demselben, über Wallensteins Lager. Für diese Recension hatte Böttiger die Anzeige des Wallenstein von Goethe in der Allgemeinen Zeitung vom 12. October 1798 und das Manuscript von Wallensteins Lager benutzt, das er sich wahrscheinlich am 13. October nach der zweiten Vorstellung zu verschaffen gewusst hatte [1]). Angeblich gebrauchte er das Manuscript nur für den genannten Aufsatz, in Wirklichkeit liess er aber auch eine Abschrift davon machen.

Bald darauf sandte er dieselbe an Racknitz, der ihn um Mittheilung von Stellen aus dem Wallenstein gebeten hatte. Am 21. October 1798 schreibt nämlich Racknitz [2]):

— „sehr viel Vergnügen würde es uns auch verursachen, wenn Sie uns im Vertrauen versteht sich denn da es gedruckt werden soll, so wäre es sehr unartig wenn schon etwas davon vorher bekannt wäre, vom Wallenstein, wären es auch nur einige Stellen aus selbigen abgeschrieben senden könnten.“

Am 11. November schickt Racknitz bereits das erhaltene zurück [3]):

— „Schon seit acht Tagen hatte ich mir vorgenommen Ihre beyden letzten Briefe zu beantworten, es blieb mir aber immer dazu zu wenig Zeit übrig; doch zur Sache. Dank für die Mittheilung der Einleitung zu dem Stück Piccolomini und Wallenstein, welches ich Ihnen hierbey wiederum zurücksende; es hat mir vieles Vergnügen verursachet selbiges durchzulesen; die Darstellung des Gemäldes der dermaligen Zeiten finde ich meisterhaft, doch bleiben mir dabey zwey Sachen zu bemerken. 1. Warum ist das Stück in sogenannten Knittel Jamben es scheint mir dass das Gemälde getreuer und täuschender dargestellt hätte werden können, wenn die Einleitung in Prosa geschrieben worden wäre.“

Racknitz spricht hierauf noch seine Zweifel aus, dass Schiller mit Recht in seinem Stücke Grenadiere aufführe, die

1) Boxberger, Veruntreuung des Manuscriptes von Wallensteins Lager: Archiv für Litteraturgesch. 1880. Bd. 9 S. 342 ff.

2) Racknitz I Nr. 23.

3) Racknitz I Nr. 24.

nach Racknitzens Ansicht erst unter Ludwig XIV. im Jahre 1667 auftreten.

Die zurückerhaltene Abschrift wanderte nun wahrscheinlich, Spuren eifrigen lesens an sich tragend, nach Kopenhagen. Wenigstens schreibt Friederike Brun in Kopenhagen, welche im Januar 1799 von Böttiger Wallensteins Lager zugeschickt erhielt[1]): „Erlauben Sie mir dem abgegriffenen Ansehen des Mskrpts hinzuzufügen, dass es nicht frisch in meine Hände kam —"[2]).

Friederike Brun überliess das Exemplar der Gräfin Schimmelmann auf einige Tage für eine Aufführung am Geburtstage ihres Gemahls. Von dieser bevorstehenden Aufführung schrieb die Gräfin Schimmelmann an Schiller, der sofort auf Böttiger als den Urheber der Indiscretion rieth. Goethe, davon benachrichtigt, war darüber sehr erregt, zumal Böttiger ihm kurz vorher selbst einen ähnlichen Streich gespielt hatte[3]), und liess alsbald ein Verhör des Theaterpersonals veranstalten, das auch ergab, dass Böttiger das Theaterexemplar in den Händen gehabt hatte.

Böttiger schrieb, nachdem er über die Sache befragt worden war, an den Hofkammerrath Kirms, der bei dem Verhör zugegen gewesen war, dass er sich das Manuscript nur auf einige Stunden* für seinen Aufsatz im Modejournal habe geben lassen, und dass er kein Wort daraus abgeschrieben habe. Dann schickte er einen Brief an Friederike Brun voller Vorwürfe über ihre Treulosigkeit, zugleich aber auch eine Anweisung zum anfertigen eines ostensiblen Briefes, der darthun sollte, dass man das Stück in Kopenhagen nur aus Zeitungsrecensionen und Briefen kennen gelernt habe. Den nach diesem Recepte angefertigten Brief schickte Böttiger an Kirms und dieser an Goethe, der sofort den groben Täuschungsversuch durchschaute. Auch nach Dresden sandte Böttiger ein

1) Boxberger S. 340.

2) Boxberger S. 353. Seine Ausführungen über den Kopenhagener Fall haben mir im folgenden als Grundlage gedient.

3) H. Düntzer, Schiller und Goethe, Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel S. 159. Anm. zu Brief 416. Vergl. Briefwechsel zw. Sch. u. G.[4] Nr. 405.

Schreiben voll von Besorgniss, dass ebenso die Dresdner Freunde das Stück unvorsichtiger Weise verbreitet haben könnten, worauf er folgende Antwort vom 16. März 1799 erhielt[1]).

„Bester Freund

Um die in wenigen Augenblicken von mir abgehende Post nicht zu versäumen, wie auch in diesen Augenblick durch dringende Geschäfte gehindert kann ich Ihnen nur einige aber indessen doch meines erachtens nach beruhigende Zeilen schreiben. Ich kann Ihnen auf mein Ehren Wort versichern dass wir es uns nicht errinnern wissen, meiner guten Frau und mir, das uns eine Sache so kränkend und schmertzhaft gewesen wäre, als das was den Inhalt Ihres Briefes ausmachte, und ich kann Ihnen versichern, dass so lange wir nicht von Ihnen wiederum Nachricht erhalten werden haben durch welche wir zufrieden gestellet werden können, unssre häusliche Ruhe und Zufriedenheit gestöret seyn wird, und dieses um so mehr dieweilen wir unsser Ehrenwort, welches jedem rechtschaffnen heilig seyn muss geben können dass wir in der gantzen Sache unschuldig sind, und Körners nicht ein Wort von uns erfahren, dass wir eine Abschrift des Wallensteins erhalten, und durch uns sicher nicht eine Abschrift allhier stattfindet; überhaupt scheint es mir nicht dass allhier eine Abschrift des Stückes existiret, ich hätte glaube ich gantz sicher Nachricht davon; soviel aber kann ich Ihnen sagen, dass schon eine geraume Zeit zuvor ehe wir die Abschrift des Manusskriptes erhielten, Körners das Manusskript, wahrscheinlich durch Schillern erhalten hatten und es uns als sie einmal den Abend bey uns zu brachten vorlasen, als wir dahero das Manusskript erhielten, war das Stück nicht einmal mehr etwas neues für uns, dieses aber bleibt noch vor der Hand, wann es nicht in der Folge nothwendig seyn sollte unter uns. In diesem Augenblick haben wir in der Geschwindigkeit folgendes für am besten in der Sache gehalten, meine gute Frau nehmlich welche Sie bestens grüsst und äusserst über die Sache gekränket und betrübt ist, hat an Ihnen beigefügten Brief geschrieben, welche sie antidatirt hat, und welchen Sie zu Ihrer Legitimation öffentlich vorzeigen können; sollte zu Ihrer Rechtfertigung in der Folge noch mehr nothwendig seyn so schreiben Sie mir es nur, soviel können Sie überzeugt seyn, dass wenn die Sache noch mehrere Unannehmlichkeiten für Sie haben sollte, ich die Sache nicht sitzen lasse, und sollte ich mich an den Hertzog selbst, welcher wie ich mich Ursache zu schmeicheln habe mein Freund ist, wenden, und mich bey ihm über Göthen, wegen des ungegründeten Verdachts, dass das Manusskripts durch

1) Racknitz I Nr. 31.

uns allhier bekannt geworden sey beschweren. Soll ich es Ihnen recht aufrichtig gestehen, mir scheint es, dass man bey Ihnen über Ihre Talente, und über die Art und Weise wie Sie sich durch selbige in der gelehrten Welt auszeichnen, die Aufmerksamkeit so Sie verursachen, und den Beyfall so Sie erhalten eyfersüchtig ist, und man suchet Ihnen dahero Händel. Dieses kann nun wohl der Fall an einen Ort seyn, wo so viele Genies, Dichters, u. Gelehrte wie in Weimar zusammengedrängt seyn, und an welchen gerne jeder der Erste und wichtigste seyn möchte. Einen der grössten Beweise Ihrer Freundschaft für uns welchen Sie uns geben können, ist uns so balde als möglich einige beruhigende Zeilen zu gewähren."

Der Brief von Frau von Racknitz lautet[1]):

— „Ueberall ertöhnt das Lob von Wallensteins Lager überall spricht man davon und ich habe es noch nicht bekommen können. Gelesen habe ich es dennoch schon aber nicht durch unsren guten Freund Böttcher der doch an den Ursprung, an der Quelle von so vielen Schönen ist, der gewis in genauer Verbindung mit den Verfasser ist — nicht durch ihm, durch andre habe ich es kennen lernen ja! Gute Nachbarn u. d. g. das will ich fleissig bitten, den ohne diese guten Nachbahr wüsste ich noch nichts vom schönen Wallenstein und könnte nicht gros damit thun dass ich ihm schon vor der Aufführung gelesen nun — ich will nichts weiter davorsagen aber damit müssen Sies gut machen das Sie mir bald einen Gesang von den mir Körners geredet und den ich noch nicht kenne schicken. Ich glaube es ist von einem Kapuziner. — —

Dresden am 1ten Märtz
1799. Charlotte v. Racknitz."

Die Behauptung derer von Racknitz, dass sie das Lager schon vor der Aufführung durch Körner gekannt, ist jedesfalls nicht zu bestreiten. Aber es war dies die erste Fassung, welche Schiller bereits am 19. Juni 1797 an Körner geschickt hatte[2]). In der Gestalt, in welcher das Lager aufgeführt wurde, hat es Körner erst im März 1799 von Schiller erhalten[3]). Diese erste Fassung war bei weitem kürzer als die zweite und enthielt noch nicht die Kapuzinerpredigt: darum die wohl absichtlich nähere Kenntniss der Sache verbergende Bemerkung am Schlusse des Briefes von Frau von Racknitz.

1) Racknitz II Nr. 64.
2) Schillers Kalender S. 44.
3) Briefwechsel zw. Sch. u. G. Nr. 586.

Da jedoch Goethe nur dann gesonnen war, weitere Schritte in der Angelegenheit zu thun, wenn Böttiger, gestützt auf den von Friederike Brun fabricierten Brief, sich mit seiner Unschuld in der Sache laut brüste, dieser aber wohlweislich schwieg, so trat weder die Stilübung der Frau von Racknitz in Wirksamkeit, noch brauchte ihr Gatte seine Drohung, sich an den Herzog wenden zu wollen, auszuführen.

So schrieb denn auch Racknitz, nachdem Böttiger beruhigende Nachricht gegeben hatte, am 11. April 1799[1]):

— „Sie haben uns durch [ihre] beiden Briefe würklich wiederum aufgeheitert, indem es uns äusserst beunruhigend war, dass wir einen Mann welchen wir so schätzen und lieben Verdrus und Unannehmlichkeiten zugezogen sollten haben und gleichwohl glaubten wir von unsrer Unschuld überzeugt seyn zu können; ich hoffe doch dass sich die Sache gegeben wird haben, und dass man Sie dermalen ungepurrt und ungeneckt lässt."

Nach den angeführten Briefstellen unterliegt es keinem Zweifel mehr, dass Böttiger sich der Veruntreuung des Schillerschen Manuscriptes schuldig gemacht hat. Indessen will es uns scheinen, dass man mit ihm wegen dieser Handlung nicht allzu scharf ins Gericht gehen darf. Böttiger war Theaterrecensent. Wollte er dem Publicum sobald wie möglich mit dem neuesten aufwarten, so musste er bei Novitäten, die vor der Drucklegung gegeben wurden, versuchen, sich das Theatermanuscript zu verschaffen. Wurden doch auch von andrer Seite die beiden Dichter beständig umlauert. So schreibt z. B. Schiller, als die Braut von Messina aufgeführt worden war, an Goethe[2]): „Vorsichts halber bitte ich Sie das Theater-Exemplar der Braut von Messina sich ausliefern zu lassen. Ich weiss dass hier Jagd darauf gemacht wird und die Anzeigemacher könnten desselben benöthigt sein."

Dass Böttiger selbst schon das Geschäft öfters mit Erfolg betrieben hatte, erfahren wir aus dem obenerwähnten, von Goethe angestellten Verhör[3]). Bei demselben sagte der

---

1) Racknitz I Nr. 32.

2) Sch. G. Briefwechsel[4] Nr. 840. Ueber die Datierung des Briefes vergl. Düntzer S. 260. Anm. zu Brief 890.

3) Boxberger S. 342.

Wöchner Schall aus, „dass er das erwähnte Manuscript niemandem als dem Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger geborgt habe, welches schon mehrmals bei bedeutenden Stücken geschehen sei". Wie nahe lag es da, Abschriften zu machen und diese dann an die guten Freunde zu versenden, zumal für einen Mann wie Böttiger, dessen ganze litterarische Stellung darauf beruhte, dass er stets mit interessanten Neuigkeiten aufwarten konnte. Diese Vielgeschäftigkeit eines Journalisten und die durch sie bedingte Eilfertigkeit brachte von selbst mit sich, dass Böttiger in seinen Berichten und Besprechungen häufig höchst oberflächlich verfuhr und es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm. Auch in unserem Falle ertappen wir ihn bei einer neuen Flüchtigkeit. Während er nämlich in dem obenerwähnten Aufsatz[1]) Goethes Anzeige in der Allgemeinen Zeitung vom 12. October 1798 citiert und ihn richtig als Verfasser nennt, schreibt er in der Minerva für 1811 denselben Artikel Schillern zu[2]).

Doch gibt es, um wieder auf die Verbreitung Schillerscher und Goethischer Manuscripte zurückzukommen, noch einen weiteren Entschuldigungsgrund für Böttiger. Zum Theil waren die Dichter selbst an dem vorzeitigen bekanntwerden ihrer Arbeiten schuld, da sie dieselben nicht selten noch als Handschrift an Freunde und Bekannte sandten und die Erlaubniss ertheilten, sie in der Familie oder im engen Freundeskreise vorzulesen. Der Reiz, eher als ein andrer sterblicher ein Gedicht von Goethe oder Schiller lesen zu können, mochte dann leicht den Anlass bieten, dasselbe weiter mitzutheilen, und es ist in solchen Fällen schwer zu sagen, wo die Indiscretion anfieng. So sorgte Schiller, wie wir sahen, um die Sicherheit des Theater-

1) S. 391.

2) Minerva 1811 S. 37. Hoffmeister hat in seiner Nachlese zu Schillers Werken IV, 593 die angeführte Hindeutung Böttigers auf Goethe als den Verfasser des Aufsatzes in der Allg. Zeitg. nicht erwähnt. Auch ist in dem von ihm S. 594 citierten Goethischen Briefe (jetzt Nr. 520 des Briefwechsels) nicht von Abschriften des Lagers, die an Posselt abgehen sollen, die Rede, sondern von solchen des Prologs, den der Schauspieler spricht, und dieser, nicht der Bericht über die Eröffnung des Weimarer Theaters findet sich am 24. October 1798 in der Allg. Zeit. abgedruckt.

exemplares der Braut von Messina, und doch hatte er wenige Wochen vorher das Stück an Körner nach Dresden geschickt[1]), durch den es wahrscheinlich weiter bekannt wurde. Wenigstens schreibt Kotzebue am 25. April 1803 aus Berlin an Böttiger[2]):

„Ueber die Braut von M. werden Sie künftige Woche einen langen Aufsatz in meiner Zeitschrift [dem Freimüthigen] finden, den ich aus zweyen zusammengeschmolzen habe, die mir aus Weimar und Dresden eingesandt worden. Sagen Sie Schiller, dass ich in Dresden das ganze Manuscript für 2 Frdor von einem Bedienten, der zugleich Schreiber bey einem Geschäftsmann ist, hätte kaufen können; er soll sich also in acht nehmen. Er hat das Mscpt. an einen Freund in Dr. geliehen, der es der halben Stadt wiedergeliehen hat. Ich habe mehrere ganze Scenen daraus erhalten, mich ihrer aber natürlich nicht bedient, nur einzelne Stellen habe ich als Belege ausgehoben. Ich sage dies alles, theils damit S. vorsichtig werde, theils damit Niemand in Weimar in Verdacht gerathe, mir die Belegstellen mitgetheilt zu haben, denn nur drey oder vier sind aus Weimar; und, wie ich glaube, nur aus dem Gedächtniss citirt."

Körner war es auch, der Racknitz die Bekanntschaft mit Schillers Handschuh vermittelte. Er erhielt nämlich die drei Balladen: Taucher, Handschuh und Ring des Polykrates wahrscheinlich noch Ende Juni 1797 von Schiller zugeschickt[3]). Die oben angeführten Worte aus Racknitzens Briefe vom 29. Sept. 1797 (S. 390) beweisen aber, dass dieser die Ballade mit dem Verse kannte: „und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht", nicht aber mit der späteren gemilderten Fassung des Schlusses.

Um Böttiger zuvorzukommen, glaubte Goethe eine wirksame Gegenmassregel darin gefunden zu haben, dass er die Anzeigen des Wallenstein selbst übernahm. Das beste Mittel aber, um die „Anzeigemacher" aufs trockne zu setzen, war

---

1) Die erste Aufführung der Braut von Messina war am 19. März 1803. Vergl. Schillers Kalender S. 142. — Am 14. Februar 1803 schickte Schiller die Braut an Körner, vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner IV S. 313.

2) Böttigers Nachlass Bd. 110. 4°. Nr. 55.

3) Schillers Kalender S. 44. Schillers Briefw. mit Körner IV S. 37 f.

jedesfalls strenge Verwahrung des Manuscriptes. Das erfuhr Böttiger an sich selbst, der in Sachen Wallensteins nicht wieder in die Lage kam, vorzeitige Mittheilungen zu machen, da Goethe fortan die grösste Vorsicht beobachtete. So konnte er über die Piccolomini kurz vor ihrer Aufführung an Racknitz nur schreiben, dass das Stück Denksprüche für die ganze Nation besitze, die man sich zur Pflicht macht auswendig zu lernen[1]): Worte, die ihm übrigens so gefielen, dass er sie nicht nur in seinem Aufsatze im Journal der Moden (Februar 1799), sondern auch in der Minerva (1811) wiederholte.

1) Racknitz I Nr. 29. Brief vom 14. Februar 1799.

# Briefe von Friedrich Schlegel.

Mitgetheilt

von

L. Lier, E. Schmidt, J. Minor.

## I. Friedrich Schlegels Briefe an C. A. Böttiger.

Mitgetheilt von Leonhard Lier.

In demselben Octavbändchen in dem Nachlass C. A. Böttigers auf der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, welches einige bereits an dieser Stelle[1]) veröffentlichte Briefe A. W. Schlegels an Böttiger enthält, finden sich auch 17 Briefe Fr. Schlegels an Böttiger aus den Jahren 1796—1797 (15) und 1813 (2). Grösstentheils der Jugendperiode Friedrich Schlegels angehörig dürften sie als eine Ergänzung zu J. Minors Ausgabe der Jugendschriften willkommen sein, zumal die Briefe aus Jena, da für Friedrichs Aufenthalt daselbst die brieflichen Quellen nur spärlich fliessen[2]).

Leider sind die Originale mit so flüchtiger und ungleichmässiger Hand geschrieben, dass einige Worte trotz wiederholter, sorgfältiger Prüfung entweder gar nicht oder doch nur unsicher entziffert werden konnten. Doch sind diese Lücken für das Verständniss der Briefe ohne Bedeutung.

1.

Dressden, den 7ten Januar 1796.

Hochzuehrender Herr Konsistorialrath!

Ich würde Ihnen schon längst für die Güte, einen Aufsatz von mir dem H. Hofrath Wieland für den Merkur[3]) zu empfehlen, für

---

1) Archiv für Litteraturgeschichte III. 1873. S. 152—161.

2) R. Haym, Romant. Schule S. 886.

3) „Ueber die Grenzen des Schönen": N. Teutscher Merkur. 1795. 5. Stück. May. Nr. V S. 79—91. Minor, Jugendschriften I S. 21. Haym, Romant. Schule S. 182.

Ihre mir sehr schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf meine noch sehr unreifen Versuche und Ihre mir sehr werthe Aeusserungen gegen den Professor Becker meinen wärmsten Dank gesagt haben, wenn ich nicht immer noch gehofft hätte, Ihnen zugleich ein Zeichen meiner Verehrung und eine Frucht meines Fleisses überreichen zu können. Der Abdruck einer Sammlung von Aufsätzen zur Geschichte der Griechischen Poesie hat sich aber so lange verschoben, dass ich nicht länger darauf warten mag und kann. Jedoch hoffe ich, dass der Verleger, dem ich Auftrag dazu gegeben habe, Ihnen wenigstens in einigen Wochen das erste Bändchen zusenden wird.

Es ist nicht ohne eine gewisse Furchtsamkeit, dass ich einem so grossen Kenner der Griechen einen so unvollkommenen Anfang eines umfassenden Entwurfes überreiche. Ich fühle den unermesslichen Umfang desselben so sehr, dass nur das Bewusstsein einer unerschütterlichen Beharrlichkeit mich dabey fest erhalten kann. — Auf der andern Seite ist aber auch der Beyfall der Kenner derjenige Lohn der Anstrengung, nach dem ich am meisten strebe; aufrichtige Beurtheilung derselben ein nothwendiges Mittel, ihn allmählich der Ausführung immer näher zu bringen. Ich wage es im voraus Sie, hochgeehrtester Gönner, um die Mittheilung einer strengen Prüfung zu bitten, jedoch nur unter der Bedingung, dass Sie diese Bitte nicht als eine zudringliche Aufforderung, sondern als einen bescheidenen Wunsch ansehen mögen. — Bis dahin wage ich es, eine kleine Skizze in der Berl. Mon Schr. dieses Jahres Jul. u. Aug.[1]) Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen und um Ihre Kritik zu bitten. —

Sehr erwünscht ist mir Ihre Anfrage an Hrn. P. Becker[2]) wegen Uebersetzungen aus dem Griechischen für das Attische Museum von Wieland und sehr schmeichelhaft die Voraussetzung, dass ich etwas dieser Sammlung würdiges zu leisten im Stande sey. Ich werde mich glücklich schätzen zu diesem Zweck zu arbeiten, werde gern thun, was meine Kräfte vermögen, und wünsche nur über die Art und Weise das Nähere zu erfahren. — Sie werden mich unendlich verpflichten, wenn Sie mich in dieser Hinsicht dem grossen Manne empfehlen wollen. Was lässt sich nicht von dem Kommentator des Horazes, dem Uebersetzer des Luzian und dem Dichter des Agathon für ein Attisches Museum erwarten! Von ihm, der so oft er es gewollt, seine unsterblichen Werke mit den schönsten Blüthen des Attizismus gewürzt hat!

---

1) Es kann nur gemeint sein „Ueber die Diotima“: Berlin. Mon. Schr. 26. Bd. Juliheft S. 30 ff., Augustheft S. 154 ff., 1795 (nicht 96). Minor a. a. O. I S. 46. Haym a. a. O. S. 184.

2) Seit 1795 Inspector der Antikengalerie in Dresden, Herausgeber der Leipziger Monatschrift f. Damen.

Ich empfehle mich Ihrer ferneren Gewogenheit und bin mit grösster Dankbarkeit u. vollkommenster Hochachtung

Euer Wohlgeboren

gehorsamster

Friedrich Schlegel.

(Gelehrter. Mohrenstrasse nro 748.)

2.

Hochzuverehrender Herr Konsistorialrath!

Ich sage Ihnen für Ihre gütige Zuschrift meinen wärmsten Dank, so wie auch für die Erlaubniss, die ich Ihrer Empfelung verdanke. Ich schätze mich in der That glücklich zu einem so schönen und nützlichen Unternehmen, wie das Attische Museum nach meinen Kräften beytragen zu dürfen. Was Sie mir vom Inhalte des ersten Hefts schreiben, hat meine Begierde ganz rege gemacht. — Ich werde die aufgetragene Uebersetzung[1]) unverzüglich anfangen, Ihre lehrreichen Winke sorgfältig benutzen und nichts versäumen, Ihre u. des H. Hofrath Wielands Zufriedenheit zu verdienen.

Sie verlangen, dass ich das Honorar fixiren soll. In Rücksicht auf die Grösse des Formats glaube ich, dass 7 bis 8 rß nicht unmässig wäre. Ich habe diess jedoch nur auf Ihr ausdrückliches Verlangen geschrieben. Ich überlasse die Bestimmung des Honorars gänzlich Ihrer Entscheidung und habe daher gleich heute an H. H. W. ein paar Zeilen eingelegt.

Casanova ist wirklich gestorben und hat schöne Gemählde, einige Gipse und Modelle hinterlassen, aber keine Antiken. Das Mscrpt, von welchem in beyliegender Ankündigung[2]) die Rede ist, ist wirklich in französischer Sprache fertig, auch der grösste Theil der dazu gehörigen Kupferplatten. Auch ist ein beträchtlicher Theil des Mscrpts von einem gewissen Berger[3]), wie man sagt, schlecht ins Deutsche übersetzt. Göschen hat den Erben 3000 rß geboten und auch Breitkopf hat sich bemüht. Sie verlangen aber 10 000 und werden die Herausgabe nun selbst besorgen. Was daraus werden wird, muss die Zeit lehren. Der älteste Sohn steht in dem

---

1) „Epitafios d. Lysias" und „Kunsturtheil des Dionysius über den Isocrates": Minor I S. 181. 194 fg. Haym a. a O. S. 193.

2) Im Original ist hier ein „Avertissement" dieses Werkes „Théorie sur la Peinture" beigeheftet. 2 Bl. in 8°. „Dresde ce 1. Juin 1792", „Jean Casanova, Directeur et Professeur de l'Academie Electorale de Peinture".

3) Berger, Traugott Benjamin, geb. 1754, Churfürstlich Sächs. Obersteuersecretair, vgl. J. A. Kläbe, Neuestes gelehrtes Dresden. Leipzig 1796. S. 12.

Rufe eines unordentlichen Mannes. Der Preiss ist bis auf 24 Thlr. erhöht[1]), die alten Pränumeranten ausgenommen. Becker, der sich Ihrer Freundschaft empfiehlt, hat einen Theil des Mscrpts gelesen. Er versicherte, dass es nothwendig vor dem Druck von einer gelehrten Hand noch retouchirt werden müsste. Es sey voller Invectiven gegen Winkelmann.

Es ist mir ungemein schmeichelhaft gewesen, dass Sie Sich für meine Sammlung bey Bertuch so gütig interessirt haben. Glauben Sie wohl, dass ich zu einer Uebersetzung der Politik des Aristoteles oder der Gesetze des Plato, versteht sich mit vollständigem Kommentar, Einleitung u. s. w. einen Verleger fände? Diese Unternehmungen sind lange der Gegenstand meiner Wünsche. Doch kann ich nicht eher anfangen, bis ich einen Verleger weiss. Mit der Republik des Plato, die mit in meine Plane gehörte, ist mir jemand zuvorgekommen. In Stolbergs auserwählten Plat. Gesprächen[2]) steht eine Ankündigung mit vielem Lobe. Doch liessen sich die Gesetze wohl allein bearbeiten, wenn die Einleitung vollständig wäre.

Wird das Attische Museum monathlich oder vierteljährig erscheinen?

Ich empfehle mich Ihrer ferneren Gewogenheit und bin mit grösster Verehrung

gehorsamster D.

Friedrich Schlegel.

Dressden den 28ten Januar.

[Am Rande.] Ich werde mich in meinen Beyträgen an die Orthographie in der neuen Ausgabe von Wielands Werken halten.

3.

Dressden, den 10ten März 96.

Wie viel Freude mir Ihr und Vater Wielands gütiger Brief gemacht hat, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich hoffe, dass Sie die Verspätung der Antwort, die auf so gütige Briefe unverantwortlich scheint, einigermassen entschuldigen werden. Die ersten Tage vergingen, ehe ich über Ihre Anfrage betr. Casanova etwas bestimmtes antworten konnte, und seit acht Tagen drückt mich eine Unpässlichkeit, von der ich noch nicht ganz frey bin. — Von C's Familie ist nichts zu erfahren. Bis auf die älteste Tochter, sind es lockere Menschen, welches auch für die Besorgung des Mscrpts üble

---

1) Ursprünglich 20 Thlr.

2) Auserlesene Gespräche d. Platon übers. v. L. Graf zu Stolberg. I. Theil. Vorrede (Ges. Werke Bd. 17 S. XII). Boie hatte eine fast vollendete Uebersetzung d. Rep. hinterlassen, die Wolf zu Ende führen sollte.

Besorgnisse erregen muss. Die Familie hat selbst nicht einmal gewusst, wie alt Cas. gewesen sey. In Kläbe's[1]) gelehrten Dressden. 1796. 8⁰. bey Hilscher. Dressden. 18 gg. finden sich wohl die vollständigsten Notizen zu seinem Leben. Sie sind authentisch; denn kurz vor seinem Tode hat er selbst sie geliefert.

Dass ich Ihnen unendlich verpflichtet bin, mich W. empfohlen zu haben, dass ich mich glücklich schätze, an dem A. M. Antheil zu nehmen und mein Möglichstes thun werde Ihre Zufriedenheit zu verdienen, kann ich Ihnen nicht oft genug wiederhohlen. — Haben wir nicht Hoffnung in dem A. M. auch bald etwas von Ihnen zu sehn?

Ich habe in dem Briefe an W. absichtlich keine Zeit bestimmt, wenn ich die Rede des Lys. u. das Stück des Dion. zu übersenden hoffe. Doch kann ich Ihnen wohl sagen, dass ich [!] wenigstens die erste, hoffentlich auch das andre geraume Zeit vor Wielands Abreise eintreffen wird. Ich bin nur etwa noch 8 Tage anderweit beschäftigt, dann kann ich meine ganze Musse der Vollendung der angefangenen Rede und der zweiten Arbeit widmen.

Den ersten Band meiner Griech. Versuche werde ich Ihnen erst zur Ostermesse überreichen können. Ich bitte im voraus um Ihre Kritik, besonders über die zweite Abhandlung. —

Dassdorf[2]) hat einmal an der Uebersetzung des Cas. Mscrpt gearbeitet. Jetzt aber hat dieselbe ein gewisser Berger, der mir unbekannt ist. — Glauben Sie wohl, dass ein historisches Gemählde: Die alten Athener, (eine Charakteristik der Athener in der weniger bekannten, oft übersehnen Periode, welche doch die Grundlage aller nachfolgenden ist, von dem Punkt, da der Attizismus aus einem bloss nüanzirten Ionismus ein spezifisch verschiedner Nazionalcharakter wurde, bis zur *ακμη* des Attischen Staates) für das A. M. schicklich seyn würde? Eine Uebersetzung des Platonischen Gorgias mit einem Kommentar über das Verhältniss der Gr. Philosophen u. Rhetoren? Oder eins der berühmten rhetor. Symplegmen von Aeschines u. Demosthenes? — Man muss viel durchdenken, damit etwas reif werde.

Für die Nachricht von Garve's Arist. Politik[3]) danke ich

---

1) Joh. Gottl. Kläbe a. a. O. S. 21—23 (nicht 18 ff.). Schlegels Angabe des Verlegers ist irrig. Das Buch ist in Leipzig „bey Voss und Comp." erschienen. — Kläbe gibt hier an, die „Théorie sur la Peinture" sei eben erschienen, doch hat sich das Werk weder auf d. kgl. öff. Bibl. zu Dresden, noch auf der Hof- u. Staatsbibl. zu München finden lassen.

2) Dassdorf, Karl Wilhelm, seit 1775 an der kgl. Bibl. zu Dresden. J. A. Kläbe a. a. O. S. 26.

3) Sie wurde erst nach Garves Tod herg. v. G. G. Fülleborn. Breslau, 1. Theil. 1799; 2. Th. 1802.

recht sehr. Sie war mir neu. Ich habe wenig Verbindungen und bin hier in vielen litterar. Stücken εξωκεανισθεις. Ich habe zwar einen Verleger, ich muss aber alles noch reifer durchdenken, was ich Ihnen letzthin schrieb. — Ich möchte für Stolbergen gern wenigstens einen Theil des Plato retten. Die κακομουσie dieses απειροκαλος, ich meyne den heillosen Einfall, die Platonischen Gespräche, die so behandelt werden müssten wie die Horazischen Briefe von Wieland, so nackt in die Welt hinauszustossen, hat meine ganze Irascibilität entzündet. Er übersetzt aber lesbar genug, um mir die Freude zu verleiden. Im Meysten habe ich gute Anlage und die bildende Hand eines grossen Meisters erkannt. Am Anfange und Ende viel Gutes: sed reliqua ραθυμοτερα. p. 64. ein böser Fleck, der Grund der Irrthümer in der Mitte z. vom Zweck und den Paradoxen der Plat. Rep. nicht glücklich. Ihr gehorsamster

Friedrich Schlegel.

4.

Dresden, den 7ten May 1796.

Mein Freund Körner hat mich gewiss Ihrem gütigen Andenken, meiner Bitte gemäss, aufs wärmste empfohlen. Vielleicht hat er mich auch entschuldigt, dass ich Ihren gütigen Brief erst jetzt beantworte, und zwar ohne meine Antwort mit dem Epitafios oder mit dem 1ten Bande der Versuche begleiten zu können. Er kennt wenigstens die angenehmen und unangenehmen Hindernisse, welche es mir unmöglich gemacht haben, den Epitafios vor der bestimmten Zeit und vor der nun früher angesetzten Abreise des H. H. Wielands einzusenden. Doch wird er ganz gewiss zur bestimmten Zeit, vor Ende Mays in Weimar eintreffen.

Ein Bruder von mir, A. W. S., der sich schon lange Ihre persönliche Bekanntschaft gewünscht hat, und den ich, da er eben über Leipzig nach Jena und Weimar abgereisst ist, Ihrer gütigen Aufnahme im voraus empfehle; mein ältester und genauster Freund, dessen Umgang ich seit Jahren entbehrt hatte, hielt sich einen Monat bey uns auf. Sie kennen Dresden, seine Geselligkeit, seine Schönheiten der Natur und der Kunst; seine anziehende Kraft für jeden genussfähigen Fremden. Sie werden es verzeihlich finden, dass ich von meinem Bruder unzertrennlich war. Die natürliche Folge davon indessen musste seyn, dass auch nicht ein Augenblick mein blieb. Ich rechne für diessmal zuversichtlich auf Ihre Güte u. Nachsicht.

Da mein erster Versuch fürs A. M. beynah ganz vollendet ist und ich jetzt meine ganze ungestörte Musse dieser Arbeit widme: so würde ich es möglich machen können, denselben noch in den Pfingsttagen abzusenden, wenn ich nicht binnen dieser Zeit drey Tage auf eine kleine nothwendige Reise wenden müsste. Eine

Krankheit meines Druckers hat die Erscheinung des 1ten Bandes der Griechischen Versuche zur O.[ster] M.[esse] unmöglich gemacht. Dieser unerwarteten Verdriesslichkeit war meine Geduld nicht gewachsen, und ich gestehe, dass ich einige Zeit dadurch zu freundschaftlichen Mittheilungen und ruhigen Geschäften ganz unfähig gemacht wurde. —

Ich sage Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihre gütige Theilnahme an dieser Unternehmung, welche für mich von so grosser Wichtigkeit ist. Mit meinem Verleger bin ich vollkommen zufrieden u. habe Ursache es zu seyn. Für jetzt ist meine Thätigkeit auch ganz auf dieses Unternehmen und auf meine Theilnahme am A. M. beschränkt. Ueber kurz oder lang aber könnte allerdings eine Verbindung mit einer Buchhandlung, zu der Wielands Empfehlung mir behülflich seyn könnte, von sehr grossem Werthe für mich seyn. Doch bedürfen meine Gr. Versuche von einer andern Seite gar sehr der freundschaftlichen Beförderung. Mein Nahme ist noch völlig unbekannt, und Schriften der Art sind schwer in lebhaften Umlauf zu bringen. Es ist mein lebhaftester Wunsch, dass gleich mit der Erscheinung desselben kompetente Richter öffentlich darüber urtheilen und die Aufmerksamkeit des Publikums anregen mögen. Sehn Sie diess, theuerster Gönner, als die vorläufige Ankündigung einer angelegentlichen Bitte an, mit der ich mich bald sowohl an Sie als auch an Vater Wieland wenden werde.

Dieses Briefchen an W. (welches ihm hoffentlich niemand vorzulesen braucht, wie wohl ich allen Hoffnungen auf Kalligraphie für immer entsagen muss) enthält meinen lebhaftesten Dank für die ausserordentliche Freude, welche mir das 1te Heft des A. M. gemacht hat. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr durch die eigne Ansicht und nähere Bekanntschaft, mein Wunsch an dem treflichen Unternehmen ernsten u. daurenden Antheil zu nehmen, erhöht, und meine Freude es zu dürfen erhöht ist. W's Panegyr.[1]) ist in der That ein vollkommnes Vorbild jeder ähnlichen Arbeit. Ich werde diesem grossen Ziele mit angestrengten Kräften mich möglichst zu nähern suchen. Ueber Agathodämon habe ich nicht gewagt, ihm selbst etwas zu sagen. Doch wünschte ich, dass Sie mir eins und das andre darüber mittheilten. Es ist gewiss nur sehr wenigen Sokratischen Geistern gegeben diese Reife des Alters mit dieser Wärme u. Frischheit der Jugend zu vereinigen.

Ihren Attischen Mythen[2]), so wie dem im Messkatalog angekündigten Didasscalicus sehe ich mit Sehnsucht u. Ungeduld entgegen.

Sehr erfreulich war es mir, dass Sie meinen Vorschlag einer

---

1) Panegyrikos des Isocrates mit Einl. u. Anm. Att. Museum I, 1.
2) Brief 8. Anm.

Darstellung der alten Athener Ihres Beyfalls würdigen und für das A. M. zweckmässig finden. Sehr angenehm ist es mir, dass ich mir zur Uebersetzung des Isokr. von Dion. übrige Zeit nehmen darf. Es war auch nothwendig, wenn diess Wagstück nicht misslingen soll. Da W's Brief indessen einen völlig bestimmten Antrag enthielt, so liess ich mir zu diesem Zwecke sogleich die Reisk. Ausgabe des D. kommen, da ich mich bisher mit der Sylburgschen [1]) von einem Freund geliehenen beholfen habe. Ich werde nun auch die Musse dieses Sommers zu diesem Versuch nutzen und Ihnen die Ausbeute im August hoffentlich selbst überreichen. — Sehr schmeichelhaft u. anlockend war für mich Ihre u. des verehrungswürdigen Wiel. gütige Einladung, den Winter in Weimar zuzubringen. Entschieden ist es, dass ich im August Dr. verlasse u. die Zeit bis Michaelis in Jena u. Weimar verweile, und also dann das Glück haben werde, Sie persöhnlich kennen zu lernen. Ob meine Verhältnisse mir erlauben werden, meinen Winteraufenthalt in Ihrer Nähe zu bestimmen, kann ich noch nicht mit Gewissheit bestimmen: doch hoffe ichs mit der grössten Wahrscheinlichkeit. — Sehr erfreulich würde mirs seyn, noch vorher die Bekanntschaft Ihrer Frau Gemahlin zu machen. Sobald ich erfahre, dass sie hier sey, werde ich aus meinem Dorfe in die Stadt eilen und mich glücklich schätzen von Ihnen mit Ihr reden zu können. — Ich bitte mich Ihr im voraus angelegentlichst zu empfehlen. — In Pillnitz selbst kann ich mich trotz einem eingebohrnen Dressdner zum Cicerone anbieten.

Wenn der trefliche Voss auch bey Ihnen ist, so bitte ich ihm meine Verehrung und meinen Dank für die vielfache Belehrung, die ich aus den mythologischen Briefen geschöpft habe, zu bezeugen.

Vor einigen Tagen machte ich die Bekanntschaft des Mag. Eichstädt [2]), der mir sehr wohl gefallen hat. Nur wünschte ich ihm die Entschlossenheit, sich eine seinen Anlagen und Neigungen günstige Lage zu schaffen, oder nur zu wählen. Sie wissen wahrscheinlich die Wahl, zwischen der er jetzt schwankt. Ich würde Thorn weniger fürchten als Leipzig. Ein steter Aufenthalt in diesem Geist tödtenden Ort muss allen Schwung lähmen.

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

1) Frankfurt 1586.

2) Eichstädt, Heinr. Carl Abraham (1772—1848), Begründer der Neuen Jenaischen Litteraturzeitung.

5.

Pillnitz[1]) den 7ten Junius.

Ich sage Ihnen meinen wärmsten Dank für das Ueberschickte und für Ihre nachsichtsvolle Beurtheilung meines ersten Versuchs in dieser Art. Aber ich fürchte nur, dass Sie allzu schonend urtheilen, und bitte nochmahls um freymüthige Strenge. Ich besorge die Treue auf Kosten der Lesbarkeit erreicht zu haben. —

Nun gleich zum Hauptpunkt, da ein anhaltendes Kopfweh mir für heute nicht erlaubt, mich nach Herzenslust mit Ihnen zu unterhalten. — Glücklicherweise habe ich eigentlich dem Sinn nach nichts behauptet, was mit der Frage von der Aechtheit des Epit. zusammenhinge; der unschickliche Ausdruck „der Urkundlichkeit" hätte aber freilich Anstoss geben müssen. Est ist mir daher nicht schwer geworden, dieser Stelle eine solche Wendung zu geben, dass das Ganze allenfalls auch für sich ohne Anstoss von Stapel laufen darf. Freilich würden Sie den Werth desselben durch eine επικρ.[ισις] der Art sehr erhöhen und mir selbst würde es äusserst interessant sein, Ihre Meinung vollständig darüber zu vernehmen. Aber auch in diesem Fall bitte ich die beygefügten Aenderungen in m. Mscr. anzunehmen. Finden Sie es nöthig, irgend einen Ausdruck, der Anstoss geben könnte, zu mildern, oder wegzustreichen, auch in der beygefügten Note, etwa den Ausfall[2]) gegen Reiske*), so werden Sie mich sehr dadurch verpflichten. — Ich hoffe, dass ich kein Aergerniss geben werde, wenn Sie auch unglücklicherweise keine Musse oder Lust hätten, uns mit einer solchen επικρ. zu beschenken. Ich selbst bin aber durchaus ohne die nöthigen Hülfsmittel eine solche zu liefern, wenn ich mir auch, wo schon solche Häupter der Kritik geurtheilt haben, eine Stimme anmassen wollte. — Ich müsste doch zum wenigsten alle untergeschobnen Reden durchforschen können, um dem Sophisten recht hinter die Schliche zu kommen. Dann müsste ich alle Lexikographen zu Hand haben, die ich hier noch viel weniger haben kann als eine vollständige Samml.

*) Da ich den Beweis, der zu lang geworden seyn würde, weglassen musste. Dann müsste der folgende Punkt anfangen: Diejenigen Einwürfe zwar etc.

1) Schlegel wohnte dort bei seinem Schwager, dem Hofsecretair Ernst.

2) Böttiger hat hier offenbar nichts geändert. Die betreffende Anmerkung, wie sie Minor I, 188 nach dem ersten Druck gibt, enthält den in S. W. Bd. IV S. 203 (Anm. 9) gestrichenen Satz: „Reiske'n kann ich, für diesmahl wenigstens, nicht zu den »scharfsinnigen« Forschern rechnen."

der Reden: denn die Art von Gründen, nach welchen Voss das Alter der Orfischen u. Homeridischen Gedichte zu bestimmen versucht hat, scheinen mir hier die einzigen entscheidenden.

Ueberdem muss ich Ihnen bekennen, weiss ich noch durchaus nicht, wie meine Untersuchung ausfallen würde. Zwar sehe ich eine Möglichkeit, von Ihrer gemässigten Meinung überzeugt zu werden. Die Hypothese aber, dass das Ganze unächt sey, kommt mir jetzt im höchsten Grade unglaublich vor. Aber auch was das erste betrift, so würde ich mich nur grammatischen Beweisen gefangen geben. Selbst den Grund, welchen Sie anführen, so furchtbar er scheint, halte ich nicht für ganz unbeantwortlich. Doch ich verspare das aufs mündliche.

Reiske's, der überhaupt keine grosse Autorität bei mir hat, Anm. hatte keinen andern Eindruck auf mich gemacht, als s. gewöhnlichen leichtsinnigen und ungeschickten Conjekturen. Valk u. Wolfs Meynung war mir unbekannt. Es ist für mich im Studium der neuern Kritiker noch sehr viel nachzuhohlen. Theils raubten mir die Klassiker selbst alle Zeit, theils die hiesigen Tage. Als die Bibl. noch offen war, habe ich einigemal umsonst nach Wolf Lept. gefragt. Die faulen Menschen (Dassdorf nehme ich immer aus) haben die Erfindung gemacht, die Bücher, wie die grossen Herren, auch wenn sie zu Hause sind, zu verläugnen.

Thun Sie nun, werthester Freund, was Sie für gut finden. Gern hätte ich wohl eine Zeile Nachricht, wie Sie mit meinen Aenderungen zufrieden sind, und was Sie beschlossen haben. Bis zum 25ten dieses Juni trift mich Ihr Brief bei Reichardt zu Giebichenstein bei Halle; nachher sicher in Jena, beim Kaufmann Beyer am Markt. Ich reise am 19ten von hier über Halle, um Wolf und R.[1]) kennen zu lernen, nach Jena, wo ich bis Mich. bei meinem Bruder wohne, aber mit der nächsten guten Gelegenheit einen Besuch bey Ihnen mache. Was den Winter betrift, so bin ich noch nicht entschieden.

Ich werde mich unverzüglich an den Ulyssesbogen machen.

Den 17ten gehe ich nach der Stadt und werde dann bey Ihrer Frau Gemahlin meine Aufwartung machen.

Behalten Sie mich in gütigem Andenken u. empfelen Sie mich Ws Gewogenheit. — Der Vorschuss, den Sie mir in s. Nahmen geschickt haben, war mir sehr willkommen. Ich danke Ihnen nochmahls dafür.

Wie sehr freue ich mich, dass Sie meinen Bruder so gütig beurtheilen und ihm sein langes Aussenbleiben verziehen haben!

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

---

1) Reichardt.

Ich kann Ihnen nicht genug danken, dass Sie mich über den Fehler meines Versuches belehrt haben, da ich beim ersten Eintritt ins Publikum den Verdacht der ακρισις am ungernsten auf mich laden möchte.

6.

Pillnitz, den 17ten Jun. 96.

Erst heute wage ichs Ihnen Nachricht zu geben, da ich Ihnen gewiss sagen kann, dass der Lysias mit nächster fahrender Post abgehn und den 24ten früh in Ihren Händen seyn wird.

Es ist unmöglich, dass Sie selbst auf mich so ungehalten sind, als ich selbst es auf mich oder vielmehr auf meinen Unstern war. Ich gerieth ordentlich in Verzweiflung, als ich Ihren Brief erhielt und erfuhr, dass der Druck auf mich warte. Ich beschwöre Sie nur, keinen Schluss daraus auf die Zukunft zu machen, so sehr es auch von übler Vorbedeutung zu seyn scheint, dass ich gleich das erstemal mein Versprechen so schlecht gehalten. Nur die ausserordentlichsten Hindernisse konnten es verursachen. Darüber hoffe ich mich mündlich bey Ihnen völlig zu rechtfertigen.

Wenn nur dieser erste Versuch meiner Uebersetzungsgabe Ihren Beyfall einigermassen erhält, so wie die Vorschläge, mit denen ich ihn begleiten werde! damit ich wenigstens dadurch wieder gut mache, was meine Zögerung Uebles gestiftet hat.

Mein Bruder ist durch seine eifrige Theilnahme an den Horen in naher Verbindung mit Schiller, welcher ihm sehr freundschaftlich zuvorkommt. Ich zweifle, ob mein Bruder jetzt noch in Jena. Eine nothwendige Reise[1]) von 2 bis 3 Wochen wird ihn davon ent-

---

1) Als Zweck und Ziel dieser Reise dürfen wir vielleicht einen Besuch bei Caroline Böhmer in Mainz annehmen. Denn A. W. Schlegel schreibt in einem undatierten Brief an Schiller, den der Herausgeber in den Preuss. Jahrb. IX, 213 in den Juni 1796 verlegt: „Ich habe Göthe'n [A. W. Schlegel war „gestern“ in Weimar gewesen] von meiner Reise und ihrer Ursache gesagt. Er erinnerte sich meine Freundin in Maynz bey Forster gesehen zu haben. . . .“ (im Jahre 1792, wo Caroline nach Mainz kam). A. W. Schlegel kam also damals wol von Mainz nach Weimar und lernte dort auch Herder und Böttiger kennen, die er nach Friedrichs Aeusserung an Böttiger vom 17. Juni 1796: „Er (A. W.) ist so begierig Ihre und Herders Bekanntschaft zu machen . . .“ noch nicht persönlich kannte. Da nun Friedrich am 21. Juni (Brief 7) seinen Lysias an Böttiger abschickt und A. W. in dem erwähnten Brief an Schiller schreibt: „Böttiger habe ich auch gesprochen — er hatte eben von meinem Bruder die übersetzte Rede des Lysias . . . bekommen“, so ist dieser Brief A. W. Schlegels an Schiller Ende Juni, vielleicht den 24.(25.) Juni zu datieren, 24. Juni, wenn das Mscpt. Friedrichs wirklich in Böttigers Händen war.

fernen. Er ist so begierig Ihre und Herders Bekanntschaft zu machen, dass er gewiss nach Weimar kommt, so bald seine Arbeiten u. seine Verhältnisse es ihm nur erlauben.

Alles übrige mit dem Lysias.

Ganz der Ihrige
Friedrich Schlegel.

7.

Pillnitz den 21ten Jun. 96.

Endlich kann ich, den Göttern sei Dank, meine Schuld lösen und Ihnen den Lysias mit allem Zubehör versehen schicken. Haben Sie nur die Freundschaft für mich und die Schonung für mein reuiges Herz, mir recht bald zu schreiben, wie ungehalten Sie auf mich sind, weil ich mir sonst das schlimmste denke.

Zugleich bitte ich um Ihr offenherziges und strenges Urtheil über diese Erstgeburth meiner Uebersetzerlust. — Ich würde mich ausserordentlich freun, wenn Sie und W. mit diesem unvollkommnen Versuche einigermassen zufrieden wären und meine Bereitwilligkeit zu fernern Arbeiten sich gefallen liessen.

Ich wage in dieser Rücksicht einige Vorschläge als vorläufige Anfrage beizufügen.

Da mir W. schrieb: „er wünsche, dass ich mich in der Folge noch an mehr Reden des Lysias machen und vorzüglich solche auswählen möchte, die für die Charakteristik der Athener interessant wären"; so wäre meine Meinung, dass ich etwa alle Reden des Lysias, welche Urkunden zu der interessanten Geschichte der *αναρχιας προ Ευκλειδου* sind, zusammen übersetzte und mit einer historischen Einleitung über diese Periode aus den Klassikern und einer *επικρισις* von mir über den oligarchischen Terrorismus der 30 Tyrannen begleitete; ein Ganzes, welches jedoch nicht in einem Stück des A. M. gedruckt zu werden brauchte, sondern zerschnitten werden könnte. Diese Reden sind nach der Reisk. Ausgabe: XII. XIII. XVI. XXVI. XXXI. XXXIV.[1]) Die vier letzten sind sehr klein, und die erste scheint mir auch in aesthetischer Rücksicht (ich habe sie nur eben in dieser Hinsicht sorgfältig gelesen) unter die vorzüglichsten Werke des Lys. zu gehören.

Ausser diesen wäre vielleicht die erste Rede[2]) in der R. A. auch aesthetisch vorzüglich u. zugleich als Beitrag zur Geschichte

1) Orat. Graec. Vol. V. Leipzig 1772. XII. *Κατὰ Ἐρατοσθένους, τοῦ γενομένου τῶν τριάκοντα* S. 381. XIII. *Κατὰ Ἀγοράτου ἐνδείξεως* S. 447. XVI. *Ἐν βουλῇ Μαντιθέῳ δοκιμαζομένῳ ἀπολογία* S. 570. XXVI. *Περὶ τῆς Εὐάνδρου δοκιμασίας* S. 785. XXXI. *Κατὰ Φίλωνος δοκιμασίας* S. 869. XXXIV. *Περὶ τοῦ μὴ καταλῦσαι τὴν πάτριον πολιτείαν Ἀθήνησι λόγος* S. 917.

2) I. *Ὑπὲρ τοῦ Ἐρατοσθένους φόνου ἀπολογία* S. 1.

der Attischen Ehegesetze interessant. Aber wäre es nicht besser, alle Reden der Att. R.[edner], die sich auf Ehegesetze und was dem anhängt beziehen, zusammenzunehmen und als ein Ganzes zu behandeln?

Die Uebersetzung des Gillies[1]) ist hier nicht zu haben gewesen. Bei der Einleitung und auch bei der Beurtheilung hätte ich mehr leisten können, wenn mein Büchervorrath nicht ietzt so klein wäre.

Was urtheilen Sie von dem kl.[einen] Bruchstück des Hyperides?[2]) Mir scheint es sehr verdächtig.

Ich bitte um Nachricht, ob ich mich gleich an den Ulyssesbogen wagen soll, oder ob es Zeit hat, bis wir uns sehn?

Nun noch eine dringende Bitte und einen mir sehr wichtigen Vorschlag.

Ich reise in der letzten Hälfte des Jul. wahrscheinlich über Halle, um Wolf, den Sie mit einem Wort charakterisirt haben, von Angesicht zu Angesicht zu schauen; steige zwar bei meinem Bruder in Jena ab, bin aber sobald, als ich eine wohlfeile Gelegenheit [finde,] zum Besuch bei Ihnen. Die gänzliche Veränderung des Aufenthaltes verursacht mir, der noch nicht unter die ricos hombres gehört, eine grosse Menge kleiner Ausgaben, die mich in Masse drängen. Wäre es möglich, dass Sie mir noch vor meiner Abreise, oder lieber gleich, etwa 3 Ldrs. (wenn Sie glauben, dass das Honorar so viel betragen kann) schicken könnten? Ich würde Ihnen und Vater Wiel. sehr verpflichtet sein. Ist es nicht thunlich, so bitte ich mir die Zeit zu bestimmen, wo ich darauf hoffen darf.

Das war die Bitte. Nun der Vorschlag. Seit anderthalb Jahren liegt eine Geschichte der Attischen Tragödie beynahe vollendet unter meinen Papieren. Mit der Att. Trag. erneuerte s.[ich] vor viertehalb Jahren mein Hellenisches Studium und sie ist seit der Zeit der Mittelpunkt meiner Untersuchungen geblieben. Ich hatte die Schrift für meine Sammlung bestimmt; aus vielen Gründen aber kann sie in Jahren noch nicht darin erscheinen. Diese Gründe mündlich. Könnte Sie vielleicht nach einer sorgfältigen Feile eine Aufnahme in das A. M. verdienen? Sie würde das Publikum auf die angekündigten Uebersetzungen vorbereiten. Auf einmal ganz würde sie zu lang seyn; (mein Konvolut ist eine Hand hoch, aber es muss noch gewaltig in die Presse) sie liesse sich aber sehr wohl in drey mässig lange Aufsätze, nach den tragischen Triumvirn, zertheilen. Sagen Sie mir darüber ein Wort und auch was ich im Falle der Acceptazion für Bedingungen zu hoffen hätte. — Das darf ich kühnlich sagen:

---

1) The orations of Lysias and Isocrates, translated from the Greek by John Gillies. London 1778. 4°.

2) Dieses Bruchstück übersetzt in einer Anm. S. W. IV S. 200. Att. Mus. I, 2, 259.

wenige haben wohl die Att. Trag. so eifrig untersucht wie ich, und blosse Wiederhohlungen des Bekannten enthält mein Versuch gewiss nicht.

Ueber die kritische Philosophie werden wir gewiss recht lustig mit einander reden. Vor der Hand gilt mir Sokrates noch mehr als Kant. Wieland möchte ich gern für diesen Beweiss seiner Vorsorge schriftlich danken, wenn nicht das Schiff nach Dressden in Begriff wäre abzusegeln. Daher verzeihen Sie auch wohl die Flüchtigkeit dieses Briefs.

Ganz der Ihrige
Friedrich Schlegel.

Der Herm. de metris[1]) liegt seit einer Woche ungelesen auf meinem Tisch. Ich hatte zuvor bei Eichstädt in Oschatz darin geblättert, und da wollte er mir nicht zusagen. Ich fand Klopstocks Wortfüsse, Moritzens Aufschlag[2]) u. Kants Kategorien unverständlich durcheinander gemengt. Ich werde es nächstens studieren.

8.

Jena den 26ten August 96.

Gleich nach Empfang Ihres gütigen Briefs an meinen Bruder gingen wir zusammen zu dem Buchdrucker Göpfert u. ich übergab ihm das Mscr. des Lysias. Ich hoffte Ihnen noch melden zu können, dass ich den ersten Bogen zur zweyten Korrektur wirklich empfangen: allein bis jetzt ist noch nichts erfolgt. Die Ursache ist, dass die Kommunikazion mit dem Papierhändler, von dem er das Papier dazu erwartet, durch den Krieg zwar nicht gehemmt, aber doch erschwert ist.

Meinen Bruder müssen seine vielen Arbeiten bey Ihnen entschuldigen, dass er nicht sogleich Ihren gütigen Brief beantwortet. Er ist schon zweymahl bey Schütz[3]) gewesen, um mit ihm in Betreff Ihres sehr werthen Auftrages betreffend die Terpsichore[4]), Abrede zu nehmen: er hat ihn aber noch nicht treffen können. Könnten wir Sie doch recht bald einmahl in W. besuchen! Die Hoffnung, es

---

1) G. Hermann, de metris poetarum graecorum et romanorum (Leipzig 1796). Vgl. C. Bursian, Gesch. d. class. Philol. in Deutschl. II S. 672 ff.

2) K. Phil. Moritz, Versuch einer deutschen Prosodie. Berlin, Weyer (Sander) 1786. 8°. S. 66.

3) Herausg. der Allg. Litteraturzeitung.

4) Bezieht sich auf die Recension A. W. Schlegels über Herders Terpsichore in d. A. L.-Z. Archiv für Litteraturgeschichte Bd. 3 S. 154. A. W. v. Schlegels Werke hggb. von Böcking Bd. 10 S. 376—407, vgl. S. X.

mit meinem Bruder zusammen thun zu können, hielt mich allein ab, mich nicht sogleich allein auf den Weg zu machen. Wenn ich aber wüsste, dass Wieland bald zurück käme, so würde ich es bis zu seiner Ankunft aufschieben, da ich nicht weiss, ob sich eine zweyte Reise sogleich würde thun lassen. Hat er darüber schon etwas bestimmt, und bestimmen können?

Ich habe hier auch nur die Sylb.[1]) Ausgabe des Dionys gefunden und möchte Sie wohl ersuchen, mir bey Gelegenheit, aber doch wo möglich bald die edit. Reisk.[2]), wenn Sie mir solche verschaffen könnten, zum Behuf der Uebersetzung gütigst zu senden. Ich wünschte aber den V^ten^ u. VI^ten^ Band beyde zu haben. Nach Beendigung dieser Arbeit denke ich sogleich an die alten Athener zu gehn.

Was mich in Dressden abgehalten hat, Ihrer Frau Gemahlinn meine Aufwartung zu machen, war die Niederkunft meiner Schwester, die mich sehr unerwartet in den letzten Tagen überraschte und Ursache war, dass ich noch bis auf den letzten Augenblick in Pillnitz blieb. —

In Leipzig habe ich einige sehr angenehme Tage bey dem wackern Eichstädt zugebracht. —

Halten Sie dafür, dass die Uebersetzung aus Dionys für sich bestehn kann, oder dass Sie einer kleinen Einleitung bedarf, die dem Leser den rechten Gesichtspunkt für Griech. Kritik an die Hand gäbe? —

Haben wir Ihre Behandlung der Attischen Mythen[3]) schon im II^ten^ Stück zu hoffen?

Ueber die Aechtheit des Lysias habe ich nichts Wesentliches hinzusetzen können: doch habe ich eine Kleinigkeit geändert.

Ueber den Druck meiner Schrift habe ich immer noch keine weitere Nachricht erhalten. Wenn ich die Ehre habe Sie zu sehn, so bringe ich wenigstens II Bogen mit.

Wenn mein Bruder nicht kann, oder noch gar zu lange warten muss, so wird meine Geduld reissen, und ich werde mich allein auf den Weg machen, um den Mann zu sehn, der sich schon so viele Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben hat. Mit grösster Hochachtung

Ganz der Ihrige
Friedrich Schlegel.

Um den Dionys. möchte ich recht bald bitten.

---

1) Fr. Sylburg, Frankfurt 1586. 2 Voll. fol.

2) Leipzig 1774 ff.

3) Attische Mythen u. Sprichwörter. Erster Abschnitt. Pallas Musica u. Apollo d. Marsyastödter. Att. Mus. Bd. I Heft 2. 1796 S. 279—358.

9.

Jena den 5ten Sept. 96.

Sehr vielen Dank sage ich Ihnen für die gütige Mittheilung des Dionysius aus Ihrer Bibliothek, für die Mittheilung des Mscrpts, welches mir so viel Belehrung als Vergnügen gewährt hat, und für die Nachrichten von Wieland.

Bey Göpferd bin ich Ihrem Auftrage gemäss vorgestern gewesen. Er hatte das Papier aber noch nicht bekommen. Er sagte mir, wenn er es nicht mit nächstem Posttage bekäme, so würde er andre Maassregeln nehmen.

Mein Bruder ist sehr begierig, Ihr Urtheil über die Rez. des Voss[1]) zu erfahren, und wird die Anzeige der Terps. so viel an ihm liegt beschleunigen.

Ich hoffe Sie recht bald mit ihm gemeinschaftlich zu sehn, und freue mich recht oft dieser Hoffnung.

Könnte ich nur Ihre sehr gütige, und mir, als ein Beweiss Ihrer Güte sehr werthe Aufforderung, meine Meynung über den Gegenstand, der in der mitgetheilten Abhandlung[2]) so vortreflich behandelt ist, [abzugeben,] durch eine nicht ganz unbedeutende Anmerkung rechtfertigen. — Meine kleinen Anmerkungen bitte ich nur als einen Beweiss anzusehn, wie sehr geehrt ich mich durch Ihr Zutrauen fühle. —

Ihrer Uebersetzung des *κιβδαλον σᾶν*[3]) wünschte ich ein erläuterndes Wort beygefügt, weil sie mir so keinen ganz klaren Begriff giebt. Sollte Klopstocks[4]) Uebersetzung: unreines San (Grammat. Gespr. S. 30) nicht durch das: *θηριωδους γαρ και αλογου μαλλον, η λογικης εφαπτεσθαι δοκει φωνης ὁ συριγμος* — des Dionysius bestätigt werden? Ich habe kein Lexikon als den Scapula[5]). Nach diesem und den Stellen daselbst zu urtheilen war bey dem *κιβδ.* der Nebenbegriff des von Schlacke nicht Gereinigten, Unreinen noch näher und gewöhnlicher, als der des Untergeschobenen, woran das „falschgemüntzte" vorzüglich erinnert.

Bey der angeführten Stelle Nep. Alc. II erinnerte ich mich an eine vollständigere desselben Inhalts des Ephorus bey Strabo (liber IX. p. 615 B ed. Casaub. 1707). Ich finde sie in meinen Excerpten nur in Uebersetzung, wage also nicht zu entscheiden ob

1) Rec. des Vossischen Homer 1796. A. L.-Z. Haym S. 166. A. W. v. Schlegels Werke hggb. von Böcking Bd. 10 S. 115—193, vgl. ebenda S. VII.

2) Siehe S. 413 Anm. 3.

3) Siehe Att. M. a. a. O. S. 341 fg.

4) Sämmtl. WWe. Leipzig (Göschen) 1844. IX, 22.

5) Ioannis Scapulae Lexicon Graecolatinum. Editio secunda. Basileae. MDXXCIX.

Nepos sie vor Augen gehabt. „Thebae sey eben deswegen (weil s. Bildung nur krieg[er]isch, wissenschaftl. und gesellige Bildung aber vernachlässigt sey) mit Epaminondas Tod in sein altes Nichts zurückgesunken.“

Zur Charakteristik der Attischen Ansicht der böotischen Fälle von Essprodukt und auch vom böotischen Dialekt scheint mir der *Βοιωτος* in den Acharn. des Komikers ein sehr unterhaltender Beytrag. Da Ihre Anmerkung doch zur erschöpfenden Abhandlung unter Ihren Händen geworden ist, so hätte ich wünschen können, dass Sie auch noch diesen Zug in Ihr Gemählde aufgenommen hätten. — Könnte ich Ihnen nur einen bedeutendern Beweiss geben, wie aufmerksam ich Ihre belehrende Abhandlung gelesen habe, als diese paar Worte!

Schon gestern würde ich Ihnen geschrieben haben, wenn nicht Eichstädt mich hier auf einer Durchreise nach Zeiz überrascht hätte. Er empfiehlt sich Ihrer Gewogenheit aufs angelegentlichste. — Seiner Schwatzhaftigkeit ist also auch dieser Gegenstand nicht zu gering gewesen! Sie kennen seine treuherzige Liebhaberey für jedes komische Fragment[1]), wäre es auch nur ein Minimum, wie das, was der Metriker Hermann veranlasste.

Darf ich Sie vorläufig fragen, ob die alten Athener noch im 3ten Stück Ihre Stelle finden werden? Ich habe sehr viel dazu vorzuarbeiten und zwar bald auch ganz freye Musse dazu. Ist es aber erst fürs 4te Stück bestimmt, so schöbe ich auch diese Vorarbeit noch etwas länger hinaus.

Erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit.

Ihr gehorsamster

Friedrich Schlegel.

N. S. Wolf sah ich nicht. Ich habe Reichardt in L.[eipzig] kennen lernen und die Konvenienz wiederrieth in s. Abwesenheit einige Tage in Halle zu seyn. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Von Eichstädt ist sobald für das A. M. nichts zu erwarten. — Meinen Aufsatz in Deutschl.[2]) beurtheilen Sie allzugütig.

Mir wäre es gar recht, wenn die alten Athener schon im 3ten Stück erscheinen könnten.

---

1) Sollte hier ein „Fragment“ Fr. Schlegels gemeint sein? Doch habe ich kein hierher passendes entdecken können. Vgl. auch die Bemerkung Schlegels über Hermanns Metrik am Schluss von Nr. 7 dieser Briefe. Hatte Schlegel dieselbe Bemerkung Eichstädt gegenüber gethan, und dieser sie verbreitet?

2) Vgl. die Anmerkung S. 416.

10.

Jena den 3ten Octob. 96.

Ich kann diesen Brief an Sie, theuerster Freund, nicht auf die Post geben, ohne Ihnen für alles Gute und Liebe, was Sie uns in W. erwiesen, herzlich zu danken. H. Pr. Herder bitte ich mich u. mein. Br. aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Der Bogen F des IIten St. des A. M. ist heute früh aus der zweiten Korrektur von mir abgehohlt. Sobald mein Lysias ganz abgedruckt ist, werde ich denselben an H. Hofr. Wieland schicken. Bis dahin bitte ich demselben meine und meines Bruders tiefste Verehrung zu versichern. — Ich habe seiner Erinnerung gemäss, die i in y nach der Adelungschen Orthogr. verändert. Ich weiss nicht, welcher böse Genius mir eingab, W. habe auch hier die Orthographie seiner neuen Schriften beybehalten; und bey der letzten Abschrift hatte ich das Ite Stück des M. nicht zur Hand. Auch die Verwechselungen des ß und ss sind getilgt. — Ich bin äusserst begierig W's Urtheil über diesen ersten Versuch meiner Uebersetzerneigung zu erfahren. — Gelegentlich möchte ich wohl wissen, ob ich in der Bearbeitung des Dionysius sicher fortfahren darf. —

Haben Sie den Alimanach schon erhalten u. wie hat er auf die Olympier in W. gewirkt?

*ασβεστος δ' αρ ενωρτο γελως μακαρεσσι θεοισι*

Nicht wahr? — Ich bitte Sie nun auch Wiel. meine 10 Bogen[1]) zu geben, damit er wenigstens die Epigramme, welche Schiller auf mich gemacht hat, verstehen möge. — Freylich mögen die Seligen wohl lachen, wenn ein Riese und ein Zwerg mit einander Arm in Arm gehn u. der lahme Hephästos auch thut, was der raschen Hebe so schön steht. —

Versichern Sie den H. H. Wiel. meiner tiefen Verehrung und empfehlen uns Ihrer Frau Gemahlin und behalten uns in gütigem Andenken.

Der Ihrige
Fr. Schlegel.

11.

Jena den 21ten Okt. 96.

Vor 14 Tagen, theuerster Freund, schrieb ich einige Zeilen an Sie, mit der gehorsamsten Bitte, mir so bald als möglich gütigst zu

1) Gemeint sind wol die ersten 10 Bogen der 1797 erschienenen „Griechen und Römer“, aus denen ein Fragment und ein Auszug in Reichardts „Deutschland“ bereits 1796 veröffentlicht waren; siehe Haym S. 187. Minor I S. 115. Vgl. auch Mich. Bernays, Fr. Schlegel u. die Xenien, Grenzboten 1869. II. Sem. 2. Bd. S. 455 fg. und Fr. Schlegel an Schiller (Dresden d. 28. Juli 1796) Brief III Preuss. Jahrb. IX.

melden, ob ich in der mir von H. Hofrath Wieland seit vorigem Winter wiederhohlt aufgetragenen Bearbeitung des Dionysius mit Sicherheit fortfahren dürfe. — Vor länger als 8 Tagen, da mein Lysias völlig abgedruckt war, schrieb ich an H. Hofr. W. mit Bitte um dessen Urtheil. — Ich muss beynahe fürchten, dass beyde Briefe oder doch einer von beyden verlohren sey. Es ist diess um so verdriesslicher, da in dem an Sie ein Brief von Reichardt eingeschlossen war.

Ich wiederhohle nun meine Bitte an Sie, und bitte mich bey W. zu entschuldigen, falls mein Brief an ihn verlohren seyn sollte. Ich bin sehr begierig sein Urtheil über meinen Versuch zu erfahren.

Mit dem Druck scheint es jetzt nicht mehr so rasch zu gehn. Doch sind Sie davon wahrscheinlich selbst besser unterrichtet. Als ich neulich dort war, hörte ich nur klagende Erzählungen, dass zwey Bogen auf Ihren strengen Befehl hätten umgedruckt werden müssen. So viel ich aus dem nicht sehr deutlichen Reden abnehmen können, schien es, als sey auch im Druck meinen Stücks ein Fehler vorgefallen. Ist diess der Fall, so beklage ich nur, dass Sie mir nichts darüber im voraus geschrieben haben. Ich konnte um so weniger auf die Vermuthung kommen, da auf dem ersten Bogen, der mir gebracht wurde, auf welchem nur einige Seiten meiner Einleitung standen, eine eigenhändige Anmerkung von W.*) befindlich war, auch mir G.[öpfert] sagte, er habe die Bogen einzeln nach Weimar gesendet, dass G's Einrichtung nach der des 1ten Heftes Ihren Wünschen nicht gemäss sey.

Noch gestehe ich Ihnen mit der Offenherzigkeit, zu der Ihre freundschaftliche Güte mich berechtigt, dass ich sehr wünschen muss, das Wenige, was ich etwa vom Honorar noch zu erwarten habe, sobald als möglich ist und Ihre Einrichtung erlaubt, zu erhalten.

Sie werden bald von mir eine beträchtliche Abhandlung über die Homerische Poesie mit Rücksicht auf die Wolfischen Proleg. gedruckt finden[1]). Ich bitte im voraus um Ihre Kritik.

H. Hofr. Wieland bitte ich recht bald u. H. Präs. Herder gelegentlich meine tiefe Verehrung zu bezeugen. Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen aufs angelegentlichste.

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

---

*) Der also den Fehler hätte bemerken müssen, und dessen Abänderung ohne Zweifel befohlen haben würde. [Am Rande.]

---

1) Minor I S. 215. Haym S. 194.

12.

Jena den 1ten Febr. 97.

Hiebey überreiche ich Ihnen, werthester Freund, ein Exemplar meiner Erstgeburth[1]), welches Sie gütigst aufzunehmen geliebeu werden. So hoffe ich wenigstens, ohngeachtet Sie über die adnotatiunculam an meinen Bruder θυμικωτερως schreiben. Wollen Sie meinen Sohn mit Feuer taufen? — Sonst hätte ich Sie vielleicht zu Gevatter gebeten und auf Rath u. Urtheil privatim et publice Rechnung gemacht zur Beförderung des gegenwärtigen und Vervollkommnung des nächstfolgenden Bruders. —

Dass W. mit meinen Lysiacis zufrieden ist, freut mich ungemein. Empfehlen Sie mich dem Verehrungswürdigen. — Wolf ist in Rücksicht des Epitafios nicht ganz verschiedener Meynung. Er hält ganze Stücke gegen das Ende für ächt. Ich war mehrere Wochen in Halle[2]) u. habe da nicht die Nächte, aber viele Tage pergraecirt und homerisirt. Freund und Feind scheinen seine Hypothesen in der Regel nicht gehörig zu fassen. Die Holländer sind noch beym Schreiben. Wyttenb.[ach] hat neulich angekündigt, er würde ihm schreiben, quibus in rebus nos ambo (der andre ist Ruhnken) consentientes inter nos dissentiamus a te.

Beyliegenden Brief und Exemplar bitte gehorsamst an Herder zu befördern.

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

P. S. Wenn Sie Ihr Exemplar des Dionysios wieder zurück verlangen, so bitte ich um Nachricht.

13.

Jena den 13ten März 97.

Herzlichen Dank, werthester Freund, für das Ueberschickte. Es kann mir nicht anders als sehr erfreulich seyn, wenn mein Werkchen bey solchen Kennern des Alterthums, wie Sie sind, vielseitige Discussionen veranlasst. Auch der Ton Ihrer Gegenschrift[3]) kann mir im Ganzen nicht misfallen, da ja so vieles äusserst Schmeichelhafte für mich darin ist, ohngeachtet wohl einige rhetorikoterische

---

1) Die Griechen u. Römer. Historische u. krit. Versuche etc. 1797.

2) Siehe Archiv f. L. a. a. O. S. 158. A. W. Schlegel an Böttiger, Jena, 5. Jan. 1797: „Mein Bruder ist noch nicht zurück. Er arbeitet in Halle fleissig an d. letzten Redaktion s. Grundrisses d. Geschichte der Griech. Poesie“ etc.

3) N. Teutscher Merkur. 1797. März S. 224—233.

Stellen darin sind, welche, was mich betrift, über das Richtige hinaus, oder seitwärts davon abgehn. Z. B. ich wünsche alle Athenerinnen zu eben so viel Diotimen zu machen, da ja meine ganze kleine Abhandlung, wenn sie irgend ein Verdienst hat, s.[ich] grade das anmassen darf, die Verschiedenheiten der Dorischen u. Attischen Weiblichkeit etwas genauer als bisher zu charakterisiren. Die Gründe, welche Sie bis jetzt gebraucht, sind mir freylich nicht hinreichend; und ich gestehe Ihnen, dass ich auf ganz andre gefasst war. Eine so rühmliche Anfoderung erfoderte freylich wohl gleich eine Antwort. Leider lässt s.[ich] das aber nicht möglich machen. Seit drey Wochen bin ich Tag und Nacht in Schlaf u. Wachen mit der Geschichte der Griech. Poesie[1]) beschäftigt. Mit andern Worten: ich schreibe das Werk ins Reine, welches noch zur O. M. bey Unger erscheint. Diess mag mich auch entschuldigen, dass ich Ihren letzten sehr freundschaftlichen u. Wielands äusserst schmeichelhaften u. äusserst gütigen Brief nicht gleich auf der Stelle beantwortet habe. Sagen Sie aber, wenn ich bitten darf, dem guten Alten nicht mehr von meiner Beschäftigung, als nöthig ist, um mein Stillschweigen noch einige Zeit bey ihm zu entschuldigen. Versichern Sie, dass ich den Dionysios zur gehörigen Zeit fertig schaffen werde. Gut ists, dass ich schon vorgearbeitet habe. Besser wäre es freylich, ich hätte eher gewusst, dass ich ihn sicher machen könnte. Dann würde er nun ganz fertig seyn. Ich brauche dazu jede übrige Stunde und ich werde dann bald auch noch Tage daran wenden können. Lassen Sie mich bald den äussersten Termin wissen, wo er geliefert seyn muss. Sie könnten es ja wohl so einrichten, dass mein Aufsatz in dem III$^{ten}$ Stück die letzte Stelle bekäme. Ich darf mir wohl auch die Freyheit nehmen, was ich über Dion. zu sagen habe, nicht als Prolog, sondern als Epilog folgen zu lassen. Denn dafür ist noch weniger vorgearbeitet, als für die Uebersetzung. Auf alle Fälle seyn Sie versichert, dass ich meinen Posten nicht verlassen und den Termin halten werde; u. beruhigen Sie auch, wenn ich bitten darf, Wiel. darüber. Ich gehe sehr con amore an diess Geschäft.

Es versteht sich, dass einer der ersten recht freyen u. heitern Tage dazu angewandt wird, mit den leichten Truppen, die Sie gegen mich haben aufmarschiren lassen, ein kleines Gefecht anzufangen, mit aller Jovialität, die der Gegenstand erlaubt. Wenn ich auch nicht von Ihrem gütigen Anerbieten, eine Replik in den Merkur einzurücken, Gebrauch machen sollte: so werde ich Sie Ihnen doch vor dem Druck mittheilen und eine freundschaftliche Rücksprache darüber mit Ihnen halten.

---

1) Geschichte der Poesie der Griechen und Römer. Ersten Bandes erste Abtheilung. Berlin, bey I. Fr. Unger 1798. — Minor I S. 281 ff.

Noch vorher werde ich jedoch eine Anzeige Ihres Spec.[1]) fertigen. Dass es noch nicht geschehn ist, verzeihn Sie wohl bei sothanen Umständen. Möchten Sie uns nur bald das Werk selbst schenken!

Ich brauche zur Nachlese, und weil ich bey einer solchen Arbeit durchaus ganz im alten Element leben muss, sehr vile Bücher, an denen es hier so sehr fehlt. Auch liegt mir oft unendlich viel an einer sehr kleinen Notiz. Könnten Sie mir die Werke des Dio Chrysostomus auf kurze Zeit schicken: so würden Sie mich sehr verpflichten. Es müsste aber so bald als möglich seyn. Denn sonst komme ich über die Stellen weg, zu denen ich ihn vorzüglich brauchen wollte.

Behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken. Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

Von Eichstädt weiss ich gar nichts. Es ist mir sehr lieb, dass ein Ausdruck in der übrigens sehr schmeichelhaften Notiz[2]) meines Buchs im Merkur durch einen Druckfehler unverständlich. Man könnte das so deuten, als ob ich Schillers aesthetische Briefe auf die Gr. angewandt. [Folgen drei unlesbar gemachte Zeilen.]

14.

Jena den 11ten April 97.

Herzlichen Dank für Ihren sehr gütigen u. sehr angenehmen Brief, theuerster Freund. Ich habe sogleich mit Göpferd Zeit u. Raum für meinen Beytrag zum A. M. besprochen. In Rücksicht des letztern habe ich gleich von Anfang her meine Einrichtung auf die kleinstmögliche gemacht. Historische Anmerkungen habe ich durchaus weggelassen, da sie hier doch nur von dem Hauptgesichtspunkte entfernen würden. Alles, was ich über Ds. ausser der Uebersetzung zu sagen habe, wird sich [auf] 8—10 Seiten sagen lassen, nur die Uebersetzung lässt s.[ich] aber freylich nicht abkürzen. Ich kann noch nicht genau bestimmen, wie viel sie betragen wird. Göpferd bestimmt mir nur höchstens 3 Bogen, welches freylich nicht viel Raum. Allenfalls müsste mein Epilog ganz wegbleiben,

---

1) P. Terentii Afri comoediae. Novae editionis specimen proposuit Carl Aug. Böttiger. 1795. XX u. 68 S. gr. 8. Leipzig, C. Crusius. Vgl. Archiv für Littg. Bd. 13 S. 565.

2) N. T. Merkur 1797. März. S. 297 (Literarische Durchflüge). Es werden hier Fr. Schlegels „Griechen u. Römer" angezeigt, ein Werk, „welches die neue Untersuchung über die öffentliche (sic!) Erziehung mit vieler Einsicht auf die Musterschriften des Alterthums überträgt . . ."

oder bis zum nächsten Stück verspart werden. Sobald Göpf. mein Mscrpt*) hat, lasse ich es taxiren u. gebe Ihnen Nachricht.

Endlich kann ich Ihnen mit Gewissheit sagen, dass ich eine Anzeige Ihres Spec., theuerster Freund, in diesen Tagen einliefern werde. Hätte ich es nur mit voller Musse thun können! Sie werden daher auch verzeihn, wenn meine Anz. mehr ein Auszug des Plans mit wenigen Bemerkungen, als weitläuftige Beurth. ist. Doch bedurfte es auch hier nur des ersten um alle Freunde der Attischen Musen auf die Erfüllungen Ihrer Verheissungen begierig zu machen. Darf ich Sie fragen, wannher wir diss werden hoffen dürfen?

Auch Ihren ostrakographischen Heften[1]) sehe ich mit grossem Interesse entgegen.

Was Sie mir von Goethe schreiben, war mir sehr angenehm, u. ich danke Ihnen bestens für die Mittheilung. Ich hatte schon hier aus einigen Gesprächen mit ihm ersehen, dass er sich für meine Studien interessirt, u. auch meinen ersten Versuch gelesen hat. — Es ist mir ungemein erfreulich, grade durch diese Stimme die Bestätigung zu erhalten, dass ich obwohl ein Laye in der Kunst, doch nicht ganz ohne allen Beruf über dieselbe schreibe.

Dem verehrungswürdigen Wieland meine achtungsvollste Empfehlung. Die Flüchtigkeit dieses Briefs enthält schon die Bitte, mich bey ihm nochmahls über mein Nichtschreiben zu entschuldigen. Nochmahls die besten Empfehlungen von den Meinigen, die gestern nach der Vaterstadt Ihrer Frau Gemahlin abgereisst sind.

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

## 15.

Jena Am 11ten May 1797.

Werthester Freund,

Endlich kann ich heute gewiss die Anzeige Ihres vortrefflichen Spec.[2]) revidiren, abschreiben u. einliefern. Werden Sie mir verzeihen können, dass es erst ietzt geschieht? Ich hoffe es von Ihrer Güte, wenn ich Ihnen sage, dass ich mit meinem Werk wirklich nicht fertig geworden sey, und dass ich die ganze Zeit her von meiner Gesundheit viel gelitten habe. — Lassen Sie mich die Bitte,

*) der Uebersetzung. Die επικρ. will ich nicht eher ins Reine schreiben, bis ich sehe, wie es geht.

1) Böttiger, griechische Vasengemälde mit archäologischen und artistischen Erläuterungen Bd. 1 Heft 1—3. Weimar 1797—1800. 8°.

2) Vgl. Archiv für Littg. Bd. 13 S. 565.

Ihr Versprechen eines solch. Terent: bald zu erfüllen, auch privatim wiederhohlen. —

Ich erwarte schon seit gestern Nachmittag die Correctur vom II^ten Bogen des A. M. Sie erhalten Sie wahrscheinlich mit diesem Brief zugleich. —

Nun hätte ich eine sehr grosse Bitte an Sie, werthester Freund. Könnten Sie vielleicht veranlassen, dass ich das Honorar für diesen Beytrag gleich erhielte? Oder muss ich desfalls an Wieland schreiben? Es wäre mir in einer gewissen Absicht äusserst nothwendig und lieb, wenn ich diess Geld am 15^ten May schon in Händen haben könnte. W. machte mir für diesen Beytrag Hoffnung, mehr Hon. zu erhalten, als ich für den ersten gefodert. Allein ich darf wohl nicht hoffen, dass dieser Beytrag Anspruch darauf habe, die Kürze der Uebersetzung etwa ausgenommen.

Auch bitte ich Sie um Ihre Censur meines Versuchs. Ich habe es so gut gemacht, als ich konnte. Dem verehrungswürdigen Wieland bitte ich sobald Sie ihn sehn, meine Entschuldigung über mein Nichtschreiben zu erneuern. Gewiss soll es aber bald geschehn. —

Von Eichstädt weiss ich immer noch nicht, ob er kömmt. Es sollte mich sehr wundern. Sein Dram. Satyr.[1]) habe ich erst gelesen, aber unter uns gesagt, ganz unerwartet schlecht gefunden.

Ich werde dem Intell. Blatt der A. L. Z. nächstens wohl auch etwas zu verdienen geben. Der junge Woltmann[2]) wird sich eine ernsthafte Züchtigung von mir erhohlen. Nähmlich über etwas, was von seinem aus Gibbon gestohlnen Theoderich im XII^ten Stück Deutschl. gesagt ist. Fatal ist mir dabey die Collision mit den Horen, da ich mich zwar verpflichtet u. berechtigt halte, was dort von Woltmanns Theoderich gesagt ist, zu rechtfertigen, mich aber doch keineswegs zu jener ganzen Recens. bekennen kann u. will. — Lächeln muss ich, dass Deutschl. noch (seiner würdig) mit Lärm u. Zank abtritt von der Bühne. Deutschl. war so ein schöner Titel. Es heisst beynah so viel als Allerley für Alle u. von Allen. Unter

1) De dramate Graecorum comico satyrica. 1791.

2) Diese Stelle bezieht sich auf die bekannte Recension Fr. Schlegels über die Horen im 12. Stücke des Journals „Deutschland" 1797. Woltmann erliess gegen den Vorwurf, den Schlegel seiner Darstellung des Theodorich gemacht hatte, eine Erklärung im Intelligenzblatt der Allg. Litt.-Zeitg. Nr. 65. Sonnabend, den 20^ten May 1797. S. 544. Fr. Schlegels Gegenerklärung, daselbst Nr. 76. Sonnabend, den 17^ten Junius 1797. S. 631/32, worin er sich als Verf. der Rec. bekennt, aber jene Anzeige der Horen, „alles das, was darin von W's Th.(eoderich) gesagt wird, ausgenommen, als anonym" betrachtet wissen will (!). Vgl. AWSchlegel an Schiller. Preuss. Jahrb. IX. Brief 13 (1. Juni 1797).

den Titel Deutschl. passt Alles. — In dem Lyceum der schönen Künste, welches diese Messe bey Unger erscheint, werde ich nun etwas ernsthafter in jedem Stück auftreten. Im ersten Hefte bitte ich Sie einen Aufsatz über Forster[1]) nicht zu übersehn. Vielleicht liest ihn auch Herder. Es hat mich immer sehr gefreut, dass H. ohngeachtet des allgemeinen Bannfluchs, Fs zuweilen in vollen Ehren gedacht hat.

Sie würden mich verpflichten, wenn Sie jedermann, den es interessiren kann, mittheilten, was ich Ihnen von W. schrieb. Es sind Billets darüber zwischen uns gewechselt, die ich jedem Freunde, der sie hören will, mittheile; weil ich das für die beste Züchtigung für diesen jungen Verbrecher aus Eitelkeit halte. —

Ihr letzter gütiger Brief hat mir grosse Freude gemacht. Möchte ich bald einen ähnlichen erhalten.

Ganz der Ihrige
Friedrich Schlegel.

Vielleicht entwerfe ich bey dieser Gelegenheit einmahl eine lesenswürdige Charakteristik der woltmannischen Historie.

16.

Wien den 6 März 1813.

Herrn Konsistorialrath
Böttiger in Dresden.

Hochgeehrtester Herr Konsistorialrath,

Bei dem jetzt angefangenen zweiten Jahrgange des deutschen Museums, wodurch das ganze Unternehmen zu grösserer Festigkeit gediehen ist, bin ich so frei, auch Sie zur Theilnahme aufzufordern. Sie werden zwar gesehen haben, dass ich dieses deutsche Museum ziemlich strict nehme. Indess hoffe ich, werden Sie Sich dadurch nicht ausgeschlossen fühlen, wenn auch Ihre Forschungen nicht zunächst deutsche Gegenstände betreffen. Beiträge von Ihnen würden sich auch rigoröse Leser gewiss mit dem grössten Vergnügen als Ausnahmen gefallen lassen.

Zugleich empfehle ich diese Zeitschrift angelegentlichst Ihrem vielgeltenden Urtheil; an Gelegenheit ein solches Ihren Ueberzeugungen nach aussprechen zu können, wird es wohl nicht fehlen.

Ihre Theilnahme an unsrer Literaturzeitung erfreut mich sehr. Wollten Sie gebetenermassen dem Museum eine gleiche schenken, so würde die Verlagshandlung in Ansehung des Honorars mit Vergnügen das Möglichste thun.

---

1) Minor II S. 119 ff. Haym S. 235 ff.

Das Februarstück ist doch schon in Ihren Händen? In Hoffnung baldiger gütiger Antwort bin ich mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster
Friedrich Schlegel
k. k. Hofsecretär.

In einem der nächsten Hefte des Museums werden Sie einen interessanten Briefwechsel[1]) von Wieland, u. einigen andern deutschen Gelehrten unsrer frühern classischen Zeit finden.

Möchten Sie uns besonders aus dem Reichthum Ihrer antiquarischen und artistischen Bemerkungen hie und da etwas mittheilen.

Die Redaction der hiesigen Litter. Zeit., an der auch ich einigen Antheil nehme, war sehr erfreut die mir von Bar. Humboldt mitgetheilte Nachricht von Ihrem gütigen Anerbieten, dieselbe durch Ihren Beytritt zu beehren, zu vernehmen.

17.

Wien den 3 April 1813.

Herrn Hofrath Böttiger
Dresden

Hochgeehrtester Herr Hofrath,

Die Fortdauer Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich und das deutsche Museum, welche Sie in Ihrem Schreiben vom 12ten März so schmeichelhaft verheissen, konnte nicht anders als sehr angenehm für mich seyn, und ich erkenne ganz den Werth Ihrer Anerbietungen zur thätigen Theilnahme, da Ihre anderweitigen Beschäftigungen einen so grossen Theil Ihrer Musse in Anspruch nehmen. Zwar nehme ich im Allgemeinen nicht gern Proben und etwas, welches die Bestimmung hat, nächstens wieder abgedruckt zu werden, auf, wie Sie leicht denken können; indess bei Ihnen versteht sich eine Ausnahme schon von selbst; bei der Sabina freilich müsste ich Sie ersuchen, mir anzuzeigen, wann sie in Druck erscheinen wird. Ueber Wieland würde etwas um so willkommener u. passender seyn, da ich im Besitz einer noch ungedruckten Sammlung Wielandischer Briefe bin, von der nächstens etwas im Museum erscheinen wird. Also bitte ich Sie, so viel Ihre Zeit zulässt, dieses recht bald einzuschicken; dass Sie dabei so gütige Rücksichten in Ansehung der Auswahl nehmen wollen, verdient doppelten Dank. In Ansehung des Honorars wird die Buchhandlung ihr Bestes thun.

1) Deutsches Mus. 1813. 5. Heft. Briefe von Wieland, Ramler, Lessing u. a. Von den Jahren 1770—1786.

In Hoffnung baldiger Gewährung meiner Bitten bin ich mit wahrer Achtung und Freundschaft

Ihr ergebenster
Friedrich Schlegel.

Je eher wir eine Probe aus den Wielandischen Denkwürdigkeiten[1]) erhalten könnten, je willkommener würde es uns seyn.

---

## II. Friedrich Schlegels Briefe an F. J. Niethammer[2]).

Mitgetheilt von E. Schmidt.

1.

Dressden, den 16ten März 96.

Hochzuverehrender Herr Professor,

Für die gütigst übersandten beyden Hefte Ihres trefflichen Journals[3]) statte ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ab. Es freut mich ungemein, dass meine Rec. der Kantischen Schrift[4]) Ihren Beyfall hat. Ich habe die Ehre Sie Ihnen hiebey in einer veränderten Form zurückzuschicken, wie Sie mich dazu aufgemuntert haben. Ich habe nur Anfang und Ende u. ein paar Stellen in der Mitte[5]) zu ändern nöthig gefunden, und es scheint mir nichts in meinem Aufsatze zu seyn, was mit der Recens. im 1ten Heft in

---

1) Deutsches Museum. 1813. 7. Heft. S. 3—26. Klopstock u. Wieland oder die Traubenpflege in Osmannstädt. Bruchstück aus Ch. M. Wieland's Denkwürdigkeiten vom Jahre 1797. Vom Hofrathe Böttiger.

2) Die folgenden Briefe hat mir Erich Schmidt bei seinem Abgange von Wien abschriftlich mit der Bemerkung zurückgelassen: „Vorige Ostern (1885) zeigte mir eine für deutsche Litteratur lebhaft interessierte Collegin in Erlangen ein Bündel Briefe aus dem Nachlasse des bekannten Philosophen und Herausgebers des philosophischen Journals Niethammer, die ihr von Frl. Döderlein, einer Verwandten des Adressaten, anvertraut worden waren und mir nun zu freier Benutzung freundlichst geliehen wurden. Die Schreiben F. Schlegels verdienen zunächst mitgetheilt zu werden. E. S." Die Anmerkungen habe ich hinzugefügt. J. Minor.

3) Das „Philosophische Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten" erschien seit 1795, herausgegeben von Niethammer.

4) Der Kantischen Schrift zum ewigen Frieden; s. meine Ausgabe der Jugendschriften Schlegels 2, 57 ff.

5) Die Worte „und ein paar . . . . Mitte" später hinzugefügt.

Kollision käme [1]). Ich habe sie sorgfältig in dieser Rücksicht gelesen. Eine neue Umarbeitung würde mich viel weiter führen, als ich für jetzt gehn kann. Das System der Politik an dem ich arbeite kann erst in einigen Jahren vollendet seyn. Doch scheinen mir diese provisorischen Gedanken der Mittheilung nicht unwerth. Ohnehin würde die Umarbeitung für ein Journal viel zu weitläuftig geworden seyn.

Ueber die verspätete Antwort bedürfen Sie gar keiner Entschuldigung. Nur wünschte ich, dass Sie mir gleich nach Empfang über die Nichtaufnahme der Kant. Rez. Nachricht gegeben hätten. — Können Sie den beyliegenden Aufsatz nicht einrücken lassen, so thut es mir leid, dass ich ferner nicht dass Vergnügen haben kann an Ihrem Unternehmen Theil zu nehmen. Da ich es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, die Rez. falls sie nicht gedruckt werden könnte, mir so gleich zurückzusenden, werden Sie diess nicht eigensinnig finden. Ich hatte meine Gründe dazu. Uebrigens ist mein aufrichtiger Wunsch, an Ihrer trefflichen Zeitschrift einen eifrigen und steten Antheil zu nehmen derselbe und meine Ansprüche sind die mässigsten, die ein Mitarbeiter an einen Herausgeber machen kann.

Sobald ich die Versicherung von Ihnen erhalte, dass der Aufsatz eingerückt wird, werde ich die angefangne Rez.[ension] der Horen vollenden und Ihnen sogleich zusenden. Ich werde sie so sehr als möglich zusammendrängen. Sie können versichert seyn, dass ich im Urtheilen nie auf Persönlichkeiten Rücksichten nehmen werde. — Lassen Sie mich aber über Ihre Wünsche noch etwas bestimmteres wissen. Für den Ton der Rez. erkenne ich kein anderes allgemein gültiges Gesetz, als dass er liberal seyn muss. Ueber diese Liberalität gestehe ich jedem Herausgeber sehr gern eine gewisse Censur zu: um so mehr Ihnen. Auch über den Umfang einer Rez. erwarte ich die genaue Bestimmung des Herausgebers, der das Ganze anordnet und alle Konvenienzen gegen einander abzuwägen weiss. Enger kann ich aber meine Freyheit des Urtheils nicht beschränken. — Haben Sie Gründe an eine Rez. der Horen noch speziellere Forderungen zu machen, so erbiete ich mich Ihnen statt dessen lieber eine Revision der Aesthetik seit Kant zu liefern, worin ich mich aber nur auf die Schriften dieses Inhalts von Kant, Heydenreich, Mainong u. Schiller einschränken würde, nebst den wenigen beyläufigen aesthet. Bemerkungen in Reinholds, Schmidts u. Fichtes Schriften.

---

1) Das „Philosophische Journal" enthält im Jahrgang 1796, erstes Heft S. 81 ff. eine Anzeige der Kantischen Schrift, welche trotz Einwendungen und Einschränkungen von der grössten Achtung vor dem berühmten Verfasser eingegeben ist. — Im folgenden drei Zeilen ausgestrichen.

Die erste der aesthet. Abhandlungen von denen ich Ihnen schrieb, werde ich Ihnen in wenigen Wochen zusenden können. Ich würde sie sehr gern in einer Sammlung gedruckt sehn, die sich durch eine treffliche Auswahl auszeichnet u. die besten Denker Deutschlands unter ihre Mitarbeiter zählt.

Meine Gedanken über Fichte's System in einer andern Form oder Rez. werde ich wohl erst etwas später Ihnen zusenden können.

Sie haben sehr wohl gethan die Rez. des Condorcet abzukürzen[1]). Ich habe sie noch nicht verglichen, weil ich Ihren Brief, den ich vor wenigen Stunden erhielt, sogleich beantworten wollte. Ueber das Misverständniss, welches Ihre Anmerkung[2]) veranlasst hat, würde es mir interessant seyn, mit Ihnen reden zu können. Schriftlich würde es sehr weitläuftige Discussionen veranlassen.

Ich freue mich im Voraus auf die interessante Unterhaltung, welche mir Ihr Aufsatz im ersten Heft[3]) gewähren wird. — Ich bitte um eine baldige Antwort, und falls Sie den beyliegenden Aufsatz nicht einrücken können, bitte ich denselben mit umgehender Post an Michaelis[4]) zu senden.

Ihr ergebenster

Friedrich Schlegel.

In grösster Eil.

Ich bitte nochmals recht sehr um schleunige Antwort.

F. S.

2.

Dressden den 27ten März 96.

Ich ergreife gern jede Möglichkeit, unsre Verbindung zu beyderseitiger Zufriedenheit zu erhalten, und die Aussicht, welche mir Ihr Brief dazu eröffnet, war mir angenehm.

Es ist aber ein neues Misverständniss zwischen uns getreten. Wenn ich auch einen sehr unmässigen Werth auf meine Versuche legte, so könnte es mir doch nicht einfallen, Ihnen mit der Zurückhaltung derselben zu drohen, da Sie so viele und so gute Mitarbeiter haben, dass Sie mich leicht entbehren können. Indessen halte ich es allerdings für einen Herausgeber für wichtig, auch keinen irgend brauchbaren Mitarbeiter abzuschrecken.

---

1) Fr. Schlegels Recension von Condorçets Esquisse im Philosophischen Journal 1795 (Jugendschriften 2, 50 ff.).

2) Jugendschriften 2, 55 Anmerkung.

3) Das Philosophische Journal enthält im ersten Heft des Jahrgangs 1796 nur den Beginn eines Aufsatzes: „Philosophische Briefe über Religions-Indifferentismus und einige damit verwandte Begriffe".

4) Hofbuchhändler in Neu-Strelitz, Verleger des Journals.

Meine Meynung war nur, dass wenn ich befürchten müsste, dass meine Beyträge so unangenehmen Verzögerungen und Misverständnissen fernerhin ausgesetzt seyn würden, ich mich genöthigt sähe, so ungern ich solches auch thun würde, die für das Journal bestimmten Beyträge, als eine kleine Sammlung für sich drucken zu lassen. Es liegt mir daran die aesthetischen Aufsätze, so bald als möglich dem Publicum vorzulegen, weil ich mich in einer kritischen Schrift die zu Ostern erscheint auf mein aesthet. System bezogen, und die Bekanntmachung desselben in der Vorrede angekündigt habe[1]). — Es ist schwer ohne persönliche Bekanntschaft sich zu einem gelehrten Zweck zu vereinigen. Glückt es ja, so ist es oft nur ein ohngefähres glückliches Zusammentreffen. Man kann sich gegenseitig schätzen, und ist doch beständigen Misverständnissen ausgesetzt; wie unser Beyspiel bestätigt.

Allerdings hatte ich es bey Mich.[aelis] zur ausdrücklichen Bedingung [gemacht], den Aufsatz sogleich zurück[zu]senden. Ja ich habe diess mehr als einmal geschrieben, und zuletzt da ich keine Antwort bekam (es war unterdessen ein Brief an mich verloren gegangen) schrieb ich ihm dass ich die Nichtzurücksendung als eine Erklärung der Aufnahme ansehen würde, dass ich jenes ‚sogleich‘ nicht auch an Sie geschrieben habe, wie ich glaubte gethan zu haben, ist eine blosse Vergessenheit. — Indessen wünschte ich doch sehr, Sie hätten es supplirt, da es sich bey einem Aufsatz, der eine ephemerische Beziehung hat, beynahe von selbst versteht. Ich glaube nicht dass diess mehr ist, als man von der nothwendigen Pünktlichkeit eines Herausgebers erwarten darf. Es ist wenigstens der einzige Anspruch, welchen ich an einen Herausgeber mache, und [es wird mir], wenn Sie sich geneigt sähen, ihn zu befriedigen Ehre u. Vergnügen seyn, an Ihrer Zeitschrift ferner Theil zu nehmen.

Wenn demjenigen, was Sie an dem Aufsatze, welchen Sie noch in Händen haben, vermissen, durch Wegstreichen abgeholfen werden kann, so thun Sie solches, wie es Ihnen gut dünkt; so weit es geschehen kann, ohne etwas hinzuzusetzen. Wo nicht, so schicken Sie mir denselben sobald als möglich zurück. Ich bitte dann aber, dass Sie die Stellen, welche Sie für überflüssig halten mit rother Dinte etwa bezeichnen, oder mir etwas darüber schreiben. Ich werde es versuchen, ihn in eine andre Form zu bringen, ohne ihn zu verlängern. Ob es mir möglich seyn wird, daran zweifle ich sehr.

Für den ersten der aesthet. Aufsätze wünschte ich sehr, dass Sie eine Stelle in dem nächsten Stück, welche noch nicht besetzt ist, bestimmen könnten.

1) Es kann nur die Vorrede zu den „Griechen und Römern“ gemeint sein, in welcher aber eine ausdrückliche Ankündigung nicht vorkommt (Jugendschriften 1, 77 ff.).

Lassen Sie mich gütigst Ihre Gedanken über die Recension der Horen, oder die Revision der krit. Aesthetik wissen. Ich fühle mich mehr zu letztem geneigt. Doch würde ich auch an der ersten con amore arbeiten. — Nur so viel darüber[1]). Kürzer als der Aufsatz, den Sie in Händen haben, könnte sie durchaus nicht werden. Ich würde am längsten bey den aesthet. Briefen u. dem Aufsatz von Weisshuhn verweilen. Was die Aufsätze von Humbold u. Bendavid betrifft, so bin ich weder in der Physiologie noch in der Baukunst so bewandert, dass ich ins Detail gehn könnte. Herders u. Jacobis Aufsätze scheinen mir für eine ernstliche philos. Prüfung nicht reif genug. Ueber Erhards polit. Aufsatz könnte ich nur sehr weitläuftig oder sehr kurz seyn, und würde das letzte wählen, weil die Abhandlung mir überhaupt ziemlich mittelmässig zu seyn scheint. Doch würde ich mich bemühen, über jeden dieser Aufsätze etwas bedeutendes zu sagen. — In den aesthet. Briefen finde ich vieles zu billigen, aber auch vieles zu bestreiten, und zu widerlegen, u. ich bin gewohnt Lob und Tadel so stark zu sagen als ich sie empfinde. Der Ton hoffe ich wird so seyn, dass niemand über die Aufnahme den Herausgeber tadeln wird. Das Urtheil selbst ist meine Sache. Um so mehr da die Recensenten Ihres Journals meist anonym sind. Oder haben Sie diese Einrichtung abgeändert? Ich hasse die Anonymität[2]), u. so sonderbar es klingt ich würde anonym nicht so freymüthig urtheilen können.

In der Revision der aesthet. Schr. würde ich auch auf Weisshuhns[3]) Aufsatz Rücksicht nehmen, die manches enthält, was mir ernstliche Prüfung zu verdienen scheint. Auf andre Schriften kann ich aber keine Rücksicht nehmen, weil mein Büchervorrath nicht sehr gross, und die Schriften zur Kantischen Philosophie, die berühmtesten ausgenommen, hier schwer zu haben sind. Ist Ihnen etwas Wichtiges ausser den von mir genannten bekannt, so nennen Sie es mir, damit ichs zu dem Zweck mir kann kommen lassen. Dalbergs Aesthetik habe ich gelesen, allerdings sehe ich ein, dass Vollständigkeit bey einer solchen Revision wichtig ja fast unumgänglich nothwendig ist. Freylich würde ich es gern sehn, wenn Sie diese Rev. mir überlassen wollten. Indessen kann ich mich doch nicht entschliessen, auch bey dem beträchtlichsten Rabatt Bücher, welche keinen bleibenden Werth für mich haben, an Geldesstatt anzunehmen, da ich meine umfassenden litterarischen Bedürf-

1) Alle im folgenden genannten Aufsätze stehen im ersten Jahrgange der Horen; die Tafel findet man verzeichnet im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta 670 ff.

2) Vgl. Novalis an Friedrich Schlegel (Raich S. 8): „Dein Grundsatz, nie anonym zu schreiben . . “.

3) Horen 1795, 5. Stück: „Das Spiel in strengster Bedeutung“.

nisse nur zu sehr und auf das durchaus Nothwendige beschränken muss. Käme es darauf an, dass die Revision noch vor meiner Reise zu Ihnen in das Journal gerückt würde, so wäre es ja vielleicht nicht unmöglich, dass zwey sich dazu vereinigten; dass ich die von mir genannten Schriften revidirte, Sie das Fehlende supplirten. Ich wünsche darüber Ihre Gedanken zu wissen.

Ich empfehle auch Ihrer fernern Gewogenheit Freundschaft, und bin mit der aufrichtigsten Hochachtung und mit der Bitte um baldige Antwort,

Ihr Ergebenster
Friedrich Schlegel.

3.

Dressden den 22ten April 1796.

Hochzuverehrender Herr Professor,
Würdiger Freund,

Erlauben Sie mir immer auch die letzte Benennung noch vor der persönlichen Bekanntschaft zu anticipiren. Ihr Betragen gegen mich flösst mir die aufrichtigste Hochachtung und den lebhaftesten Wunsch ein, recht bald in eine noch nähere Bekanntschaft mit Ihnen zu treten.

Den Versuch über den Republikanism[1]) erhalten Sie hiebey mit beträchtlichen Aenderungen zurück. Sollte es wegen des Ausgestrichenen u. Verbesserten für den Setzer nicht leserlich seyn, so haben Sie wohl die Gewogenheit, ihn auf meine Rechnung abschreiben zu lassen. Mit Dank nehme ich Ihr Versprechen an denselben in seiner ietzigen Gestalt aufzunehmen, und füge nur noch die Bitte hinzu, dass es bald geschehen möge.

Sehr angenehm ist es mir, dass Sie mir die Recension der Horen, an der ich mit Lust u. Liebe arbeiten werde, überlassen wollen. Nur muss ich bis Mitte Mays um Frist bitten. Ich habe den Anfang bey Seite gelegt, da ich nach Ihrem vorigen Schreiben nicht wusste, ob ich Ihre Forderungen würde befriedigen können. Seit einigen Wochen lebt hier ein Bruder von mir[2]), von dem ich lange getrennt war. So lange er bleibt, kann ich nichts vornehmen, was Anstrengung und Ausdauer verlangt. In 8—14 Tagen wird er über Leipzig nach Jena reisen. Ich empfehle ihn im voraus Ihrer freundschaftlichen Aufnahme und beneide ihn um das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft, welches mir wahrscheinlich erst in der Mitte Augusts zu Theil werden wird.

---

1) Die oben S. 425 f. besprochene Recension über Kants Schrift zum ewigen Frieden.

2) Haym, romantische Schule S. 164. Preussische Jahrbücher 9, 211 f.

Ich glaube nicht, dass dieser Aufschub der Recension der Horen nachtheilig seyn kann. Grade bey diesem Werke war es vielleicht gut die ersten Aufwallungen so verschiedener Leidenschaften abzuwarten, um für ein unbefangenes Urtheil Gehör zu finden.

Den aesthetischen Aufsatz hoffe ich Ihnen gleich mit der Recension der Horen zu senden. Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr gütiges Versprechen, denselben bald zum Druck zu befördern.

An einer Rezension des Naturrechts von Fichte würde ich mit grossem Vergnügen arbeiten. Haben Sie noch keine bestellt, so bin ich so frey, mich Ihnen dazu anzubieten. Ich wünsche desfalls Antwort. Haben Sie nicht Zeit mir zu schreiben, so bitte ich Sie, solches mündlich durch meinen Freund, den ApellationsRath Körner, oder durch meinen Bruder zu thun.

Kann die Revision der aesthetischen Schriften seit Kant nicht etwas Anstand haben bis ich bey Ihnen in Jena seyn werde? — Es würde mir vielleicht dann nicht schwer werden, alle Bücher aus Privatbibliotheken, Lesebibliotheken u. Buchhandlungen zusammenzutreiben: aber ich glaube, man kann sie füglich mit Stillschweigen übergehen.

Die Revision würde ich mit dem ersten aesthet. Aufsatze, oder bald nachher übersenden.

Was ich über Fichte's System zu sagen habe, will ich noch eine Weile reif werden lassen. Ich werde die Form von Briefen wählen.

Am Ende des künftigen Sommers werde ich wahrscheinlich das Vergnügen haben, Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich bitte um eine recht baldige Antwort, und bin in der angenehmen Hoffnung unsre Verbindung wiederhergestellt u. dauerhaft erneuert zu sehen, und mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster

Friedrich Schlegel.

4.

Berlin. Den 26[ten] August. 97.

Theuerster Freund,

Ausser viel Zerstreuungen und Abhaltungen verschiedner Art war auch die Hoffnung u. der Wunsch, meinen ersten Brief mit einem Beytrag für Ihr Journal begleiten zu können, Ursache, dass ich Ihnen nicht eher Nachricht von mir gab. Die Meinigen werden Ihnen gesagt haben, dass ich mich leidlich wohl befinde, u. mich lebhaft an meine wenigen aber theuren Jenaischen Freunde erinnere, unter denen Sie eine so grosse Stelle einnehmen. Ich habe auch alle mögliche Ursache, mein Andenken lebhaft dort zu erhalten, da ich bald genug zurückkehre, um oft an jene Zeit zu denken, aber spät genug, um unter der Zeit etwas vergessen zu werden. Doch

hoffe ich, wird diess bei Ihnen wenigstens u. bei dem theuren Fichte, dem ich nächstens schreibe, nicht der Fall seyn. —

Ich denke Ihnen nächstens den Begriff der Philologie schicken zu können. Ich denke damit eine ziemlich lange Reihe von philosoph. Aufsätzen zu eröffnen, die zusammen eine vollständige Philosophie der Philologie bilden werden, und in die sich alles hineinfügen wird, wovon ich Sie manchmal auf unsern Spatziergängen unterhalten habe. — Mein Vorrath dazu ist sehr angewachsen, u. die letzte Vollendung des ersten Aufsatzes (von dem Sie u. Fichte aber keine strenge Methode fodern müssen, da es nur eine Art von Einleitung seyn soll) wartet nur auf eine Ebbe in meinen Arbeiten fürs Lyceum. — Ich hoffe, dass das Ganze seine Stelle in Ihrem Journal verdienen soll. —

Schellings Lob auf Jakobi ist etwas schaal u. bombastisch. Wenn er so fortführt, so werde ich noch Jakobi besser zu loben versuchen.

Ueberhaupt scheint mirs, als wäre Gefahr vorhanden, Schelling möchte sich aus einander schreiben.

Denken Sie nur, den alten Californier[1]) habe ich noch nicht mit Augen gesehen. Ich halte mich mehr an die angenehme, als an die gelehrte Gesellschaft. Die Philosophie liegt freylich hier im Argen. Doch habe ich einen Prediger Schleyermacher gefunden, der Fichtes Schriften studirt u. das Journal mit einem andern Interesse, als dem der Neugier u. Persönlichkeit liest.

Wenn Sie mich mit einigen Zeilen erfreuen, so theilen Sie mir ja Ihren ganzen Vorrath von Neuigkeiten der philosoph. Literatur mit. — Genz soll nicht die Gans seyn. Gewissheit kann ich Ihnen heute darüber noch nicht geben. Im nächsten Stück der Deutschen Monatsschr. ist ein Aufsatz von Heusinger, der Aufmerksamkeit verdient, versteht sich nur in Rücksicht auf die Tendenz[2]).

Wenn ich nur einmahl wieder die Freude haben könnte, mit Ihnen auf Ihrem Zimmer einen Morgenspatziergang, oder mit Ihnen u. Mad. Döderlein in den Jenaischen Bergen einen Abendspatziergang zu machen, so dürfte ich Sie nicht blos schriftlich um die Fortdauer Ihrer Freundschaft bitten.

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.

Meine herzlichsten Grüsse an Fichte u. meine besten Empfehlungen an Mad. Döderlein.

Adresse aussen:

Herrn Professor Niethammer.

---

1) Nicolai.

2) Von J. H. G. Heusinger brachte die deutsche Monatsschrift (Leipzig, bey Sommer) in den Monaten März, Juni und Juli 1797 und September 1798 eine populäre Darstellung des Kantischen Systems.

5.

Berlin. Den 5ten May. 98.

Ich habe mich sehr gefreut, dass Sie mir letzthin wieder Nachricht von sich gegeben haben, liebster Freund, und auch über die Veranlassung Ihres Briefs; dass Sie mit U.[nger] in Verbindung getreten sind. Wenn er Ihnen auch jetzt, da er durch Ueberladung und weil er sich einigemal übereilt, beynah übertrieben vorsichtig ist, keine besseren Bedingungen gemacht hat, als jeder andere Buchhändler, so werden Sie doch in der Folge gewiss fühlen, wie angenehm es ist, mit einem solchen nicht bloss im strengsten Sinne rechtlichen sondern auch feinen und edeln Manne in Verbindung zu stehn. Besonders da Sie das Gegentheil zu empfinden durch Michaelis so viele Gelegenheit gehabt haben. Sein Comtoir in Strelitz selbst, ist, wie ich so eben höre, auf Befehl der dortigen Kanzley versiegelt. Er hat sich den halben Winter hier herumgetrieben, aber wenig bey mir sehn lassen.

Mein Bruder wird Ihnen in unserm gemeinschaftlichen Namen ein Exempl. vom ersten Stück unsers Athenaeums schon gegeben haben, oder doch bald geben können. Das zweyte Stück werde ich Ihnen selbst schicken, so bald es fertig ist, das heisst, in einigen Wochen. Die Existenz dieses Journals muss mich nebst der Gr.[iechischen] Poesie bey Ihnen so weit diess möglich ist, entschuldigen, wegen meiner Untheilnahme am Philosoph. Journ.[1]) doch bin ich fest entschlossen, den Garve[2]) nicht unrecensirt zu lassen und wenigstens eine meiner Versprechungen an Sie bald zu erfüllen. Die einzige Form, in der ich die strenge Gerechtigkeit mit der Pflicht der Gnade gegen den alten Mann, der den Augenkrebs hat, leidlich zu verbinden weiss, wäre die dialogische.

Gut, dass Sie meiner bey solchen Mitarbeitern wie Hülsen und Schelling nicht sonderlich bedürfen! — Der Brief des ersten hat mir in hohem Grade gefallen. Die letzten Uebersichten von Sch. habe ich in dem Messgedränge noch nicht lesen können.

Der alte Nicolai[3]) hat einmal wieder einige Federn entzweygeschrieben, und sich unter andern auch an mir etwas zu Gute gethan, was ich ihm gern gönne. Sie können denken dass das Journal u. Fichte auch sein Theil bekommt. Beyde werden ihn doch hoffentlich bloss auf dem Umschlage abfertigen? — Werden Sie denn gar nicht in Ihrem Journ. erscheinen? —

---

1) Vgl. Caroline I, 208.

2) Jugendschriften 2, S. VI.

3) Nicolais „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts eines deutschen Philosophen“ 1798. Ueber die Angriffe, welche in demselben gegen das Niethammersche Journal gerichtet sind, vgl. meine Ausgabe „Jugendfreunde Lessings“ S. 302.

Die Uebersendung des Athen. wird mir Gelegenheit geben, Ihnen öfter zu schreiben. Ich fasse mich daher heute nur kurz und bitte Sie und Ihre liebe Frau mich nicht zu vergessen, biss ich Sie künftigen Winter wieder sehe.

Ihr Friedrich Schlegel.

6.

Dresden. Den 6ten Jul. 98.

Für heute, werther Freund, nutze ich nur die Gelegenheit, um Ihnen mit kurzen Worten zu melden, dass ich meinen Bruder hieher begleitet habe, um einen Theil des Sommers hier zuzubringen [1]), und dass ich Sie also bitten muss, die neuen Stücke des philosophischen Journals, denen ich mit grosser Sehnsucht entgegensehe, hieher zu adressiren. Ich habe das Journ. bis zum XIIten Stück 97. inclus. Nun muss doch wohl schon mehr erschienen seyn? —

Wir bitten Sie um die Gefälligkeit, die Exempl. unsers Athenaeums, welche für Jena bestimmt sind, gütigst zu besorgen. In wenigen Tagen werden Sie ein Packet mit den Exemplaren des zweyten Stückes erhalten. Die Note, wie sie zu vertheilen sind, werde ich einlegen.

Ich freue mich sehr, dass Schelling zu Ihnen kommt, da Jena doch einer der Pole meiner Existenz ist, und jeder interessante Mann mehr ist also eine angenehme Aussicht wenigstens für die Zukunft. Aber auch um meines Bruders willen freue ich mich darüber, der ihn in Leipzig persönlich kennen lernen, und ihm sehr geneigt ist.

Ich fürchte nur Ihr werdet mich immer mehr vergessen, je weniger ich in einer so ausgesuchten Gesellschaft vermisst werden kann. Doch hoffe ich meinen alten Platz wenigstens dann wieder zu finden, wenn ich zurückkomme. Diess bitte ich auch Fichte'n nebst den herzlichsten und wärmsten Grüssen zu sagen. Noch eine kleine Bitte. Mein Bruder hat für mich auf die Moral von Fichte praenumerirt u. mir auch das Exempl. vollständig geschickt u. mitgebracht, bis auf die Vorrede, welche bey seiner Abreise noch nicht fertig war. Wollten Sie diese wohl für mich bei der Behörde in meines Bruders Namen fodern und mit der nächsten Sendung des philosophischen Journals an mich befördern?

Meine besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin:

Ganz der Ihrige
Friedrich Schlegel.

Heute kann ich Sie ebenfalls nur in wenigen Zeilen begrüssen — ich behalte es mir vor Ihnen nächstens umständlicher zu schreiben.

Die 6 Ex. vom 2ten St. Athenäum, die wir dem Buchhändler

1) Haym a. a. O. S. 367 f.

aufgetragen haben, Ihnen zu schicken, sind bestimmt 1) für Sie, 2) für Ihre Journalgesellschaft, 3) für Schiller, 4) für Fichte, 5) für Schütz und 6) für Hufeland.

Zu meiner grossen Freude höre ich, dass Schelling nach Jena kommt. Könnte er nicht in unsrer Wohnung das Zimmer unten bewohnen, wo Dr. Meyer gewohnt hat. Es würde uns sehr angenehm seyn, ihn zum Hausgenossen zu haben. Schlagen Sie es ihm doch vor, wenn das Zimmer auf den Winter noch nicht versagt ist[1]).

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Gattin und den Bekannten, die sich meiner erinnern.

Ganz der Ihrige
A. W. Schlegel.

Auch tausend Grüsse von mir. Ihr seyd wohl in baldiger Erwartung des Söhnleins[2]).

## III. Briefe von Friedrich Schlegel an Windischmann.

Mitgetheilt von J. Minor[3]).

1.

Frankfurt, den 4ten September 1818.

Geliebter Freund!

Ich muss meinem vorigen Briefe von gestern nur gleich noch einen zweiten nachschicken. Ich habe so eben eine lange Unterredung mit dem F.[ürsten] M.[etternich] gehabt, und er hat mir gesagt, dass ich noch hier bleiben soll; bis Anfang Oktober, wo er mich nach Wien schicken wird. Diess ändert denn einigermassen meinen gestern gemachten Vorschlag. Denn nachdem in diesen Tagen, so lange der Fürst noch hier ist, ich keines Augenblickes Meister bin, und jeder Augenblick mir kostbar ist, dazu alle Ruhe fehlt, die ich mir doch zu dem Wenigen, (aber Besten) was noch an der Arbeit fehlt, lassen möchte, ich auch besonders mit L. recht gründlich sprechen und Seiner in Ruhe geniessen möchte; so bitte ich dass L. sofern meine Wenigkeit auf die Bestimmung seiner Reise mit Einfluss haben soll, nur erst Dienstag den 7ten, oder auch Montag den 6ten Abends kommen möge. Grüssen Sie ihn übrigens aus ganzem Herzen von mir und lassen Sie mich am bewussten Orte empfohlen seyn. Der F.[ürst] ist sehr gut für mich gesinnt, und was ich heute mit ihm gesprochen, ist doch auch ein Faden, woran

---

1) Erich Schmidt verweist auf Plitt, ans Schellings Leben 1, 228.

2) Die zweite Nachschrift von anderer Hand; wie Erich Schmidt vermuthet, von Carolinens Hand.

3) Die Originale besitze ich selber.

sich viel Gutes knüpfen kann, derselben Art, als jenes für welches der K. so warm fühlt und so königlich denkt. Ich hoffe daher auf Nachsicht; bin übrigens doch mehrentheils fertig.

Ich hätte nun wohl Zeit selbst nach A.[schaffenburg] zu kommen und alles mitzubringen, doch wird vielleicht besser seyn, es nicht zu thun. Ich werde mit L. darüber reden.

Wenn Creuzer etwas über Stransky und seine Familie erfahren hat, so theilen Sie es mir mit. — Ist denn noch keine Entscheidung für Sie da?[1]) — Ich warte mit Sehnsucht darauf.

Herzlich

Ihr Freund

F. S.

2.

Frankfurt, den 18ten September 1818.

Theuerster Freund!

Vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch zuvor, Ihnen und allen den Ihrigen; aus Freundesherzen mit den besten Wünschen zu einem glücklichen Antritt des neuen Lebens dargebracht. Erhalte ich denn nun aber weiter keinen Brief von Ihnen? Ich hatte auch Antwort auf manche Anfrage erwartet. Vergessen Sie auch das wegen des magnetisirten Wassers nicht. —

Ich gehe heute Nachmittag auf den Johannisberg, um mir dort die letzten Befehle des F.[ürsten] M.[etternich] zu hohlen, da er mich auch ungemein gütig dahin eingeladen hat. Persönlich stehe ich sehr gut bey ihm; aber das entscheidet bey weitem für meine Lage noch nicht.

Ich reise nun wohl in wenig Tagen, nicht vor dem 22ten, aber vielleicht auch nicht später, wenigstens nicht viel. Erwünscht wäre mir und Freude gewährend, wenn ich noch hier, noch vor der Abreise, etwas von der Widmung des Gegebenen erführe, ein günstiges Zeichen von K. und ein Wink für das Fernere. Reden Sie desfalls mit L. der meine ganze Freundschaft gewonnen hat, und dem ich nach erhaltenem ersten Lebenszeichen ausführlich schreiben werde. Schreiben auch Sie mir, theuerster Freund, alles über diese Sache, was Sie noch für heilsam und gut finden, mir zu rathen, anzudeuten oder mitzutheilen.

Wegen des obigen Wunsches versteht es sich jedoch, dass mir zwar lieb wäre, noch hier ein erstes günstiges Wort zu erhalten. Aber auf keine Weise darf man sich beeilen oder drängen, um es zu erhalten. Doch darin verlasse ich mich ganz auf L.s ungemeine Klugheit. Der Brief kann von L. oder Ihnen, wer mir immer schreibt, nur grade hieher an mich gesandt werden; es ist kein Bedenken dabey.

1) Windischmann wurde im Jahre 1818 nach Bonn berufen; s. Nr. 2.

Mein Bruder war in Coblenz[1]), und dort muss es sich nun entschieden haben, ob er nach Berlin muss, oder nach Bonn geht, was er sehr wünscht und weit vorzieht. Ich hoffe es auch, habe aber noch keine Nachricht von ihm; ich habe ihm viel von Ihnen erzählt. Herzliche Grüsse an alle die Ihrigen.

Ihr Freund
Schl.

Bis jetzt ist meine Absicht, über Stuttgart zu reisen; sollte ich aber doch über Aschaffenburg gehn, so werde ich trachten bey Tage zu kommen und zeige es Ihnen vorher an[2]).

3.

Wien, den 17ten Juny 1820.

Innigst geliebter Freund!

Es giebt Begebenheiten und Epochen im menschlichen Leben, welche sich der Mittheilung durch die Rede, wenigstens die schriftliche, gänzlich entziehen; und wo das Wort selbst auf der Lippe erstirbt, und stumm in die Brust zurückkehrt; geschweige denn dass es in freundlicher und glücklicher Beweglichkeit an der weithin leitenden Feder leicht dahin gleiten könnte. Und so war es denn auch seit $^3/_4$ Jahren mit mir der Fall, der leidenvollsten Epoche meines Lebens, die ich je in Erfahrung gebracht habe, so dass mir dagegen die Bedrängungen des in Deiner Nähe verlebten Sommers 1818 wie ein heitres Gewitter im schönsten Frühlinge in der Erinnerung stehen. Entschuldige daher mein Stillschweigen oder vielmehr bedaure mich desfalls; ungeachtet ich mir oft gewünscht habe, grade mit Dir eine Stunde reden zu können, was mir einen grossen Trost gegeben haben würde.

Viel kann ich Dir jetzt auch noch nicht sagen. Also nur im Allgemeinen so viel. Meine Lage ist immer noch eben so zweifelhaft, unbefriedigend, recht eigentlich widersinnig, bedrückt und sorgenvoll wie vor 2 Jahren, dass ich sogar verlegen seyn würde, um hinreichend triftige Vernunftgründe aufzufinden, dieses Erwarten ohne Erwartung noch länger fortzusetzen; wenn nicht der Krankheitszustand meiner Frau als eine Art von Gottesurtheil dazwischen getreten wäre, wobey alle Vernunftgründe aufhören. Ich beschäftigte mich mit Planen, auf längere Zeit nach Rom zu meiner Frau zurück-

1) Nach der Hochzeit mit Sophie Paulus reiste Wilhelm Schlegel, ohne die Gattin, nach Frankfurt, Coblenz und Bonn, um beim Minister v. Hardenberg die Entscheidung für Bonn zu erwirken, was auch gelang. Görresbriefe 3, 336.

2) November 1818 ist Schlegel wieder in Wien.

zukehren, wozu Aussicht schien, es ausführen zu können[1]), da Bucholtz Anfang dieses Jahres nach Italien ging und schon hatte ich um den Urlaub angefragt, der eben keine Schwierigkeiten gehabt haben würde. Allein jetzt entschieden die Aerzte, sowohl hier als dort, dass meine Frau Rom und Italien durchaus sobald als möglich verlassen müsse. Sie war die ersten 5/4 Jahre in Italien gesünder als sie je seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist. Der vorige heisse Sommer aber, da sie aus Furcht vor den Räubern und andrer Umstände wegen nicht aufs Land gehen konnte, und in Rom blieb, hat sie überwältigt; es folgte ein harter Fieberanfall mit Leberzufällen vermischt und als Leberkrankheit charakterisirt, nach dem andern. Sie war fast den ganzen Winter krank und noch zu Ostern hatte sie einen harten Anfall. Endlich hat sie sich doch so weit erhohlt, dass sie am 27ten März Rom verlassen konnte, und zwar macht sie die Rückreise mit Bucholtz, was ich als ein grosses Glück mit Dank gegen die Vorsehung erkenne. Ich hoffe sie nun in 14 Tagen hier zu sehen; jetzt wird sie in Mayland seyn, und die Reise war ihr sehr wohl bekommen. Könnte ich sie nur auch in einer gründlich befriedigten Lage und dauerhaften häuslichen Einrichtung erwarten und empfangen. So ist meine Freude nur halb und gestört, da noch keine meiner Erwartungen in Erfüllung gegangen ist. — Das einzige, was mir diese peinliche Lage und den hiesigen Aufenthalt versüsst und mir bis jetzt gelungen, ist die nun endlich doch zu Stande gekommene — Concordia[2]), die ich Dir hiemit ans Herz lege und Dich als Freund meiner und der Sache selbst, aus allen Kräften und von ganzer Seele dazu einlade. Die Ankündigung wirst Du wohl verstehen, nämlich wie sie im Innersten gemeynt ist; und ich hoffe auch alles übrige soll grade so fest stehen und hingestellt werden, wie es jetzt seyn muss. Auf Dich ist ganz vorzüglich mit dabey gerechnet, und ich kann wohl sagen, dass es mit im Vertrauen auf Deine Hülfe geschehen ist, wenn ich es endlich mit frischem Muth darauf gewagt habe. Was ich von Dir wünsche, kannst Du leicht selbst wissen; Philosophie überhaupt, vorzüglich aber auch Naturphilosophie, da es vorzüglich solchen mit aller Naturwissenschaft vertrauten, katholischen Drabava wie Dir, obliegt, „Christum in der Natur", so wie es jetzt

---

1) Dorothea lebte seit April 1818 bei ihren Söhnen Veit in Rom. Schlegel war 1819 gleichfalls dort. In der zweiten Hälfte 1820 kam Dorothea zurück und verbrachte den folgenden Winter kränkelnd. Auch Friedrich war melancholisch und schrieb nicht einmal an seinen Bruder Wilhelm.

2) Schlegels „Concordia" erschien 1820—1823 in 6 Heften. „Signatur des Zeitalters" ist der erste Artikel überschrieben, der das ganze erste Heft füllt. Windischmann hat nichts beigesteuert.

an der Zeit ist, zu verkündigen und auch mir von dieser Seite unter die Arme zu greifen. — Ich selbst behalte mir besonders die rein philosophisch und historischphilosophische Parthie vor; das beste, was ich gebe, ist eine — „Signatur des Zeitalters". — Uebrigens aber ist mir auch **alles** andre, was Du mir geben willst, willkommen, wie sich von selbst versteht. So weit es Deine Lage erlaubt, theile mir auch alles mit über den gegenwärtigen Stand der katholischen Sache in dortiger und der benachbarten Gegend. Von hier aus will ich das Gleiche Dir ein andermal berichten. — Noch will ich bemerken, dass da das Journal sehr wohlfeil verkauft wird, ich für jetzt nicht mehr als 5 Ducaten für den Bogen für Dich werde bestimmen können; wenigstens noch nicht gewiss weiss, ob ich das Honorar auf 6 D.[ucaten] werde erhöhen können. — Je eher Du etwas schicken kannst, je lieber ist es mir. Vor allem aber, vergilt mir nicht gleiches mit gleichem und antworte mir gleich. Von nun an, und besonders, wenn Du Dich der Concordia annimmst, wirst Du keinen trägen Briefschreiber an mir finden; darauf kannst Du Dich verlassen, und wollen wir von nun an, recht lebhaft und in beständigem Verkehr [und] freundschaftlicher Mittheilung bleiben.

Durch die Bundesgesandtschaft-Gelegenheit über Frankfurt wirst Du nächstens ein Packet mit gedruckten Sachen erhalten; verschiedenes was ich hier in einem religiösen Journal[1]) den Winter geschrieben und auch ein Exemplar der Recension über Rhode etc. So traurig auch der Winter für mich war, so habe ich doch manches gearbeitet, und zwar alles in dieser neuen Art, auf dem jetzigen Wege meiner eigentlichen Bestimmung. Wilhelmen schicke ich auch nächstens auf dem gleichen Wege ein langes Gedicht. Sage ihm indessen meinen innigsten Dank für seine beyden Briefe, die mir die grösste Freude gemacht haben, so wohl wegen der guten Nachrichten, als dass er so brüderlichen Antheil an mir nimmt. Er soll nur heute noch Geduld haben; theile ihm alles obige meine Lage betreffende mit. Den nächsten Posttag, wo ich ihm schreibe, kann ich dann vielleicht auch etwas näheres über die Ankunft meiner Frau melden; so wie auch noch einiges weitere über die Concordia.

Empfiel mich mit den herzlichsten Grüssen Deiner lieben Frau und allen den Deinigen. Wenn ich meiner Fantasie recht etwas zu Gute thun will, so denke ich mir, wie ich bey Euch war, und ob es mir wohl noch einmal so gut werden wird, wieder einige Wochen unter Euch und in Deiner Familie, die ich so ganz liebe und mich

---

1) Die Recension über Rhode (Werke VIII, 201 ff.) ist in den Wiener Jahrbüchern gedruckt. Sonst ist mir aus dieser Zeit ausser der „Concordia" nur die Abhandlung „über die deutsche Kunstausstellung in Rom im Jahre 1819" (Werke VIII, 155) bekannt. Das „religiöse Journal" kenne ich auch noch nicht.

da zu Hause fühle, zu verleben. Noch ganz insbesondre bitte ich meinen Liebling, die weise Mimi zu grüssen.

Euch beyde, meine Freunde, Dich und Wilhelm, bitte ich bey allem, was dort sich begiebt und gestaltet oder für das weitere anlässt, auch an mich zu denken und ein wachsames Auge auf jede Möglichkeit, die mir günstig seyn könnte, zu behalten. Denn wie wohl ich nun den Anker der Concordia glücklich hier ausgeworfen habe, so ist es doch noch kein Hafen, in den ich eingelaufen bin. Merke das ja wohl, und rede auch mit W. darüber.

Gott beschütze Dich und die Deinigen. Ich umarme Dich von Herzensgrunde als

Dein Dich liebender Freund
Friedrich Schl.

Gieb mir ausführliche Nachricht, wie es jetzt mit Deinen Augen geht?

4.

Wien, den 23ten April 1823.

Geliebter Freund und Bruder in Christo! — Ich bitte Dich, nimm niemahls mein Stillschweigen oder das Briefschweigen zum Massstabe meiner Freundschaft. Ich empfinde recht oft ein sehnliches Verlangen, Dich wieder zu sehen, und würde mich glücklich fühlen, mich einmal ganz von Herzen mit Dir aussprechen zu können. Besonders in der letzten Zeit hat mich der Wunsch danach oft lebhaft ergriffen. Ich habe seit diesen letzten Jahren der Trennung zu vieles erlebt, erlernt und erfahren, als dass mir auch nur der Gedanke kommen könnte, diese neue Welt, in welche mich der Strom des Lebens geführt hat, in einem kurzen Briefe eröffnen zu wollen, wo man sich über so vieles nicht aussprechen darf und schwer verständlich machen kann.

Ich war in der letzten Zeit sehr fleissig; acht Bände meiner Werke[1]) sind nun fertig; ich rücke der philosophischen Abtheilung schon näher, für welche mir Deine Theilnahme und Beurtheilung vorzüglich werth und wichtig seyn wird. Ich wünschte indessen wohl, dass Du in den beyden ersten Bänden von der Litteratur, die Zusätze über die indische Philosophie, über das alte Testament, die Bibel überhaupt, die Reformation und neueste Zeit am Schluss, aufmerksam lesen und mir Deine Meynung gelegentlich darüber sagen möchtest, was mir sehr zur Aufmunterung und Benutzung für die folgenden Bände dienen könnte.

Sehr gefreut habe ich mich über alles, was ich von Dir und Deinen Kindern von mehreren Seiten her gehört habe; Gott segne Dich ferner in allen den Deinigen. Die letzten, mir sehr erfreulichen

1) Seit 1821 beschäftigte Schlegel die Herausgabe seiner Schriften.

Nachrichten von Dir, welche mir ausser denen von A.[ugust] W.[ilhelm] zugekommen, waren die in Deinem Briefe vom 10$^{ten}$ Febr. an F. Hoh.[1]) enthaltenen, welchen er mir ganz zu lesen gab. Hier wäre nun Anlass, vieles zu reden, aber wie viel ich auch sagen möchte, es würde immer noch mehreres übrig bleiben, um es schweigend zu verwahren. Denn dieses war nun seit einem Jahre ein grosser Theil meines Lebens; eine Erfahrung, aus der ich unendlich viel erlernt habe, die mir aber eine tiefe Wunde und Quelle nie versiegender Schmerzen in der Seele zurückgelassen hat. Leicht, wie der Sohn Isai, als Hirtenknabe, kommen wir über den Jordan dahingeschritten, und was früher nicht recht gewesen seyn mochte, war wieder bedeckt und schon versöhnt für diese neue Bahn und Stufe des Guten und göttlicher Widmung. Alles liess sich zu der herrlichsten Hoffnung an, in überströmender Fülle kamen die Gnaden zugeflossen — bis die Höhe erreicht war; aber schnell war der Uebergang, und desto schmerzlicher der Fall. Mehr kann ich jetzt nicht sagen; es ist mir in zweifacher Hinsicht das Geheimniss klar geworden, wie verschwenderisch Gott die Seinigen mit Gnaden überhäuft, nämlich diejenigen, welche er für seine ausserordentlichen Wege bestimmt hat, und welche Unzahl, welches Uebermass von Gnaden verlohren gehn durch die Schuld der Menschen, verschüttet und zerstreut werden! Es ist dieses der traurigste Winter meines Lebens gewesen; indessen war mir aber doch wunderbar geholfen, so dass ich mehr gearbeitet habe, als je, mehr vielleicht als in drey andern Wintern[2]). — Ueber das Alles müssten wir einmal Tagelang in irgend einer stillen Waldeinsamkeit reden können. — Herzlich würde ich mich freuen den M. Mich. kennen zu lernen; ich gehe in allen Dingen gern zur Quelle (die für den andern freylich nur erste Staffel seyn sollte) und ich denke ihn mir wenigstens von Seiten des gleicherweise erfahrnen Undanks, als nah verwandt mit mir, und auch mich angehend; so dass der Gedanke an ihn etwas rührendes für mich hat.

[Zacharias] Wern.[er] habe ich die letzte Zeit seines Lebens weniger gesehen; er war müde, und fühlte sich selbst zu Ende gehen. Er hat aber bis auf den letzten Augenblick mit dem gewohnten Eifer fort gepredigt, und sein Tod ist sehr sanft gewesen; sein Blick und Gesicht, als Leichnam, war so ruhig, wie ich ihn nie im Leben gesehen. Er hat die Redemptoristen zu Erben eingesetzt, deren Haus er jedoch kurz vorher wieder verlassen hatte; und hat auch sonst in seinem Nachlass alles sehr gerecht und verständig eingerichtet.

1) Fürst Hohenlohe?

2) Die Arbeit bezieht sich hauptsächlich auf die Umarbeitung der Werke und die „Concordia". Sonst hat Schlegel nur den Aufsatz über die heilige Cäcilia von Ludwig Schnorr geschrieben (Werke VI, 239 ff.).

Ich habe nun eine besondere Bitte an Dich, geliebter Freund! Ich wünschte nämlich grade von einem so denkenden und so klar und richtig in katholischen Dingen urtheilenden Manne, wie Du, eine genaue und bestimmte Nachricht, von dem neuerdings zu Kölln errichteten Institut der Soeurs grises oder Barmherzigen Schwestern zu haben; woran mir ganz besonders gelegen ist, so dass Du mir um so mehr einen wahren Freundschaftsdienst erzeigen wirst, je baldigere und je ausführlichere Antwort Du mir geben wirst über diesen Punkt meiner Anfrage. Schreibe mir also, wie lange dieses Institut besteht, wie viele ihrer sind, ob sie Novizen haben und wie viele, ob sie alle Deutscher Geburt und aus den dortigen Provinzen, oder ob auch Fremde darunter sind; welchen Werken der Wohlthätigkeit sie sich widmen, vorzüglich aber von welchem Geiste sie beseelt, und ob sie wahrhaft nützlich in christlicher Thätigkeit wirksam sind, unter wessen geistlicher Leitung sie stehen, und wie die Geistliche Behörde sich gegen sie benimmt, wie das Publikum und Volk über sie urtheilt und ob sie bey diesem geachtet sind, ob sie auch von der Regierung gern gesehen, geschützt und reell unterstützt werden. Auch persönlich, ob sie mehrentheils bloss von gemeinem Stande, oder ob auch Personen von Erziehung darunter sind. — Ich muss hiebey immer noch an unsre gute Marie Alberti denken, welche wie Du weisst, als Soeur grise zu Münster gestorben ist. — Alle diese, so wie auch die Fragen, welche Dir selbst etwa noch ausserdem einfallen, bitte ich Dich mir gründlich zu beantworten, wofür ich Dir sehr dankbar seyn werde, und der Erfüllung meiner Bitte mit Erwartung entgegensehe. — Vergilt mir also in dieser Hinsicht nicht gleiches mit gleichem, und lass mich bald von Dir hören. — Ich werde indessen fortfahren, fleissig zu arbeiten, damit ich baldigst bis zum XII[ten] Band meiner Werke gelange. Wenn ich nur nicht so sehr dabey angespannt wäre, so möchte ich auch gern einmal einige Blätter, für sich bestehend, in die Welt schicken, über einiges, was Du wohl als Semina und Fermenta der Zukunft in den ersten zwey Bänden der neu bearbeiteten Litt.[eratur] hier und [da] bemerkt haben wirst, ich möchte es Aphorismen über die siderische Anschauung nennen. — Es muss aber noch unter uns bleiben. — Meine Frau ist wohl abwechselnd leidend in der Gesundheit, doch geht es im Ganzen ziemlich gut. Die herzlichsten Grüsse an alle die Deinigen, Frau und Kinder, besonders auch meine liebe Mimi.

F. S.

Eugen Wolff, Karl Gotthelf Lessing. Berlin, Weidmann, 1886.

Von Lessings Familie haben seither sein Bruder Theophilus, der älteste nach ihm, und seine Frau Eva Monographien erhalten. Es war billig und zu erwarten, dass auch der bedeutend jüngere, aber doch seinem grossen Bruder in seiner ganzen Geistesrichtung ähnlichste, als Schriftsteller neben jenem öfter genannte, längere Zeit mit ihm persönlich und immer brieflich verkehrende Karl, der nach des grossen Bruders Tode sein Biograph und der liebevolle Herausgeber seiner Schriften wurde, eine Monographie erhielt. Dies ist in vorliegender Schrift in anständiger, angemessener und würdiger Weise geschehen. Und zwar fasst dieselbe naturgemäss ihren Helden von zwei Seiten gleich eingehend ins Auge: sie berücksichtigt Karl Lessing ebenso als Schriftsteller auf den Spuren seines Bruders — er hatte sich bekanntlich wie dieser besonders der dramatischen Thätigkeit gewidmet — wie als schriftstellerischen Herold der geistigen Thätigkeit Gottholds. Sie ist eine zum Behuf der Erlangung der Jenaischen Doctorwürde verfasste Dissertation und zeugt für das demnach vorauszusetzende jugendliche Alter des Verfassers von ziemlicher Belesenheit und massvollem, besonnenem Urtheil. Eine Quelle für die Biographie hat er übrigens weder gekannt noch benutzt: Kreyssigs Afraner-Album, Meissen, 1876. Dort würde er seine Vermuthung auf S. 6 bestätigt gefunden haben. Karl Lessing besuchte die Fürstenschule zu Meissen vom 26. Mai 1756 bis 3. Mai 1761. Das Verhältniss von Fechners und meiner Thätigkeit bei der Herausgabe unbekannter dramatischer Entwürfe und Fragmente G. Lessings in Hempels Lessing stellt sich der Verfasser nicht ganz richtig vor. S. 76, l. Z. wollte er wol „am Rasenden Hercules" schreiben statt: „am Rasenden Roland". S. 28 weist der Verfasser zuerst eine Recension von H. L. Wagners „Kindermörderin" im „Berlinischen litterarischen Wochenblatt" von 1776 (II S. 153 ff.) als von Karl Lessing herrührend nach (vgl. Schmidt, H. L. Wagner, 2. Aufl. S. 135, Anm. 64). Dagegen kann ich sein Urtheil über Richardson (S. 70) nicht unterschreiben: „Richardsons Romane sind trotz ihrer moralisierenden Tendenz gefahrdrohend unsittlich, seine Heldinnen leben und sterben voll inbrünstiger Liebe zu ihren gewissenlosen Verführern." Das ist der Eindruck durchaus nicht, den

die „Pamela“ und die „Clarissa“ auf mich gemacht haben: ich halte sie für durchaus sittlich. Das sind aber auch alle Ausstellungen, die ich an der vorliegenden Schrift zu machen habe, und ich wünsche, dass der Verfasser seine Studien auch ferner dem fruchtbaren Gebiete unserer deutschen Litteratur zuwenden möge.

Robert Boxberger.

---

# Miscellen.

## 1.

## Ein Dichterdiplom Johann Rists.

Im Programm des Gymnasiums zu Burg vom Jahre 1866 hat O. Frick ein Diplom veröffentlicht, in welchem der Hofpfalzgraf und Pastor zu Wedel Johann Rist unter dem 24. April 1665 dem Rector der Havelberger Domschule Georg Strubius die Würde eines gekrönten Dichters ertheilt[1]). Aus zwei ebenfalls mitgetheilten Briefen Rists erhellt, dass diese ganze Angelegenheit recht geschäftsmässig betrieben wurde. Ein Freund des Candidaten, der Handelsmann Johann Becker in Havelberg, trägt dessen Begehren brieflich Rist vor, und dieser ist auch gern bereit, die Dichterkrone zu ertheilen, nachdem er die beigelegten Poemata Strubes „Abends spät etwas durchgelauffen“, wenn ihm Strube acht Thaler übersende, „welche ganz und gar auf das Diploma gehen, also daß ich pro labore keinen Heller bekomme“. Doch stellt er es in die Discretion des gekrönten, ob derselbe seine Dankbarkeit mit einem Fässlein des stärkesten Havelberger Biers, „welches gar leicht zu Wasser auf Hamburg kann gebracht werden“, sehen lassen wolle. Zugleich verheisst er, ihn später in den 1660 gestifteten Elbischen Schwanenorden aufzunehmen, was auch, wie aus Candorins [= Conrad von Höveln] Zimber-Swan 1667 S. 241 (Musophilus = Georg Strubius) hervorgeht, wirklich geschehen ist. Eine kleine Ergänzung zu Fricks Veröffentlichung vermag ich zu bieten, nachdem mir durch die Güte des Herrn Schulvorstehers F. Budczies in Berlin ein andres, zwei Monate früher von Rist ausgestelltes Diplom, welches sich im Besitze des Herrn Rechnungsrathes F. Warnecke befindet, zugänglich geworden ist. Es enthält die von Wedel an der Elbe am 20. Februar

1) Bei Goedeke, Grundriss² 3, 79—87 fehlt die Schrift Fricks. Th. Hansen hat in seinem heutigen Ansprüchen nicht genügenden Buche über Johann Rist und seine Zeit 1872 S. 176--182 ihren Inhalt wiederholt.

1665 datierte Bestallung des kurfürstlich brandenburgischen Gerichtsverwesers, späteren Bürgermeisters zu Cremmen, Johannes Grüwel (1638—1710), der sich als Chronist und Verfasser einer Poetik und verschiedener recht mittelmässiger Gedichte einen Namen gemacht hat[1]), zum kaiserlichen Notar und zugleich zum Poeta laureatus. Da bei der Belehnung mit dem ersteren Amte der Candidat persönlich erscheinen musste, um den Notareid zu leisten und dann Pitschierring, Schreibzeug, Federn und Papier mit eigenen Händen zu empfangen, so geschah auch die Dichterkrönung, für welche Grüwel eine Empfehlung des Brandenburger Rectors Balthasar Kindermann, im Schwanenorden Kurandor genannt, mitbrachte, in feierlicherer Weise als in dem oben erwähnten Falle, im Beisein mehrerer angesehener Personen. Der Aufnahme in den Elbschwanenorden ist Grüwel, obwol im Diplome ihrer nicht gedacht wird, so wenig wie Strube entgangen; denn 1667 führt ihn der oben genannte Candorin unter dem Ordensnamen Laureander auf.

Das Diplom ist bis auf das fehlende „grosse Hoff-Pfaltzgräfliche Siegel", welches an einer grünen Schnur befestigt war, wol erhalten. In einem mit Goldarabesken und den Worten „Halt im Gedechtnisz Jesum Christum" verzierten braunen Lederband in Quart befinden sich die zehn Pergamentblätter mit der Urkunde. Voran geht ein Papierblatt mit Rists Wappen in Kupferstich[2]) und ein gleiches mit Grüwels Wappen, einem Herzen, folgt; das letztere Wappen ist auch in einem kleineren Kupferstiche wiederholt. Der Wortlaut stimmt, abgesehen von den Personalien und von der die Mitte des Documents einnehmenden Bestallung zum Notar, völlig mit dem von Frick abgedruckten Diplome überein und kann daher zur Ergänzung des verloren gegangenen Anfanges des letzteren benutzt werden. Ich lasse also zum Schlusse die bei Frick fehlenden Worte folgen:

„Ich Johannes Rist, bestalter Königlicher Prediger zu Wedel an der Elbe, dero Römischen Kaiserlichen Maiestätt verordneter Pfaltz vnd Hoffgrafe, auch von Deroselben Kaiserlichem Hofe aus Edelgekröhnter Poet, den auch Fürstlicher Meklenburgischer geheimer und Consistorial Raht, Bekenne hiermit öffentlich und mache

1) Adelung zu Jöcher 2, 1634. Lücke im Cremmener Wochenblatt 1884 Nr. 34 und 35 (30. April und 3. Mai). Zarncke, Berichte d. sächs. Ges. d. Wiss. 1887, 60 und 72. Korrespondenzblatt des Ver. f. nd. Sprachforschung 11, 66 und 83. G. G. Küster, Collectio opusculorum hist. Marchicam illustr. Stück 16—17, 1—44 (1734). Grüwels Cremmische Schaubüne auf der kgl. Bibliothek zu Berlin: Mscr. boruss. quart 54 und Mscr. germ. quart 93. Seine Brandenburgische Bienenkunst erschien noch Berlin 1719 (nicht 1709) und 1773.

2) Ein gevierteter Schild, in dem der 1. und 4. Platz Halbmond und Stern, der 2. und 3. einen Schwan zeigen. *„M. Bülck Hamb. sc."*

Kund und zu wissen Jedermenniglich, das demnach der Aller Durchlauchtigster Großmächtigster vnd unüberwindlichster Fürst vnd Herr, Herr FERDINAND der Dritte, Erwehleter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böhaim, Dalmatienn, Kroatien vnd Schlavonien König, Ertz-Hertzog zu Österreich, Hertzog zu Burgund, zu Braband, zu Steier, zu Kärnten, zu Krain, zu Lützenburg, zu Wyrtenberg, Ober- und Nieder Schlesien, Fürst zu Schwaben, Marggrave des Heiligen Römischen Reichs zu Burgou, zu Mähren, Ober und Nieder Laußnitz, Gefürsteter [Grafe zu Habsburg, . . .]."

Berlin. Johannes Bolte.

2.

## Zur Kunst über alle Künste (1672).

Von der deutschen Bearbeitung von Shakespeares *„The Taming of the Shrew"*, welche Reinhold Köhler 1864 in musterhafter Weise neu herausgegeben hat, sind bisher drei Exemplare bekannt, von denen die in den öffentlichen Bibliotheken zu Weimar und Dresden befindlichen völlig mit einander übereinstimmen, während das bei A. Cohn, Shakespeare in Germany 1865 S. CXXIV und bei R. Köhler, Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 1, 417 (1865) beschriebene Exemplar der Wiener Hofbibliothek ein Blatt weniger enthält und auch sonst in Kleinigkeiten, doch nicht im Titelblatt, von der andern Ausgabe abweicht. Ein viertes Exemplar, das ich auf der Landesbibliothek zu Cassel (Fab. Roman. Duodez 114) fand, stimmt mit dem Wiener in der Seitenzahl (238, von denen die letzte unpaginiert ist und die sieben vorgehenden irrthümlicher Weise 331—337 bezeichnet sind) überein, hat aber noch einen dem eigentlichen Titelblatt voraufgehenden Kupfertitel. Derselbe stellt einen Ausblick aus einem Thore auf eine Pappelallee dar, durch welche ein Reisewagen fährt. Oben darüber sieht man einen von einer nackten Frau und einem Totengerippe gehaltenen Kranz, in welchem die Worte stehen: „Die | Wieder | komende | *ANGELI* | *CA*." Völlig unklar ist mir die Bedeutung dieser Darstellung und ihr Zusammenhang mit dem Inhalte des Stückes. Ich bemerke jedoch, dass das Kupferblatt nicht etwa aus einem andern Werke entnommen und hier eingeklebt ist, sondern mit dem 12. Blatt (S. 23—24) zusammenhängt.

Leider ist der geistvolle und gelehrte Verfasser der Kunst über alle Künste, welcher wol in Hessen oder in der Rheinpfalz gesucht werden muss, noch nicht ermittelt. Ueber die von ihm für das angehängte „singende Possenspiel" benutzte Vorlage behalte mir vor gelegentlich zu handeln.

Berlin. Johannes Bolte.

3.

## Zu Herders Gedicht „Dem jungen Baron Budberg“.

In der Handschriftensammlung, die Anton Georg Bosse (geb. 1792, gest. 1860), Pastor zu Wolfahrt in Livland, angelegt hat und die sich gegenwärtig im Besitze des Autographensammlers Paia von Petrovič in Mitau befindet, der mit bereitwilligster Liebenswürdigkeit mir den Einblick in dieselbe und die Benutzung gestattet hat, findet sich unter anderen interessanten Briefen und Aufzeichnungen das Gedicht Herders, das in dessen Werken Hempelsche Ausgabe I, 251 unter dem Titel: „Dem jungen Baron Budberg“ abgedruckt ist. — Herder selbst gibt an, dass er es „in ein Exemplar der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter“ von Meinhard eingetragen habe. Nicht unmöglich ist es, dass das Blatt der Handschriftensammlung das Original ist, die Handschrift des Dichters ist unverkennbar; auf dem Blatte hat Pastor Bosse vermerkt: „vom General-Superintendenten Sonntag erhalten“. In Bezug auf den Text zeigt sich die Abweichung, dass der Schluss nicht, wie in der Hempelschen Ausgabe,

> Und noch Dir Deine Zeit und Deine Jugendfreuden
> Und Deine Muse selbst fast — mag beneiden!

lautet, sondern:

> und noch Dir Deine Zeit und Deine Jugendfreuden
> und Deine Musen, selbst mag — fast beneiden!

Fellin. Th. von Riekhoff.

---

4.

## Aus einem Briefe Karl Bertuchs an Böttiger.

Mitgetheilt nach dem im Besitze der Dresdener Bibliothek vorhandenen Original.

„Goethe denkt bald nach Carlsbad zu reisen. Letzthin war er göttlich bei M[de] Schopenhauer, wo er über Schillers Cyclus Wallenstein sprach, welcher heute und den Sonnabend gegeben wird. »Freilich«, sagte er unter anderm, »verlautet jetzt von dem guten Schiller, dass er kein Dichter sey (dieses predigt Passow seinen Primanern, und stand 2 Schritte von Gthe) doch wir haben da so unsere eigene Meinung darüber.« Mit dreimal caustischer Lauge sprach er scherzend über die poetische Anarchie, wo der neueste Dichter zum grössten ausgerufen werde, und kam auf die Landshuter Erklärung (von Ast?) dass Friedrich Schlegel zum

Herkules unter den Dichtern proklamirt sey — und jetzt anstatt mit dem Schlegel, mit der Keule herumwandle, an der als Excrescenz auch ein Aestchen bemerkbar sey, etc. etc. Kurz G. documentirte hier so ganz seine hohe Meisterschaft, und liess einmal hell sehen, wie er über die Alfanzereyen der Zeit eigentlich denkt. Wenn er doch öfters und auch öffentlich darinn wetterte, damit dem Unfug etwas gesteuert werde. — Phöbus Apollo erhalte uns noch lang die wenigen ältern Stammherrn unserer Literatur, die mit jeden Peitschenhiebe die wahren bösen Stellen des literarischen Körpers zu treffen wissen. Doch das über Goethe gesagte entre nous ..... Weimar d. 21. April 1808."

Paul Emil Richter.

---

5.

## Der Verfasser des Firlifimini.

Bernhard Seuffert hat in der Anzeige, welche er Ludwig Geigers Schriftchen „Firlifimini und andere Curiosa" (Berlin 1885) in der „Deutschen Litteraturzeitung" (6. Jahrg. Nr. 43 Sp. 1517 f.) gewidmet hat, auf eine Stelle in Böttigers „Litterarischen Zuständen und Zeitgenossen" (I S. 153) aufmerksam gemacht, in der Friedrich Schulz (geb. zu Magdeburg am 1. Jan. n. St. 1762, gest. zu Mitau am 27. Sept. a. St. 1798) „sicher mit Grund" als Verfasser des „Firlifimini" bezeichnet werde. Wie richtig Böttigers Angabe und ihre Beurtheilung durch Seuffert ist, ergibt der Artikel Friedrich Schulz in v. Reckes und Napierskys Allgemeinem Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland (Bd. 4 1832 S. 145 ff.), worin man ein von Schulz selbst geschriebenes Verzeichniss der von ihm verfassten Bücher abgedruckt findet, in welchem in der That auch der Titel „Firlifimini. Dessau 1784" erscheint. Durch die damit festgestellte Thatsache, dass Friedrich Schulz in einer Periode seines Lebens, während welcher er nicht viel mehr als ein jugendlicher Penny a liner war, den Roman „Leben und Todt des Dichters Firlifimini" geschrieben hat, wird freilich die litteraturgeschichtliche Bedeutung dieses von Geiger in seinen wesentlichsten Theilen neu veröffentlichten Buches nur vermindert, nicht vermehrt.

## Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 9 S. 504 Z. 17. Für „diesmal(?)“ l. „dann“.

Bd. 10 S. 220 ff. (Zu Schillers Balladen.) — S. 221: „des Jenaischen Schlosses, in welchem letzteren Schiller bekanntlich eine Zeit lang seine Wohnung hatte“ ist, wie mich Düntzer freundlichst belehrt, unrichtig; die an dem Nebengebäude des Schlosses angebrachte Gedenktafel hatte mich zu diesem Irrthum verleitet. — S. 225 unten: Wie ich leider jetzt erst sehe, ist Goedeke gleichfalls die bewusste Stelle im Briefwechsel aufgefallen, und er verwerthet sie für eine Wahrscheinlichmachung der Quelle von Goethes „Gott und Bajadere“ (Grundriss I, 822 Anmkg.). — S. 226 oben: „Goethe gerade in jenen Jahren mit der Katalogisierung der Jenaischen Bibliothek eifrig beschäftigt“ ist in dieser Fassung zu viel gesagt, wie mich Düntzer belehrt; denn Schnausse starb erst 1797 und die Bibliotheksangelegenheiten beschäftigten Goethe ernstlich erst nach Büttners Tode (1801). Ich hatte folgende Stelle des Briefwechsels im Auge: „Ich fange nun schon an, mich dergestalt an mein einsames Schloss- und Bibliothekwesen zu gewöhnen, dass ich mich kaum herausreissen kann und meine Tage neben den Büttnerschen Laren, zwar unbemerkt, aber doch nicht ganz ungenutzt verstreichen“ (Goethes Brief vom 23. Mai 1797). — S. 228: „oder vielmehr dessen deutsche Bearbeitung . . als der Fundort des Balladenstoffes.“ Düntzer bestreitet das letztere. — Bd. 11 S. 557 (Zu Langbeins Schwänken): Der Schwank „Stille Rache“ ist eine Nachbildung der dritten Novelle des Heptameron der Marguerite de Navarre, wo die Geschichte erzählt wird von Alfonso V. König von Aragonien (1442 König von Neapel). Die von dem Edelmann über die Thüre seines Hauses gesetzte Inschrift lautet in Langbeins Vorlage:

Io porto le corna ci ascun lo vede;
Ma talle porta chi no le crede.

Hermann Ullrich.

Bd. 15 S. 20. Inzwischen ist mir noch eine kurze Bearbeitung der Sage von Eginhard und Emma bekannt geworden, die sich ein Volkslied nennt, aber offenbar sehr jungen Datums ist. Es wird darin nur der zweite Theil der Sage behandelt.

Als Kaiser Karl auf weitem Zuge
In niedrer Herberg kehrte ein,
Trat schwanenweiss mit Schürz und Tuche
Zu ihm die Wirthin jung und fein.

„Dies wurde, Herr, für Euch gefangen",
Sprach sie, und setzte auf den Tisch
Mit schüchternen, verschämten Wangen
Des grossen Kaisers Lieblingsfisch.

Doch mundet nicht dem Herrn der Bissen,
Ist's gleich ein selt'nes Leibgericht;
Er ruft, von Wehmuth hingerissen:
‚Wie ihr gelingt es keiner nicht!

Oft brachte sie mir diese Speise,
Die still von ihr bereitet ward,
Und lauschte kindlich, froh und leise —
O Emma, Emma, Eginhard!'

Da stürzten zu des Kaisers Füssen
Der muntre Wirth, die junge Frau,
Bedeckten seine Hand mit Küssen,
Mit heisser Thränen Perlenthau.

‚Du, Emma?' rief mit süssem Leben
Der grosse Kaiser freudenvoll.
‚Kommt an mein Herz, euch sei vergeben,
Vergessen aller Schmerz und Groll!'

Er nahm in seinen Arm sie beide,
Ward Emma anzusehn nicht satt,
Und nannt' im Rausch der Vaterfreude
Den kleinen Flecken Sel'genstadt.

Auf eine ungleich ausführlichere Bearbeitung endlich hatte der Herausgeber des Archivs die Liebenswürdigkeit mich hinzuweisen. Es ist eine Dichtung Hauswalds in 45 sechszeiligen Strophen, abgedruckt im Neuen Teutschen Merkur 1806, April, S. 237.[1]) Der Verfasser folgt

1) In einer Anmerkung des Herausgebers — das Gedicht war in dem Nachlasse des Verfassers gefunden worden — heisst es: „Es haben sich schon mehrere und zum Theil sehr genannte Romanzendichter unserer Nation an diesem Stoffe (man erinnert sich wohl noch der schönen Erzählung desselben, die der für unsere Litteratur unvergessene Sturz aus dem Chronico Laurishamensi davon gegeben hat, Schriften T. II. S. 294) entweder bewährt oder versündigt." Danach ist anzunehmen, dass mir noch einige ältere deutsche Bearbeitungen der Sage unbekannt geblieben sind.

der Lorscher Chronik, von der er nur in wenigen Puncten abweicht. So ist bei ihm das Verhältniss der liebenden ein reines, unschuldiges:

Und dennoch fühlten sie, wer wird mir's glauben?
Nichts als den Drang der reinsten Sympathie,
Und küssten, zwar so zärtlich, wie die Tauben,
Doch auch so fromm, so unschuldsvoll wie sie.
Gewesen wär' ein andrer freilich dreister,
Doch Eginhard war seines Herzens Meister (Str. 13).

Als der Kaiser in der Nacht die liebenden erblickt, lässt er Emma in ihrem Zimmer einschliessen und Eginhard verhaften. Letzterer wird an dem Erker, in welchem jene wohnt, vorbei in den Kerker abgeführt und dort in Ketten gelegt. Emma aber schreibt einen Brief an den Kaiser, worin sie alle Schuld auf sich nimmt, ihren Vater darüber aufklärt, wie rein ihr Liebesverhältniss zu Eginhard gewesen sei, und schliesslich Hand an sich zu legen droht, wenn ihrem geliebten ein Leid geschehen sollte. — Endlich sind bei dem Gerichte, das über die liebenden gehalten wird, die Räthe für harte Strafe, während sie in dem Lorscher Texte es ablehnen, in der Sache ein Urtheil zu fällen.

Die Sprache ist nicht immer sehr poetisch, wodurch der Eindruck der Dichtung stellenweise recht beeinträchtigt wird:

Und kostete es Kragen ihm und Kehle,
Am nächsten Abend ist er im Rondeele (Str. 11).

Da war nun freilich Holland sehr in Nöthen (Str. 22).

Die vierte Strophe lautet:

So tanzte bunt und kraus, trotz Bart und Mantel,
Um die Prinzessin manches Amtsgesicht;
Wie wenn in Welschland etwan die Tarantel
Beim Mittagsschlaf ein Dutzend Bauern sticht:
Doch gab's dabei auch manchmal derbe Spähne,
Denn alle machten Augen wie die Hähne.

Recht ungeschickt und überflüssig ist die letzte Strophe:

So gut als diesem wird es heut zu Tage
Wol keinem Schreiber auf der weiten Welt,
Die Väter führen eine andre Sprache:
Ist auch der Herr von Adel? hat er Geld? —
Und was ein Kaiser that, das thäte leider
In unsern Zeiten kaum ein reicher Schneider.

Endlich sind ein par Anachronismen untergelaufen:

Der Steuerrath vergass die Landesschulden (Str. 3).

Ein Blick nach ihm, ein Schlag mit ihrem Fächer
Verrieth ihm bald, wie lieb er Emma sei (Str. 8).

Auch sieht Papa noch endlich ohne Brille (Str. 10).

Erlangen, 14. Nov. 1886. H. Varnhagen.

Bd. 15 S. 61 ff. In meinen Mittheilungen über Hölderlin hatte ich es für unwahrscheinlich erklärt, dass Hölderlin, wie Schwab erzählt, auf der Rückreise von Bordeaux in seine Heimat Paris berührt habe. Da Schwabs sonstige Angaben über diese Reise, wie ich nachgewiesen, auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhen, meinte ich ihm in diesem Puncte um so weniger Glauben schenken zu dürfen, als für die Hinreise nach Bordeaux, wie Hölderlin seiner Mutter schreibt, ihm, als einem fremden, von der Obrigkeit in Strassburg ausdrücklich der Weg über Lyon angerathen ward und weil der für die Rückreise benutzte Pass nur die Weisung: „à laisser passer et librement circuler de Bordeaux à Strasbourg département du bas Rhin“ und kein anderes Visa als das des Maire von Strassburg enthält.

Nun aber ist von Herrn Gustav Scheidel, Vorsteher der Lateinschule zu Lauterburg im Elsass, in der „Strassburger Post“ vom 27. Nov. 1886 Nr. 329 aus dem Nachlass Leo von Seckendorfs ein Brief Hölderlins an diesen aus Nürtingen vom 12. März 1804 veröffentlicht, in welchem es u. a. heisst: „Die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben, so dass ich mehr darin studiren möchte.“ Hiernach könnte man versucht werden zu glauben, dass Hölderlin auf der Rückreise von Bordeaux in die Heimat in der That seinen Weg über Paris genommen habe. Wahrscheinlich ist es mir jedoch nicht. Denn in einem Briefe Hölderlins an Bohlendorf aus Nürtingen vom 2. December 1802 (s. Schwab, Fr. Hölderlins sämmtliche Werke Bd. II S. 86—88), in welchem er über seinen Aufenthalt in Frankreich aus frischer Erinnerung berichtet, erwähnt er nur „die Hütten des südlichen Frankreich“ und „die Gegenden, die an die Vendee grenzen“. Auch wo er in diesem Briefe von dem durch die Antiken empfangenen Eindruck redet: „Der Anblick der Antiquen hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst“ — — nennt er Paris nicht. Die Hinreise nach Bordeaux hatte er in winterlicher Jahreszeit zu Fusse gemacht. Am 30. December 1801 war ihm in Strassburg die Erlaubniss zur Weiterreise ertheilt worden, am 9. Januar 1802 hatte er Lyon erreicht, war von dort, wie er seiner Mutter schreibt, über die „überschneiten Höhen der Auvergne in Sturm und Wildniss“ gewandert, und am 28. Januar in Bordeaux eingetroffen, hatte mithin den Weg von Strassburg nach Bordeaux in 28—29 Tagen zurückgelegt. Die Vermuthung liegt nahe, dass er auf diesem Wege Vienne berührt habe und durch den Anblick der dort vorhandenen Antiken (s. Millin, Voyage dans les départements du midi de la France. Tome II. A Paris 1807. Chap. 36—38) begeistert worden sei.

Ueber die Gründe, welche Hölderlins anscheinend plötzlichen Aufbruch von Bordeaux veranlassten, herrscht ein Dunkel, welches heute schwerlich noch zu lichten sein wird. Jedesfalls aber müssen wir annehmen, dass er in einer krankhaften Stimmung schied, die kaum den

Wunsch, Paris zu besuchen, aufkommen liess. Zweifellos machte er, wie die Hinreise, so auch die Rückreise zu Fusse. Zwischen der Ausfertigung des Passes in Bordeaux und dem Strassburger Visa liegen ebenfalls 29 Tage. Sein Aufenthalt in Paris könnte daher jedesfalls nur von sehr kurzer Dauer gewesen sein. Und wäre sein Geist dort noch so lebendig und frei gewesen, um von den Antiken einen solchen Eindruck zu empfangen, wie er an Seckendorf schreibt, dann bliebe die Frage ungelöst, welche Einwirkungen darnach den armen getroffen haben konnten, dass er, nur wenige Wochen später, nach Waiblingers Erzählung bei Matthisson eintritt „leichenblass, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart, und gekleidet wie ein Bettler, und, als Matthisson ihn nicht erkennt, mit dumpfer, geisterhafter Stimme murmelt: «Hölderlin» und verschwindet".

Mir erscheint es daher ungleich wahrscheinlicher, dass zu der erwähnten Aeusserung Hölderlins in dem Briefe an Seckendorf ein nicht lange vorher erschienenes Kupferwerk den Anstoss gab: „Le Musée français, recueil complet des tableaux, statues et bas-reliefs, qui composent la collection nationale. Publié par Robillard-Peronville et Laurent. Tome I. A Paris XI = 1803." Dieser Band enthält nämlich in seiner 5. Abtheilung: „La table et les statues antiques" die Statuen des Musée Napoléon in Abbildungen, welche wol geeignet erscheinen in lichteren Zeiten, wie sie Hölderlin damals noch öfter beschieden waren, seine muthmasslich schon durch die Antiken in Vienne geweckte Aufmerksamkeit zu fesseln.

Berlin. Carl C. T. Litzmann.

Bd. 15 S. 209 f. Joh. Bolte hatte die Güte, auf die abweichende Fassung des „Dictamen australis vini proprietates explicans" hinzuweisen, welche sich im cod. lat. Monac. 4394 (ca. 1475) findet und von Wattenbach im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1879 Sp. 100 mitgetheilt worden ist. Der Dresdner Text ist neuerdings von Herm. Jos. Liessem in seinem „Bibliographischen Verzeichniss der Schriften Hermanns van dem Busche" (Progr. des Kaiser Wilhelm-Gymn. zu Köln 1887 S. 7), unter Verbesserung des „nequaquam" der vorvorletzten Zeile in „nequam", abgedruckt worden.

Bd. 15 S. 380 ist unter 1884 einzuschalten: Pommersche Lebens- und Landesbilder. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen von Hermann Petrich, Archidiakonus an St. Marien zu Treptow a. R. Zweiter Teil: Aus dem Zeitalter der Befreiung. Erster Halbband. Stettin, Léon Saunier's Buchhandlung. (Paul Saunier.) 1884. [S. 113 Brief Goethes an G. L. Kosegarten vom 14. Juli 1818, „Das so unterhaltende".]

# Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

